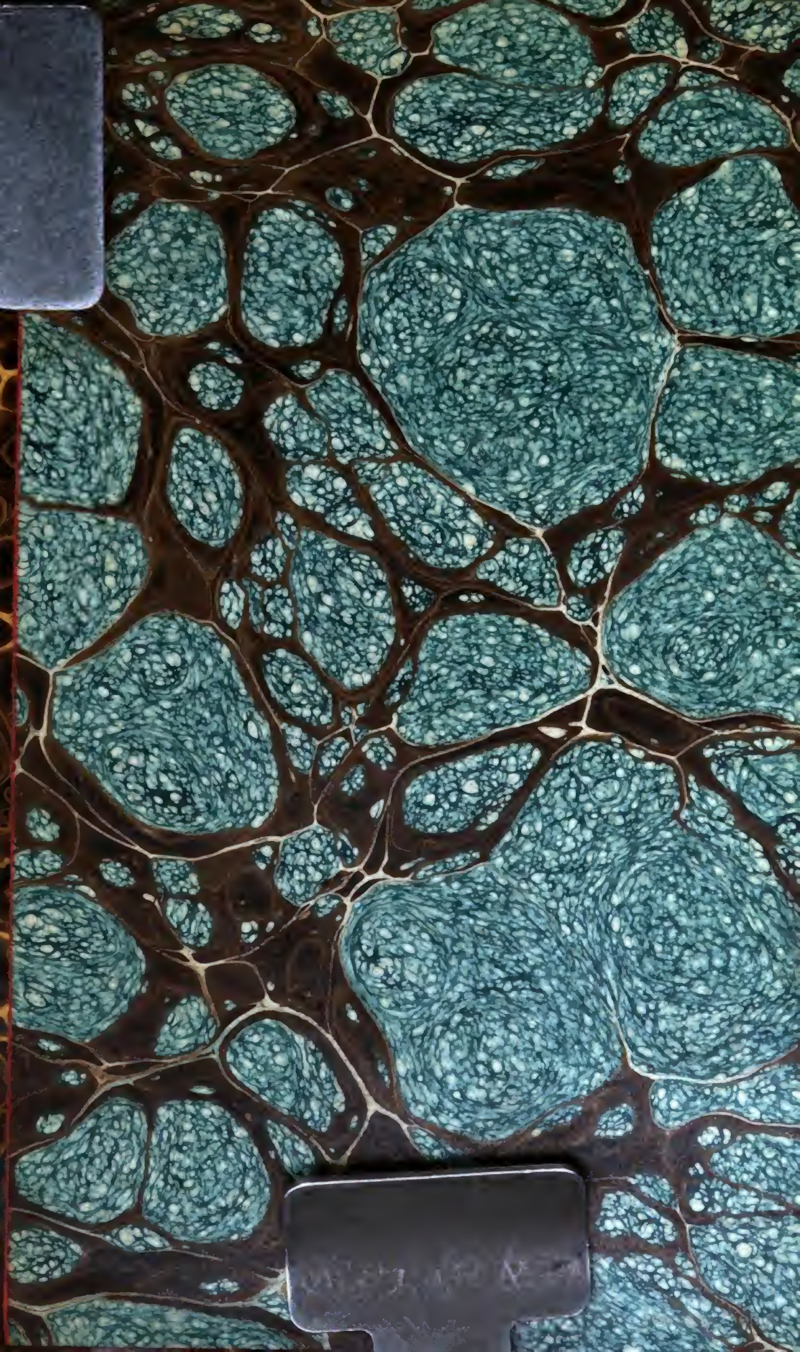
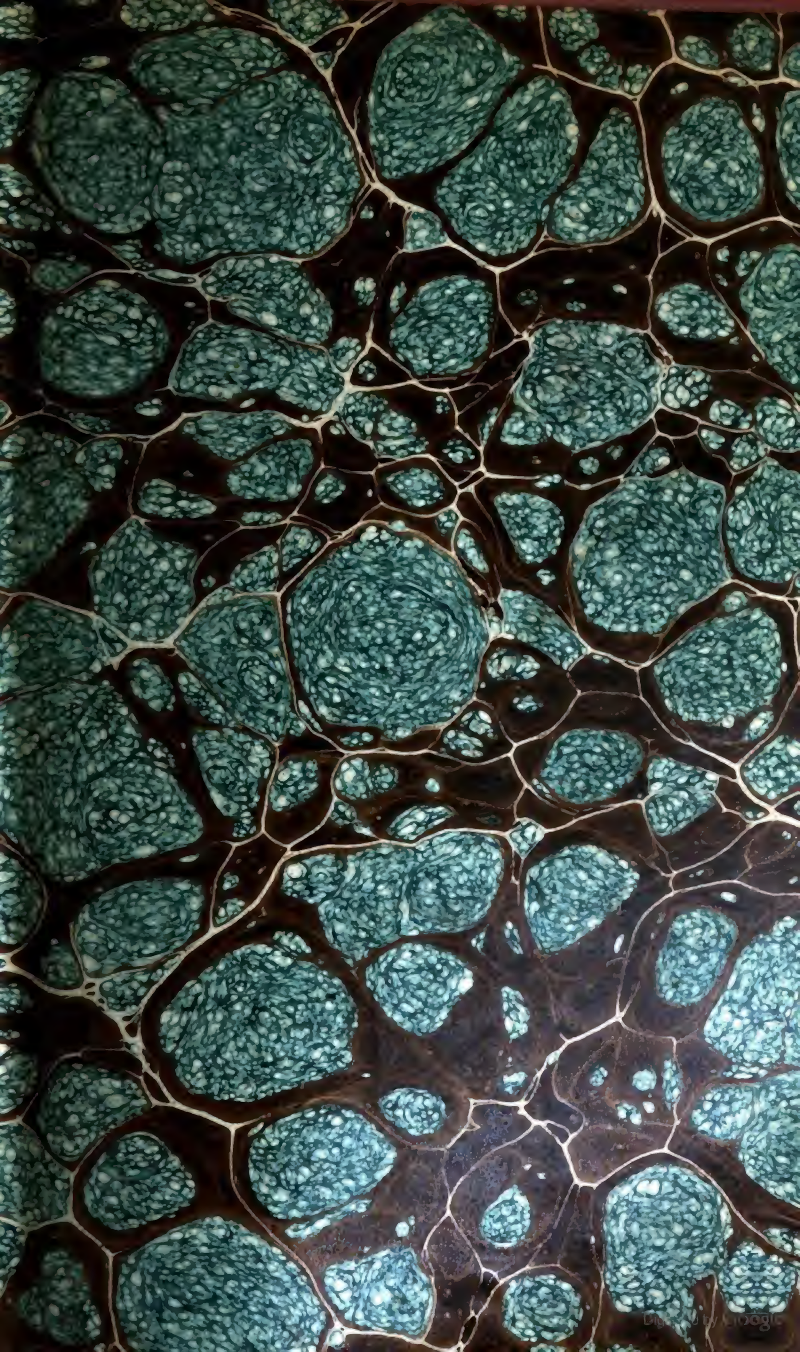
NEUER NEKROLOG DER DEUTSCHEN









Immermann.

Neuer Nekrolog der Deutschen.

— — — —
— — entflohen dem Erdball,
Lebte ihr Geist und Gemüth spätern Geschlechtern noch fort.
Mahlmann.



Achtzehnter Jahrgang, 1840.

Erster Theil.

Mit einem Porträt.

Weimar 1842.
Druck und Verlag von Bernh. Friedr. Voigt.

Als ich noch in demjenigen deutschen Staate lebte und wirkte, um den **Sie Sich** so unsterbliche Verdienste errungen haben, ja, der es nächst seinem hochsinnigen und Wahrheit wollenden, erhabenen Fürsten, wohl **Ihnen** ganz besonders zu verdanken hat, daß er jetzt durch seine gerechten und weisen Gesetze und Einrichtungen in so mancher Hinsicht als Muster dasteht und ein Gegenstand wahrer Befriedigung und großer Freude vieler wohlgesinnter Deutschen ist —, da waren **Sie** es auf **Ihrem** hohen Posten, der mich bei allen Unternehmungen, die ich im Interesse des Vaterlands, der Humanität und Aufklärung zu machen glaubte, ermunterte, begeisterte und mächtig unterstützte.

Seit 20 Jahren habe ich nun dieses Land verlassen, aber noch ist meine Erinnerung für solchen Schutz, für solches Wohlwollen nicht erloschen und längst schon würde ich **Ihnen** meinen Dank einmal aus der Ferne zugerufen haben, hätte ich nicht den Anschein meiden mögen, als leiteten mich bei **Ihrer** hohen Stellung Nebenabsichten, als fließe derselbe nicht aus seiner doch so lautern Quelle.

Jetzt aber, wo sich **Ew. Excellenz,** von so großen und langen Anstrengungen endlich ermü=

det, ruhmvoll von dem Ruder des Staats zurückgezogen und die Bewunderung und den Dank von Tausenden mitgenommen haben, ist der Zeitpunkt gekommen, wo ich den Gefühlen tief empfundener Pietät freien Lauf lassen, wo ich **Ihnen** meine Huldigungen erneuern darf und wo der reine Ursprung, dem sie entrinnen, keiner Deutung mehr unterworfen ist.

Ich wage dieses hiermit, nicht in dem Wahne, **Ihnen** durch diese öffentliche Anerkennung einen Dienst zu erweisen, sondern um mir selbst den Ruhm zu erhalten, zu allen Zeiten unter **Ihre** eifrigsten und begeistertsten Verehrer gehört zu haben.

Nur in diesem Sinne bitte ich **Ew. Excellenz** die Widmung des 18. Jahrganges des Nekrologs, dessen Gönner **Sie** von seinem Entstehen an gewesen sind, mit gewohnter Güte und Gewogenheit anzunehmen von seinem

Herausgeber und Verleger

Weimar im März 1842. **B. F. Voigt.**

Vorrede.

Unter den Zwecken, welche der Herausgeber nun seit 18 Jahren bei diesem Werke im Auge hatte, war es nicht der letzte, dazu beizutragen, das Gefühl deutscher Nationalität wieder zum Bewußtsein des deutschen Volks zu bringen, damit auch selbst für den Bewohner seines kleinsten Landes der Stolz gewonnen werde, sich einem der größten Völkerstämme der Welt beirechnen zu können. Wir haben es bis zum Jahre 1812 schwer empfunden, welches Unheil uns dieser Mangel an Nationalgefühl gebracht hat. Auch der 1813 erwachte heldenmüthige Geist der Ermannung und Gegenwehr führte, obschon er uns das Bewußtsein der Selbstständigkeit wiedergab, noch nicht zu dem einer deutschen Einheit und Allgemeinheit, aber immer emsiger und eifriger suchten wahre Patrioten, tüchtige Schriftsteller, Redner und Lehrer dieses Nationalgefühl hervorzurufen und zu kräftigen. Endlich machte solche inmitten der dreißiger Jahre durch die Begründung und allmähliche Erweiterung des großen deutschen Zollvereins einen mächtigen Fortschritt; die Schranken an den innern Grenzen fielen und die Fabrikanten und Handelsleute handelten und wirkten nun mit ihrem großen Anhange im

det, ruhmvoll von dem Ruder des Staats zurückgezogen und die Bewunderung und den Dank von Tausenden mitgenommen haben, ist der Zeitpunkt gekommen, wo ich den Gefühlen tief empfundener Pietät freien Lauf lassen, wo ich **Ihnen** meine Huldigungen erneuern darf und wo der reine Ursprung, dem sie entrinnen, keiner Deutung mehr unterworfen ist.

Ich wage dieses hiermit, nicht in dem Wahne, **Ihnen** durch diese öffentliche Anerkennung einen Dienst zu erweisen, sondern um mir selbst den Ruhm zu erhalten, zu allen Zeiten unter **Ihre** eifrigsten und begeistertsten Verehrer gehört zu haben.

Nur in diesem Sinne bitte ich **Ew. Excellenz** die Widmung des 18. Jahrganges des Nekrologs, dessen Gönner **Sie** von seinem Entstehen an gewesen sind, mit gewohnter Güte und Gewogenheit anzunehmen von seinem

Herausgeber und Verleger

Weimar im März 1842. B. F. Voigt.

Vorrede.

Unter den Zwecken, welche der Herausgeber nun seit 18 Jahren bei diesem Werke im Auge hatte, war es nicht der letzte, dazu beizutragen, das Gefühl deutscher Nationalität wieder zum Bewußtsein des deutschen Volks zu bringen, damit auch selbst für den Bewohner seines kleinsten Landes der Stolz gewonnen werde, sich einem der größten Völkerstämme der Welt beirechnen zu können. Wir haben es bis zum Jahre 1812 schwer empfunden, welches Unheil uns dieser Mangel an Nationalgefühl gebracht hat. Auch der 1813 erwachte heldenmüthige Geist der Ermannung und Gegenwehr führte, obschon er uns das Bewußtsein der Selbstständigkeit wiedergab, noch nicht zu dem einer deutschen Einheit und Allgemeinheit, aber immer emsiger und eifriger suchten wahre Patrioten, tüchtige Schriftsteller, Redner und Lehrer dieses Nationalgefühl hervorzurufen und zu kräftigen. Endlich machte solche inmitten der dreißiger Jahre durch die Begründung und allmähliche Erweiterung des großen deutschen Zollvereins einen mächtigen Fortschritt; die Schranken an den innern Grenzen fielen und die Fabrikanten und Handelsleute handelten und wirkten nun mit ihrem großen Anhange im

nicht mehr verschlossenen deutschen Nachbarstaate wie bisher im oft so beschränkten Heimathlande. Hätte Friedrich Wilhelm III. nichts für Deutschland gethan, als durch diesen großen Fortschritt nicht nur dessen Wohlstand, sondern auch dessen Annäherung und Vermischung seiner zahlreichen Volksstämme auf das Neue zu begründen, so würde er schon dadurch unsterblich geworden seyn, denn beruhete auch dieser Verein meist nur auf materiellen Interessen, so konnte es doch schwerlich einen mächtigern und wirksamern Hebel zur Verallgemeinerung so vieler deutschen Staaten geben.

Von nicht geringerer Wirkung waren die geistigen Motive, die durch das Staats- und ständische Leben bei uns rege wurden und welche sichtbar auf das Erwachen eines deutschen Gesammtgeistes und Gesammtinteresses hinwirkten. Wir fingen an, uns in Freud und Leid näher zu rücken, wir ehrten in Guttenbergs- und Herrmannsfesten gemeinschaftlich den allgemeinen deutschen Ruhm: unsere Aerzte, Naturforscher, Philologen, Chemiker und Pharmaceuten aus allen Richtungen trafen sich alljährlich an irgend einem interessanten Orte Deutschlands: unsere Kunst und Kunstausstellungen erhielten eine allgemeinere deutsche Tendenz und während uns so bei vielen Gelegenheiten deutsche patriotische Freudenfeste und ernstere Zwecke edelster Natur vereinigten, vergaßen wir auch nicht Leiden und Widerwärtigkeiten unserer deutschen Mitbrüder, wohnten sie auch jenseits der nächsten Grenzen, tief mit zu empfinden, uns durch das ihnen zugefügte Unrecht erregt und verletzt zu fühlen, und ihnen so nicht nur unsere regste Theilnahme zu widmen, sondern auch von vielen Seiten her thätige Vermittelungen, wenn auch vergeblich, zu versuchen und ihnen in ihrer cha-

rakterfesten und gesetzlichen Beharrlichkeit unsere Achtung zu zollen.

Nicht minder wirkte auch die Zusammenziehung mehrer deutschen Truppentheile, z. B. der Hessen, Würtemberger und Badner, der Hanseaten und Oldenburger auf den wachsenden deutschen Nationalgeist und die Fortsetzung solcher Vereinigungen (wie sie z. B. dermalen zwischen Kurhessen, Nassau und Sachsen im Werke seyn soll) wird demselben immer förderlich seyn und nach und nach immer mehr zu einer größern Verallgemeinerung und Egalität führen, so daß der Anblick unserer Macht und Stärke, unserer herrlichen Bundes-Armeen, das Herz des deutschen Patrioten immer mehr mit Stolz erfüllen, einen immer grelleren Kontrast mit unserer sonstigen bunten deutschen Reichsarmee bilden muß.

Seine größte Auferstehung feierte jedoch das deutsche Nationalgefühl beim Wechsel der Jahre 1840 und 1841, wo unsere westliche Grenze bedrohet schien. Kaum hatten unsere Fürsten eine Bewegung gemacht, ihre Völker zu den Waffen zu rufen, so verstummte plötzlich alle Unzufriedenheit und Klage im Innern. Man hatte nur ein Gefühl, das für deutsche Nationalehre, für die Erhaltung unsers Rheins und für Wehr nach Außen. Wenn auch diese Epoche die Geschichte nicht mit neuen Ereignissen bereichert hat, so ist sie doch in so fern von großer Wichtigkeit, daß sie die Deutschen ihrer Gesammtkraft, ihrer furchtbaren vereinigten Macht bewußt gemacht und daß sie dem Nachbar die Augen über die Frage geöffnet hat, ob es möglich sey, die Deutschen über ihre Nationalität zu einem Selbstempfinden zu bringen.

Aber diese Epoche hat auch unsern angestammten Herrschern bewiesen, daß die vermeinten Fortschritte einer französisch-revolutionären Propaganda in Deutschland nichts als Uebertreibungen und

Trugbilder verdächtigender, leider oft nur zu einflußreicher Volksfeinde waren, daß es nur einer feindlichen Demonstration von Außen bedurfte, um das deutsche Volk die wichtigsten innern Fragen (damals waren es die hannoversche und kölnische) augenblicklich vergessen zu lassen, um in geharnischter Treue für Fürst und Vaterland sich mit den Mächtigsten zu messen, und daß, wenn es Ernst zu werden anfängt und wenn es gilt, deutsche Redlichkeit und Treue, deutsche Begeisterung für Fürst und Vaterland niemals unzuverlässig werden und wanken wird.

Daraus und namentlich auch aus den glücklichen Folgen des deutschen Zollvereins, haben wir denn auch gesehen, daß der Geist einer allgemein-deutschen Ein- und Gesammtheit keineswegs diejenigen Pflichten und Gefühle beeinträchtigen kann, welche wir auf dem Grund und Boden unserer eigenthümlichen Geburtsländer als Staatsangehörige unsern angestammten Souveränen und unsern Gouvernements schuldig sind, sondern daß sich unsere speciellen Staats- und Unterthanenverhältnisse recht gut mit einem allgemein-deutschen Nationalgeiste vertragen und daß dieser nicht immer in dem nun schon längst verrauchten Imperialismus zu bestehen braucht. Demnach halte ich es für ein wahres Glück, daß sowohl unsere fast ganz gemeinschaftlich gewordene Zoll- und Handelsverfassung, die französischen Herausforderungen und andere Erscheinungen endlich die Zeit in Deutschland beschleunigt haben, in der sich Jeder, der in dem mehr und mehr erwachenden allgemein-deutschen Nationalgefühle revolutionäre Gespenster sehen wollte, nur lächerlich und verächtlich machen würde, und es gewährt mir eine große Freude, daß ich dieses für den Deutschen so erhebende Gefühl schon bei der Begründung des Nekrologs im Auge hatte. Denn er könnte, auch wenn alle diese Stämme,

welche durch ihre Sprache, Literatur, Sitten und Gebräuche zu dieser einen großen deutschen Nation gestempelt würden, — wenn sie nur eine staatliche Verfassung hätten, gar nicht anders seyn, als er von Anfang war. Er kehrt sich nicht daran, in welchem deutschen Staate seine Originale lebten, ja nicht einmal daran, ob sie der französischen, russischen, dänischen ꝛc. Krone angehörten, sobald sie nur Lief- und Curländer, Elsasser oder Schleswig-Holsteiner und in ihrem Ursprunge, ihrer Sprache und Literatur Deutsche waren. Wo sie in dem ungeheuern Umfange, der die beiden letzteren umschließt, gelebt haben, ist ihm ganz gleich, sie folgen sich, ohne Rücksicht auf Rang und Stand, nach der Chronologie ihrer Todestage, gleichviel ob sie Westphalen oder Oesterreicher, Badner oder Pommern, Minister oder einfache Bürger gewesen sind.

Daß nun ein Koloß, wie dieses Gesammt-Deutschland, welches nach den neuesten statistischen Angaben 39 Millionen Menschen zählt und sich dabei einer Kultur und Civilisation, wie wohl nur wenige Länder der Erde erfreuet, zu imponirenden nekrologischen Resultaten in quale et quanto führen muß, liegt in der Natur der Sache. Unter diesen imponirenden nekrologischen Resultaten verstehe ich die außerordentliche Menge mehr oder weniger ausgezeichneter Menschen, welche nur allein in dem Laufe eines einzigen Jahres in Deutschland sterben.

Nicht leicht aber ist es denkbar, daß der Stumpfsinn und die Gefühlstaubheit so weit gehen könnte, bei der Anschauung so vieler Größen nicht mit Stolz zu empfinden, wie sehr es uns erheben müsse, einer Nation anzugehören, die in allen Gattungen menschlicher Vollkommenheiten, Tugenden, Vorzüge, Kenntnisse und Geschicklichkeiten, die in allen Arten von Lebensberufen, sey es als Staatsmann, Krieger,

Gelehrter, Künstler oder Bürger, so zahllose und erhabene Beispiele, und zwar nur auf einer einjährigen Todtenliste, aufzuweisen hat.

Sehr oft schon haben es die Herren Kritiker der unermüdlichen (?) Sorgfalt des Herausgebers zugeschrieben, daß kein Land der Erde einen Nekrolog aufzuweisen habe, wie Deutschland!! — Aber Sie irren, meine Herren! dieses ist nicht das Verdienst des Herausgebers, es ist der Ruhm der wahrhaft großen Nation, von der es bewohnt wird, es ist die Thatsache, daß die Civilisation bei keiner andern diese Höhe erreicht hat, und daß Deutschland nach numerischen Verhältniß die mehrsten nekrologsfähigen Todten liefert (etwa nach dem Resultate der bisherigen Jahrgänge in beiden Abtheilungen $2\frac{1}{4}$ pro mille). Ich knüpfe an diese Betrachtungen die Hoffnung, daß bei dem in Deutschland mit jedem Jahre mehr steigenden Nationalgefühle auch die Theilnahme und das Interesse für sein wesentlichstes literarisches Nationalwerk immer mehr zunehmen möge, und daß es das deutsche Volk immer mehr seiner Nationalehre zuwider halten wird, daß sich dessen Herausgeber alljährlich von Neuem über den großen Mangel an Unterstützung und über seine sich jährlich wiederholenden Opfer beklagen muß, die er bisher nicht nur aus Liebe zur Sache, sondern auch ganz hauptsächlich deshalb gebracht hat, um den Schimpf von dem deutschen Volke abzuwenden,

> daß es seine Todten nicht ehre, und daß es seinen National-Nekrolog habe untergehen lassen.

Nachdem ich nun meine geehrten Leser mit dieser ein wenig episodischen Vorrede auf eine, von den

Vorreden der vorhergehenden 17 Jahrgänge etwas abweichende Art unterhalten habe, will ich die bisher so oft und so vergeblich berührten Umstände dieses Mal zur Abwechslung überschlagen. Nur dazu fühle ich mich gedrungen, meinem vieljährigen Mitredakteur, Herrn F. A. Reimann in Buttstedt, für seine immer mehr wachsende Wärme, Lust und Liebe, womit er das Werk zu fördern nicht aufhört, meinen lautesten Dank hier abermals öffentlich zu bezeugen und nun das gewöhnliche Resumé des gegenwärtigen Jahrgangs folgen zu lassen.

Die Zahl der Verstorbenen, deren derselbe Erwähnung thut, erreicht die noch nicht da gewesene Höhe von 1838 Personen (also abermals 147 mehr als im vorigen Jahre). Davon haben 422 in der ersten Abtheilung mehr oder weniger ausführliche Lebensbeschreibungen gefunden (41 mehr als im vorigen Jahre) und 1416 konnten in der zweiten Abtheilung nur kurz angezeigt werden. Unter den 422 ausführlicheren Biographien der ersten Abtheilung befinden sich 296 mit einem * bezeichnete Originalarbeiten (44 mehr als im vorigen Jahre), welche durch den Nekrolog zuerst zur Publicität kommen und welche nur durch ihn der Geschichte und der Nachwelt überliefert und erhalten werden: die übrigen 126 sind entweder aus öffentlichen Blättern oder aus einzeln erschienenen, meist nur localen Gedächtnißschriften, Leichenreden ꝛc. entlehnt worden. Von den 422 Biographien erster Abtheilung kommen nach unserer staatlichen Eintheilung 5 auf Anhalt — 10 auf Baden (4 Heidelberg) — 47 auf Baiern (17 München, 7 Würzburg) — 3 auf Braunschweig — 20 dänisch-deutsche Staaten — 8 freie Städte (Hamburg 4) — 19 Hannover (2 Göttingen, 4 Hannover) — 4 Kurhessen — 11 Großherzogthum Hessen — 33 auf die

beiden mecklenburgischen Großherzogthümer — 1 auf Nassau — 18 Oesterreich (8 Wien) — 15 Oldenburg — 100 auf die preußische Monarchie (19 Berlin, 8 Provinz Brandenburg, 8 Ost- und Westpreußen und Posen, 1 Pommern, 14 Rheinpreußen, 18 Prov. Sachsen, 18 Schlesien, 14 Westphalen) — 1 reußische Lande — 39 Königreich Sachsen (15 Dresden, 11 Leipzig) — 7 Sachsen-Altenburg — 3 Sachsen-Coburg-Gotha — 3 Sachsen-Meiningen — 16 Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach (6 Weimar) — 4 Schwarzburg (sämmtlich aus der Stadt Sondershausen) — 26 Schweiz — 10 Würtemberg (8 Stuttgart) — 19 Ausland.

Nach Stand, Beruf und Lebensverhältniß gehören die 422 Nekrologisirten folgenden Klassen an: 5 fürstl. Personen (wovon eine Schriftsteller war) — 37 Minister, Gesandte, Geheimeräthe, Staatsräthe, Präsidenten und Hofleute, worunter 8 Schriftsteller — 39 Generale, Admirale, Kriegshelden und andere Militärpersonen, wovon 4 Schriftsteller — 26 Bischöfe, Domherren, Prälaten, Kirchenräthe ꝛc., wovon 13 Schriftsteller — 54 evangelische Geistliche und Kandidaten, worunter 21 Schriftsteller — 13 katholische Geistliche, wovon 2 Schriftsteller — 25 akademische Lehrer, worunter 22 Schriftsteller — 19 Gymnasial- und Seminarlehrer, worunter 13 Schriftsteller — 13 Volksschulmänner, worunter 4 Schriftsteller — 30 Aerzte, worunter 16 Schriftsteller — 3 Apotheker, worunter 2 Schriftsteller — 1 dramatischer Künstler — 10 zeichnende Künstler, wovon 1 Schriftsteller — 5 Komponisten und Tonkünstler, wovon 3 ihre Kompositionen erscheinen ließen — 3 Postbeamte, wovon 2 Schriftsteller — 2 berühmte Gärtner, die beide geschrieben — 1 Missionär — 3 Forstbeamte, wovon 1 geschrieben — 73 Juristen und Staatsdiener, wovon 18 geschrieben

— 16 Bürgermeister und Magistratspersonen, wovon 3 Schriftsteller — 5 Steuer- und Rentbeamte — 3 Landammänner, wovon 1 geschrieben — 8 Mathematiker und Mechaniker, wovon 1 geschrieben — 1 Numismatiker — 4 Berg-, Hütten- und Salinenbeamte, wovon 2 geschrieben — 6 Naturforscher und Astronomen, wovon 3 geschrieben — 3 Bibliothekare, welche sämmtlich geschrieben — 6 Banquiers, Kaufleute und Fabrikanten — 8 Buch- und Musikalienhändler — 3 Buchdrucker und Formenschneider — 2 Lithographen — 3 Orgelbaumeister und Organisten, wovon 1 geschrieben — 8 Privatgelehrte, Dichter und Redakteure — 2 Privatleute — 1 Student und 13 Frauen, wovon 5 Schriftstellerinnen waren.

Unter den Biographisirten sind dieses Mal besonders bemerkenswerth: unter den fürstl. Personen: König Friedrich Wilhelm III., Elisabeth, Landgräfin v. Hessen-Homburg; — unter den Ministern und Diplomaten: Freih. v. Stein zum Altenstein in Berlin, Graf Clam-Martinitz in Wien, v. Malchus in Heidelberg, Bundestagsgesandter v. Trott, v. Einsiedel in Dresden, die beiden v. Carlowitz in Dresden und Coburg, Krüger in Schwerin, die berühmten schweizerischen Staatsmänner Stapfer (in Paris), Escher-Schultheß, Zeerleder, Herzog v. Effingen; — unter den Generalen und Militärpersonen: die Oesterreicher Mederer, Graf v. Becker, Graf Nostitz-Bienek (berühmt durch seine entscheidende Mitwirkung zum Siege bei Leipzig), die Preußen v. Tippelskirch, v. Schöler, v. Kraft, v. Gädecke und v. Baczko, Graf v. Alten in Hannover, Freih. v. Phull in Stuttgart, v. Hallberg in München, v. Bouchenröder in Darmstadt, v. Watzdorf in Dresden; — unter den Staatsdienern v. Stägemann

in Berlin, die Präsidenten v. Grolmann in Berlin, v. Gärtner in Naumburg, ferner v. Ulmenstein in Düsseldorf, Bethe in Reichenbach, Delius in Wernigerode, Leo in Posen, Schau in Mohrungen, Graf v. Mercy in Wien, Geheimerath v. Barbier in Ofen, v. Wirschinger und v. Utzschneider in München, Sündermahler in Würzburg, v. Memminger, v. Gros und v. Kerner in Stuttgart, Staatsrath Eggena in Fulda, Struckmann in Osnabrück, Georg in Oldenburg und v. Krosigk in Cöthen, geh. Regierungsrath v. Boyneburg-Lengsfeld in Weilar, Geheimerath Chop in Sondershausen, Obergerichtsrath Gedult v. Jungenfeld in Mainz, Senator Westphalen in Hamburg, die Schweizer Kaiser in Stans, Stapfer in Bern, Frey in Basel, Meier und v. Dürler in Zürich (Letzterer auch als Bergsteiger berühmt).

An namhaften Theologen heben wir aus: Fürstbischof Mayr in Klagenfurt, Hofburgpfarrer Pletz in Wien, Kapitular Graf v. Kesselstatt in Trier, die Superintendenten Linde in Danzig, Greiling in Aschersleben, Hesekiel in Altenburg, Ludwig in Helmstädt, Richter in Mitau und Grave in Riga, Holscher in Hannover, die Bischöfe v. Groß in Würzburg, und Fritz in Hildesheim, Prälat Königsdorfer in Donauwörth, Prälat Füglistaller in Lucern, Abt Denzler in Wettingen und den wegen seiner Freisinnigkeit verkannten katholischen Prediger Mannhardt in München. — Unter den akademischen Lehrern waren ausgezeichnet: v. Rotteck in Freiburg, Thibaut, Sebastian und Abegg in Heidelberg, Ottfried Müller und Dornedden in Göttingen, Wilken in Berlin, Bolken in Königsberg, Othm. Frank und Klee in München, Littrow in Wien, Mehmel und Loschge in Er-

langen, Niemeyer in Halle, Franke in Kiel, Beck in Rostock, Kuhl in Leipzig. — Unter den Medizinern und Naturforschern sind besonders merkwürdig: Olbers in Bremen, Blumenbach in Göttingen, Stieglitz und Mühry in Hannover, Gräfe und Rust in Berlin, Dietrich in Glogau, Lenhossek in Ofen, Pockels in Braunschweig, Struve in Dresden, Vogel in Baireuth, Olberg in Dessau und Heinecke in Bernburg, Schlegel in Meiningen, Steimmig in Mannheim, Harder in Radolphzell, v. Zöckell in Riga, v. Vogel in Kasan und Dr. Helfer in Bengalen. — Unter den Dichtern nennen wir: Immermann, Freih. v. Gaudy in Berlin, v. Reinhard in Zossen. — Bemerkenswerthe Schulmänner waren: die Direktoren Snethlage in Berlin und Maaß in Halberstadt, Professor Bujack in Danzig, Schulrath Wucke in Bützow, Jäger in Darmstadt, Präsident Schmitt und Professor Göldi in St. Gallen, Staatsrath v. Weiße in St. Petersburg. — Denkwürdige Tonkünstler: Paer in Paris, Bierey in Breslau. — Für das Drama ging in Eßlair seine schönste Zierde unter. — Maler: Ramberg in Hannover, Eckert in Würzburg, Elisa Friedrich und Apollonia Seydelmann in Dresden, Kadick in Prag, Pauline v. Schmerling (Oesterreichs Ruisdh) in Wien, Kreul in München, Blechen in Berlin. — Mathematiker und Mechaniker: Lohrmann in Dresden, Liebherr in München, v. Gerstner in Philadelphia. — Banquiers und Fabrikanten: v. Kaulla in Stuttgart, v. Hirsch in München, Feilner in Berlin, Vogt in Schwetzingen. — Sehr merkwürdig als Privatmänner waren noch Graf Pfaff v. Pfaffenhofen auf der Insel Oberwörth und der kunstliebende Graf Palffy v. Erdöd in Wien.

Unter den Frauen sind besonders bemerkenswerth: Christine Westphalen, geb. v. Axen, in Hamburg, Rosa Maria Assing, geb. Varnhagen v. Ense daselbst, Amalie v. Voigt, geb. Ludecus in Weimar und Anna Heinicke in Leipzig. Noch ist mit Auszeichnung zu nennen der Hofkaplan Schmidt in München, der noch vor der Zeit, als Sennefelder in München die wichtige Erfindung der Steindruckerei machte, in Stein zu ätzen angefangen hatte. — Ohne ein entscheidendes Urtheil aussprechen zu wollen, dürften im gegenwärtigen Jahrgange als Sterne erster Größe zu betrachten seyn:

Friedrich Wilhelm III.
Rotteck.
Olbers.
Blumenbach.
Thibaut.
Gräfe.
Ottfr. Müller.
Graf v. Alten.

Außer den vielen hinterlassenen Familiengliedern, welche auch zu dem diesmaligen Jahrgange des Nekrologs zahlreiche Notizen eingesendet haben, verdankt derselbe seine Vollständigkeit namentlich folgenden

geehrten Herren Mitarbeitern:

(In alphabetischer Folge.)

Herrn B. R. Abeken, Professor zu Osnabrück.
— Louis v. Alvensleben zu Leipzig.
— Dr. Arendt, Lehrer zu Dielingen.
— Oscar Berg zu Dresden.
— Pfarrer Bernet zu St. Gallen.
— Dr. C. Beschoren, Lehrer am Seminar zu Halberstadt.
— Dr. Albert Binder, Garnisonsprediger zu Ludwigsburg.
— Dr. A. v. Binzer zu Cöln.
— Advokat Bopp zu Darmstadt.
— C. Bornhak, Lehrer zu Naumburg.
— Major und Kammerherr, Freiherr v. Boyneburg zu Weilar.
— Dr. Fr. Brüssow zu Schwerin.
— Konsistorial-Assessor Adolf Bube zu Gotha.
— Arthur Buddeus, Gerichtsdirektor zu Leipzig.
— Viktor v. Carlowiz, Oberlieutenant zu Dresden.
— Karl Charitius zu Jena.
— Dels zu Hartroda.
— Dr. Heinr. Döring zu Jena.
— Vicedirektor Dolz zu Leipzig.
— Dr. med. Drey zu Würzburg.
— G. F. C. Ebart zu Sondershausen.
— Hofrath Dr. Eck zu Leipzig.
— Joh. Bernh. Eck, Doktor der Rechte zu Leipzig.

Herrn Eckstein zu Halle.
— Regierungsadvokat Jul. Eberwein zu Rudolstadt.
— Heinrich Graf v. Einsiedel zu Dresden.
— Superintendent Erdmann zu Zeitz.
— Friedrich Fiala, Vikar zu Solothurn.
— Dr. Emil Frey, Obergerichtspräsident zu Arlesheim bei Basel.
— R. Freytag, Oberlandgerichts-Assessor zu Sorau.
— Dr. J. Günther zu Jena.
— Dr. Guyet, Professor und Oberappellationsgerichts-Rath zu Jena.
— Geh. Sekretär Händel zu Weimar.
— Professor Häser zu Jena.
— H. Harrys zu Hannover.
— Zehentner Hasse zu Schneeberg.
— K. Heinzen zu Cöln.
— Regierungssekretär Hertel zu Weimar.
— Superintendent Heydenreich zu Weißenfels.
— Dr. G. P. Holscher zu Hannover.
— Adalbert Horn, Studios. jur. zu Jena.
— L. Huber-Schlatter zu St. Gallen.
— Oberbibliothekar Jäck zu Bamberg.
— Dr. Irmischer, Pfarrer zu Erlangen.
— Joh. Kabitsch, Dechant und Konsistorialrath zu Kappel.
— Dr. Keber, Lehrer zu Aschersleben.
— Joh. Kehrein, Gymnasiallehrer zu Mainz.
— Oberlieutenant v. Kempff zu Stuttgart.
— Oberlehrer Keßlin zu Wernigerode.
— Pfarrer Knaus zu St. Gallen.
— Appellationsgerichts-Direktor v. Korb zu Amberg.
— Pfarrer Kranz zu Wettesingen in Churhessen.
— Pfarrer Küchler zu Neustadt a. d. O.
— Joseph Lenhossek, Kandidat der Medizin und Chirurgie zu Ofen.
— Pfarrer Lettow zu Kirnberg.
— C. L. v. Littrow, Dir. Adjunktus der k. k. Sternwarte zu Wien.
— C. Löbecke, Kreisassessor zu Blankenburg am Harz.
— Kammer-Musikus Lobe zu Weimar.
— C. R. Löffler, Dr. med. et chir. zu Dresden.
— Dr. Lübker, Konrektor der Domschule zu Schleswig.
— Dr. Friedrich Lücke zu Göttingen.
— Hofrath und Professor Mädler zu Dorpat.

Herrn Pastor Max zu Osterode.
— J. C. J. von Melle, Pastor bei St. Lorenz zu Lübeck.
— Dr. Merleker, Professor zu Königsberg in Preußen.
— Dr. Meynert zu Wien.
— Stabsarzt Dr. H. S. Michaelis zu Berlin.
— Fr. Aug. Milhauser, königl. sächs. Rechnungsrath zu Dresden.
— Kanzleirath E. Müller zu Weimar.
— Professor Nägelsbach zu Nürnberg.
— E. Nolte zu Hamburg.
— Albert Graf v. Nostitz zu Prag.
— Prediger Obenaus zu Greifenberg.
— Mag. Peschek, Diakonus zu Zittau.
— Metropolitan Petri zu Fulda.
— Professor Preuß zu Berlin.
— Professor Rappenegger zu Mannheim.
— Land= und Stadtgerichts=Direktor von Reiche zu Langensalza.
— Stadtkämmerer F. A. Reimann zu Buttstedt.
— Regierungsrath Richter zu Dessau.
— R. Richter, Lehrer an der Realschule zu Saalfeld.
— Dr. H. von Rotteck zu Freiburg.
— Th. Saal, Pastor zu Oberweimar.
— Dr. med. J. J. Sachs zu Berlin.
— Landesdirektions=Rath Schambach zu Weimar.
— Pastor Schickedanz zu Salzdetfurth.
— Pastor prim. Schläger zu Hameln.
— Obersekretär Schmid zu Trier.
— Geh. Ober=Regierungsrath v. Schmieden zu Halle.
— Pastor W. Schönichen zu Bernburg.
— Oberkriegsrath v. Schönlin zu Stuttgart.
— Privatgelehrter Dr. H. Schröder auf Crempdorf bei Glückstadt.
— M. K. Schulteß, Lehrer an der Knabenschule bei St. Sebald zu Nürnberg.
— Schultheß=Landolt zu Zürich.
— P. H. Sillig zu Dresden.
— Franz Söltl, Professor zu München.
— Th. Stapfer zu Bern.
— Hofrath Strackerjan zu Oldenburg.
— Dr. Tafel, Universitäts=Bibliothekar zu Tübingen.
— Stadtkaplan G. H. Thiem bei St. Martin zu Bamberg.

Herrn Forstkommissär **Thon** zu Erfurt.
— Rob. v. **Trebra** zu Wolferstedt.
— Geh. Rath und Oberpräsident Freiherr v. **Vincke** zu Münster, Excellenz.
— F. **Vogel**, Sekretär zu Zürich.
— Ober-Regierungsrath v. **Westphalen** zu Trier.
— Konrad **Wyß-Escher** zu Zürich.
— Dr. **Karl Zange** zu Sondershausen.
— Dr. **Zehmen** zu Leipzig.
— Gymnasiallehrer Dr. **Zober** zu Stralsund.

Berichtigungen zum 16. Jahrgange.

Seite 74. Nr. 30. Ploß. Seinen Sinn für landwirthschaftliche Verbesserungen bekundet, daß er auf seinem Landgute im Dorfe Schönefeld bei Leipzig eine kleine Heerde echter thibetanischer Ziegen hielt. Für seine Person gehörte er zu den geachtetsten Theilnehmern an dem weltberühmten Leipziger Bankierhause Frege u. Comp.

— 132. Nr. 50. v. Alvensleben hieß mit den Vornamen Carl Wilhelm Ludwig Rudolph, war aber nicht, wie hier gesagt wird, Domherr zu Merseburg, sondern Domkapitular zu Halberstadt, was ihm ein jährliches Präbendeneinkommen von 3000 Rthlr. gewährte. Im J. 1805 gab es übrigens noch keinen königl. preuß. St. Johanniterorden, sondern es bestand damals noch der wirkliche Johanniterorden der Baley Brandenburg.

— 210. Z. 21 v. o. für „für" l. für sich.

— 214. Z. 22 v. o. nach Compastor füge hinzu: zu Kellingen.

— 313. Z. 3 v. o. nach verstanden setze das Zeichen ".

— 339. Z. 20 v. u. Meinfeld l. Reinfeld.

— 340. Z. 5 v. o. Gleist l. Gleiß.

— 340. Nr. 110. Die österr. gräfl. Familie heißt von Sellern und Aspang aber nicht Asperg.

— 352. Z. 4 v. o. Keitnin l. Keitum.

— 352. Z. 9 v. o. Gottdorf l. Gottorf.

— 491. Z. 11 v. o. an l. auf.

— 493. Nr. 163. Johann Heinrich Wieland, Bürgermeister in Basel, war Doktor beider Rechte. Er hatte eine lange Reihe von Jahren bei der Baseler Hochschule das Amt eines (Universitäts-) Kanzlers bekleidet. Als schweizerischer bevollmächtigter Gesandter auf dem Wiener Kongresse wußte er sich das Vertrauen des Kaisers von Oesterreich in einem so hohen Grade zu erwerben, daß Franz I. ihn, mit seiner männlichen und weiblichen Nachkommenschaft, in den Freiherrnstand des österreichischen Kaiserthums erhob. Das ihm verliehene freiherrliche Wappen ist nicht nur beschrieben, sondern auch abgebildet in Mark. Lutz baslerischem Bürgerbuch. Basel 1819. S. 376.

— 506. Nr. 169. C. A. S. Freiherr v. Seckendorff war Domkapitular zu Halberstadt, doch bezog er als Inhaber einer sogenannten Extranumerar-Präbende erst eine Revenue von 647 Rthlrn.

— 706. Nr. 247. Klewiz. Erwähnung verdient hier eine für die Freunde und Verehrer des Jubilars in Magdeburg mit typographischer Pracht gedruckten, mit Bildnissen, Facsimile rc. versehene Schrift, betitelt: „Zur Erinnerung an das funfzigjährige Amtsjubiläum Sr. Excellenz des Herrn Dr. Wilhelm Anton v. Klewiz am 9. Mai 1833, in gr. 4."

— 886. Z. 11 v. u. Hvis l. hvis.

— 886. Z. 9 v. u. Lodsning l. Laesning.

— 887. Z. 2 v. o. Mord l. Nord.

— 1118. Nr. 917. Der als Volksdichter im Luzerner Dialekte bekannte Dekan des Hochdorfer Kapitels Jost Bernhard Häffliger war 1759 geboren und seit 1793 Pfarrer in Hochdorf, Kanton Luzern in der Schweiz.

Seite 1120. Nr. 952. von Heß war Doktor beider Rechte.
— 1136. Nr. 1148. v. d. Schulenburg nicht auf Priemen, sondern auf Priemern. Im St. Johanniterorden ward er unter dem 24. April 1787 auf die Commende Lagow expectivirt (eingeschrieben) und am 4. Juli 1800 investirt, d. h. in Sonnenburg zum Ritter geschlagen.
— 1137. Nr. 1165. In Neuburg gibt es keine eigene deutsche Kirche, sondern die dortige deutsche Gemeinde bedient sich der untern Kirche der französischen Stadtgemeinde.
— 1153. Nr. 1355. Der Freiherr Kroyher von Helmfels hieß mit Vornamen Karl. Er war früher Militärkommandant zu Linz und zweiter Inhaber des Kürassierregiments Nr. 3 gewesen und besaß das Kommandeurkreuz des Civilverdienstordens der königl. baier. Krone.
— 1169. Nr. 1543. Das hier gemeinte, am 31. December 1838 zu Zürich gestorbene Mitglied des dortigen Kirchenrathes heißt Georg Finsler.

Berichtigungen zum 17. Jahrgange.

Seite 93. Z. 15 v. u. Her. l. Heer.
— 94. Z. 1 v. o. indem l. und dem.
— 410. Z. 11 v. u. Diss. l. Diss.
— 626. Z. 7 v. u. lieferte l. hat .... geliefert.
— 842. Z. 6 v. o. Phisistrat l. Pisistrat.
— 842. Z. 10 v. o. Zösimi l. Zosimi.
— 843. Z. 10 v. u. Prenz l. Preez.
— 847. Z. 10 v. o. Mortorf l. Nortorf.
— 930. Z. 19 v. o. Brodeschen l. Brodersen.
— 990. Z. 13 v. u. Hoseldorf l. Haseldorf.
— 990. Z. 11 v. u. Borchast l. Borchert.

Register zum 18. Jahrgang (1840).

Anmerkung. Die mit größeren deutschen Zahlen Bezeichneten stehen in der ersten Abtheilung und haben theils ausführlichere, theils kürzere Lebensbeschreibungen. Die mit kleinen deutschen Zahlen gehören der zweiten Abtheilung an, welche selten mehr als Geburtsjahr, Sterbetag und Literatur nachweist und als eine bloße Ergänzungsliste der ersten Abtheilung zu betrachten ist.

(Nach der Nummer, nicht nach der Pagina zu suchen.)

röder, Generalmajor zu Darmstadt 24. Bourguet, Ober-Steuerkontrolleur zu Breslau 1687. v. Bouverot, Landgerichts-Assessor zu Düsseldorf 1320. Freih. v. Boyneburg-Lengsfeld, geh. Regierungsrath zu Weilar 376. Boysen, Compastor zu Altona 1398. Boysen zu Schleswig 733. Bracht, Regierungsrath zu Düsseldorf 226. Brandt, Kammerrath zu Weimar 319. Brandt, pens. Kapitän zu (?) 1080. Brandenburg, Hofrath zu Berlin 1689. Brandenburg, Mädchenlehrer zu Wilsnack 877. v. Branka, quiesc. Appellationsgerichts-Rath zu München 1668. Bratschek, Schullehrer zu Marinan 1017. Brauhard, Pfarrer zu Schönau 1747. Braun, Kapitän zu (?) 1088. Braunschweig, Landgerichts-Rath zu Danzig 1525. Breck, Unterlieutenant zu (?) 1423. Breiter, Hofgärtner zu Leipzig 922. Breitkopf, Justizamtssekretär zu Gröbnig 1816. Dr. Brendel, Domkapitular zu Bamberg 281. Brenner, Legationsrath zu Regensburg 949. Brera, Arzt zu Venedig 1544. Freih. v. Bretfeld-Kronenburg, Feldmarschalllieutenant zu Freiwaldau 205. Dr. Bretschneider zu Riga 1101. Breuer, Schullehrer zu Radziunz 1444. v. Breuning, pens. Rittmeister zu Eßlingen 1010. Brewer, Professor zu Düsseldorf 1393. Graf v. Brokdorff, dän. Konferenzrath zu Hamburg 1054. v. Brückner, Hofrath zu Wenden 460. Brütt, Advokat zu Meinersen 1463. Brunier, Kaufmann zu Schwerin 1048. Brunner, Gerichtsstatthalter zu Klussen 648. Buchan, Unterlieutenant zu (?) 1321. Bucher, pens. Oberstlieutenant zu Luzern 602. Bucher zu Worms 1046. Bucholz, Senator zu Plau 1664. Buchta, Pfarrer zu Loffkowitz 1697. Buchwald, Pastor zu Pontwitz 1783. Baron Budberg, dän. Oberst zu Budbergshof 1416. v. Buddenbrock, Oberst zu Magdeburg 1410. Buderus, Bergrath auf Friedrichshütte bei Solms-Laubach 81. v. Bülow, Oberforstmeister zu Blankenburg 3. v. Bülow, quiesc. Kreisdirektor zu Grunau 1739. v. Bülow, Oberstallmeister zu Schwerin 191. v. Bülow, Drost zu Wismar 596. Büttner, ehemal. Rathsherr zu Leal 806. Graf Bukuoky, Kämmerer in Mähren 1584. Bujack, Gymnas.-Professor zu Königsberg 212. Bullée, Oberstlieutenant zu (?) 423. Reichsgraf v. Burghaus, Major a. D. zu Mühlatschütz 1028. von Burghoff, Generalmajor a. D. zu Breslau 1671. v. Burgsdorf, Oberst zu Polgsen 1590. Burret, Justizrath zu Koblenz 1424. Busch zu Kronprinzenkoog 1313. Busse, Superintendent zu Pattensen 306. Bußler, geh. Hofrath zu Berlin 1705. Dr. Buttmann, Kreisphysikus zu Küstrin 1700. Calow, Justizrath zu Stettin 1488. Camesaska, Domänenrath zu Lampertheim 229. Freih. v. d. Capellen zu Darmstadt 1149.

zu Strehlitz 1376. v. Gerstner, Professor zu Philadelphia 139. Gertler, Hofkammerrath zu Wien 1200. Gerzema, Prediger zu Tergast 847. Dr. Geß, Stadtpfarrer zu Reutlingen 185. Geyder, Pastor zu Schandau 1145. Geyer, pens. Stadtrichter zu Landshut 1221. Geyler, Rathsassessor zu Ronneburg 1591. v. Gfug, Major a. D. zu (?) 671. van Ghemen, Notar zu Wadern 672. Giesenhagen, Prediger zu Hohen-Mistorff 134. Gillet, pens. Kriegsrath zu Berlin 1291. Gimmerthal, Gymnas.-Professor zu Sondershausen 71. Gitt, Rath zu Eisenberg 248. Gitzler, Pfarrer zu Groß-Kottulin 1725. v. Glaser, pens. Generalmajor zu Breslau 1147. Gläser, Senator zu Altenburg 1612. Gläser, Lehrer zu Hannover 1559. Glaser, Kantor zu Lindenhayn 1799. v. Glasenapp, Titularrath zu Werro 1773. v. Glöden, Major auf Gribow 1541. Gneib zu Schwerin 1527. Gniew, ehemal. Apotheker zu Quickendorf 629. v. Goddentow, Major a. D. zu Saalfeld 1650. Dr. Göbel, prakt. Arzt zu Sondershausen 383. v. Göben, Sekondlieutenant zu Hannover 713. Göckel, Pfarrer zu Suttrop 225. Göhlich, Kantor zu Rosnig 1310. Göhring, Rektor zu Ronneburg 414. Göldi, Professor zu St. Gallen 362. Dr. Göring zu Potsdam 1516. Görlich, Lehrer zu Breslau 1141. Görne, Hofrath zu Berlin 1307. Götze, Landrichter zu Reetz 863. Göz, Rektor zu Nürnberg 36. Goffart, Friedensrichter zu Wachtendonk 1528. v. Goldacker, Oberstlieutenant zu Dresden 1708. v. Gontard, Hauptmann zu Münster 1179. v. Gostowski, Major zu Brandenburg 1339. Gotthold, Premierlieutenant zu (?) 497. Gottschling, Stadtrichter zu Prausnitz 505. Dr. Gottwald, Bataillonsarzt zu Bielefeld 1128. Grack, Lieutenant zu Berlin 455. Dr. von Gräfe, Generalstabsarzt zu Berlin 230. Gräsner, Kreissteuereinnehmer zu Pol.-Wartenberg 1341. Graf, Stadtpfarrer zu Ingolstadt 60. Dr. med. Graf zu Lauenstein 588. Graf, Kassier zu St. Gallen 1827. Graffunder, Kreisjustizrath zu Küstrin 1594. Grau, Buchhändler zu Hof 365. Graulich, Pfarrer zu Altstadt 603. Graun, Pfarrer zu Beicha 1209. Dr. Grave, Konsistorialrath zu Riga 19. Freih. v. Gravenreuth, Regierungsrath zu Regensburg 831. Gregor, Tambour zu Memel 673. Dr. Greiling, Superintendent zu Aschersleben 135. Greul, Pfarrer zu Feucht 1656. Grevel, Wegebaumeister zu Hagen 1129. Grieshammer, Oberlieutenant zu Straubing 1743. M. Grimm, Oberprediger zu Niemitzsch 401. Grimm, Polizei-Distrikts-Kommissar zu Rawicz 1401. M. Grohmann, Schloßprediger zu Augustusburg 1769. v. Grolmann, geh. Obertribunal-Präsident zu Ber-

lin 322. v. Gros, geh. Rath zu Stuttgart 334. Freih. v. Groß zu Trockau, Bischof zu Würzburg 110. Groß, Apotheker zu Dresden 579. Großer, Forstrendant zu Kotzenau 1377. v. Grothuß, Landrichter in Liefland 1616. v. Grotthuß, pens. Kapitän zu (?) 1229. Grunert, Buchdrucker zu Halle 219. Freih. v. Gruttschreiber, Lieutenant a. D. zu Dirschel 1387. Gschwend, Pfarrer zu Seifarthsdorf 854. Gude, Schuldirektor zu Dresden 1176. Günther, Schullehrer zu Altewalde 546. Günther, emer. Rektor zu Oederan 1506. v. Günzler, geh. Rathskanzlei-Direktor zu Stuttgart 427. Guiguer, General zu Lausanne 1828. Guldimann, Altlandvogt zu Solothurn 1577. Gulitz, Schullehrer zu Reitzen 1089. Gumpert, Kantor zu Kunnersdorf 1276. v. Gundlach, Rittergutsbesitzer zu Rumpshagen 494. Gutbier, Pfarrer zu Pferdingsleben 379. Haase, pens. Hofmusikus zu Ludwigslust 1108. Haberkern, Seminarlehrer zu Breslau 1395. Hackemeßel, Auktionsverwalter zu Oldenburg 1829. Freih. von Hallberg, Generallieutenant zu München 303. Häberli, Sekretär zu Zürich 390. Häger, Prediger zu Slate 195. Hähner, Pfarrer zu Hohenfelden 183. Hänisch, Regierungsrath zu Collberg 803. Härtel, Kantor zu Glatz 1550. v. Häseler, pens. Rittmeister zu (?) 644. Häser, Hofschauspieler zu Kassel 1830. v. d. Hagen auf Nakel, Kreisdeputirter zu Berlin 531. Hahn, Landgerichts-Assessor zu Weißmain 532. Hahn, Oberlehrer zu Wrietzen 1083. v. Hake, Major zu Berlin 1244. Hake, Gutsbesitzer zu Ohr 547. Halbritter, Kapitänlieutenant zu (?) 674. Hallbeck, Bischof zu Capstadt 1701. Freih. v. Hallerstein, Oberkriegsrath zu Stuttgart 445. Hammerich, Konferenzrath zu Kopenhagen 568. v. Hann, Generalmajor zu Grochwitz 1598. Hanssen, Prediger zu Gleschendorf 298. v. Hanstein, Oberst zu Henfstädt 491. Graf zu Hardenberg-Reventlow, dän. geh. Konferenzrath zu Hamburg 1474. Graf Hardenberg, Oberhofmeister zu Hannover 537. Dr. Harder, geh. Hofrath zu Radolphszell 115. Härff, Vicekonsul zu Windau 1482. Harland, Arzt zu Berlin 879. v. Harling, Drost zu Hannover 495. v. Harnach, Oberst zu Prag 969. Harnisch, Justizkommissar zu Mücheln 548. M. Harpprecht, Pfarrer zu Stuttgart 1314. M. Hartmann, Pastor zu Gorlosen 268. Dr. med. Hartmann zu Rochlitz 889. v. Hartwig, Major zu Nienburg 1315. Hasse, Apotheker zu Chemnitz 45. Haugk, Advokat zu Borna 1547. Hausen, dimitt. Kapitän zu Riga 1305. Hausreiter, Domkapitular zu Passau 807. Hecht, Oberlandgerichts-Rath zu Halberstadt 43. Hecker, Prediger zu Hansfelde 1522. Hecklmann, Hofsekretär zu Wien 881.

lieutenant zu Riga 1335. Saalfrank, Professor zu Regensburg 218. Dr. Sabat, Regimentsarzt zu Wesel 1758. von Sack, Rittmeister a. D. zu Breslau 859. Sack, Amtmann zu Nürnberg 464. Sänger, Oberamtmann zu Schmölln 1486. v. Sättelin, Oberförster zu Sigmaringen 590. Sager, Hofzahnarzt zu Schwerin 876. Freih. v. Sala, Kämmerer zu Ollmütz 689. Graf v. Salis-Zizers, geh. Rath zu Wien 127. Sallbach, Regierungsrath zu Stettin 1803. v. Sandbeck, Erbherr zu Sandbeck 1036. Sander, Kanzleidirektor zu Stettin 775. Sandmann, Komponist zu Warschau 380. v. Sarnowski, Oberst zu (?) 521. Dr. v. Sartorius, ehemal. Professor zu Visé 475. Sassen, Oberappellationsgerichts-Rath zu Celle 1759. Sauer, Pfarrer zu Neukirch 12. Freih. von Sauer, quiesc. Kollegialdirektor zu München 1790. Dr Sauter, Medizinalrath in Thurgau 1710. Sayger, Staatsrath zu St. Petersburg 984. Schade, Staatssekretär zu Dresden 622. v. Schaden, Oberlieutenant zu München 402. v. Schade-Salvey, Artilleriemajor zu Bad Nenndorf 1272. Dr. Schäfer, Konsistorialrath zu Ansbach 1580. Dr. Schäfer, emer. Physikus zu Colditz 1262. Schäfer, Kreisgerichts-Rath zu München 1330. Schaffhauser, Altlandammann zu Andwyl 355. Scharden, Kriegsrath zu Berlin 1171. Schascheck von Mezihursch, pens. Hofrath zu Wien 1367. v. Schau, Landrath zu Mohrungen 168. Schau, emer. Schullehrer zu Lindig 1203. Schaumann, Konsistorialrevisor zu Hannover 1595. Schaumann, Oberstlieutenant zu Harburg 701. Freih. von Schaumberg, Oberst zu Darmstadt 501. v. Scheffer, Kapitän zu Rastenburg 788. Scheffer-Boichorst, Oberlandgerichts-Assessor zu Warendorf 1119. Scheibe, Bürgermeister zu Ujest 732. Scheiblein, geistlicher Rath zu Schmerlenbach 97. Scheibler, Prediger zu Montjoie 108. Scheibler, Justizamtmann zu Marienwalde 1673. Scheidemantel, Pfarrer zu Schopfloch 1487. Schele, Major zu Groß-Eichlingen 1598. Freih. v. Schenk zu Schweinsberg, Landrath zu Hungen 9 6. Scheppelin, Hofrath zu Arlesheim 1. Scheuffler, Accisinspektor zu Annaberg 1407. Scheyder, pens. Landarmenhausarzt zu Wittstock 1133. v. Schick, Sekondlieutenant zu (?) 429. Baron Schieck, Unterlieutenant zu (?) 1214. Schieder, Oberappellationsgerichts-Rath zu München 779. Schiedermayr, Organist zu Linz 26. Schiedewitz, Steuerrath zu Liegnitz 930. Schießl, Bürgermeister zu Sulzbach 1741. Schilbach, Rektor zu Adorf 904. Schilling, Stadtrichter zu Pegau 1795. Dr. Schindler, Rathsherr zu Mollis 1532. Graf v. Schirnding, Schriftsteller zu Prag 1820. v. Schkopp, pens. Major zu Breslau 759. Schläpfer, Rathsherr zu Speicher 282. Schlar-

* * * *

Hauptmann zu Schweidnitz 586. v. Sicherer, Studienlehrer zu Eichstätt 664. Dr. Siebeneicher, Hofapotheker zu Groß=Breitenbach 999. Siebenwurst, Oberappellationsgerichts=Rath zu München 200. Dr. Siegfried zu Pirna 433. Siegmund, Kammerrath zu Adendorf 1647. Siemens, Landgerichtsrath zu Osterwiek 1120. Sievert, Landgerichtsassessor zu Ebermannstadt 1572. v. Silbermann, Rittergutsbesitzer zu Straß 695. Simson, Aebtissin zu Regensburg 470. Sinz, Oberkirchenrath zu Stuttgart 1347. Sittmann, Maler zu Cöln 573. Sleutel, Superintendent zu Snurhusen 955. Smola, Pfarrer zu Chechlo 1160. Snethlage, Gymnas.=Direktor zu Berlin 340. Sommerlad, pens. Major zu Butzbach 640. von Sonnenberg, pens. Major zu Heilbronn 1633. de Souviny, Rechn.=Rath zu Wien 1573. Dr. med Spindler zu Eisenberg 1608. Sotzmann, Kriegsrath zu Berlin 257. van Spankeren, Superintendent zu Eupen 74. Speer, Kaplan zu Neiße 665. Spendou, Domprobst zu Kernberg 476. Sperr, aggr. Major zu (?) 1199. M. Spitzner, Pfarrer zu Crossen 1737. Sporleder, Pastor zu Polle 490. Sprengel, Rektor zu Berlin 507. Springefeld, Amtmann zu Neubrandenburg 1619. Springer, Advokat zu Leipzig 190. Springer, Advokat zu Frohburg 1266. Dr. Staacke, prakt. Arzt zu Neustadt 113. Stache, Premierlieutenant a. D. zu Breslau 1318. Stadtmüller, Oberlieutenant zu (?) 986. v. Stägemann, geh. Staatsrath zu Berlin 363. Stahlecker, Kantor zu Dassow 1273. Stammer, Kriminalregistrator zu Bützow 1458. Stanjeck, Justizkommissar zu Ratibor 661. Stapfer, Staatsrath zu Bern 162. Stapfer, helvet. Minister zu Paris 119. Stapfer, Probst zu Baden 956 Dr. Stapfer, Pfarrer zu Maikirch 1521. C. S. H. Starke, Privatlehrerin zu Oldenburg 373. Dr. Starke, Landrath a. D. zu Kleinlauchstädt 1180. v. Starkenkampf, Platzhauptmann zu Wien 1649. von Starkloff, Oberstlieutenant zu Stuttgart 1195. M. Stauß, Oberprediger zu Triebel 1274. Steck, Dominialrath zu Wallerstein 947. Stegmann, Amtsrath zu Gaulau 513. Dr. Steimmig, Medizinalrath zu Mannheim 91. Freih. v. Stein zum Altenstein, geh. Staatsminister zu Berlin 189. Steinbart, Direktor zu Züllichau 1139. Steinbeck, Berggerichtsrath zu Waldenburg 686. Steindl, Gerichtshalter zu Eurasburg 702. Steindl, Stadtgerichtsrath zu Regensburg 407. Steiner, Baurath zu Weimar 177. Steiner, Chorherr zu Beromünster 536. Steinl, Hauptmann zu Wien 502. Dr. Stelzhammer, Domherr zu Linz 235. Sterzel, Postmeister zu Camenz 789. Dr. Stieglitz, Obermedizinalrath zu Hannover 330. Stieren, Apotheker zu Salzdetfurth 163. Freih.

v. Stillfried, pens. Major zu Wien 1263. v. Stockhausen, pens. k. russ. Major zu Kassel 600. Stockmann, Oberamtmann zu Groß=Dölzig 1275. Stöhr, Stiftsherr zu Bamberg 129. v. Stößel, Generalmajor zu Neumarkt 1563. Graf zu Stolberg=Stolberg, Kreishauptmann zu Salzburg 1432. Dr. Strahl, Professor zu Bonn 1013. v. Straßnitzky, wirkl. Regierungsrath zu Wien 1014. v. Strauch, Oberlieutenant zu (?) 1216. Streit, geistl. Rath zu Muggensturm 1811. Strobel, Oberlieutenant zu (?) 840. Strohamer, Kabinetssekretär zu München 862. v. Strube, Premierlieutenant zu Behrensen 1361. Dr. Struckmann, Justizrath zu Osnabrück 102. Dr. med. Struve zu Dresden 411. v. Studnitz, Premierlieutenant zu Cottbus 156. Freih. v. Stuppan, Hofrath zu Wien 184. Sturm, Arzt zu Mainz 338. Sündermahler, Regierungsdirektor zu Würzburg 116. Süß, Schullehrer zu Bautzen 1346. Süßmilch, Kandidat zu Jever 76. Freih. v. Sulzer=Wart zu Andelsingen 1733. v. Surbeck, Kantonsrath zu Solothurn 1409. Suver, Orgelbauer zu Rickenbach 932. v. Sydow, Rittmeister a. D. zu Berlin 627. Symanski, geh. Justizrath zu Königsberg 1822. Szaibel, zweiter Rittmeister zu (?) 987. v. Szumski, Professor zu Krotoschin 1738. Tändler, pens. Oberbergamts=Sekretär zu Berlin 1015. Graf Taufkirchen, Oberst=Silberkämmerer zu München 761. Tausch, Hauptmann zu (?) 563. von Tavel zu Bern 1308. Temmel, Maler zu Rom 1805. Teschendorf, Prediger zu Anclam 1396. Teuffer zu Altona 1631. Teuffer, Advokat zu Pinneberg 87. Thebesius, Oberlandesgerichts=Rath zu Dresden 1277. Thebesius, Superintendent zu Wangerin 893. Thedran, Kammerfourier zu Neustrelitz 480. Dr. Thibaut, geh. Rath zu Heidelberg 121. Thibeauth, Dekan zu Malsch 1290. Thiele, Kriegsrath zu Berlin 642. Thiele, Prediger zu Biesenbrow 651. v. Thiele, Major zu Gleiwitz 1609. v. Thielen, Major zu Hohenfelde 938. Thill, Oberlieutenant zu (?) 1217. Thorenfeld, prakt. Arzt zu Reval 619. Graf Thun, Kämmerer zu Prag 841. v. Tiefenau, Chorherr zu Luzern 466. Tietze, Schullehrer zu Lerchenborn 614. Timmich, Kommerzienrath zu Schleiz 1299. v. Tippelskirch, Generallieutenant zu Berlin 44. Titel, Oberhofbaurath zu Berlin 448. Tittmann, Bergrath zu Dresden 358. v. Todenwarth, Oberstlieutenant zu Kassel 696. Toel, Konsistorialrath zu Sengwarden 173. v. Trebra, Major zu Eisleben 317. Treibmann, Superintendent zu Döbeln 255. v. Treskow, pens. Major zu Breslau 1131. Trisch, Stadtschullehrer zu Merseburg 1439. Freih. v. Trott, Bundestagsgesandter zu Frankfurt a. M. 343. Truelsen,

Pastor zu Lotzenbüll 258. v. Trützschler, Rittmeister zu Freiberg 1561. Trutschier, Musiklehrer zu Remscheid 641. von Tscherner zu Bern 1837. Tschirn, Stadtwundarzt zu Schweidnitz 1247. Freih. v. Tschudy, Gouverneur von Sicilien, zu Palermo 1498. Freih. v. Tschudy, Brigadegeneral zu Reggio 1499. Türpen, Regierungsrath zu Erfurt 541. v. Uebel, Oberstlieutenant zu Solothurn 341. Uhse, Regierungssekretär zu Liegnitz 1059. Freih. v. Ulmenstein, Regierungsrath zu Düsseldorf 46. Freih. v. Ulmenstein, Drost zu Blomberg 964. Ulrici, Prediger zu Rüdersdorf 1461. Unsing, Hauptmann zu (?) 1433. Urban, Prediger zu Minsen 22. v. Usedom I., Premierlieutenant zu (?) 1350. Utting, Bataillonsarzt zu Neiße 1493. v. Utzschneider, geh. Rath zu München 51. v. Varendorf, Oberstlieutenant a. D. zu Berlin 1231. Vater, Buchdrucker zu Leipzig 250. Graf Vetter v. Lilienberg, Feldzeugmeister zu Zara 1833. Vettiger, Bezirksamtmann zu Uznach 266. Viet, Major zu (?) 1085. Vietheer, Arzt zu Itzehoe 697. v. Vietinghoff, Lieutenant zu Römmküll 580. v. Vigny, Artilleriehauptmann zu Berlin 751. Freih. v. Vlasits, Feldmarschalllieutenant zu Agram 1121. Vögl, wirkl. Geheimrath zu Sigmaringen 1000. Völter, Lehrer zu Heidenheim 1142. Vogl, Dichter zu Wien 1721. Dr. Vogel, Arzt zu Baireuth 204. v. Vogel, Staatsrath zu Gotha 284. Vogel, Apotheker zu Gittelde 1222. Vogel, Lehrer zu Metzhausen 699. Vogel, Pfarrer zu Nieder-Rabenstein 867. Vogel, Prediger zu Succow an der Ilma 1052. Dr. jur. Voget zu Bremen 503. Vogt, Kaufmann zu Schwetzingen 315. Vogt, Pfarrer zu Quaritz 1538. Vogtländer, Justizkommissar zu Birnbaum 1513. Amalie v. Voigt, geb. Ludecus zu Weimar 312. Volkmann, Schullehrer zu Landeck 881. Dr. v. Vollborth, Vicepräsident des General-Konsistoriums zu St. Petersburg 1409. Voraus, Landgerichtsassessor zu Heidenheim 1637. v. Vorbringer, wirkl. Hofrath zu Wien 1777. Dr. Voß, Hofrath zu Eutin 325. Vulkan, Bischof zu Großwardein 459. Dr. Vulpius, Superintendent zu Hanau 897. Wachenhusen, Justizkanzlei-Advokat zu Dömitz 86. Wachowski, Justizkommissar zu Königsberg 1122. Wächter, Justizkommissar zu Dringenberg 842. v. Wächter, Direktor zu Stuttgart 1161. v. Wagenfeld, pens. Rittmeister zu (?) 752. Wagner, Priester zu Mannheim 905. v. Waidenthal, Geniehauptmann zu Wien 1072. Graf v. Waldburg-Zeil-Wurzach, Generalmajor a. D. zu Augsburg 1287. Graf von Waldkirch, Hofoberjägermeister zu Mannheim 851. Walter, Prediger zu Großschönebeck 1103. Walter, Pfarrer zu Lampertswalda 508. M. Walther, Pfarrer zu Flöha 1456. Walther, Superintendent zu Lohburg 632. Walther, Pastor zu

Lojert 965. Wamich, Advokatenanwalt zu Aachen 1643. von Wangenheim, pens. Major zu (?) 772. Warhe, Pfarrer zu Voigtsdorf 522. v. Warnstedt, Jägermeister auf Espenis 238. v. Wartenberg, Major zu Berlin 523. Graf v. Wartensleben, Oberst zu Breslau 1760. v. Watzdorf, Minister zu Dresden 193. v. Watzdorf, Oberlandgerichts-Vicepräsident zu Meineweh 1457. Weber, Stadtpfarrer zu Patschkau 595. Weber, Regierungsrath zu Wien 1123. Dr. Wedding, Kreisphysikus zu Stuhme 574. Dr. Wegelin zu Dießenhofen 1124. Wegener, emer. Superintendent zu Wittstock 762. Weidelhofer, Kreisdeputirter zu Wüstenaltersdorf 1615. Weidner, Organist zu Guhlau 737. Weigand, Gymnas.-Lehrer zu Brieg 604. Weigmann, Kaplan zu Oltaschin 933. Weingärtner, quiesc. Appellationsgerichts-Registrator zu Amberg 1297. Weinmann, Oberlandesgerichts-Referendar zu Naumburg 1644. Weise, Gartenbauinspektor zu Weimar 178. Weise, Artillerie-Oberlieutenant zu Radeberg 530. Weiske, Hofrath zu Dresden 353. v. Weiße, Staatsrath zu St. Petersburg 311. Dr. Weißenburg zu München 1518. v. Weißenheim, pens. Hauptm. zu Troppau 1140. Weißker, Kammerkommissär zu Schleiz 240. Weitzel, Haupt-Steuereinnehmer zu Bevensen 906. Freih. v. Welck, Lieutenant zu Berlin 1462. Graf v. Welsersheimb, Domherr zu Wien 1047. Weite, Stadtpfarrer zu Steinbach 1137. Dr. med. Welti zu Zurzach 1771. v. Welzenstein, Landrath zu Brünn 818. v. Wenckstein, Major zu Marienwerder 436. Wendelstädt zu Gent 1479. Wendt, emer. Probst zu Neiße 801. Dr. med. Wenzel zu Frankenstein 1227. Wenzel, Schullehrer zu Waltersdorf 564. Werner, Pfarrer zu Gelchsheim 565. Dr. Werner, Prorektor zu Liegnitz 1734. v. Werner, Oberst zu Wien 1125. Werner, pens. Oberstlieutn. zu (?) 688. Wernicke, Hauptmann zu Danzig 1638. v. Westernhagen, Kammerherr zu Teistungen 1363. Westhoff, Pfarrer zu Radevormwald 242. E. C. Westphalen, geb. v. Axen zu Hamburg 179. Westphalen, Senator zu Hamburg 179. von Westphalen, Landgerichts-Rath zu Trier 388. von der Wettern, Kandidat zu Boitzenburg 130. Wetzold, Lehrer zu Dresden 1397. Wiche, Schullehrer zu Schnellewalde 1334. Wichterich, Hofrath zu Rödelheim 80. v. Widdern, Bauinspektor zu Wollstein 1823. Widekind, Prediger zu Linow 5. Wider, Apotheker zu Schwedt 1539. Wieczorek, Pfarrer zu Landeck 1303. Wiedemann, Professor zu Kiel 1814. Wiedemann, Pastor zu Ostrau 1189. Wiedenmann, Oberappellationsgerichts-Rath zu München 1806. Dr. Wiedmann, Landgerichtsarzt zu Gimsenhausen 1620. Wiegleb, Pastor zu Vlotho 98. Dr. Wiemann, pens. Regimentsarzt zu Breslau 683. Wiesand, Bürgermeister zu Meißen 1166. Dr. Wiesand

---

Erste Abtheilung.

Theils vollständigere, theils skizzirte Lebensbeschreibungen.



Nachtrag

einiger im Jahr 1839 Verstorbenen.

* 1. Franz Xaver Scheppelin *),

fürstbischöflich-baselscher Hofrath in Arlesheim (Schweiz);

geb. im Jahr 176., gest. d. 7. Jan. 1839.

Geboren in Pruntrut, der Haupt- und Residenzstadt des ehemaligen Fürstbischofs von Basel, aus angesehener Familie, studirte er auf mehreren Universitäten die Rechte und wurde bald nach seiner Rückkehr ins Vaterland in Staatsdiensten angestellt. Als 1792 die Franzosen das Fürstenthum besetzten und der Bischof sich nach Deutschland flüchten mußte, war er fürstbischöflicher Statthalter in St. Ursitz. Damals auch aus seinem Vaterlande vertrieben, kehrte er bald wieder zurück und wurde, da er sich den Grundsätzen der Revolution mehr anzuschließen schien, nach Vereinigung des Fürstenthums mit Frankreich von einer politischen Gesellschaft als Abgeordneter nach Paris geschickt, wo er in das diplomatische Departement eintrat. Doch seine gemäßigte Gesinnung, sein Abscheu vor den Greuelscenen der Revolution und die Liebe zu seinem Geburtslande mußte ihm Gegner erwecken und ihn bei der blutigen Bergparthei verdächtig machen. Von den Jakobinern verfolgt, rettete ihn nur seine Geistesgegenwart, er verließ Frankreich und zog sich nach Deutschland zurück. In Wien lebte er nun als Privatmann den Wissenschaften und literarischen Arbeiten, die er herauszugeben beabsich-

*) Eine kurze Nachricht über ihn s. im vorigen Jahrg. d. Nekr. S. 1120.

tigte; da entdeckte Napoleon's scharfsichtiges Auge seine Kenntnisse und zog ihn wieder ins politische Leben. Er wurde zum Attaché der französischen Gesandtschaft und Dolmetscher am Kaiserhofe in Wien ernannt, in welcher Stelle er bis 1814 thätig war. Am Wiener Congreß suchte er, obschon eigentlich ohne diplomatischen Charakter, für seinen ehemaligen Fürsten zu wirken; aber umsonst, das Fürstenthum fiel an Bern, Sch. hingegen erhielt für sich eine Pension und den Charakter eines fürstbischöflich-baselschen Hofraths. Seitdem lebte er in Arlesheim ein ruhiges, durch die politischen Wirren der Gegenwart nicht getrübtes Alter, seines achtungswerthen Charakters und Wohlthätigkeitssinnes wegen allgemein verehrt. Unter seinen interessanten hinterlassenen Schriften soll sich ein sehr merkwürdiges Manuskript über die Entwicklung der französischen Revolution vorgefunden haben.

* 2. Julius Heinrich Gottlieb Schlegel,

der Medicin und Chirurgie Doktor, herzogl. s.-meining. geh. Hofrath, Hofmedicus, des großherzogl. s.-weimar. Falkenordens Ritter, erstes ärztliches Mitglied der Medicinaldeputation herzogl. Landesregierung Verwaltungssenats, Brunnenarzt zu Liebenstein, der kaiserl. königl. medicinisch-chirurg. Josephsakademie zu Wien, der königl. baier'schen physikalisch-medicin. Societät zu Erlangen, der philosophisch-medicin. Gesellschaft zu Würzburg, der botanisch. Gesellschaft zu Regensburg, der großherzogl. s.-weimar. mineralog. Gesellschaft zu Jena, der russisch. kaiserl. Societät der gesammten Mineralogie zu St. Petersburg und des Apothekervereins f. d. nördliche Deutschland zu Salzufflen Mitglied, zu Meiningen;

geb. den 15. März 1772, gest. den 19. Jan. 1839.

Πόνος γὰρ, ὡς λέγουσιν, εὐκλείας πατήρ.
Euripides.

Schon seit dem 21. Jan. des Jahres 1839 deckt die Erde die sterbliche Hülle eines Mannes, den Thüringen zu seinen verdienstvollsten Söhnen zählt, wenn regem Eifer für Menschenwohl, unermüdlicher Pflichterfüllung, rastlosem Streben zur Förderung der Wissenschaft und einem anerkannten Wirken nach mehr als einer Richtung hin der ehrende Ausdruck verdienstvoll beigelegt werden darf. Daß sich nicht früher die Hand eines Biographen Schlegels fand, lag theils in zufälligen Hindernissen, theils im Mangel gewisser, erst herbeizuschaffender Nachrichten, doch wie nach einem trefflichen Worte Göthe's *), „Schönes zu be-

*) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 197.

ginnen, es nie zu spät ist," so ist es auch nie zu spät, die Verdienste eines wackern Verstorbenen vor das Auge der Welt treten zu lassen und das Andenken an sie zumal in den Kreisen zu erneuern, in welchen jener mit Liebe wirkte, in denen er überwiegend volle Achtung und Anerkennung fand. Mehr denn alle übrigen Beweggründe, die uns die Feder in die Hand hätten geben können, als Biograph des Verstorbenen aufzutreten, bestimmt uns desselben eigner, bei seinem Leben mehr als einmal geäußerter Wunsch und Wille, ihm diese freundliche Pflicht nach seinem Tode zu erzeigen, mit welchem Wunsch er dann manche Andeutungen verband, die wir gern in diese Blätter verweben. Achtung, Zuneigung und Dankbarkeit gebieten uns, seinen Wunsch zu erfüllen, doch bestimmen sie uns nicht, in den preisenden Ton des Panegyrikers zu verfallen, wohl aber mag es der Freundschaft, die wir ihm lebend entgegentrugen und mit welcher wir sein Andenken ehren, vergönnt seyn, mit Wärme von ihm zu sprechen, ohne die Wahrheit nur im Mindesten zu verletzen oder seine Schatten zu verhüllen. Hauptaufgabe jedes Biographen soll immerdar seyn, das Bild des Geschilderten in so lebensfrischen Zügen vor das Auge der Leser zu stellen, daß auch jene, die ihn im Leben nicht kannten, ihn in ganzer charakteristischer Eigenthümlichkeit vor sich walten und wandeln sehen. Wie weit diese Aufgabe uns selbst gelungen, muß billig dem Urtheile der Leser anheimgestellt bleiben, doch halten wir dafür, genugsame Gelegenheit gehabt zu haben, durch eine Bekanntschaft von unsern ersten Jünglingsjahren an bis zum reifen Mannesalter und durch mannichfaltigen geschäftlichen wie persönlichen Verkehr uns zum Biographen S.'s berufen zu fühlen. Dies setzt uns in den Stand, oft kleine Züge näher anzudeuten, die jedem Andern wohl entgangen wären, die aber dazu beitragen, des Bildes Aehnlichkeit vollkommen zu machen, dessen geistige Auffassung zu erleichtern. — S. wurde zu Jena als siebentes Kind seiner Eltern geboren. Er entstammte einer nordhausischen Familie, von der bereits in früherer Zeit sich mehrere Mitglieder als Literaten einen Ruf verschafft hatten; so war der Großvater, Dietr. Just. S., durch ein ausführliches Rechenbuch bekannt und starb als Lehrer der Mathematik an der Universität Jena. Der Vater, Joh. Christ. S., war Musikdirektor und dritter Lehrer an der dortigen Stadtschule. Die Zeit, in welcher S. das Licht der Welt erblickte, war eine trübe. Schwer lastende Theurung und durch dieselbe vermehrte Sterblichkeit geißelten damals

Deutschland; die Zahl der Sterbenden überstieg um sechs die der Geborenwerdenden. Den ältern Geschwistern, von denen ein Bruder bereits 15, eine Schwester 12 Jahre alt war, kam der Spätling unwillkommen; der Erstere wies beharrlich die ihm von dem Neugebornen angeblich mitgebrachte Zuckerdüte zurück und mied zwei Tage lang das väterliche Haus; die jüngere Schwester widerstand der süßen Lockung minder fest und gewann bald genug den Nebenbuhler um die Liebe der Eltern so lieb, daß sie ihn gern auf ihren jungen Armen schaukelte. Zwei seiner Brüder führte ihr Schicksal nach Rußland, der eine, Christian Hieronymus Justus, ist k. russ. Staatsrath, Excell., Inhaber des St. Annenordens in Brillanten und anderer hohen Orden; der andere, Friedrich Justus August, war praktischer Arzt zu Moskau, k. russ. Hofrath, dann Staatsrath und ebenfalls Ritter mehrerer hohen Orden und starb 1828 zu Petersburg *). Von ihm wird noch die Rede seyn. Zwei Schwestern verheiratheten sich, die eine, Johanna Sophia Dorothea, an einen Pfarrer in Kärnthen, die andere, Wilhelmine Ernestine Antonie, an einen Postbeamten in Jena. Zwei andere Brüder starben frühzeitig, der eine, Karl Heinrich Christian, als Student in Jena, der andere, Paul Ludwig Jakob, ebendaselbst im 17. Jahre. Die Eltern, beide schon in reiferm Lebensalter stehend, der Vater 52, die Mutter 42 Jahre alt, waren zwar, nach S.'s eigner Mittheilung, noch an Geist und Körper kraftvolle Menschen, dennoch mögen ihre vorgerückten Jahre auf die körperliche Entwicklung des Späterzeugten nicht ohne Einfluß geblieben seyn, und obschon das Kind in den ersten beiden Lebensjahren sich wohl und munter befunden haben soll, so begannen doch im dritten Jahre Körperleiden, welche auf die leibliche Entwicklung hemmend einwirkten und den Grund zu seinem gebrechlich erscheinenden Aeußern legten. Dagegen schärfte sich bald des Kindes früherwachter Geist und S.'s Erinnerungen, die bis in das vierte, ja dritte Kindesjahr zurückreichten, hielten das Entzücken jener Stunde fest, als er zum erstenmal aus Jena's engen und unschönen Straßen zu den Blumen- und Baumgruppen des großen Fürstengartens im Kinderwagen gefahren wurde und dort sich frei umsehen und ergehen durfte. Er schilderte dies als sein erstes Erwachen im Schooße der großen Mutter Natur, die er liebte und der er treu blieb bis zu seinen letzten

*) Dessen Biogr. s. im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 285.

Tagen; denn wie dort Blumen, Schmetterlinge und bunt gefiederte singende Vögel das Kind umgaukelten, so träumte er in jenen Stunden der von den Körperbanden sich mehr und mehr losringenden Psyche noch vom Schmelz der Wiesen, zauberischen Gärten, süß erklingender Musik und von goldnen Vögeln. Oefter betrat er an sonnigen Tagen diesen Paradiesesgarten seiner Kindheit, freute sich der blühenden Kirschen, der strenggeschnittenen Taxusbäume, lernte laufen auf den breiten Wegen voll warmen Kieses und empfand, nach seiner eignen Aeußerung, durch diesen Naturgenuß ein ganz bezauberndes, höchst entzückendes Gefühl. Im Alter von 4½ Jahren kostete dem Kinde eine Unvorsichtigkeit fast das Leben. Er war von der Person, welcher er zur Obhut übergeben war, mit in einen Weinberg genommen worden, wo die Fülle reifer Trauben ihn sättigte. Es war aber ein kalter Oktobertag und gegen Abend begann S. zu frieren. Der Weinbergsbesitzer, ein freundlicher alter Mann, wollte es gut machen und reichte dem Kinde, um es zu erwärmen, unverständig genug, Branntwein, den es bis dahin nie gekostet. Der Zweck ward erreicht und das Kind kam froh und glücklich, über den für dasselbe wunderschön gewesenen Tag, im väterlichen Hause, in dem Kreise der Eltern und Geschwister an. Doch die im Uebermaaße genossenen Trauben, die Erkältung und der vorher nie genossene Branntwein zogen dem Knaben ein fürchterliches Blutbrechen zu, das von Abend 11 Uhr bis den andern Morgen 5 Uhr anhielt und kaum durch ärztliche Hülfe zu bewältigen war. Der Arzt hielt ihn verloren, der ungeheuere Blutverlust gab dem Kinde das Ansehen eines Sterbenden. Dennoch siegten Kunst und Natur im schwesterlichen Bunde und das entfliehenwollende Leben blieb noch an die Körperhülle gefesselt, aber auch diese neue Krankheit übte den nachtheiligsten Einfluß auf die körperliche Entwicklung. S. blieb an Kraft und Wachsthum zurück und es befielen ihn noch andere Krankheiten: Atrophie, die sonst nur im frühesten Kindesalter auftritt, Skropheln und englische Krankheit, jedoch nur in leichten Graden, daher an dem Knaben, wie dies bei solchen Uebeln gewöhnlich der Fall ist, ebenso ein späteres Erstarken des Knochengebäudes, als ein früheres Entwickeltwerden der Geisteskräfte wahrgenommen wurde. Früh legte der Knabe Neigung für ernstes Lernen an den Tag und diese Neigung für Wissenschaften und Künste fand durch die günstige Oertlichkeit Jena's als Universitätsstadt reiche Nahrung und Befriedigung. Die dortige Schule, eine Art Pro-

gymnasium, bot Unterricht in ältern und neuern Sprachen, lateinisch, griechisch, hebräisch, deutsch; im Französischen, Italienischen und Englischen gewährten Privatlehrer Unterweisungen, so wie in Musik, im Zeichnen und Malen, und mit dankbarer Achtung nannte S. unter seinen frühsten Lehrern den Professor und Rektor Blasche. Daß S. eine im strengsten Sinne klassische Schulbildung empfing, ging aus seiner nachherigen Denk- und Sprechweise klar hervor. So wurde der junge, rührig aufstrebende Geist bald für die höhern Universitätsstudien reif und betrat die Hörsäle der akademischen Professoren mit dem Beginne seines sechszehnten Jahres, im März 1788. Um des Wissenswerthen möglichst viel in sich aufzunehmen, dehnte S. seinen akademischen Kursus auf sieben Jahre aus. Wenn auch für das medicinische Studium bald entschieden, versäumte er keineswegs, sich die Grundlagen höherer wissenschaftlicher Erkenntniß, Philosophie und Mathematik anzueignen, und wandte nicht minder den historischen und Naturwissenschaften den gebührenden Antheil zu, sowie er das Gebiet der schönen Künste nicht unbetreten ließ. Dadurch gewann er sich, zumal da ein treues Gedächtniß und Fleiß und Eifer ihn unterstützten, eine Fülle von Kenntnissen, deren Ausstrahlung oft ihn als Polyhistor erscheinen ließ, wobei eine ganz außerordentliche Belesenheit ihm zu Hülfe kam. Zu Jena machte S. seine philosophischen Studien bei den Professoren Fichte, Reinhold, Henning's, Ulrich; die mathematischen bei Voigt und Fischer; die historischen bei Schütz, Schiller, Heinrich; hörte bei Fabri Geographie und bei Müller über deutsche Alterthümer. Im naturwissenschaftlichen Fache wurde Experimentalphysik bei Voigt, Chemie bei Göttling, Zoologie und Botanik bei Batsch und Schenk, Naturgeschichte der Eingeweidewürmer bei Lenz absolvirt und auch Halurgie und Pharmacie gehört. In den vielfach verzweigten Doktrinen der Arzneigelahrtheit unterwiesen Loder, Schenk, Stark, Gruner, Hufeland, Suckow und Andere. Die klinischen Anstalten wurden unter Stark's Direktion viertehalb Jahre benutzt, fast ebensolange Disputir- und Examinirübungen fortgesetzt und einige Jahre praktischer Unterricht im Accouchirhaus unter Loder genommen. Als S. nun am 6. Mai des Jahres 1795 nach vorangegangenem Examen ohne Vorsitz seine Inaugural-Dissertation: Historia litis de Identitate Miasmatis venerei ac gonorrhoici, öffentlich vertheidigt und als Doktor der Medicin und Chirurgie promovirt hatte, begab er sich zur fernern Erweiterung und Bereicherung seiner Kenntnisse auf

Reisen. Zuerst besuchte er die durch Markus berühmt gewordene Krankenanstalt zu Bamberg und ging dann durch Franken und Baiern nach Wien, von wo aus derselbe durch Oberungarn, Steiermark, Kärnthen und einen Theil Oberitaliens reiste, besonders in der Absicht, die berühmte Anstalt in Pavia eine geraume Zeit hindurch zu benutzen. Allein der Krieg in Italien und Joh. Peter Frank's Ruf von Pavia nach Wien bestimmten S., auf Pavia zu resigniren und aus Oberitalien wieder zurück nach Wien zu gehen. Hier wurde ihm das Glück zu Theil, den Unterricht des großen P. Frank zu genießen und unter dessen Leitung im dortigen Civilspital sich in der praktischen Heilkunde am Krankenbette zu üben. Er dedicirte diesem die zweite Sammlung seiner Materialien der Staatsarzneiwissenschaft. Auch das Militärhospital, das Taubstummeninstitut und andere der zahlreichen medicinischen Anstalten Wiens wurden mit Eifer benutzt und noch in spätern Jahren erinnerte sich S. dankbar der würdigen Männer Frank, Nord, Beinl, Vering, Zeller, von Störk, Hunczorsky, Knobloch, Arter, von Zachini, Lebmacher, Leber, Prachaska und Anderer und widmete einigen derselben einzelne Sammlungen seiner Materialien. Im J. 1796 verließ S. Oesterreich, besuchte Mähren und Schlesien und ging über Breslau nach Dresden, woselbst er eine Zeitlang die dasige Thierarzneianstalt ꝛc. benutzte, und von da in seine Vaterstadt zurück, wo er nun seine bis zu diesem Zeitpunkte gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen als Mensch wie als Arzt durch Praxis gemeinnützig zu machen strebte. Ueberall hatte er sich Freunde gewonnen und mit vielen derselben unterhielt er auch noch in spätern Jahren wissenschaftliche Verbindung. Seine Reise schilderte er in einem besondern Buche: „Reise durch das mittägliche Deutschland und einen Theil von Italien," welches 1807 in einer zweiten vermehrten Auflage und mit etwas verändertem Titel erschien. Es konnte nicht fehlen, daß der kenntnißreiche und thätige junge Mann darnach rang, den akademischen Lehrstuhl in seiner Vaterstadt zu besteigen, da ein solcher so sehr geeignet ist, dem anerkennenswerthen Talente Ruf und Ruhm, dem wissenschaftlichen Leben immerwährende Fortbildung, dem rastlosen Fleiße endlich auch materiellen Verdienst zu gewähren. So wollte S. in einem Alter von noch nicht 24 Jahren für das Wintersemester 1796 Vorlesungen über allgemeine und specielle Zeichenlehre ꝛc. anschlagen, als ihm plötzlich die Laufbahn als akademischer Lehrer verrückt und er auf eine andere geführt wurde, wo

er als ein tüchtiger und bald erprobter Praktiker der leidenden Menschheit noch ungleich größere Dienste, denn als junger Docent, zu leisten im Stande war. — Jedem Anfänger treten unausbleiblich Mißtrauen, Ungunst, Neid mannichfach hemmend entgegen, auf daß er eigne Kraft erproben und bewähren lerne. Anders ergeht es auch nicht denen, welche auf der Arena öffentlicher Wissenschaftslehre als Mitkämpfer sich in die Schranken wagen. Was dem jungen, geistreichen, lebensvollen S. sich entgegenstellte, daß er nicht zum akademischen Lehrstuhle gelangte, hier buchstäblich zu erörtern, würde zu weit führen, es ist genug, das Wort Nepotismus zu nennen. Es giebt Machinationen, und fast jeder begabte Kopf, dessen Lebensweg kein ganz alltäglicher ist, macht an sich diese Erfahrung, welche, so schlimm gemeint sie sind, durch höhere Fügung nützen müssen, statt zu schaden, fördern, statt aufzuhalten. Man konnte ihn doch nicht geradezu bei Seite schieben und siehe, es fand sich ein Ausweg, der jenen, die ihm nicht wohl wollten, erwünscht, für S. aber sehr ehrenvoll war. In Ilmenau war die Stelle eines Stadt- und Amtsphysikus erledigt und unvermuthet erhielt S. das Physikat zu Ilmenau von seinem Landesherrn, dem Herzog Karl August *) von S.-Weimar übertragen. In dem neuen, ziemlich ausgedehnten Wirkungskreise (das Arealgebiet des Amtes Ilmenau begreift eine Stadt und 10 Dörfer, damals mit circa 4400 Seelen) fand S. volle Gelegenheit, fast alle Zweige der Arzneiwissenschaft theoretisch und praktisch näher kennen zu lernen und zu kultiviren, und zeitig begann er, von seinen gemachten Erfahrungen in Schriften Rechenschaft zu geben. Er hatte seine neue Stelle am 30. Oktbr. 1796 angetreten und wurde sechs Wochen darauf von einem Nervenfieber befallen, das er jedoch glücklich überstand. Bald knüpfte er schöne und angenehme Bekanntschaften in den Honoratiorenkreisen der heitern, vom Herzog und von Göthe so sehr bevorzugten Thüringerwaldstadt an und am ersten Jahrestage des Antritts seiner Stelle, am 30. Oktbr. 1797, verheirathete er sich mit Louise Blumröder, der Tochter des dortigen Stadtsekretärs Blumröder, welche ihm vier Kinder gebar, von denen der älteste Sohn früh starb und eine Tochter todt zur Welt kam. Zwei Söhne sind noch am Leben, der ältere, Louis, Verwaltungsbeamter zu Wasungen, der jüngere, Anselm, als praktischer

*) Dessen Biogr. s. im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 465.

Arzt zu Behrungen im Grabfeld wohnhaft. Rührig und rüstig mit ungeschwächter Thatkraft nach allen Seiten hinstrebend, verlebte S. in Ilmenau eine Reihe von Jahren, die er in spätern als seine glücklichsten bezeichnete. Sein ärztlicher Wirkungskreis wurde bald ein sehr ausgebreiteter und beschränkte sich nicht bloß auf den Bezirk seines Physikats, sondern S. würde auch sehr häufig in die nachbarlichen schwarzb.-sondershäusischen und s.-gothaischen Ortschaften gerufen und selbst in Städten, wo viele und beliebte Aerzte seßhaft waren, wie z. B. in Arnstadt, Schleusingen, Königssee, Stadtilm rc. nicht selten consulirt, ja selbst nach Jena und Rudolstadt gerufen. Er war als Arzt unermüdlich sorgsam, am Krankenbette sanft, theilnehmend und scheute keinerlei thätige Hülfeleistung, wenn es an andern geeigneten Händen für dieselbe fehlte. Dafür mangelten ihm auch weder die Dankbarkeit und die Liebe der durch ihn der Gesundheit Wiedergegebenen, noch die Achtung und Freundschaft hochgestellter Männer, die ihn theils von Jena her kannten und wohlwollten, theils von Weimar aus von Zeit zu Zeit nach Ilmenau kommend, seine Bekanntschaft machten, theils vom nahen Amt Gehren, auf dessen Schloß der jagdliebende Fürst von Schwarzburg-Sondershausen *) oft und gern weilte, herbeikamen oder S. dort in ihren heitern Kreis zogen. Ebenso mangelten ihm nicht die äußern Ehren der Mitgliedschaft gelehrter Vereine, auf welche er im Gefühl eines edlen und gerechten Stolzes und im Bewußtseyn treuerfüllter Berufspflichten Werth legte, die er aber auch zum Theil durch Uebersendung seiner Schriften zu verdienen suchte. Im J. 1801 wurde S. ein ehrenvoller Ruf nach St. Petersburg zu Theil. Vielleicht wäre er demselben gefolgt, da sein geliebter älterer Bruder Justus bereits in Rußland und zwar zu Moskau als praktischer Arzt mit dem Titel eines k. russ. Hofrathes fungirte, allein eine erfreuliche Hoffnung seiner Gattin machte die weite Reise unmöglich. Dieser Bruder lieferte Beiträge zu S.'s Materialien und es ward ihm die dritte Sammlung derselben vom Herausgeber zugeeignet. Unterm 8. December 1806 fertigten von Göthe, als Präsident, von Trebra, als Vicepräsident, und Dr. Georg Lenz**), als Direktor der herzogl. mineralogischen Societät, für S. das Diplom als auswärtiges ordentliches

*) Dessen Biogr. s. im 15. Jahrg. des N. Nekr. S. 455.
**) — — — 10. — — — S. 124.

Mitglied aus, sowie für seinen Bruder in Moskau das als auswärtiges Ehrenmitglied. Unterm 1. Juni 1808 empfing S. mit einer schmeichelhaften lateinischen Zuschrift das Diplom als korrespondirendes Mitglied der k. k. medicinisch-chirurgischen Josephs-Akademie zu Wien. S. hatte die große Freude und Genugthuung seine thatkräftige Wirksamkeit auch von seinem Landesherrn anerkannt zu sehen. Unterm 19. Januar 1810 empfing er, wie es im Dekrete heißt, „in Rücksicht seiner Uns bekannt gewordenen Gelehrsamkeit und thätigen Eifers in Ausübung seines Amtes ꝛc.," den Charakter als Hofmedikus. Im Juni desselben Jahres sandte ihm die medicinisch-physikalische Gesellschaft zu Erlangen das Diplom als korrespondirendes Mitglied. Das darauf folgende Jahr brachte eine neue ehrenvolle Auszeichnung. Der letztverstorbene Fürst von Schwarzburg-Sondershausen hatte die volle Ueberzeugung von S.'s Verdiensten und die Absicht, dem wackern Manne eine Anerkennung zu Theil werden zu lassen. Ein hochgestellter und vertrauter Diener des Fürsten äußerte sich dieserhalb gegen S.: „Der durchl. Fürst erinnert sich noch immer mit vielem Vergnügen an die Stunde, wo er Ihre Bekanntschaft machte, und erkennt die vielen Bemühungen, welche Sie dazumal hatten, immer noch mit dem größten Danke. Der Fürst kennt auch Ihre Verdienste um das schwarzb.-sondersh. Land, er würde daher gern Ihnen seine Dankbarkeit darüber bezeugen, wenn er übrigens wüßte, auf welche Art und Weise dies geschehen könnte." Da nun dieser Freund gleichsam für sich anfragte, ob S. vielleicht mit dem Titel eines Rathes, welcher höher als der eines Medicinalrathes im Range zähle, als Beweis der Dankbarkeit und Gewogenheit seines Fürsten, erfreut werden könne, so antwortete S. dankbar, ließ aber dabei nicht unbemerkt, daß der Titel eines Hofmedikus mit dem eines Rathes seines Dafürhaltens schon an sich auf ziemlich gleicher Stufe stehe. Darauf erfolgte unterm 28. Aug. 1811 das Dekret eines fürstl. schwarzb.-sondersh. Hofrathes, „wegen seines besondern Attachements an Unsere Person und den Uns geleisteten Diensten und ärztlicher Hülfe ꝛc." Es kamen die Jahre des Krieges, die unheil- und drangvollen, und nahmen die vermehrteste, angestrengteste Thätigkeit S.'s in Anspruch; besonders wurde diese 1813 und 1814 erforderlich, wo die in der Nähe Ilmenau's eingerichteten Militärlazarethanstalten für k. russ. und österr. Soldaten in medicinischer wie chirurgischer Behandlung die Hülfe des Physikus heischten. Hier zeigte, nach spä-

tern amtlichen Zeugnissen der städtischen Behörde, S. den rühmlichsten Eifer und unter oftmaliger Gefahr seines eignen Lebens, worunter nächst der drohenden Ansteckung auch ein unglücklicher Sturz mit dem Pferde bei dem schnellen Herbeieilen in das Lazareth zu einem dortigen gefährlichen Kranken zu zählen war. Nicht minder wie in der Privatpraxis, erwarb sich auch S. in der gerichtlichen Anerkennung und Belobung. Es würde zu weit führen, hier mit Beispielen belegen zu wollen. Die meisten der ihm vorgekommenen wichtigern Fälle dieser Art sind in den zwölf Sammlungen seiner „Materialien," und „Neue Materialien für die Staatsarzneiwissenschaft und praktische Heilkunde von 1800 bis 1835," durch welche er sich als medicinischer Schriftsteller einen bedeutenden Ruf gründete und sicherte, niedergelegt. Dieser Ruf eines ebenso praktisch-tüchtigen als gelehrten Arztes, dessen S. sich zu erfreuen hatte und der ein Sporn zu unermüdlicher Thätigkeit wurde, ward denn auch Anlaß zu einer abermaligen ehrenvollen Berufung in einen Nachbarstaat. Die verwittwete Herzogin Louise Eleonore von Sachsen-Meiningen, welche während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, des jetzt regierenden Herzogs von Meiningen, als Obervormünderin die Regentschaft führte, zeigte sich geneigt, den ihr warm empfohlenen S. in ihrem Lande und in ihrer Residenz seinen Verdiensten gemäß anzustellen. Ihr erster Minister, Geheimerath von Könitz, leitete die Verhandlungen ein, dennoch aber fand sich S. bewogen, in einem Briefe vom 24. März 1817 die Anstellung in M. bestimmt abzulehnen, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil die ihm gemachten Offerten seinen Wünschen noch nicht völlig entsprachen. Als nun aber eine abermalige Zuschrift des Geheimeraths von Könitz, mit Beziehung auf vertrauliche Aeußerungen S.'s gegen einen in M. wohnenden Verwandten, einging, welche Erfüllung einiger Voraussetzungen zusagte, für die Reise- und Transportkosten eine anständige Summe zugestand und auch sonst erledigte, was vielleicht noch zweifelhaft befunden worden, sowie in einem Postscript die schmeichelhafte Aeußerung enthielt: „In dem Sanitätskollegio werden Sie als ein erfahrner und berühmter Arzt auf jeden Fall der erste seyn," — so kam S. um seine Entlassung aus s.-weimar. Diensten ein und empfing dieselbe unterm 15. April 1817 von Seiten der großherzogl. Landesdirektion 1. Sektion unter den anerkennendsten und verbindlichsten Ausdrücken. So riß sich denn S. mit seiner Familie von einem Orte los, an welchem er 21 Jahre

lang in voller, selten durch Krankheit unterbrochener Thätigkeit heimisch, nützlich und hülfereich gewesen, und es begann für ihn ein neuer, wichtiger Lebensabschnitt. — Als herzogl. obervormundschaftlicher zweiter Hofmedikus, laut Dekrets v. 12. April 1817, trat Hofrath Dr. S. seine neue Wirksamkeit in M., wohin der Wille einer mit Dankbarkeit und mit Ehren genannten vortrefflichen Fürstin ihn berufen hatte, an. Bald sah er auch hier sich in ansprechende Kreise gezogen und zählte Männer, wie v. Könitz und J. M. Bechstein zu seinen Freunden. Im Hause des Erstern und Letztern ward er Arzt und bewährte sich freundestreu bis zum Tode. Die Praxis in dem neuen Wirkungskreise war bald eine befriedigende, zumal damals nur wenige Aerzte in M. lebten. Wie unvergessen S. in seiner frühern Heimath blieb, zeigte ein öffentlicher, inniger und tiefempfundener Dank eines Vaters in Aschau bei Königssee, für eine an dessen Sohne glücklich vollbrachte schwierige Heilung, unterm 10. Februar 1818 im Allgem. Anzeiger d. Deutschen, zeigte nicht minder das in Anerkennung von S.'s in jener Gegend erworbenen Verdiensten gnädigst von dem Großherzoge von S.-Weimar unterm 14. März 1819 ertheilte Ritterkreuz des Ordens vom weißen Falken, des Ordens der Wachsamkeit. Schon unterm 14. Oktbr. 1817 war S. zum Sanitätspolizeidirektor des Herzogthums S.-Meiningen ernannt worden; als solcher empfing er im J. 1822 eine Gehalterhöhung. Nachdem der jetzige Herzog von Meiningen seine Regierung angetreten hatte, fehlte es keineswegs S. an ehrenden und aufmunternden Auszeichnungen, die ihn erfreuten, deren sein Gemüth aber auch bedürftig war, denn der neue Wirkungskreis hatte später nicht in aller Weise seinen Hoffnungen und Erwartungen entsprochen, am wenigsten an finanzieller Verbesserung durch Privatpraxis, die in Ilmenau und dessen Umgegend nach seiner oft wiederholten Versicherung überwiegend bedeutender gewesen war; S. empfing Belobungen über mühsame chemische Prüfungen mineralischer Wasser, es wurde ihm unterm 2. Juni 1824 die Stelle eines Brunnenarztes zu Liebenstein übertragen, eine Stellung, die ihm manche Erheiterung gab, ihm angenehme Bekanntschaften verschaffte und Gelegenheit verlieh, sich geistreichen Unterhaltungen hinzugeben, von denen er sich immer lebhaft angezogen und in denen er sich glücklich fühlte. In demselben Jahre erfreute ihn noch eine größere Auszeichnung: die Gnade des Herzogs verlieh ihm den Charakter eines geheimen Hofrathes, „zum Beweis höchster Zufriedenheit mit

dessen bisher treu geleisteten Diensten.“ Von S.'s freund- und wissenschaftlichem Verkehre mit auswärtigen, berühmten Gelehrten könnten wir viele Seiten füllen, würden aber damit die uns gezogenen Grenzen überschreiten. Statt aller anderen Anführungen stehe ein Brief von Göthe hier, welcher zugleich aufs Neue zeigt, wie sehr der große, gefeierte Dichter mit Liebe alles aufnahm, was in günstiger Beziehung zu seiner „Farbenlehre“ sich stellte. Göthe schrieb im Juni 1826 an S.:

Ew. Wohlgeboren

angenehme Sendung ist mir zu rechter Zeit geworden. Zu meiner Entschuldigung, wenn ich darauf nicht erwidert, möge dienen, daß ich nicht einen gehaltlosen Dank überschreiben, sondern Ihnen, meiner Ueberzeugung gemäß und in Gefolg der Darstellung meiner Farbenlehre ausgedrückt, gern etwas Fruchtbares und weiter Führendes übersenden wollte.

Ein Schreiben an meinen Sohn bringt diese Angelegenheit wieder in Anregung und doch sehe ich mich mit der Ausgabe meiner ästhetischen und literarischen Schriften jetzt dergestalt beschäftigt, daß ich meine Gedanken der Natur nicht zuwenden, noch, wie ich wohl wünschte, in jenes, mit so großem Antheile viele Jahre von mir bearbeitete Fach meine Betrachtungen neuerdings hinlenken darf. Nehmen Sie also die Versicherung meines Antheils an Ihren Fortschritten, die mir seit so vielen Jahren bekannt geworden, freundlich auf und erhalten mir ein wohlwollendes Andenken.

Ew. Wohlgeboren

ergebenster Diener

J. W. von Göthe.

Weimar, den ... Juni 1826.

Das Jahr 1827 brachte das Diplom als korrespondirendes Mitglied der philosophisch-medicinischen Gesellschaft zu Würzburg, für deren Zeitschrift S. nun auch Beiträge lieferte. Im folgenden Jahre ging das Diplom eines wirklichen Mitgliedes der russ. k. mineralogischen Gesellschaft zu St. Petersburg ein, das S. durch Uebersendung seiner Schrift über die Mineralquelle zu Liebenstein, welche sein nach St. Petersburg übersiedelter Bruder derselben überreichte, erworben. Lange Jahresreihen wirkte S. unermüdlich fort, thätig im ärztlichen wie im amtlichen Berufe, vielfach in Anspruch genommen durch seine Stellung als erstes ärztliches Mitglied der Medicinaldeputation herzogl. Landesregierung Verwaltungssenates, als welches ihm alle ärztlichen, thierärztlichen und pharmazeutischen Examina,

zahlreiche Gutachten u. dergl. oblagen, treu bemüht für Förderung wissenschaftlicher Zwecke, wie für das Wohl seiner Angehörigen, theilnehmend an fremdem Leide, hülfreich, wo und wie er konnte. Durch ihn gestalteten sich die Medicinalangelegenheiten und das Sanitätspolizeiwesen des Landes anders und besser, die Examina wurden strenger und wissenschaftlicher gehalten, auch die in Vergessenheit gerathenen Visitationen der Apotheken wieder hervorgerufen. Da allmählig die Zahl der zu behandelnden Kranken im Verhältnisse zur Bevölkerung sich verringerte, theils weil sein Wohnort der Aerzte viele zählte, theils weil manche Personen bisweilen geneigt sind, zu glauben, tüchtige theoretische Gelehrsamkeit, die man ihm von allen Seiten her gern und willig zuerkannte, sey selten mit praktischem Blicke am Krankenbette vereinbart, so blieb ihm immer mehr Muße, sich schriftstellerischen Arbeiten seines Faches hinzugeben, wobei er jedoch nicht verabsäumte, alles Wichtige im Gesammtgebiete der Literatur und davon für Bereicherung seines eignen Wissens den besten Gewinn zu ziehen. Auch die Schärfe seines Witzes, die nicht immer schonend genug war und sich bisweilen in beißenden Sarkasmen ergoß, trug dazu bei, ihm hier und da persönliche Abneigung zu erwecken. Seine vorgerückten Jahre hielten ihn keineswegs ab von manchem beschwerlichen Gang oder Ritt über Land und er erfreute sich im Ganzen einer guten und festen Gesundheit, welche sich gestählt hatte in der frischen belebenden Luft des thüringischen Gebirges. Die letzten ehrenvollen Auszeichnungen von außen her empfing S. in den Jahren 1836 und 1838. Der Verein großherzogl. badischer Medicinalbeamter für Beförderung der Staatsarzneikunde zu Offenburg sandte ihm im vorgenannten Jahre das Ehrendiplom mit einem sehr schmeichelhaften Schreiben und bat um Beiträge für die von diesem Vereine begründete Zeitschrift, unter dem Titel: Annalen der Staatsarzneikunde ꝛc., welchem Wunsche S. auch einige Male entsprach. Seine Beiträge fanden von Seiten des Direktoriums freundliche und dankbare Würdigung. Als im J. 1837 zum ersten Male ein Zweigverein des Apothekervereins im nördlichen Deutschland, unter Vorsitz des Hofapothekers Dr. Bucholz aus Gotha, in Meiningen eine Versammlung gehalten hatte, der sich S. antheilnehmend gezeigt, drückte das Vereinsdirektorium zu Salzufflen seinen Dank dafür durch ein Ehrendiplom, unterm 7. Juli 1838 vollzogen, aus. Es freute ihn dies um so inniger, als er dunkel ahnen mochte, daß dasselbe in dieser Art seine letzte Freude

seyn dürfte, denn schon wankte seine Gesundheit; er hatte einige Male bedrohliche Schwindelanfälle und endlich ward sein Körper hinfällig, ward an das Zimmer, zuletzt auf das Lager gefesselt. Die letzten Jahre hatten viel Trübes an seiner Seele vorübergeführt. Er kostete, gleich so vielen Thätigen und Tüchtigen, den herben Kelch der Verkennung und auch ihm blieb von mancher Seite her die Undanksernte nicht erlassen, die auf keinem Berufswege häufiger ihre Wucherähren emporschoßt, als auf dem des Arztes. Hoffnungen und Wünsche, die sein Herz heiß ersehnt hatte, blieben ihm zum Theil unerfüllt; dies stimmte sein sonst liebenswürdig heiteres Wesen merklich um, stimmte bitter und verleitete wohl bisweilen selbst zu ungerechter Härte, zu schonungslosen Urtheilen, an denen mehr seine gereizte Empfindung, als sein im Grunde wahrhaft gutes und edles Herz Antheil hatte. S. entschlief an Entkräftung am obengenannten Tage und ward am 21. d. M. feierlich beerdigt. Ein langjähriger Freund von ihm, Hofprediger Dr. Ackermann, sprach am Grabe inhaltschwere, den Entschlafenen gerecht würdigende Worte, die mit wenigen kräftigen Umrissen ein Charakterbild des Dahingeschiedenen zeichneten, das wir weiter auszuführen jetzt versuchen. Mit Fug und Recht nannte der Grabredner S. einen edlen Menschen, aber — und bei welchem noch so verdienstvollen Sterblichen wäre es anders? Wo wird das Urbild erreicht? — auch in seiner Persönlichkeit traten Schatten zu dem Lichte, Schatten, die ihm von vielen Seiten her weit minder Vorwürfe zugezogen, als Verkennung. Gehaßt wurde S. wohl nur von Wenigen. Dem lebhaften, raschen, strebsamen Geiste war eine erhöhte Erregbarkeit und Lebensthätigkeit eigen und ein starkes Gefühl; daher war er eben so schnell wie nachhaltig begeistert für alles Hohe, Schöne und Treffliche, daher war er aber auch streng gegen alles Niedere und Gemeine in der Menschen Thaten und Gesinnungen, und wie er selbst das Mögliche zu leisten strebte in allen Kreisen seiner Wirksamkeit, so forderte er auch von Andern in geistiger, wissenschaftlicher und sittlicher Beziehung viel — und oft mehr, als diese zu leisten die Kraft oder den guten Willen hatten. Er war leicht reizbar und empfindlich und gereizt konnte er wohl heftig, epigrammatisch-spöttisch, beißend-bitter werden; er konnte Kränkungen, zumal wenn sie seinem Charakter oder seiner Würde zu nahe traten, zwar vergeben, doch minder leicht vergessen, noch weniger aber vergaß er ihm erzeigte Freundlichkeiten und Aufmerksamkeiten, denn es

schlug in seiner Brust ein gefühlvolles, dankbares Herz. Wohl konnte, dies ward auch in seiner Grabrede ausgesprochen, bei seiner großen Lebhaftigkeit und Erregbarkeit leicht Etwas von ihm ausgehen, das Andere kränkte und verletzte, und sonach abstoßend auf Manchen wirkte, aber niemals verletzte er Jemand mit überdachter Kälte und that Keinem planmäßig wehe und unrecht; vielmehr erfreute er Andere gern, da er selbst die kleinsten Gefälligkeiten innig dankbar würdigte. Allen gefallen, ist freilich schwer, ja, nach des großen Dichters Worten, sogar schlimm, und wo wäre der Mann ernsten Berufes, dessen Thun und Handeln nicht bisweilen eben von Berufes wegen dem Wollen und Wünschen Anderer geradezu entgegen seyn müßte? Darin wurzelt oft eine Fülle von ungerechten, Haß und böswilliger Feindschaft erzeugenden Widersprüchen und Meinungsverschiedenheiten, die der Redliche, Rechtliche weder beachten soll noch darf. Wenn Ehrgeiz eine Schwäche ist, so war sie S.'s größte. Aber ist Ehrgeiz eine Schwäche? Diese Frage zu beantworten, ist hier nicht Aufgabe. Strebende Geister wie S., deren Bewußtseyn sie zu einem gewissen Stolze berechtigt, bedürfen der Anerkennung, der Aufmunterung, der Anregung und suchen dieselbe von allen Seiten, wie der Baum, der durch seine Blätter athmet. — In Ilmenau hatte S. solche geistige Anregung nicht vermißt. In Kreisen, welche ein Göthe, ein Knebel*), ein Einsiedel**) belebten, in denen er verwandten Naturen, dem genialen Voigt, dem wackern Diakonus Scheuk, dem unvergessenen Justizamtmann Ackermann***) und anderen charaktwichtigen Männern befreundet nahe stand, war der Genialität seines Wesens vergönnt, alle Flügel der Heiterkeit, des Humors und Witzes zu entfalten und die Vielseitigkeit seines Wissens kund zu geben. Diese Kreise konnte er nicht vergessen, während seine geistige Erregbarkeit nur selten den Anklang richtigen Verhältnisses fand. Dies legte schon einen Grund mit zu manchen nachherigen Verstimmungen. Glaubte er nun vollends die Wärme seines Gefühls und seinen Enthusiasmus kalt belächelt, seinen unermüdlichen Eifer nicht anerkannt, so mochte es wohl geschehen, daß bisweilen Groll und Bitterkeit an die Stelle seines sonst vorwaltenden Geistgefühles und seiner Gemüthsinnigkeit traten. Daher sprach er wohl zuweilen

---

*) Dessen Biogr. s. im 12. Jahrg. des N. Nekr. S. 161.
**) — — — 6. — — — S. 538.
***) — — — 13. — — — S. 811.

mehr, als Manche billigen wollten, von sich selbst und beklagte mitunter, von momentaner Verstimmung überwältigt, seinen frühern glücklichen und befriedigenden Wirkungskreis verlassen zu haben. Er dachte nicht daran, daß die Jahre uns Alle übereilen, daß Zeiten, Menschen und Verhältnisse aller Orten anders werden, und daß es dem Menschen immer eigen ist, aus dem Meere der Erinnerung Trost zu schöpfen, wenn das Uferlose der Hoffnung keinen Ankergrund mehr bietet. Sein der Mittheilung und des Ideenaustausches mit geistreichen Menschen bedürftiges Gemüth war Ursache, daß er bei befreundeten Kranken wohl länger verweilte, als diesen und ihrer Umgebung vielleicht lieb war, nie aber, dies können wir aus eigner vielfacher Erfahrung versichern, verlor er bei wirklich vorhandener Gefahr ein überflüssiges Wort, sondern handelte wohlbedacht, rasch entschieden und traf in den überwiegendsten Fällen das Linderung schaffende oder gänzliche Heilung vorbereitende Mittel. Ging ferner auch in anderer Beziehung S. zu weit, legte er mehr, als der des eignen innern Werthes bewußte Mann soll, Werth auf die Aeußerlichkeiten von Rang, Titeln, Orden, Ehrenmitgliedschaften gelehrter Societäten u. dergl., war er im Stande, sich durch ein so nichtiges Nichts, wie eine abfällige ungünstige Recension irgend einer seiner literarischen Arbeiten, ernstlich verstimmen und niederschlagen zu lassen und ebenso durch günstige Urtheile seiner Leistungen sich glücklich zu fühlen, nun so war diese Schwäche doch eine verzeihliche, trat Niemand zu nahe, berührte nur leid- oder freudvoll die leise fibrirenden Saiten seines leicht erregbaren empfindungsvollen Gemüthes. S. würde innerlich ungleich glücklicher gewesen seyn, als er es bei seiner wichtigen Stellung, seiner wohlgeordneten Häuslichkeit, seinem friedenvollen Familienleben, bei dem Ruhme, dessen er in der gelehrten, der Achtung, deren er in der bürgerlichen Welt genoß, ohnehin war — wenn er in sich selbst mehr Ruhe und Zufriedenheit hätte finden können. Aber die Welt schien ihm nicht genug zu gewähren, er fühlte, glaubte sich mindestens oft zurückgesetzt und so geizte er — nicht nach Mamon, sondern nach äußern Ehren, und dieses seiner Meinung nach ungestillte Sehnen nagte ihm verzehrend am sonst so wohlwollenden menschenfreundlichen Herzen und webte sich noch in die Todesphantasien seiner letzten Stunden betrübend ein. Er hörte süße, himmlisch-schöne Töne, goldne Vögel schwebten glanzvoll im lichten Aether, er aber war allein dunkel und sein Aufflug gehemmt. — In der

Uebung seines Berufes zeigte sich S. nicht nur, wie schon oben gesagt, treueifrig, sorglich theilnehmend und unermüdlich, denn keine Nacht war ihm zu düster, kein Wintertag zu stürmisch, kein Weg zu rauh, wenn es galt, Hülfe zu tragen in Paläste oder Hütten, sondern auch uneigennützig und höchst gewissenhaft. Nie wog er die größere oder geringere Schwere der baaren Belohnung ab, nie drängte und drückte er mit Forderungen den Mittellosen; er übte vielmehr das schöne Vorrecht des Arztes, ein Wohlthäter der Menschheit zu heißen, oft gänzlich ohne irdischen Gewinn, und die Thräne der Dankbarkeit galt ihm höher als Gold. So ritt S., um nur ein Beispiel anzuführen, in einer so sturmvollen Winternacht, daß selbst für Geld kein begleitender Bote zu finden war, nach dem gothaischen Dorfe Gehlberg zu einem Scharlachkranken und brachte in die Hütte der Armuth Hülfe ohne Lohn. Wer Wald und Wege dieser Gegend im Winter kennt und sich erinnert, daß Gehlberg einer der höchsten bewohnten Orte unsers Gebirges ist (1890 F. Mch.), wird diese That würdigen. In seiner Häuslichkeit offenbarte S. ein rein menschliches Herz, ein sinnig-gemüthvolles und wahrhaft liebenswürdiges Wesen. Er scherzte in guten Stunden äußerst gern und stets geistvoll; belebende Unterhaltung ging ihm über alles. Den Seinigen widmete er alle liebevolle Sorgfalt, welche eines treuen Gatten und Vaters Pflicht ist, und wurde durch innige Anhänglichkeit und treue Liebe hochbelohnt. Darum war ihm aber auch der Gedanke an den Abschied ein tief-schmerzlicher. Im Genusse war er stets mäßig; die Feier seines Geburtstages war das einzige Familienfest, bei dessen regelmäßiger Begehung er große Gesellschaft bei sich sah. Dann konnte die geringste Gabe, ein Bild, ein Buch, ein Gedichtchen, eine Blume nur, ja selbst die bloße Aufmerksamkeit, ihm Glück zu wünschen, ihn erfreuen und rühren, stets eingedenk des homerischen Wortes: Δοσις ὀλιγητε φιλητε, und er suchte froh und dankbar allen Geladenen im innigsten Einklange mit den Seinen durch schöne gemüthfrohe Stunden zu vergelten. Wie für alles Schöne, so war ihm auch große Vorliebe für Poesie im besondern Grade eigen und er konnte leicht von einem gelungenen Gedichte entzückt werden, besonders wenn es Tiefe der Empfindung athmete, weil hier in seinem Herzen die schöne Echostimme laut ward, die höher ist als alle Kritik. Groß war die Antheilnahme vieler seiner Berufsgenossen, Freunde und Bekannten, selbst solcher, „von denen Mancher sich früher minder wohlwollend gegen ihn bewiesen hatte,“

bei seinem letzten Erkranken, er erfreute sich dieser Antheilnahme noch innig und schied mit stillberuhigtem Herzen, ohne Groll gegen irgend Wen, sanft hinüberschlummernd zu dem ewigen Frieden aller Seelen. — Noch bleibt uns übrig, einen Blick auf S.'s literarisches Wirken zu werfen und die Werke in ihrer Folgereihe namhaft zu machen, die aus seiner fleißigen Feder flossen und seinen Namen im Auslande so ehrenvoll bekannt machten, wie er in seiner Heimath es durch sein ärztliches Wirken geworden. Dabei enthalten wir uns als Laie billig jeden Urtheils über die rein ärztlichen und staatsarzneiwissenschaftlichen Ausarbeitungen und Mittheilungen in den reichhaltigen Sammlungen seiner Materialien. Nächst der oben angeführten Dissertatio de identitate etc. ließ er eine deutsche Ueberarbeitung derselben unter dem Titel: Versuch einer Geschichte des Streites über die Identität des Venus- und Trippergiftes, Jena 1796, erscheinen. — Es folgte die schon berührte „Reise durch einige Theile von Deuschland ꝛc." und mit dem J. 1800 begann die Reihe der ebenfalls in Jena, in spätern Jahren aber in Meiningen erscheinenden Materialien für die Staatsarzneiwissenschaft und praktische Heilkunde*). — In demselben Jahre erschien: Sammlung aller Sanitätsverordnungen für das Fürstenthum Weimar bis zu Ende des J. 1802. — In dem für den Buchhandel so sehr ungünstigen J. 1807 erschien zu Gießen u. Wetzlar die zweite vermehrte Auflage der „Reise" und zu Rudolstadt eine kleine Broschüre: „Geschichte der durch Mathieu Lovat zu Venedig im J. 1805 an sich selbst vollzogenen Kreuzigung, bekannt gemacht v. Dr. Cesar Ruggieri, Prof. ꝛc. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen." Dieses kleine Schriftchen, dessen Inhalt zwar von höchstem psychologischen Interesse, aber an sich doch eine Ephemere war, scheint S. auf eigne Kosten edirt zu haben, und da es sich nicht absetzte, machte er in spätern Jahren sich und Freunden damit viel unnöthige Mühe, gab es da und dort in Kommission und erzielte doch den gehofften Absatz nicht, so daß es noch zu manchem guten Scherze Veranlassung gab. — In demselben Jahre gab er noch: Briefe einiger Aerzte in Italien über das Pellagra heraus. — Neben der Herausgabe der Materialien, deren 8. Sammlung 1809 herauskam, beschäftigten ihn andauernd, so weit die

*) Daraus ist besonders abgedruckt und dem ihm befreundeten Dr. Giuseppe Gautieri zugeeignet: Briefe einiger Aerzte in Italien über das Pellagra. Jena 1807. Achte Sammlung 1809.

praktische Thätigkeit dies zuließ, Recensionen und Beiträge in viele medicinische Journale. — Im J. 1819 begann er die Herausgabe eines ethnographischen Werkes, das nach und nach bis zu 9 Bändchen anwuchs, den Titel führt: Reisen in mehrere russ. Gouvernements in den J. 178*, 1801, 1807 u. 1815 (später bis 1830) und von 1819 bis 1833 zu Meiningen in der Keyßner'schen Hofbuchhandlung erschien, dessen Verfasser S. zwar nicht selbst war, daran seine eigne Feder aber doch wohl vielen Antheil hatte, mindestens zeigt es im Styl, Haltung und Schärfe der Beobachtung, wie Mannichfaltigkeit der Mittheilung der mehrerwähnten frühern Reiseschilderung, eine auffallende Verwandtschaft und gewährt mannichfache Belehrung über die nördlichen Länder. — Mit 1819 begann auch die Reihe der Neuen Materialien oder die 9. Sammlung des lange unterbrochenen Werkes, dessen rascheres Erscheinen der durch die Zeitumstände zerrüttete Buchhandel, der Tod des ersten Verlegers, wie die gehäuften Berufsgeschäfte im neuen Wirkungskreise zurückgehalten hatten. Weiter erschien: Handwörterbuch der medicinischen Klinik oder der praktischen Arzneikunde, als Fortsetzung des Dr. Wilh. Friedr. Dreißig'schen Werkes, enthaltend Febres, Erfurt 1824. — Ferner übersetzte S. für den Buchhändler Voigt in Ilmenau, jetzt in Weimar: die Krankheiten der Künstler und Handwerker rc., nach dem Italienischen des Bernhard Ramazzini neu bearbeitet von Ph. Patissier, aus dem Französischen, welches Werk 1823 erschien. — In denselben Verlag gab er: Ausführliche Darstellung der Verschleimungen rc., übersetzt aus dem Französ. d. J. L. Doussin-Dubreuil, Ilmenau 1824. — Es folgte: Die ersten Hülfleistungen in plötzlich lebensgefährlichen Krankheiten und Zufällen, aus d. Französ. d. J. F. Troussel übers. Ilmenau 1826. — Ferner 1827: Die Mineralquelle zu Liebenstein. Meiningen, Keyßner (später in die 12. Samml. d. Materialien aufgenommen). Dieses Werkchen schrieb S. mit vieler Liebe und mit Benutzung aller sich darbietenden Hülfsmittel, doch fand es als balneographische Monographie nicht die verdiente Verbreitung und wimmelt von Setzfehlern. Die Liebe zur Botanik hatte zu einer mehrfach getadelten Mikrologie verleitet, die selbst nicht verschmähte, die Treibhaus- und Gartenblumen der kleinen Hofgärtnerei zu Liebenstein namentlich aufzuführen; auch erschien die Phanerogamenflora — auf einen zu großen Umkreis ausgedehnt. Jungen Botanikern der Umgegend Liebensteins kann sie jedoch wegen der Angabe der Fundörter bei Excursionen

Dienste leisten. Im Betreff der Salzunger Flora haben wir selbst großen Antheil an diesem Werkchen bethätigt. Ebenso bei der Fauna dieser Gegend in S. späterm Schriftchen über Salzungens Heilquelle, das aus den Neuen Materialien 1835 besonders abgedruckt erschien. — Mit größter Liebe begab sich S. an die Ausarbeitung seines Werkes: das Heimweh und der Selbstmord, welches in 2 Theilen im Verlage der Kesselring'schen Hofbuchhandlung zu Hildburghausen ebenfalls 1835 herauskam. Er behandelte seinen Stoff minder vom streng arzneiwissenschaftlichen, als vielmehr, wie in der Natur der Sache liegt, vom psychologischen und historischen Standpunkte, wodurch freilich Compilation nicht zu vermeiden war, doch reihte er die zahlreichen mitgetheilten Fälle folgerecht an einander, verband sie geistvoll, schilderte bald gemüthlich, bald mit Laune und fand hier volle Gelegenheit, seine außerordentliche Belesenheit zu zeigen, so daß sein Buch in der die beiden Gegenstände umfassenden ohnehin nicht zahlreichen Literatur eine anerkennenswerthe Stelle einnimmt. Die Sprache und Darstellungsweise des Werkes erinnert lebhaft an die des ebenfalls äußerst belesenen Weber, Verfassers der Briefe über Deutschland, des Demokritos, Ritter-, Mönchswesen rc., ohne jedoch die entfernteste Gemeinschaft mit W.'s Neigen zu Gemeinheiten und zu forcirten Witzen zu offenbaren. S. sammelte an Bereicherungen zu diesem Werke fort und es war einer seiner (auch unerfüllt gebliebenen) Lieblingswünsche, daß ein dritter Theil als Zugabe erscheinen möchte, der fast ganz vollendet im Manuscripte vorliegt. — Außerdem lieferte S. zahlreiche Beiträge und Recensionen in Loders *) Journal für Chirurgie, Geburtshülfe rc., Jena; in das allgem. Jahrbuch der Universitäten, Erfurt; in den erfurtischen gelehrten Anzeiger (Nachrichten von gelehrten Sachen), in Hufeland's Journal für die prakt. Heilkunde, Stark's **) neues Archiv der Geburtshülfe, in den Reichsanzeiger, in die medicin. Annalen, in die neuen würzburger gelehrten Anzeigen, Altenburg; in Henke's Zeitschrift für Staatsarzneiwissenschaft, in Rust's Magazin für die gesammte Heilkunde, in die allgem. medicin. Zeitung, in die salzburger (später insbrucker) Zeitung, in die Annalen der Staatsarzneikunde, Tübingen, u. A. In Abt Henke's Archiv für Kirchengeschichte 5. Bd. 1. Stück, Weimar 1797, rührt der Artikel:

*) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 293.
**) — — — 15. — — — S. 1089.

Ueber Toleranz in Kärnthen, S. 137 ff., von S. her. Selbst für Andere war er in den ersten Jahren seines Schriftstellerthums thätig und schrieb zwei Dissertationen, deren Titel anzuführen wir mit Absicht unterlassen. Sie erschienen zu Jena 1795 und 1798.

* 3. Heinr. Aug. Wilh. v. Bülow,

herzogl. braunschweigischer Oberforstmeister zu Blankenburg am Harz;

geb. den 19. Jan. 1782, gest. den 6. Febr. 1839 *).

Der Verewigte war der dritte Sohn des dänischen Majors und braunschweig-lüneburgischen Oberhauptmanns Karl Christian Friedrich v. Bülow, aus dessen Ehe mit Wilhelm. v. Schliestedt. Er erblickte das Licht der Welt auf dem Rittersitze Schliestedt und verlor die Mutter bereits in früher Kindheit. Seiner Jugend fehlte es daher an dem vermittelnden weiblichen Elemente; doch war es heilsam, daß der die Anforderungen künftiger Zeiten voraussehende, weltkluge Vater für fähige Lehrer sorgte und mit Strenge den Erziehungsplan vorzeichnete. Nach seiner Einsicht war der ritterliche Stand und größeres Besitzthum nicht mehr ausreichend, um eine ausgezeichnete Stellung im Staate zu bedingen, sondern der Besitz hoher Staatsämter und die Fähigkeit, diese zu verwalten, sollte seinen Söhnen Auszeichnung erwerben. In Uebereinstimmung mit dieser Grundansicht wurde die Erziehung geleitet, die guten Verstandeskräfte des Knaben früh geweckt und der Keim zu künftiger höherer Ausbildung gelegt, auch wurde durch eine strenge Regel die so höchst wichtige Ordnung in allen Dingen zu einer nie verwischten Lebensgewohnheit gemacht. Zum Jünglinge gereift, verließ v. Bülow mit dieser guten Ausrüstung das väterliche Haus, um am Collegio Carolino zu Braunschweig seine Studien fortzusetzen. Männer vom ersten literarischen Rufe, wie Eschenburg, Emgerius und andere, standen damals an der Spitze dieser durch sie berühmt gewordenen Anstalt und zahlreiche Schüler wurden durch den Ruhm der Lehrer nach der Residenz Karl Wilhelm Ferdinand's gezogen. Unter diesen meistentheils reichen und durch die Nähe der Heimath nicht in ängstlichen Schranken gehaltenen Jünglingen verbrachte der lebensfrohe, mit dem heitersten Temperamente ausgestattete v. B. köstliche Tage, hier auch manchen engen Freundschaftsbund

*) Eine kurze Notiz über ihn siehe im vorigen Jahrg. des N. Nekr. S. 1121.

fürs Leben knüpfend. Vor Verirrungen bewahrte ihn sein zur frühen Selbstständigkeit gelangter Charakter und der auf wissenschaftliche Bestrebung gerichtete Sinn, so daß v. B. sein Ziel, sich zum Staatsdienste auszubilden, festhaltend, einen bestimmten Beruf erwählen konnte. Er widmete sich dem Forstfache, wohl erkennend, daß hier, durch Einführung der noch neuen Wissenschaft in ein bisher vernachlässigtes Gebiet der Staatswirthschaft, viel Verdienstliches zur Vermehrung des Nationalwohlstandes geschafft werden könne. Demgemäß begab er sich im J. 1801 nach Göttingen, hier sein Studium mit Eifer betreibend und zugleich sein Leben im Umgange mit vertrauten Freunden, von denen wir nur den jovialen v. Palm in Erinnerung bringen wollen, froh genießend. Als nach Beendigung des akademischen Kursus v. B. in die Heimath zurückkehrte und mit dem Bewußtseyn erlangter Kenntnisse auch die Neigung, das Erlernte anzuwenden, entstanden war, verlangte und erhielt derselbe diese Gelegenheit durch Ernennung zum Forst- und Jagdjunker, wobei er namentlich bemüht war, seine praktischen Kenntnisse durch den Aufenthalt bei bewährten Forstmännern und auf interessanten Revieren zu vermehren. Sein aus dieser Rücksicht zu Holzminden an der Weser genommener Aufenthalt war nun insofern für sein künftiges Leben von Wichtigkeit, als dadurch die Bekanntschaft mit Karoline v. Münchhausen, einer Tochter des Landraths v. M., aus dem Hause Schwöbber, vermittelt und der Ehebund zwischen beiden im J. 1806 geschlossen wurde. v. B., der zugleich zum Forstmeister am Elme ernannt war und aus der Erbschaft des inzwischen verstorbenen Vaters die Rittergüter Schliestedt und Kublingen erworben hatte, glaubte jetzt einen angemessenen Wirkungskreis gefunden zu haben; doch die unheilvolle Schlacht von Jena vernichtete auch seine Hoffnungen. Das braunschweiger Land wurde dem neugeschaffenen Königreiche Westphalen einverleibt und v. B., der ein eifriger Patriot und deutschgesinnt war, hielt es für Verrath am Vaterlande, dem Fremden zu dienen. Er entsagte lieber einem theuer gewordenen Berufe und verlebte zurückgezogen auf seine Güter traurige Jahre, bis endlich durch den verhängnißvollen Umschwung der Dinge auch sein patriotisches Herz wieder erleichtert wurde. Dem Landleben und der Naturanschauung zugethan, übernahm er gern das Forstmeisteramt zu Walkenried am südlichen Abhange des Harzes, wo sich ihm in dieser Abgeschiedenheit von dem Treiben der Welt ein herrliches Familienleben entfaltete, das Allen,

die Gastfreundschaft in diesem den vielen Freunden stets offenem Hause genossen haben, in unvergeßlicher Erinnerung verbleiben wird*). Allgemein war die Trauer, als die Familie Walkenried im J. 1823 verließ und v. B. zu Blankenburg die oberste Verwaltung der gesammten herrschaftlichen Forsten des Unterharzes übernehmen mußte. In dieser vom oberaufsehenden Zwange befreiten Stellung hatte er das Verdienst, durch unermüdliche Thätigkeit den Grundsätzen einer verbesserten Forstwirthschaft praktische Anwendung zu geben, die durch unrichtige Verwaltung entstandenen Lücken wieder auszufüllen und, durch die Zeitumstände begünstigt, das Realeinkommen durch eine fast neugeschaffene überreiche Quelle zu vermehren. Dabei erkannte und schützte er wohlerworbene Rechte der Unterthanen und erhielt sich frei von jener Finanzwuth, welche durch die Landesverwaltung die Füllung der Kassen als einzigen Zweck erstreben will. Zufrieden mit seinem Wirkungskreise und dem erkünstelten Leben der Residenz wenig geneigt, blieb v. B. seinem Aufenthalte zu Blankenburg treu, selbst als ihm die oberste Leitung der Forstverwaltung des ganzen Landes angetragen wurde, und er that recht daran, denn verehrt von seinen Mitbürgern, geliebt von seinen zahlreichen Freunden und der Mittelpunkt eines durch Bildung ausgezeichneten, zum heitern Lebensgenusse vereinigten Cirkels, konnten äußere Ehren sein Glück nicht fördern. Eine tiefe Erschütterung erfuhr dieses häusliche Glück, als ihm der erstgeborne Sohn, ein hoffnungsvoller Jüngling, im J. 1830 durch den Tod entrissen wurde. Schwer trug v. B. diesen Kummer; doch noch andere Sorgen quälten den das Vaterland liebenden Mann, als auch die Heimath von bürgerlichen Unruhen heimgesucht wurde. Kein Theil des Landes wurde gleich dem Harze in die stürmische Bewegung hereingezogen. Als Herzog Karl an den Grenzen erschien, bedurfte es der Festigkeit eines Mannes, wie v. B. war, um den Zweifelnden Haltung zu geben, und so wurde durch die entschiedene Erklärung der Bewohner dem unglücklichen Fürsten bewiesen, daß er für immer von seinem Lande ausgestoßen sey. Es änderten sich jetzt die Zeiten und auch Blankenburg sah häufig seinen Fürsten, der dort auf seinem herrlichen Schlosse verweilte; — v. B.'s edle

*) Unvergeßlich wird auch dem armen Harzbewohner das gesegnete Andenken der trefflichen Gattin unsers v. B. seyn, deren edle Menschenliebe nie ermüdete, ihre Noth zu lindern. Was die edle Frau der ganzen Landschaft war, wird ein von der Dankbarkeit im Schatten des Waldes gegründetes ehernes Monument auch den spätern Nachkommen verkünden.

Männlichkeit und seltnes Verdienst konnten ihm nicht verborgen bleiben und als äußeres Zeichen der Anerkennung erfolgte das Ritterkreuz des vaterländischen Ordens. Das „principibus placuisse viris“ war v. B. nicht gleichgültig, doch blieben sein gerader Sinn und seine hergebrachte Lebensweise bei der nun häufiger werdenden Berührung mit dem Hofe unverändert. Voll Eifer für seinen Dienst, achtete er nicht die jetzt bemerkbar werdenden Störungen seiner Gesundheit und gestattete sich keine andere Erholung von den angreifenden und sich jährlich vermehrenden Geschäften, als diejenige, welche er in seinem Familienkreise und im Umgange mit seinen Freunden finden konnte. Als aber im J. 1838 die geliebte Gattin, die ihm in glücklicher Ehe dreizehn Kinder geboren hatte, durch einen frühzeitigen Tod von seiner Seite gerissen wurde, da war auch v. B.'s froher Lebensmuth gebrochen. Ahnungen eines baldigen Todes stellten sich bei ihm ein und mit Zuversicht demselben entgegensehend, ordnete er Alles für diesen Fall. Er hatte sich nicht getäuscht, denn schon am obengenannten Tage ereilte ihn sein Geschick. Auf der Jagd vom Schlage getroffen, verschied er auf freiem Felde in den Armen seiner Freunde; ein Herzleiden hatte seine starke Natur überwältigt. — v. B. war von auffallend kräftiger und gedrungener Gestalt, aufrechter Haltung und von edeln Zügen, welche durch gewinnende Freundlichkeit belebt wurden. Es war dieses der treue Spiegel seines Inneren, denn großmüthig, heiter und wohlwollend, mußte sein liebenswürdiger Charakter, sein für die Freude und fremdes Unglück gleich empfänglicher Sinn auf seinem Antlitze erkannt werden. Diese lebensfrische Gemüthlichkeit und die fast kindliche Genügsamkeit in seinen Ansprüchen bewahrten ihm den jugendlichen Geist bis zum Tode, erleichterten die Annäherung und ließen ihn selbst noch in spätern Jahren mit jungen Männern Freundschaft schließen. Mit der pünktlichsten Gewissenhaftigkeit erfüllte er die Pflichten seines Berufs und hielt mit Strenge darauf, daß von seinen Untergebenen ein Gleiches geschehe. Dieselbe musterhafte Ordnung herrschte auch bei der Verwaltung seines eignen Vermögens und machte es möglich, daß er neben Bestreitung eines opulenten Haushalts bedeutende Kosten auf die Erziehung und das Etablissement seiner Kinder verwenden und denselben zugleich ein beträchtliches Erbe hinterlassen konnte. Von seinem Erbgute hatte er Kublingen dem ältern Bruder abgetreten; die ihm mit seiner Gattin zugefallene Herrschaft Niederschwedeldorf in Schlesien veräußerte er gleich-

falls, so daß ihm nur das schöne Rittergut Schliestedt in der reichsten Gegend des braunschweiger Landes verblieb. Er trennte sich von dem Grundbesitze, um seinen Kindern die gleiche Theilung des Nachlasses nach seinem Tode zu erleichtern. Sein aufgeklärter Geist verwarf die jetzt wieder aus leicht zu bezeichnenden Tendenzen hervorgesuchte Stiftung von Familienfideikommissen, als unnatürlich, „weil ihm alle seine Kinder gleich lieb seyen." Als Mitglied der Stände nahm v. B. Theil am Verfassungswerke und brachte, in seinen Meinungen gemäßigt, nach dem Gebote der Zeit einzelne Standesvorrechte dem gemeinen Wohle gern zum Opfer.

4. Johann Gotthelf Richter *),

königlicher Land- und Stadtgerichtsrath zu Görlitz;

geb. d. 13. Jan. 1778, gest. d. 24. Febr. 1839 **).

Er war geboren zu Görlitz und der jüngste Sohn des Rathskanzlisten Joh. Christoph Richter und dessen Gattin Maria Dorothea, geb. Richter. Seine Eltern, obschon ohne Vermögen, wußten dennoch die Erziehung ihrer sechs Söhne und einer Tochter möglich zu machen, da sie ihr Glück nur allein darin fanden, durch eigne Aufopferung ihren Kindern ihr Fortkommen zu sichern. Uebrigens scheint der langjährige Umgang seines Vaters mit Rechtsgelehrten bei der nachherigen Berufswahl des Sohnes nicht ohne Einfluß gewesen zu seyn. R. wurde von Kindheit an auf dem Gymnasium zu Görlitz unterrichtet, welches damals unter der Leitung des von dem Verstorbenen stets sehr dankbar verehrten Rektors Neumann stand. Gediegener Schulunterricht und unentgeldliche Privatstunden des Rektors auf der einen Seite, auf der andern treffliche Geistesgaben des Schülers wurden die Veranlassung, daß R. das Gymnasium ein Jahr eher verließ, als es nach dem damaligen Schulkursus gewöhnlich war und zwar, wie das Schulzeugniß des Rektors besagt: si quisquam alius, bene paratus. Er bezog also im J. 1798 die Universität Wittenberg und studirte daselbst die Rechtswissenschaft bis 1802, seine eigne Neigung zur Arzneikunde dem Wunsche seines Vaters hingebend. Er bekennt selbst ausdrücklich, daß er es dem besondern, für Andere nicht leicht zu erlangenden

---

*) Eine kurze Notiz über ihn siehe im vorigen Jahrg. des N. Nekr. S. 1128.

**) N. Lausitz. Mag. 1840. 3. H.

Unterrichte des Professors Dr. Pfotenhauer vornehmlich verdanke, daß er nicht mit unvortheilhaften akademischen Zeugnissen nach Görlitz zurückgekommen sey und die ihm von dem damaligen kurfürstl. sächs. Amte zu Görlitz, als Prüfungsbehörde, aufgetragenen, etwas unangemessenen Probearbeiten bestanden habe. Dieselben wurden gut und tüchtig befunden. In Folge derselben ward er im J. 1803 zur Advokatur, auch vor dem Oberamte zu Budissin, zugelassen und fing nunmehr nicht unglücklich zu prakticiren an. Nach Verlauf einiger glücklichen Jahre bestürmten ihn aber mancherlei weiter unten anzugebende unglückliche Familienverhältnisse, in Verbindung mit den Schrecknissen des Krieges, dergestalt, daß er es als sein größtes Glück betrachtete, unvermuthet aus allen seinen zeitherigen Verhältnissen gesetzt und nach dem wiener Frieden vom 18. Mai 1815 bei der k. preuß. Kommission zu Regulirung der Grenzen mit dem Königreiche Sachsen bis Ende des J. 1816 angestellt worden zu seyn. Die stete Ortsveränderung wirkte wohlthätig auf seinen leidenden Körper, die ununterbrochene Arbeit zog ihn von seinem düstern Nachsinnen ab. Auch wurde diese Kommission, welche ihn als einen willigen und tüchtigen Arbeiter den höchsten preuß. Behörden, insbesondere dem k. Justizminister v. Kircheisen empfahl, nachmals Veranlassung zu seinen weiteren Beförderungen, namentlich zu seiner Ernennung zum Justizkommissarius zur Proceßpraxis bei den Gerichten in der Oberlausitz und Notarius publicus in dem Departemente des k. Oberlandesgerichts in Glogau am 16. Novbr. 1816, schon am 10. Decbr. d. J. zum Assessor bei dem Land- und Stadtgerichte zu Goldberg und zuletzt den 17. Juni 1822 zum Rathe bei dem Landgerichte zu Görlitz, in welcher Eigenschaft er am obengenannten Tage daselbst verstarb. Schon im J. 1803 verheirathete sich R. zum ersten Male, einer frühzeitig eingegangenen Verbindung getreu, mit Maria Dorothea, geb. Fricke aus Dresden. Diese Ehe, aus welcher gegenwärtig nur noch zwei Töchter leben, trennte im J. 1812 der Tod, welcher seine Gattin nach langen Leiden von seiner Seite und aus den Armen einer geprüften Freundin abrief. Seine unerzogenen Kinder, seine oftmalige Abwesenheit wegen einer großen Anzahl übernommener Gerichtsverwaltungen, der überhandnehmende Druck der Einquartirung in den damaligen Kriegszeiten auf der einen, Dankbarkeit und Zuneigung auf der andern Seite, machten ihm die Eingehung einer zweiten Ehe, mit obgedachter Freundin seiner Gattin, Friederike Steinmetz aus Dresden, zur Pflicht. Allein

schon nach Verlauf weniger Monate geleitete er die Ueberreste eines zartfühlenden Wesens zur Ruhe, das die Schrecknisse des Krieges nicht zu ertragen vermochte. Der Tod schlug gleichsam seinen Wohnsitz zu damaliger Zeit in seiner Familie auf und verwaltete sein Amt dergestalt, daß er im Laufe weniger Jahre über zwanzig nahverwandte Personen verlor, unter denen auch ein aufgeregtes, mit sich zerfallenes Gemüth die Ruhe fand, die dasselbe hienieden wahrscheinlich nicht mehr erlangen konnte. Um seinen häuslichen Schmerz zu heilen, fing sein amtliches Leben an ihn vielfach nach außen hin zu beschäftigen, bis sein fast erstorbenes Herz, das nur bisweilen matte Lebenszeichen geäußert hatte, nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt zum dritten Male zärtlichern Empfindungen Raum gab und die verwitwete Adelheid Baronin v. Zollicoffer, geb. v. Steinbach, ihn im J. 1823 mit ihrer Hand beglückte. Seine Gattin entschädigte ihn, wie er dankbar von ihr rühmt, reichlich für die früher erfahrenen Leiden und pflegte ihn zuletzt mit zärtlicher Hand, als eine unheilbare Wassersucht ihn Monate lang ans Krankenbette fesselte. Er sah mit großer Fassung, gesättigt durchs Leben, seiner Auflösung entgegen und nur der Hinblick auf seine unerzogenen drei Kinder aus dieser glücklichen Ehe preßte ihm zuweilen den lauten Wunsch aus, ihnen auch noch länger Vater und Erzieher seyn zu können. R. war ein Mann von großen Gaben des Geistes und einer umfassenden, nicht bloß juridischen Gelehrsamkeit. Er vereinte damit einen hohen Wuchs des Körpers und eine edle, freie Haltung desselben. Er zog seine Freunde unwiderstehlich an durch den Fluß seiner Rede, die Milde seines Auges und das Wohlwollen und die Hingebung, wovon der ganze Ausdruck seines Wesens zeugte; ebenso fehlte es ihm nicht an Kraft, Freimüthigkeit und Gewandtheit, das Unrecht zu entlarven und von sich abzuschlagen. Vor allem besaß er jene für jeden Gelehrten so willkommene Gabe der Natur, ein treues und bis an sein Lebensende frisches Gedächtniß, wovon er schon in seiner Jugend schlagende Beweise gab, indem er die Reden des Livius nach einer in den preuß. gelehrten Schulen jetzt höhern Orts empfohlenen Methode damals unaufgefordert memorirte. Ueberhaupt beseelte ihn Zeitlebens eine besondere Wärme für Sprachen, von denen er nicht nur die lateinische, sondern auch die englische, französische und italienische beherrschte und die Meisterwerke, die in ihnen geschrieben sind, aus eignem Studium kannte. Von gleicher Stärke, wie sein

Gedächtniß, war auch sein Urtheil. Waren die Propositionen richtig, so folgte schlagend seine Entscheidung. Die Schärfe des Geistes machte ihm daher auch die philosophischen Wissenschaften zum Bedürfniß und er hatte die umfangreichen Krug'schen Schriften vollkommen durchdacht. Daß seine Jugendbildung der Mathematik weniger günstig gewesen sey, hörte man ihn daher aus demselben Grundzuge des Geistes oft bedauern; er hielt sich dafür an die populäre Astronomie und die Naturwissenschaften. Noch ist hier dankbar zu gedenken seiner inhaltsreichen, mit jugendlichem Feuer und in schönem Flusse der Sprache verfaßten moralischen Vorträge, wodurch er im engern Kreise seine gleichgesinnten Freunde unterhielt, belebte und belehrte. Wenn er auch zu ihnen, in denen er seine vielseitige Bildung entfaltete, neben seinen amtlichen Beschäftigungen Zeit gewinnen konnte, so folgt von selbst daraus, daß er mit einer starken Produktivität des Geistes und großer Leichtigkeit im Arbeiten und Auffassen auch eine unermüdete Thätigkeit verbinden mußte, so daß er sich selbst in spätern Jahren von öffentlichen Cirkeln entfernter hielt, um Zeit für seine wissenschaftlichen Studien zu gewinnen. So wurde es ihm möglich, auch den ganzen Tacitus, der ihn vorzüglich anzog, schriftlich zu übersetzen. Mit diesen trefflichen Eigenschaften verband R. noch eine liebenswürdige Beachtung von fremden und bescheidene Ansicht von eigenen Vorzügen. Er schreibt in seiner Selbstbiographie, daß er mit ängstlichen Gefühlen die Stadt Goldberg überhaupt und insbesondere zu Anfange des Aprils 1817 zum ersten Male das Sessionszimmer der dasigen Gerichtsbehörde betreten habe. Nur die Humanität der Gerichtspersonen, die Nachsicht, die sie mit dem Fremdlinge und seinem guten Willen hatten und die große Bereitwilligkeit, mit der ihre Erfahrung seiner Unerfahrenheit zu Hülfe kam, gaben, wie er mit edler Bescheidenheit sich ausdrückt, seiner Hoffnung Raum, sich unter der Leitung dieser achtungswerthen Männer zu einem brauchbaren Mitgliede des Kollegiums heranzuarbeiten. — Dies führt uns zuletzt noch zur Beurtheilung R.'s als königlichen Diener und Mitglied eines Kollegiums. Starke Sympathie fesselte ihn an das königliche Haus und vorzüglich an den verstorbenen König*), zu dessen Räthen zu gehören er sich um so mehr zum Lebensglück anrechnete, weil er von der

*) Dessen Biogr. s. in diesem Jahrg. des N. Nekr. unterm 7. Juni.

hohen Vortrefflichkeit seiner Gesinnung und seiner Institutionen überzeugt war. Obwohl zum sächsischen Juristen herangebildet, gelang es ihm doch bei seinen ausgezeichneten Geistesgaben und dem Eifer, mit welchem er sich seinem Berufe widmete, in kurzer Zeit sich mit der preuß. Gesetzgebung und dem von dem sächsischen ganz verschiedenen Gerichtsverfahren vertraut zu machen; er galt in den Gerichtskollegien zu Goldberg und Görlitz für eines der tüchtigsten Mitglieder. Seine Instruktionen waren lichtvoll und erschöpfend, seine Erkenntnisse mit treffendem Urtheile in würdiger Sprache abgefaßt. Mit sorgfältigem Studium verfolgte er die Fortschritte der neuesten Gesetzgebung und in den kollegialischen Berathungen verband er eine leichte und richtige Auffassung der Meinungen Anderer mit dem bündigen und überzeugenden Vortrage seiner eignen Ansichten. Gefällig gegen seine Kollegen, bezeugte er stets mündlich aber auch ausdrücklich in seiner im J. 1825 verfaßten Selbstbiographie große Ehrerbietung vor seinem vieljährigen Direktor Krause, dem er, bei dessen Versetzung von Goldberg an das görlitzer Landgericht, dahin folgte, da er es, wie er selbst schreibt, als ein reelles Unglück angesehen haben würde, mit ihm außer Verbindung gesetzt zu werden und sich glücklich fühlte, unter der Leitung des ihm und seinen Kollegen mit vollem Rechte verehrten und geliebten Direktors noch ferner zu bleiben. Seit 1836 erfreute er sich der ehrenden Auszeichnung des an Krause's Stelle zum Direktor des neu organisirten k. Land- und Stadtgerichts nach Görlitz berufenen König, welcher, in liebevoller Anerkennung seiner anstrengenden Leistungen in seinen letzten, durch Krankheiten nicht selten unterbrochenen Lebensjahren, seinem heimgegangenen ersten Rathe eine eben so sinnreiche wie tiefgemüthliche Trauerfeier im Sessionszimmer des k. Landgerichts veranstaltete und dadurch und durch gütige Verwendung für die verwaiste Familie den warmen Dank derselben, wie eines Jeden, der den sel. R. gekannt und geliebt hatte, einerntete.

* 5. Joh. Friedr. Eberh. Aug. Widekind *),

Prediger zu Linow (Brandenburg);

geb. d. 18. März 1765, gest. d. 2. März 1839.

Er war zu Minden in Westphalen geboren, wo sein Vater, der neun Söhne hatte und starb, als unser W.,

*) Eine kurze Notiz über ihn s. im vorig. Jahrg. d. N. Nekr. S. 1129.

der achte Sohn, 4 Jahre alt war, als Postdirektor lebte. Unser W. kam, da sein Onkel Pauli Konsistorialrath in Halle war, auf das dortige reformirte Gymnasium, kehrte aber bald nach Minden zurück und besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt bis zu seinem Abgange auf die Universität. Er studirte Theologie in Halle, wo er Semler, Nösselt, Knapp 2c. hörte und theure Bekanntschaften anknüpfte, ganz besonders mit seinem Vetter, dem nachmaligen Domprediger Doloff, und mit Kottmeier, deren er oft mit treuer Liebe gedachte. Nach Beendigung seines akademischen Trienniums ging er von Halle als Hauslehrer nach Wien zum Grafen v. d. Lippe, begab sich aber nach einem Jahre von dort nach Frankfurt a. d. Oder und privatisirte daselbst. Später ging er nach Berlin und wurde nach abgelegtem theologischen Examen Inspektor am joachimthalischen Gymnasium. Hier blieb er 8 Jahre, bis das damalige reformirte Kirchendirektorium zu Berlin ihn zum reformirten Prediger von Grüstedt in der Altmark ernannte. Als dortiger Prediger heirathete er Louise Dorothea Schenk, Tochter eines Apothekers in Neustrelitz. Nach 1½jährigem Aufenthalte daselbst wurde er Hofprediger zu Cöpenick bei Berlin, von wo er 1808 nach 7½jähriger Wirksamkeit als reformirter Prediger nach Linow bei Rheinsberg ging. Vor seinem Abgange von Cöpenick traf ihn der harte Schlag, seine Mutter, die er aus kindlicher Liebe zu sich genommen hatte, um ihr den Abend ihres sorgenvollen Lebens zu verschönern, durch den Tod zu verlieren. Es war überhaupt eine schöne Seite seines Charakters, daß er innige Liebe zu seiner Mutter und seinen Brüdern hatte und seiner Wohlthäter nie vergaß. Abgesehen von den Unruhen und Beschwerden des Krieges und den Unannehmlichkeiten, die sein Amt zu Linow gerade zu jener Zeit hatte, mußte er häusliche Leiden mancherlei Art tragen. Er verlor durch den Tod seine Gattin, alle Kinder, die sie ihm geboren, und alle Brüder, die er so sehr liebte. Er verheirathete sich zum zweiten Male 1817 mit Johanne Sophie Henriette Bietz, Tochter des verstorbenen Predigers Bietz zu Zechlin, die ihn durch die Geburt von zwei Söhnen und drei Töchtern erfreute. Aber die Freude über sein häusliches Glück trübte oft der Anblick eines unglücklichen Sohnes und sein eigenes körperliches Leiden. Zwar kräftig von Natur, litt er doch an Hämorrhoidalbeschwerden, die ihn in der Folge 6 Monate den Katheter unter schrecklichen Schmerzen zu tragen nöthigten. Als er hiervon befreit

war, litt er an Steinschmerzen und eine Blasenschwindsucht endigte endlich unter Angst und Schmerzen sein Leben.

* 6. Johann Friedrich Barnstedt,

großherzogl. oldenburgischer Kammerassessor in Delmenhorst;

geb. im Jahr 1750, gest. d. 11. März 1839.

Er hatte die Rechte studirt und war lange Advokat beim Landgerichte und dem Stadtmagistrate zu Delmenhorst, zog sich jedoch nach und nach von der Praxis zurück, nachdem er das in der Nähe der Stadt belegene Gut Holzkamp gekauft und bezogen hatte, wo er mit Landwirthschaft sich beschäftigte. Als das im J. 1794 erlassene Prozeßreglement vorschrieb, daß die Advokaten im Gerichtsorte wohnen mußten, legte er die Advokatur ganz nieder. Im J. 1779 hatte er von dem damaligen Herzoge von Oldenburg, Friedrich August, das Prädikat eines Kammerassessors erhalten. Bei herannahendem Alter und da keiner seiner Söhne Neigung zur Landwirthschaft zeigte, verkaufte er sein Gut und privatisirte nun in Delmenhorst. Hier wurde er, als im J. 1810 das Herzogthum Oldenburg mit dem franz. Kaiserreiche vereinigt worden war, im J. 1811 zum Maire ernannt und fungirte als solcher bis zur Zurückkunft des Herzogs Peter Friedrich Ludwig *) im Nov. 1813, dann aber während der provisorischen Verwaltung bis zum 1. Okt. 1814 unter der Benennung Bürgermeister. Mit dem 1. Okt. 1814 trat er als wirklicher Bürgermeister an die Spitze des wiederhergestellten Stadtmagistrats und bekleidete dieses Amt bis zum November 1825, wo er auf sein Ansuchen von demselben in Gnaden entlassen wurde. Er hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft und mehrere Söhne in ansehnlichen Staatsämtern.

7. Tobias Christoph Feilner **),

Fabrikant in Berlin;

geb. ...., gest. d. 7. April 1839 ***).

Von armen Eltern abstammend, die ihm die Mittel zur höheren Ausbildung und zur Bereicherung seines Gei-

---

*) Dessen Biogr. s. im 7. Jahrg. des N. Nekr. S. 443.

**) Eine kurze Notiz über ihn siehe im vorigen Jahrg. des N. Nekr. S. 1139.

***) Aus den Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen. 19. Jahrg. 1840.

stes mit den Schätzen der Wissenschaft zu gewähren außer Stande waren, hat F. sich gleichwohl durch eigne Kraft, bloß durch Unterstützung des göttlichen Geistes, zu einer nicht gewöhnlichen Geisteshöhe emporgehoben. Mit leichtem, schnellen und sichern Blicke faßte er die Gegenstände ins Auge, drang tief in dieselben ein, beleuchtete sie von allen Seiten, prüfte ruhig und gründlich alles, was sein Nachdenken in Anspruch genommen hatte, entschied mit Besonnenheit und sprach dann ein gediegenes Urtheil aus. War seine Aufmerksamkeit gleich zunächst und vorzüglich auf den Gebietstheil des menschlichen Wissens gerichtet, der seinem Berufskreise am nächsten lag, so war doch sein Forschungsgeist darauf nicht beschränkt, sondern er hatte Sinn für Alles, was wahr, edel und schön ist, was Bezug hat auf die höhern Angelegenheiten des Menschen. Und mit diesem klaren Geiste, mit diesem scharf und tief eindringenden Blicke war ein für alles Rechte und Gute glühendes Herz, war ein fester, unerschütterlicher, durch keine Einwendungen abzulenkender, durch keine äußern Umstände zu beugender Wille verbunden. F. war in der That ein Mann von Charakter und Charakterstärke. Alle, die ihn kannten, Alle, die in Geschäftsverbindungen mit ihm standen, Alle, die in einem engern Verhältnisse mit ihm lebten, werden ihm das ehrende Zeugniß ertheilen, daß er Wahrheit, Recht, Anstand und sittliche Ordnung lieb hatte, daß ihm alles Unedle und Gemeine, alle Unsittlichkeit, alle Unredlichkeit, Täuschung und Gleißnerei im höchsten Grade zuwider waren. Ehe er sich zu etwas entschloß, ehe er etwas erwählte, untersuchte er gründlich und bedachtsam, ob es recht und löblich sey; aber dann stand auch der genommene Entschluß unbeweglich fest. — Daß dabei das zarte, weiche, wohlwollende Gemüth, das sonst wohl weniger bei Menschen von stärkerer Willenskraft vorhanden zu seyn pflegt, in ihm auf keine Weise zurückgetreten wär, noch an ihm vermißt wurde, daß ihn alles Edle und Schöne leicht ansprach, daß er auch kräftig und tief fühlte, das bewies seine rege Theilnahme an allen allgemein wichtigen Angelegenheiten der Menschheit; das bewies seine innige Zärtlichkeit gegen die Seinen, seine herzliche treue Freundesliebe, sein Mitleiden und Erbarmen gegen Nothleidende, sein tiefes Gerührtwerden bei dem Anblicke jedes Unglücklichen. Dem Bilde eines jeden Menschen, das wir mit wahrer Hochachtung anschauen sollen, würde aber, so viel liebliche und schöne Züge wir auch in demselben wahrnehmen möchten, doch der Hauptzug fehlen, der dem Gan-

zen Haltung geben und ihm den Charakter des wahrhaft Werthvollen aufdrücken muß, wenn wir von seiner religiösen Seelenstimmung nichts zu sagen wüßten. Wer F. kannte und es weiß, daß Alles bei ihm mehr innerlich, als Wort und äußeres Werk war, und daß alles Prunkende seiner Gemüthsart entgegenstand, der wird es auch voraussetzen, daß es in Rücksicht seiner Religiosität also gewesen sey. Daß ein Mann, in dem solche Eigenschaften vereint sind, viel Großes und Segensreiches beginnen und ausführen werde, würden wir mit Recht zum Voraus setzen, wenn uns auch kein Ueberblick über seine Wirksamkeit gestattet wäre. F. hat treu und redlich gewirkt, so lange es für ihn Tag war, und seine Wirksamkeit ist nicht ohne Erfolg geblieben. Groß sind seine Verdienste um die Fortschritte in der Fabrikation der Thonwaaren und eine große Anzahl der öffentlichen Gebäude Berlins hat er durch Ornamente von Säulen, Kapitälern, Ornamenten, Figuren und Vasen nach den Zeichnungen von Dyk, Wigmann und andern berühmten Kunstkennern verschönert. F. war auch der Erste der zum Baue der Häuser den Thon anwendete und nach dem Entwurfe von Schinkels Meisterhand solche Häuser erbaute, die zu den Merkwürdigkeiten der Hauptstadt gezählt werden.

* 8. Marie Friederike *),

verwitw. Herzogin v. Anhalt-Bernburg, zu Hanau;

geb. d. 14. Sept. 1768, gest. d. 17. April 1839.

Als das älteste der Kinder des verstorbenen Churfürsten Wilhelm I. von Hessen-Cassel und Schwester des jetzigen Churfürsten Wilhelm II., wurde sie den 29. Novbr. 1794 mit dem damaligen Erbprinzen zu Anhalt-Bernburg, Alexius Friedrich Christian **), im 26. Jahre ihres Alters vermählt. Sie gebar in dieser Ehe vier Kinder, zwei Prinzen und zwei Prinzessinnen, von denen nur die beiden letztgeborenen, nämlich die Prinzessin Wilhelmine Louise, vermählte Prinzessin Friedrich von Preußen (geb. d. 30. Okt. 1799), und der jetzige Herzog von Anhalt-Bernburg, Alexander Karl (geb. d. 2. März 1805), noch am Leben sind. Die erstgeborne Prinzessin und der darauf folgende Prinz star-

---

*) Eine kurze Notiz über dieselbe s. im vorigen Jahrg. des N. Nekr. S. 1142.

**) Dessen Biogr. s. im 12. Jahrg. des N. Nekr. S. 238.

ben schon als Kinder. Mit dem Regierungsantritte ihres Gemahls, den 9. April 1796, wurde sie regierende Fürstin und bei dessen Erhebung zum Herzoge, den 18. April 1806, regierende Herzogin von Anhalt. Weil sie von frühster Jugend sehr an die steife Etiquette gewöhnt war, so hing sie auch im spätern Leben fortwährend sehr daran, doch konnte sie dessenungeachtet bisweilen in ihrem Wesen höchst liebenswürdig seyn. Sie war äußerst wohlthätig gegen die Armen und wußte ihre Wohlthaten auch auf eine sehr zweckmäßige Art, z. B. durch aus ihrer Kasse bestrittene Arbeiten an Wegen und Straßen ꝛc., an den Tag zu legen. Auf diese Weise machte sie sich bei ihren Unterthanen sehr beliebt, leider aber zeigten sich bei ihr von früher Jugend an auch starke Spuren von Eigensinn und Heftigkeit, womit sie bei ihrer schnell wechselnden Laune, ohne Rücksicht der Person, ihren Umgebungen auch manche unangenehme Stunde bereitete. Diese Temperamentsfehler, in den spätern Jahren mit der vorherrschenden Neigung zur Eifersucht verbunden, führten eine unglückliche Gemüthsverfassung herbei, die besonders mehrere Reisen nach dem Süden (Schweiz und Italien) zur Folge hatte. Auf einer dieser Reisen zerbrach sie bei Besteigung des Montblanc im J. 1810, in Folge eines Falles, das Bein, wovon sie jedoch ganz wiederhergestellt ward. Durch diese vielen und kostbaren, gegen den Wunsch ihres Gemahls unternommenen Reisen verlor sie endlich bei ihren Unterthanen an Liebe. Dies konnte ihr nicht entgehen und da sie nicht Gewalt genug über sich besaß, sich ganz zu beherrschen, so wurde dadurch ihre Gemüthsstimmung nicht nur noch schlimmer, sondern machte auch das eheliche Band zu ihrem Gemahle, das überdies schon Anfangs weniger aus gegenseitiger Zuneigung als aus politischen Rücksichten geknüpft war, immer lockerer. Es fand daher 1817 im August eine förmliche Ehescheidung zwischen ihr und ihrem Gemahle statt, worauf sie unter der Vormundschaft ihres Bruders, des noch lebenden Churfürsten Wilhelm, Anfangs zu Kassel, später aber in Hanau lebte, wo sie am obengenannten Tage auch starb. In ihren letzten Jahren soll sie von den angedeuteten Gemüthsaffektionen, die bisweilen einen hohen Grad, selbst bis zur Geistesabwesenheit erreichten, nur periodisch heimgesucht, größtentheils aber im vollen Bewußtseyn ihres Geistes gewesen seyn. In ihren letzten Lebensjahren äußerte sie manchmal den Wunsch, nach Anhalt zurückzukehren und ihre letzten Tage bei ihrem Sohne, dem regierenden Herzoge, an dem sie mit besonderer Liebe hing,

zu verleben. Hätte der Tod nicht die Sache verändert, so wäre es vielleicht auch noch dahin gekommen und sie hätte mit ihrer ansehnlichen Pension, die sie aus Anhalt bezog, auch dort die frühere Liebe sich vollständig wieder errungen.

9. Dr. Johann Schön *),

ehemaliger Professor der Mathematik an der Universität zu Würzburg;
geb. im Jahr 1771, gest. d. 18. April 1839 **).

Er wurde zu Salzburg bei Neustadt an der fränkischen Saale geboren, hörte zu Neustadt die Anfangsgründe der lateinischen Sprache, studirte hierauf 5 Jahre hindurch (1784—1789) auf dem Gymnasium zu Münnerstadt unter Anleitung des Professors Eusebius Stapf und verließ mit Lob und Auszeichnung dies Gymnasium, um seinen zweijährigen Kursus der Philosophie auf der Universität zu Würzburg zu vollenden. Nachdem er sich hier den dritten Platz unter den sechs Ersten seiner zahlreichen Mitschüler erworben hatte, erhielt er nach vorhergegangener öffentlicher Disputation aus der gesammten Philosophie, Physik und Mathematik 1791 das philosophische Doktorat. Er ergriff dann das Studium der Theologie und trat 1792 als Alumnus in das geistliche Seminar zu Würzburg. Im Seminar bekleidete er ein Jahr lang die Stelle eines öffentlichen Repetitors der Philosophie und erhielt die Priesterwürde am 19. Sept. 1795. Er versah einige Zeit die erledigte Stelle eines Präses der Bürgersodalität, wurde 1796 als Kaplan zu Arnstein und 1797 als öffentlicher Professor der Philosophie an dem Gymnasium zu Würzburg angestellt. Im J. 1802 erhielt er zur Belohnung zugleich die außerordentliche Professur der Mathematik an der Universität, wurde Mitglied der philosophischen Fakultät und, nachdem er sein punctum professorale öffentlich abgelesen hatte, Mitglied des akademischen Senats. In den Jahren 1804—1806 bekleidete er an dem unter churbaierischer Regierung neu organisirten Gymnasium den Posten eines Professors der Mathematik und Physik, ebendenselben bekleidete er nach der erfolgten Regierungsveränderung für die abermals errichteten zwei philosophischen Kurse am Gymnasium in den Jahren 1806—1809. Am 7. Sept. 1809 wurde er zum öffentlichen und ordentlichen

*) Eine kurze Notiz über ihn siehe im vorigen Jahrg. d. N. Nekr. S. 1143.

**) Nach Felder's Lexikon der kathol. Schriftsteller.

Professor der Mathematik an der Universität ernannt. Seine Schriften sind: Diss. theorematis binom. demonstrationem sistens Wirceb. 1798. — Psychologiae empiricae compend. Ibid. 1800. — Id altera, emendata et aucta Ibid. 1808. — De numeris generatim et speciatim, de numeris fractis tam decimalibus quam sexagesimalibus. Ibid. 1802. — Prüfung der von Wagner vorgeschlagenen Reform d. Mathematik. Arnst. u. Rudolst. 1804. — Die Ziffernrechnung oder Rechenkunst z. Gebrauche für Schulen u. im bürgerl. Leben. Bamb. u. Würzb. 1805 u. 1815. — Lehrb. d. ebenen u. sphärischen Trigonometrie. Ebend. 1805. — Einige Momente zu Beantwortung der Frage: Entsprechen unsere Gymnasien dem Endzwecke aller Erziehung? Ebend. 1806. — Die Buchstabenrechnung und niedere Algebra zum Gebrauche der Vorlesungen. Würzb. 1806. — Lehrb. d. reinen niedern Geometrie, nebst Anleit. z. Feldmeßkunst, Nürnb. 1808. Zweite Aufl. 1823. — Fractionum continuarum theoria et usus. Wirceb. 1810. — Grundriß der gesammten theoret. Astronomie. Nürnb. 1811. — Kurzer u. faßl. Unterricht in der Rechenkunst, Geometrie, prakt. Mechanik u. Statik u. bürgerl. Baukunst f. Bürger- und Sonntagsschulen ꝛc. 4 Bdchn. Würzb. 1812. — Die Witterungskunde in ihrer Grundlage. Ebend. 1818. — Darstellung d. Umstände d. großen Sonnenfinsterniß am 7. Sept. 1820. Ebend. 1820. — Ueber die Witterung und Fruchtbarkeit d. Jahre 1818, 1819 u. 1820. Nürnb. 1821. — Erörterung einiger Hauptmomente in d. Lehre v. dem geometr. Verhältnisse im Sinne Euklids und anderer Mathematiker. Ebend. 1822. — Ueber d. Witterung u. Fruchtbarkeit d. Jahres 1821. Ebend. 1823. — Ueber d. Witterung u. Fruchtbarkeit d. Jahres 1822. Ebend. 1823. — Die höchst seltne Winterwitterung in d. 3 letzten Monaten d. Jahres 1821 in allen Gegenden Europa's. Ebend. 1823. — Ueber d. Witterung u. Fruchtbarkeit d. Jahres 1823. Würzb. 1824. — Lehrb. d. niedern, reinen, allgem. Größenlehre, oder d. Buchstabenrechnung u. Algebra. Ebend. 1825. — Kurzer Lehrbegriff d. höhern Mathematik. Sulzb. 1832. — Ueber Achtung u. Erhabenheit; im n. allgem. Repert. f. empirische Psychologie von Mauchart u. Tschirner.

10. Fernando Paer *),

ehemal. Generaldirektor der Kapelle Karls X. und Ritter, zu Paris;
geb. im Jahr 1774, gest. im Mai 1839 **).

Er war zu Parma geboren und widmete sich der Komposition unter dem Neapolitaner Ghiretti auf dem Conservatorio della Pieta. In einem Alter von 10 Jahren gab er zu Venedig seine erste Oper, Circe, welche mit vielem Beifalle aufgenommen wurde. Er besuchte darauf Padua, Mailand, Florenz, Neapel, Rom, Bologna ꝛc. Der Herzog von Parma, der sein Pathe war, setzte ihm ein Jahrgeld aus und erlaubte ihm im J. 1795 wegen der Kriegsunruhen nach Wien zu gehen, um mehrere Werke zu komponiren. P. blieb hier und wurde 1798 als Komponist beim dasigen Nationaltheater angestellt, indessen seine Gattin als erste Sängerin bei der italienischen Oper angestellt wurde. Um diese Zeit fing sein Ruhm an sich mehr zu verbreiten, wozu besonders 1799 seine Camilla beitrug, die bald auf allen deutschen Bühnen erschien. Der Beifall, den mehrere seiner Werke auch zu Dresden fanden, hatte zur Folge, daß er 1801 daselbst als Musikdirektor und seine Gattin als erste Sängerin auf 3 Jahre engagirt wurde. Beide trafen Ostern 1802 daselbst ein und debütirten mit großem Beifalle mit der Oper Intrigo amoroso. Im folgenden Jahre machte er einen kurzen Besuch in Wien. Napoleon bewog nach der Schlacht bei Jena P. und dessen Gattin, ihm nach Posen und Warschau zu folgen, wo sie kleine Koncerts vor ihm gaben. Nach dem tilsiter Frieden traten sie ganz in seine Dienste und nach Napoleon's Sturz ward P. Generaldirektor der Kapelle Karls X. — Die Kompositionen P.'s sind reich an Melodie, gesangvoll und mit Effekt instrumentirt, aber ohne tiefen innern Zusammenhang und gründliche Charakteristik. Seine besten Opern sind: Sargino, Camilla, Griselda, Leonora, Achille, Fuorusciti (Wegelagerer), Sophonisbe, Dido u. Agnese; außerdem hat er noch komponirt: Cinna, Il Principe di Tartano, Idomeneo, Numa Pompilio, I Baccanti u. a., nebst mehreren Romanzen, Canzonen und Duetten mit Klavierbegleitung.

*) Eine kurze Notiz über ihn siehe im vorigen Jahrg. des N. Nekr. S. 1154.

**) Nach dem Konversationslexikon.

* 11. Johann Rudolph Frey,

Doktor der Rechte und ehemaliger Fiscalatsrichter in Basel, zu Bucharest;

geb. d. 9. Mai 1797, gest. d. 25. Aug. 1839.

Frey war zu Basel geboren und der zweite Sohn von Remigius F., s. Z. Lieutenant beim Schweizerregimente Salis-Samade in Frankreich, dann helvetischer Platz- und nachheriger Garnisonskommandant in obiger Stadt, und von Anna Margaretha, einer Schwester des als Skeikh Ibrahim durch seine nubischen Reisen bekannten Joh. Ludwig Burckhardt. In Basels Schulen und im Fierz'schen Institute zu Männedorf (am Zürichsee) schon als Knabe durch treffliche Geistesanlagen, besonders aber durch Originalität der Anschauung und eben so richtiges wie schnelles Auffassen alles Gelernten hervorragend, sah er sich frühzeitig von denen, die seine Erziehung leiteten, zu einem wissenschaftlichen Berufe auserkohren *). Kaum hatte er daher die Elementarfächer absolvirt, als man ihn, 16 Jahre alt, die Akademie Bern beziehen ließ, woselbst er in der Periode von 1813 bis 1817 Philosophie, Philologie und Theologie studirte und 1815 bereits auch, mittelst einer schön gelungenen Analyse von Cicero de natura deorum Lib. I., sich die für diese Aufgabe von der berner Regierung ausgesetzte goldene Preismedaille erwarb **), auch schon einige Male als Prediger die Kanzel betrat. Nach seiner Geburtsstadt zurückgekehrt, ließ er sich, einer alten Schulobservanz gemäß, als Kandidat des Magisterii artium liberalium prüfen und ward sodann von dortiger Philosophenfakultät zum Doktor der Philosophie promovirt. Zwei Jahre verbrachte er hierauf in Tübingen, vorzüglich unter Prof. Bahnmaier's Leitung, der Theologie obliegend. Bei tieferm Eindringen in diese Sphäre überzeugte sich aber F. je länger, je mehr, daß die Gottesgelahrtheit, als eine von Dunkelheit und Zweifel umhüllte Doktrin, ihm, der von Natur nur die helle Wahrheit liebte, wenn auch zeitliches Brod, doch keine geistige Nahrung gewähren dürfte. „Lie-

*) Seit mehreren Jahrhunderten hatten seine väterlichen Familiengenossen in aufsteigender Linie, fast ohne Ausnahme, als Officiers unter den franz. Schweizertruppen gedient, daher man erst auch ihn zu diesem Stande geschaffen wähnte.

**) Jene gekrönte Arbeit hatte als Motto: „cogitatio coeli munimenta perrumpit, nec contenta est id quod ostenditur scire." Frey's Mitbewerber war ein gelehrter, ihm auch an Jahren überlegener Commilito.

der will ich als ehrlicher Dorfschulmeister mich durchzubringen trachten, denn länger dem geistlichen Stande nachhängen," schrieb er einst von Tübingen seiner Mutter und wandte sich plötzlich von ersterm Fache weg, der Jurisprudenz zu, hierauf drei Jahre hindurch, 1819—1820 in Göttingen, 1820—1822 in Heidelberg alle nöthigen Rechtsvorlesungen anhörend. Seit Herbst 1822 wieder in Basel, wo ihm als Volontär der Zutritt in die Kantonskanzlei verstattet wurde, bereitete er sich zum juristischen Examen vor und überstand selbiges auch sehr ehrenvoll im J. 1823, was dann zur Folge hatte, daß F. noch im gleichen Jahre auf Empfehlung der beiden Examinatoren, nämlich seines nunmehr erworbenen Freundes Prof. Wilhelm Snell aus Nassau und seines Gönners Prof. Joh. Rud. Schnell, in das baseler Kriminalgericht erster Instanz befördert wurde. Als Kriminalrichter beschäftigte sich nun F. mit einer Reihe theils sehr schwieriger Untersuchungen von Strafrechtsfällen, die ihm, der als geschickter Inquirent galt, durchs Tribunal zur Instruirung übertragen worden waren. Hierneben wollte F. dem Studirpulte nie ganz fremd werden; 1824 erschien die von ihm in der Stille mit großem Aufwande von Geist und Gelehrsamkeit ausgearbeitete kriminalistische Inauguralabhandlung über Talion (Wiedervergeltungsrecht), betitelt: Dissertatio historico-juridica de primordiis juris criminalis apud varias antiquas et recentiores gentes etc., Basileae, worauf ihm, nach öffentlich darüber abgehaltener akademischer Disputation, am 9. April 1824 die Würde eines Doktors beider Rechte von Fakultätswegen ertheilt wurde. Da nun zu jener Zeit die Republik Basel den Mangel an wissenschaftlich gebildeten Rechtskundigen sehr zu empfinden hatte, so hoffte dort das Publikum, es werde F. jetzt der kantonalen Beamtenlaufbahn für immer angehören und man freute sich allgemein, namentlich das im gleichen Jahre eben erst creirte Fiscalat (Verhörrichter- und Staatsanwaltsdienst), bei dessen erster Besetzung an seine vielgeschätzte Person demnächst vergeben zu sehen. Doch jenes ruhigbeschauliche Leben, der höchste Zielpunkt so vieler Sterblichen, war ihm durchs Schicksal nicht beschieden. Ein in der damaligen Periode sehr emsig auf Militärkapitulationen für die Krone Neapels ausgehender Diplomat, Herzog Calvello, dem F. war vorgestellt worden, wußte ihn für seine Pläne zu gewinnen und bald dermaasen zu begeistern, daß der sonst so verständig besonnene junge Mann die Stimme ernstlich abrathender, gewiß wohlmeinender Freunde zuletzt nicht einmal mehr hören

mochte. Unverbrüchlich Wort zu halten bei sich selbst gewohnt, sah F. diese seltne Eigenschaft auch in jedem Andern; weßhalb er denn auch, nicht vertraut mit den Trugkünsten der Hofwelt, dem gegebenen Versprechen Calvello's unbedingt Glauben schenkend, diesem leichtsinnigen Höflinge sich blindlings hingab, darob mit seiner eigenen Kantonsregierung (nachdem diese den Kapitulationsantrag Neapels rundweg von der Hand gewiesen hatte) in sehr ernsthaften Konflikt gerieth, beträchtliche pekuniäre Mittel und noch mehr — Ruhe, Gesundheit, nebst jeglicher Aussicht auf weiteres Fortkommen in der Heimath zum Opfer brachte*). Ja, drei Jahre mußten verstreichen, ehe F. in jenem Glauben an das Wort des fremden Diplomaten wankend wurde. Es war ihm nämlich von Seite Calvello's fortwährend eine Regiments-Großrichterstelle vorgespiegelt worden; daher die Enttäuschung des Kandidaten vollends erst mit dem Zeitpunkte eintrat, wo bei sämmtlichen kapitulirten Schweizerregimentern fraglicher Dienst bereits vergeben war. Auch in Basel hatte jetzt F. wenig mehr zu erwarten; denn in Folge eben jenes so mißlich abgelaufenen Unternehmens waren ihm die meisten dortigen Magistraten persönlich aufsässig geworden. F. fühlte sich daher hinter Basels Mauern nicht mehr heimisch; bald reifte sein Entschluß zur — Emigration, und den 7. August 1828 ward wirklich eine Reise nach Rußland angetreten, wohin sich F. in Lübeck einschiffte. Nach kurzem Aufenthalte in St. Petersburg begab er sich gen Moskau, fand hier im Hause des schweiz. Handelskonsuls, seines rühmlichst bekannten Landsmannes Lukas Burckhardt von Basel gastfreundliche Aufnahme, wurde bald darnach bei einem Edelmanne in Wladimir und späterhin bei einem solchen in der alten Czarenstadt selbst, theils als Haus-, theils als Sprachlehrer angestellt. Oftmals ergingen mittlerweile an F. halbofficielle Einladungen, in den für Fremde ohnehin so leicht zugänglichen kaiserl. Staatsdienst überzutreten, jedoch immer umsonst, indem unser Freund, da er diesen Stand von nicht gar empfehlenswerther Seite her kennen gelernt hatte, russische Civilbeamte sich nicht gerade zu Kollegen wünschte. Insonderheit waren sie ihm durch ihre tief eingewurzelte, unter ihnen gleichsam zum herrschenden Grund-

*) Frey, welcher sich, eben jener Sache halber, damals viel in den Urkantonen aufhielt, ließ dort ein aus seiner Feder geflossenes Flugschriftchen, betitelt: Ueber den neapolitanischen Kriegsdienst, Uri 1824, in deutscher und französischer Sprache erscheinen.

tone gewordene Bestechlichkeit allzuverächtlich vorgekommen. War nun auch für F., der sich allmälig russische Sitten und Lebensart angeeignet hatte, in diesem Lande der Grund zu einer eben so ruhigen als sichern Existenz gelegt, so konnte er gleichwohl im Stillen die Sehnsucht nach einem bessern Himmelsstriche kaum erdrücken. Hierzu kam noch der Umstand, daß F.'s Gesundheit, einer Erkältung zu Folge, welche er sich einst ohne eigne Schuld zugezogen, merklich gelitten hatte, weßhalb ihm der Arzt unbedingt Auswanderung in ein milderes Klima anrieth. Im Herbste 1831 schied daher F. von „jenen schaurigen Steppen und Eisfeldern," wie er sie zu nennen pflegte. Er wandte sich über Pultawa gen Odessa. Auf der Reise ereignete sichs einmal, daß er in höchst gefährlichem Handgemenge sein Leben gegen den räuberischen Anfall von Seite eines russischen Postillons (der ihn erst brandschatzen wollte) behaupten mußte; den Sieg verdankte F. seiner Gewandtheit, diese selbst den langen, vom frühen Knabenalter an gewohnten körperlichen Uebungen *). Von Odessa nahm ihn ein russisches Schiff nach Konstantinopel mit. Die Ueberfahrt war indessen von einem gewaltigen Sturme begleitet und bei diesem Anlasse, im Momente der äußersten Lebensgefahr, soll — wie wenigstens in der Folge behauptet wurde — F., obgleich nie katholischer Konfession, das Gelübde einer Pilgerreise zum h. Grabe gethan haben. In der Türkei lebte er nun bei 2½ Jahren theils wieder dem Jugendunterrichte, theils als Mitarbeiter an dem durch Blacque redigirten und in Konstantinopel herauskommenden Moniteur Ottoman, und verbrachte, als Hauslehrer namentlich, geraume Zeit auf dem paradiesischschönen Eilande Prinkipio. Unmittelbar hernach besuchte er Palästina, feierte 1834 in Jerusalem — wo er zufällig Ibrahim Pascha's Vater, den „aufgeklärten Frankenfreund," kennen lernte — mit mehreren Tausenden, die der Chri-

*) Ebensoviel Geschicklichkeit als Ausdauer zeigte Frey z. B. auch im Schwimmen. Universitätsgenossen erzählen noch, wie er einst bei einer Lustparthie, nicht nur vollständig angekleidet, sondern überdieß noch in schweren sogenannten Kanonenstiefeln, die beträchtliche Strecke von Neckar-Gmünd bis Heidelberg neben einem Nachen, ohne abzusetzen, herunterschwamm. Sein kleiner aber muskulöser Leib eignete sich zu den kräftigsten Bewegungen. Wie von Flügeln getragen durchlief er Berg und Thal, Hügel und Auen des schönen Schweizerlandes. Eines Morgens z. B. verließ er Arlesheim spazierend und traf am Abend desselben Tages in der 20 Stunden entfernten Stadt Bern ein, verrichtete hier viele Geschäfte am folgenden Tage und widmete den dritten der Rückkehr nach Arlesheim, Alles zu Fuß.

stusglaube aus fernen Zonen dorthin gezogen hatte, die Passionswoche, mußte dann aber wegen einer im Volksgedränge durch einen Fall erlittenen Beinverletzung mehrere Wochen noch sich ärztlich besorgen lassen. Wiewohl kaum leidlich hergestellt, wagte es F., welchem jetzt ein förmliches Pilgerattestat als Paß diente, den Wanderstab fortzusetzen und zwar zunächst nach Egypten. Dort angelangt, benutzte er eine günstige Gelegenheit, den Nilstrom seiner größern Strecke nach zu bereisen, ohne jedoch, wie fälschlich behauptet worden ist, dessen Quellen zu erreichen. Jenes Land in seinen verschiedenen Richtungen durchstreifend, sammelte F. die interessantesten Materialien zu einer künftigen sehr umfassenden Darstellung der Zustände jener — wie er behauptete — uns Europäern noch lange nicht vollständig enthüllten Parthie des Orientes. In Kairo traf F. verschiedene Bekannte seines vor 17 Jahren dort als Muselmann verstorbenen mütterlichen Oheims Skeikh Ibrahim, machte des Letztern Grab auf und nahm, als künftiges Andenken für die Seinen in der Heimath, von dieser theuren Stätte etwas Erde mit, die er in einer antiken, von den Pyramiden mitgebrachten Todtenurne aufhob*). Nach einigem Verweilen in Alexandrien entschloß sich unser Reisender zur Rückkehr ins Vaterland; erst machte er aber noch einen Abstecher nach Cypern, von wo er sich dann gen Venedig einschiffte. Glücklich begrüßte er hier wieder im Spätherbste 1834 das europäische Festland, besuchte auf der Durchreise noch die Hauptstädte Italiens und sah sich endlich, am 13. Decbr. jenes Jahres, in Arlesheim (1½ Stunde von Basel) dem elterlichen Heerde wohlbehalten zurückgegeben. Kaum läßt sich die Freude des Wiedersehens mit Worten schildern, der Jubel besonders, als eine greise Mutter den so oft verloren geglaubten Sohn, als ein Bruder, eine Schwester das so häufig vermißte Glied des kleinen Familienvereines nach langer Abwesenheit und nach so merkwürdigen Wendungen des Schicksals wieder in der Nähe besaßen. Die nächsten Anverwandten F.'s, besonders aber sein jüngerer, im basellandschaftlichen Justizdienste angestellter Bruder, thaten ihr Möglichstes, ihn, den Theuren, jetzt auf immer bei sich zu behalten. Doch umsonst. Weder die romantischen Gefilde Arlesheim's, noch die mannichfachen Resourcen des Stadtlebens hatten mehr Reiz oder Anziehendes für F. Es war ihm einmal zu enge hier und immer reger wurde

*) Darin brachte er dieses Familienheiligthum auch wirklich heim.

in ihm der Wunsch, die Schweiz zum zweiten Male zu verlassen. Hierzu mochte vielleicht auch der Umstand beitragen, daß, in Folge jener bekannten blutigen Zerwürfnisse zwischen Stadt und Land (1830—1833), der Heimathkanton Basel in zwei separate Gemeinwesen sich aufgelöst hatte, welche Kluft für die wechselseitigen socialen Berührungen der Population beider Theile damals von keinem gar günstigen Einflusse war. Wohlgemuth ergriff F. neuerdings den Wanderstab, diesmal nach dem vierten großen Welttheile seine Blicke hinwendend. Am 2. Juli 1835 erfolgte seine Abreise, zuerst nach dem mittäglichen Frankreich, wo er im Vorbeigehen seinen seit bald 20 Jahren in Marseille Handel treibenden Bruder besuchte, dann nach Bordeaux, von wo er sich nach Mexiko einschiffte. Im Süden Amerika's nicht findend, was er gewünscht hatte, begab er sich ungesäumt nach Newyork, allein auch hier war kein Auskommen für ihn. Die Agenten der freisinnigen Regierung suchten sich seiner Person zu bemächtigen, um ihn als Söldner gegen eine damals feindlich anmarschirende wilde Völkerschaft zu gebrauchen, allein F. entwand sich klug dem über ihn ausgebreiteten Netze. Schon im Winter 1836 landete er bei Bremen und den 30. März desselben Jahres traf derselbe wieder in Arlesheim ein. Laut Angaben baselischer Verwandten eröffnete sich ihm nun zu Broussa in Kleinasien eine sehr glänzende Aussicht auf Anstellung bei einem dort als Kaufmann etablirten Vetter. F. reiste daher am 18. Juli 1836 nach der Levante ab; in Broussa angekommen, mußte er sich jedoch überzeugen, daß jene Angaben auf bloßen Muthmaasungen beruhten. Der Getäuschte, demnach genöthigt, anderswo Brod zu suchen, nahm in Chalki eine Anstellung als Lehrer an einem Knabeninstitute an. Diese Anstalt ward inzwischen bald hernach aufgehoben, wo dann F. sich nach Konstantinopel begab. Hier nun waren dem Unglücklichen der Leiden die Menge bereitet, — erst schnöder Betrug von Seite etlicher fränkischen Landsleute, die sich ihm unter dem Scheine der Freundschaft genähert hatten und deren Wohlthäter in der Noth er gewesen, hernach Entblößung von allen Subsistenzmitteln, endlich Pestkrankheit und äußerste Verzweiflung. Auch diesmal inzwischen — durch ein Wunder beinahe — entrann F. dem Untergange. Es gelang ihm sich aufzuraffen, und mühsam erreichte er den 27. Nvbr. 1837 sein altes Arlesheim wieder. Den Bemühungen eines geschickten Arztes, noch mehr aber der fortgesetzten Pflege durch seine treue Mutter, verdankte F. eine

vollständige Genesung. Sowie er sich zuletzt auch von einem hartnäckigen Augenübel erholt hatte, war kein Grund mehr vorhanden, seinen zahlreichen Freunden eine Bitte zu versagen, womit diese ihn wohl tausendfach seit Jahren bestürmt hatten. Was man von ihm wollte, was man als Tribut für Theilnahme und Mitgefühl von ihm forderte, — errathen unsere Leser. Frey sollte, was er gesehen, erfahren und empfunden, dem größern, gebildeten Publikum, wie billig, wiedergeben. Vorzüglich war es ein Freund seines verewigten Vaters, welcher desfalls fast mit Ungestüm in ihn drang, nämlich der von Deutschlands Lesewelt hochgefeierte Heinrich Zschokke in Aarau. Ihm nun, als kompetenten Richter, hatte F. ein Bruchstück des begonnenen Schriftwerkes, schon 1836 vertraulich mitgetheilt und daraufhin folgendes Sendschreiben erhalten*):

Aarau den 18. Mai 1836.

„Empfangen Sie, mein theuerster Herr Frey, den wärmsten Dank für das Zutrauen, welches Sie mir, in Mittheilung Ihres ersten Fragments von der Darstellung Ihrer Fahrten zu Wasser und zu Lande, gewähren."

„Eben das, worüber Sie, in Ihrer bescheidenen Selbstverkennung, das meiste Bedenken tragen, Form und Ton in der Beschreibung dessen, was Sie erlebten und beobachteten, hat mich am meisten und sehr angenehm überrascht, weil ich gerade davon, getäuscht durch Ihre mündlich geäußerten Besorgnisse, am Wenigsten erwartet hatte. Sie schreiben mit so vieler Gewandtheit, die von Ihnen geschilderten Gegenstände springen so frisch und lebendig hervor, daß ich Ihnen Glück wünsche, wenn Sie das Ganze so durchführen."

„Sie machen, sagen Sie, auf keine Gelehrsamkeit Anspruch. Vermuthlich wollen Sie mich entweder noch ein Mal täuschen, oder Sie verstehen darunter, daß Sie nicht Botaniker, Mineralog oder Alterthumskundiger von Metier sind. Aber das Belehrende in Ihrer Arbeit und was ihr bleibenden Werth geben wird, kann sich erst in der Fortsetzung offenbaren, wenn sie zu jenen den Europäern wenig bekannten Gegenden und Nationen gelangen und sie aus deren Eigenthümlichkeiten, Bauarten, Lebensweisen, Gegenden u. s. w. so detaillirt vors Auge führen, wie es Ihr Scharfblick wahrnahm und als wären wir selber die anwesenden Zeugen. Lesen Sie dann die Nachrichten früherer Reisender über die gleichen Landschaften und ihre Bewohner, so werden Sie vielleicht Manches zu berich-

*) Wir können nicht umhin solches im Auszuge, als quasi-authentischen Beitrag zu Frey's Charakteristik, hier einzuschalten. Hatte doch Z. selbst seiner Zeit dem Verewigten den freien Gebrauch davon zugestanden.

tigen, Manches zu vervollständigen finden und auch dadurch der Wissenschaft der Völker- und Länderkunde Ersprießliches leisten."

„Odessa und Konstantinopel gehören noch zum Wohlbekannten. In meiner Erzählung von der Reise eines Philhellenen habe ich, das schriftliche Tagebuch eines Thurgauers benutzend, viele Specialitäten von dort und in jener Zeit vorgefallene Dinge mitgetheilt, und Ihr slavonischer Kapitän Vincenzo mahnte mich an den Kapitän der Austria im Creolen, der, wie das Leben in Calabrien, von mir aus dem Tagebuche des Glarner Stauffacher treu erhoben wurde."

„Werden Sie nicht müde, Ihr Werk zu vollenden; fahren Sie fort, treu zu malen, was Sie sahen und dabei empfanden. So werden Sie, ohne neue Entbehrungen und Lebensgefahren, erst den wahren Genuß Ihrer Reisen empfangen und das, was Sie gelitten, nicht ohne Verdienst um Welt und Wissenschaft überstanden haben."

„Auch wird es für den Leser nicht übel seyn, wenn Sie bei der Abfahrt von Stambul einen Zweck Ihrer Irrfahrten durchblicken lassen."

„Lassen Sie sich durch nichts entmuthigen, und fehlt es Ihnen, wenn Sie das Werk einst zum Drucke fertig haben, an einem Freunde, der es mit kritischem Blicke durchgeht, allenfalls Einzelnes, was das eigne Auge leicht übersieht, ein fremdes aber schneller entdeckt, wegzufeilen, so wählen Sie mich."

„Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter herzlich, eben so Ihrem Herrn Bruder und glauben Sie an die Worte Ihres Sie hochachtenden

Heinr. Zschokke."

Gleichwohl mochte sich F. mit einem Projekte, wie dasjenige der Herausgabe eines alle seine Wanderungen durch vier Welttheile umfassenden Werkes, nie recht befreunden und erst auf wiederholtes, sehr schmeichelhaftes Zureden hin, sowie durch vielseitiges Nachfragen gleichsam auf die Spitze hinausgestellt, verstand er sich dazu, wenigstens Etwas zum Besten zu geben; daher war es dem Publikum denn endlich vergönnt, einzelne Abrisse „aus dem Tagebuche eines Schweizers" in Dr. Widemann's Ausland (München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung) zu lesen. Diese durch F. eingesandten Aufsätze sind überschrieben: Chalki: erste Reise dahin. — Die angetragene Lehrerstelle (im Jahrg. 1838, Nr. 316 u. 317). Aufenthalt das.; Rückreise nach Galata (ebend. Nr. 347—351). Die Fahrt nach Konstantinopel (im Jahrg. 1839, Nr. 13—18). Leider hat es aber bei diesen kleinen, besonders als Reliquien des — bald darauf hingeschiedenen — Mannes, werthreichen Proben für immer sein Bewenden gehabt. Derselbe unstete Geist nämlich, welcher unsern Freund so oft schon aus den stillen Kreisen eines harmlosen Familienlebens weggezogen hatte, ließ ihn

uns auch diesesmal auf eine kurze Frist nur. „Ich halte es nicht mehr aus hier. Nein! in der Schweiz kann und will es mir nicht mehr gefallen“ — sprach er oft zu seinem jüngern Bruder, wenn dieser ihn mahnend auf das noch unvollendete literarische Werk, als Stoff zu jahrelanger Beschäftigung bei Hause, hinwies. „Ich werde ja auswärts“ — entgegnete er dann — „zweifelsohne noch Muße finden, an meinen Reisebeschreibungen fortzuarbeiten.“ Und trotz aller Vorstellungen von Seiten wohlmeinender Freunde, die hinsichtlich einer abermaligen Auswanderung nur Düsteres ahnen mochten, faßte F. den Entschluß, nach der Wallachei zu ziehen. Nachdem er mit ungewohnter, fast auffallender Heiterkeit sich zur Abreise gerüstet und sodann halb verklärten Antlitzes — gerade als stünde ihm jetzt der schönste seiner Ausflüge bevor — ein letztes Lebewohl der Heimath zugerufen hatte, trennte er sich von ihr den 25. März 1839 und eilte über Wien nach Bucharest, woselbst er den Advokaten- oder Lehrerberuf auszuüben gedachte. Hier lebte F. noch in höchst bescheidener Zurückgezogenheit bis zum 25. August 1839, an welchem Tage nämlich, Abends 9 Uhr, sein Hauswirth ihn, der wenige Stunden zuvor noch munter und, scheinbar wenigstens, gesund im Hausgarten spazierte, als Leiche im Bette fand. Ueber die Ursache dieses so plötzlich erfolgten Todes waltet zur Zeit einiges Dunkel, das leider wohl nie ganz zu beseitigen seyn wird. Immerhin aber mag jene einem apoplektischen Anfalle zuzuschreiben seyn, einem Uebel, von dem der Verstorbene schon während seines letzten Aufenthaltes in Stambul war heimgesucht worden. — Zum Schlusse sollen wir noch F.'s Persönlichkeit, als solche überhaupt, beleuchten. Alle, die diesen, schon durch seine bizarren Schicksale interessant gewordenen Schweizer gekannt und in irgend näherem Verkehre mit ihm gestanden haben, müssen es laut bekennen, wie sehr sein vielfach — allerdings in Leiden und Ungemach noch mehr als durch irdisches Glück — geprüfter Charakter, was dessen Grundton oder innern Gehalt betrifft, so ganz derjenige eines biedern, nur loyaler Denkweise fähigen Ehrenmannes gewesen sey; das Gefühl hehr und rein, das Gemüth unverdorben, offen und unbestechlich, ein Herz ohne Falsch, empfänglich immerdar für Edelsinn und Liebe des Nächsten; dies sind wohl die Hauptzüge von F.'s sittlicher Individualität. Mit geistigen Vorzügen so glänzend ausgestattet, wie er es war, in seinem rastlosen Lerneifer noch durch ein treffliches Gedächtniß unterstützt, konnte es nicht anders seyn: F. mußte

in Folge lang fortgesetzter Studien zu einer nicht alltäglichen Höhe der Erudition und Intelligenz gelangen. Als Jurist zwar, zumal für einen Civilisten, fehlte ihm allerdings diejenige Feile und Vollendung, welche auf diesem Gebiete speciell nur vermittelst andauernder praktischer Thätigkeit gewonnen wird (seine Praxis war nämlich bloß auf das Fach des Kriminalrechtes beschränkt gewesen*]); als Philosoph hingegen hatte er mit besonderm Scharfsinne das System eines Kants und eines Fichte's erfaßt. Diese beiden Weltweisen dienten ihm in seinen metaphysischen Bestrebungen als Leitstern und Vorbild. Als Philolog aber drang er tief in den Geist des klassischen Alterthumes, was ihm auch das reifere Alter hindurch so manchen heitern Lebensgenuß verschaffte. Für Sprachenkunde hatte er von Jugend auf eine sehr entschiedene Neigung und Geschicklichkeit. Außer den beiden Muttersprachen (deutsch und französisch) sind zu den seinigen noch die lateinische, altgriechische, hebräische, englische, italienische, neugriechische, spanische, russische, türkische und arabische zu rechnen**). Doch seine angeborne Bescheidenheit hätte ihm nie gestattet, einem Dritten gegenüber auf diese immerhin wohlerworbenen Schätze irgend zu pochen, geschweige denn, daß er jemals einen Laien seine Ueberlegenheit als Gelehrter auch nur im Mindesten hätte fühlen lassen. War ihm selbst doch jegliche Eitelkeit und Großthuerei dieser Art, wo sie ihm bei Andern begegnen mochte, von ganzer Seele verhaßt. Aus dieser Ursache auch zog er allenthalben ein Gespräch mit schlichten, natürlichen Bauersleuten der Konversation in den eleganten Gelehrtencirkeln weit vor. Eben darum indessen und weil er überhaupt nicht nach Allem haschte, was Andere als guten Ton, Urbanität, feine Weltsitte und Konvenienz 2c. priesen, galt F. beim vornehmen, wie beim gemeinen Haufen nicht selten für einen Sonderling. Wie ganz verschieden jedoch beurtheilen ihn seine zahlreichen akademischen Commilitonen aus beinahe allen Gauen Deutschlands und der Schweiz selbst! Wie anders sprechen von ihm viele der spätern Umgangsgenossen! Ersteren bleibt er unvergeßlich, der gute, talentvolle, durch originelle Laune, wie durch geniale Einfälle einst allgemein beliebt gewesene Bruder Doktor Faust von Basel***), und

*] Zum öffentlich plädirenden Sachwalter fehlte ihm auch die für den freien Geschäftsvortrag so nöthige Unbefangenheit.

**) Selbst die syrische und chaldäische Sprache sind ihm nicht fremd gewesen.

***) Dieses im Hinblick auf Frey's Schicksale wahrlich nicht ganz un-

auch die Letztern, nah und ferne werden oft noch froh der Stunden gedenken, die F.'s aufgeweckter Humor, voraus aber die Fülle seines kernigen, nie ins Abgeschmackte oder gar Obscöne ausartenden Witzes so angenehm würzte. Freilich mochte es unserm Freunde, welcher übrigens die Fehler und Schwächen von Tausenden seiner Mitmenschen theilte, am Ende auch nicht mehr gelingen, das schwarze Gewölk ganz zu zerstreuen, das jene Reihe erlittener Unbilden und Widerwärtigkeiten so oft schon über seinem Haupte zusammengeführt hatte. Vergeblich suchte er sich, selbst noch am Schlusse seiner fast durchgehends sturmbewegten Lebensbahn, den Blick in eine leidliche Zukunft (oder wie er sagte, „den dritten und letzten Abschnitt seines Erdenwallens") frei zu erhalten, allein auch der matte Hoffnungsschimmer war ihm selten länger als einen flüchtigen Moment hindurch vergönnt. Des Schicksals wiederholte Schläge, die Manchen Anfangs schon zermalmt hätten, ihn aber nie auch nur an den Rand der Verzweifinng brachten, diese mußten gleichwohl (wie wäre es anders möglich gewesen) endlich ihre Wirkung äußern. F., sowie er früher bei seinem arglosen Wesen im Verkehre mit Andern fast kindliches Zutrauen gegen Jeden an den Tag gelegt hatte, ward in den letzten Jahren bald mißtrauisch gestimmt. Ohne darum gerade eine misantropische Richtung anzunehmen, entzog er sich stets mehr und mehr dem menschlichen Umgange, sehr gern in der Einsamkeit verweilend, zeigte sich auch wenig mehr mittheilend *), sondern fast ausschließlich in sich gekehrt, oft sogar finster und verschlossen. Den zarten Typus seines Wesens aber, jene unverwelkliche Humanität, trug er mit in eine bessere Welt hinüber.

12. Johann Florian Sauer **),

Pfarrer und Schulinspektor zu Neukirch bei Breslau;

geb. d. 22. Sept. 1802, gest. d. 13. Sept. 1839 ***).

Er war zu Ottendorf bei Greifenberg, löwenb. Kreis, geboren, besuchte von 1815 – 1822 das kathol. Gymnasium

passende Prädikat bekam jener schon in Tübingen bei Anlaß verschiedener von ihm, als einem glücklichen Deklamator, vorgetragenen Stücke aus Göthe's (dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 197) gleichnamigem Schauspiele.

*) Von seinen Reisen und Irrfahrten namentlich gab er übrigens nie viel und selten ungefragt Einzelnheiten zum Besten, pflegte auch naseweise Neugierde gebührend in die Schranken zu weisen.

**) Eine kurze Notiz über ihn siehe im vorigen Jahrg. des N. Nekr. S. 1175.

***) Nach Nowack's Schriftstellerlexikon Heft 4.

in Breslau und von 1822—1825 die Universität derselben Stadt, auf der er sich den theologischen Studien widmete. Im Alumnat daselbst zum Priester geweiht, fungirte er von 1826—1828 als Kaplan in Sprottau, worauf er im März 1828 zum Pfarrer in Oberherzogswaldau bei Freistadt befördert wurde. Im Herbste 1836 erfolgte, seinen eigenen Wünschen gemäß, seine Versetzung in derselben Eigenschaft nach Nimptsch, wo er zugleich das Amt eines Kreisschulinspektors verwaltete, bis er im März d. J. zum Pfarrer der vereinigten Parochien Neukirch und Herrmannsdorf, sowie zum Schulinspektor des breslauer Kreises ernannt wurde. In all' den genannten Wirkungskreisen war S. mit rastlosem Eifer und segensreichem Erfolge thätig, wobei seine unbegrenzte Liebe zu seinem Berufe und seine milde christliche Gesinnung ihn wesentlich unterstützten. Er starb zu Neukirch. Außer mehreren kleinern und größern Aufsätzen, die er in den schlesischen Provinzialblättern, der Zimmermann'schen allgem. Kirchenzeitung, dem schlesischen Kirchenblatte und dem kathol. Schulfreunde niedergelegt hat, besitzen wir von ihm: Gebete für kathol. Elementarschulen; zu sprechen vor und nach den Lehrstunden und bei besondern feierlichen Veranlassungen. Verfaßt und in einem Anhange gesammelt. Breslau 1838. — Die christl.-kathol. Glaubens- u. Sittenlehre in Form u. Gebeten (nebst beigefügten gereimten Denksprüchen); gewidmet zunächst den Katecheten u. Katechumenen. Bresl. 1839.

13. Johann Friedrich Wilhelm Mitschke,

Pfarrer zu Purschwitz in der Lausitz;
geb. den 18. Okt. 1789, gest. den 24. Sept. 1839 *).

M. wurde in dem jetzt zum Herzogthume Sachsen gehörigen Marktflecken Reichwalde, woselbst sein Vater, Joh. Friedr. M., aus Kauppe in der Oberlausitz gebürtig, damals das Pfarramt bekleidete, geboren. Seine Mutter war Johanna Christiane geb. Dornik, eine fromme, treffliche Frau, die bereits im J. 1814 zu einem bessern Leben einging. Im J. 1797 wurde dessen Vater als Substitut des bejahrten Pastors Pötschke nach Purschwitz versetzt und trat nach dessen Ableben in das Pfarramt ein. Der treuen Eltern Einsicht und Liebe leitete M.'s erste Jugendbildung, sorgte durch Hauslehrer für seinen Unterricht, bis er 1802

*) N. Laus. Magaz. 1840. 4. Heft.

auf das Gymnasium zu Buddisin gebracht, sich hier nicht gewöhnliche Kenntnisse, besonders in alten und neuen Sprachen, erwarb, 1807 die Universität Leipzig bezog und diese im folgenden Jahre mit der zu Wittenberg vertauschte. Bald nach seiner Rückkehr kam er in das Haus des Dr. Acolouth in Budissin, in welchem er die Erziehung der Kinder desselben bis 1814 leitete. In demselben Jahre übertrug ihm der Magistrat das erledigte Diakonat zu St. Michael, welches Amt er am 10. Juli antrat, beförderte ihn im J. 1817 zum Pastorate, in welches er am 8. Juni eintrat, auch am 4. Aug. desselben Jahres mit der hinterlassenen älteren Tochter seines Amtsvorgängers, des Pastors Michael Hilbenz, Karoline Wilhelmine Louise, eine ihn bis zu seinem Tode beglückende eheliche Verbindung einging. Ausgerüstet mit schönen Kenntnissen, namentlich auch mit neuern Sprachen, der französischen, italienischen und spanischen vertraut, und in der wendischen wohl bewandert, verband er mit regem Eifer für die Wissenschaft und gewissenhafter Berufstreue einen vortrefflichen Charakter, Gemüthlichkeit und Wohlwollen gegen seine Umgebungen, welches ihm nicht allein bei seinen Freunden, sondern auch bei Allen, welche amtlich oder sonst mit ihm in Berührung kamen, Vertrauen, Zuneigung und Liebe erwarb. Glücklich in seinem Hause und sich auf den Umgang mit einem kleinen Kreise vertrauter Freunde beschränkend, widmete er seine Mußestunden eifrig der Wissenschaft, insonderheit auch dem Studium der lausitzer Geschichte. Einen Beweis davon liefert seine: „Kurze Kirchengeschichte der Kirchgemeinde zu St. Michael in Budissin bei Gelegenheit ihrer 200jährigen Jubelfeier“ (Budissin 1819). Seine öffentlichen Vorträge, auf deren Ausarbeitung er hinsichtlich ihres Inhalts wie der Diktion große Sorgfalt verwendete, waren in ihrer Anlage und Ausführung wohlgeordnet, einfach aber herzlich und daher auch ansprechend und erbaulich, und reich ist die Saat, welche er in der weitausgedehnten Parochie im schönen Vereine mit dem trefflichen Lubensky, der ihm seit 1817 als Diakonus zur Seite stand, ausgestreut hat. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich um die Kirche und seine Nachfolger auch dadurch, daß er zu den bei derselben gehaltenen Kirchenbüchern, die mehrere Jahrhunderte umfassen und von welchen die ältesten ohne längeres Studium der verschiedenen Handschriften schwer zugänglich sind, mit seltner Ausdauer und Mühe übersichtliche Register, in mehreren Foliobänden enthalten, anfertigte, die ihm ein fortdauern-

des Andenken auf die Dankbarkeit seiner Nachfolger im Amte sichern. Im J. 1826 starb sein würdiger Vater in Purschwitz und obwohl von seiner Gemeinde geliebt und allgemein geachtet, bestimmte ihn dennoch der Gedanke, in dem Weinberge des Herrn, den sein Vater treulich angebaut, fortzuarbeiten und die Stadt mit dem ländlichen Vaterhaus zu vertauschen, zu dem Wunsche, dorthin versetzt zu werden, den auch der Magistrat zu Budissin, als Kollator dieser Stelle, ihm gern gewährte. Dort wirkte er seit dem 17. Decbr. 1826 in gleichem Geiste fort, widmete sich neben seinem Berufe auf das Sorgfältigste dem Unterrichte seiner Kinder, besonders seines einzigen Sohnes, und er hat sich auch hier durch Lehre und Beispiel das Verdienst erworben, seine Kirchgemeinde in sittlicher Hinsicht merklich und zu einer der bessern erhoben zu haben. So stand er geehrt von seiner Gemeinde, zufrieden im Amte, glücklich im Kreise seiner Angehörigen, geachtet von seinen Vorgesetzten und geliebt von seinen Freunden, noch im kräftigen Mannesalter, als der Tod ihn unerwartet ereilte. Wohl und heiter verließ er am Vormittage des 24. Sept. 1839 — es war ein heiterer schöner Herbsttag — sein Haus, um, wie er es täglich und nur selten ohne Begleitung seiner Gattin oder einer seiner Töchter zu thun pflegte, einen kleinen Ausflug auf seine nahegelegene Wiedemuth zu machen, allein, da die Seinigen zufällig daheim beschäftigt waren. Bald am Ziele seiner Wanderung angelangt, bespricht er sich noch freundlich mit einigen Dorfbewohnern, die auf dem Felde arbeiten, als er auf einmal durch Unwohlsein befallen und in der Rede unterbrochen, nur noch, den Blick nach oben gerichtet, die Worte: „Mein Gott!" und — „zu Hause" auszusprechen vermag, umsinkt und nach einigen Athemzügen sanft verschieden, alsbald den trostlosen Seinigen von seinen Kirchkindern entseelt zu Hause gebracht wird, ohne durch sofortige ärztliche Hülfe wieder ins Leben zurückgerufen werden zu können. Tief betrauert von den Seinigen, von seiner Gemeinde, von Allen, die ihn kannten, und zahlreich zu Grabe geleitet, ruhen seine Gebeine an der Seite seiner Eltern und Niemand ahnete, daß Lubensky, der so erhebend an seinem Grabe sprach, aus dem Kreise der trauernden Freunde und Amtsbrüder der nächste seyn werde, der ihm folgte.

14. Andreas Metz *),

Doktor der Philosophie und Theologie, öffentlicher und ordentlicher Professor der theoretischen und praktischen Philosophie an der Universität zu Würzburg;

geb. d. 7. Dec. 1767, gest. d. 7. Dec. 1839 **).

Er war zu Bischofsheim an der Rhön geboren, trat 1786 als primus in philosophia ins geistliche Seminar zu Würzburg, versah im Seminar ein Jahr lang die Stelle eines Repetitors der Philosophie, erwarb sich 1791 durch eine Vertheidigung aus der gesammten Theologie den Grad eines Licentiaten und widmete sich hierauf der Jurisprudenz. Im J. 1791 ward er zum Priester geweiht und 1792 als Kaplan in Großenbardorf angestellt; 1794 wurde er Professor der gesammten Philosophie, Physik und Mathematik an dem Gymnasium zu Würzburg; 1798 zum Doktor der Theologie promovirt und 1799 mit Beibehaltung seiner Lehrstelle am Gymnasium zum Professor der theoretischen und praktischen Philosophie an der Universität befördert, womit späterhin auch auf einige Zeit die Professur der Mathematik verbunden wurde. Seine Schriften sind: Theses ex universa theologia. Wirceb. 1791. — Kurze u. deutl. Darstellung d. kantischen Systems nach seinem Hauptzwecke, Gange u. innern Werthe. Bamberg u. Würzb. 1795. 2. Aufl. in 2 Thln. 1802. — Theoria Logarithmorum. Wirceb. 1795. — De principio ethices supremo. Ibid. 1796. — Institutiones Logicae. Bamb. et Wirceb. 1796. — De philosophorum criticorum de Logicae studio meritis etc. Wirceb. 1799. — Sex mathematici argumenti dissertationes. Bamb. et Wirceb. 1799. — De ratione superficiei telluris aquis obtectae ad superficiem terrae continentis. Wirceb. 1800. — Compendium criticae rationis practicae, ceu philosophiae practicae partis primae. Ibid. 1800. — Conspectus Logicae I, II, III. Ibid. 1801. — Materia disputationis publicae ex physica corporum, mathesi et philosophia practica. Ibid. 1802. — Handb. d. Logik. Ebend. 1802. Zweite Aufl. 1816. — Handb. d. Elementararithmetik in Verbindung mit der Elementaralgebra. Bamb. u. Würzb. 1804. — Handb. d. Anthropologie. 1. Heft. Würzb. 1808. — Grundriß der prakt. Phi-

*) Eine kurze Notiz über ihn siehe im vorigen Jahrg. d. N. Nekr. S. 1190.
**) Nach Felder's Lexikon kathol. Schriftsteller.

losophie. Ebend. 1826. — Ueber den Begriff der Naturphilosophie. Ebend. 1829. — Philosophische, mathematische und theologische Recensionen in den würzb. gelehrten Anzeigen.

15. Johann Daniel Hensel *),

Vorsteher einer Privatunterrichtsanstalt für Knaben und Mädchen zu Hirschberg;

geb. d. 31. Dec. 1757, gest. d. 10. Dec. 1839 **).

Er war zu Goldberg geboren, wo sein Vater, der ein halbes Jahr darauf nach Löwen als Diakonus versetzt wurde, Auditor war. Der Vater unterrichtete ihn zeitig im Lesen, Schreiben, Rechnen und der Religion, von seinem 6. Jahre an im Latein, im 9. im Französischen, im 11. im Griechischen und bald auch im Hebräischen. Bei einem Freunde erwarb er sich im 12. Jahre einige Kenntniß des Englischen, Italienischen und Polnischen. Der Vater unterrichtete ihn ferner im Zeichnen und in der Mathematik; beim Organisten des Ortes lernte er Klavier spielen, nach alter Manier, aber mit 10 Jahren erlangte er auch Kenntniß von der Bachschen Manier und mit 12 Jahren konnte er bereits den Organisten zuweilen vertreten. Nebenbei hatte er einigen Unterricht auf der Violine, Bratsche, dem Violoncell und der Flöte. — In der Himmelfahrtswoche des J. 1772 kam er nach Hirschberg, wo er das Lyceum, und zwar die erste Klasse desselben, besuchte. Hier lernte er öffentlich und privatim bei Bauer und Schuhmann Latein, Griechisch, Hebräisch und Französisch (die Gewandtheit im Sprechen erwarb er sich mit 15 Jahren durch einen Franzosen); ferner hörte er die Dogmatik, verbunden mit Polemik und Exegese, hatte auch einen gründlichen Unterricht in der Geschichte und philos. Propädeutik; dagegen war der Unterricht in der Mathematik, Naturlehre und dem deutschen Style von geringer Bedeutung. Das Englische und Italienische setzte er für sich fort, las Molière, Boileau und Goldoni, beschäftigte sich fleißig mit Musik, namentlich mit dem Klavier, und studirte den Generalbaß nach C. Ph. E. Bach und Schröter. Beiläufig machte er Gelegenheitsgedichte, welche eine gute Aufnahme fanden. — Zu Mich. 1777 verließ er die

---

*) Eine kurze Notiz über ihn siehe im vorigen Jahrg. des N. Nekr. S. 1191.

**) Nach Nowack's Schriftstellerlexikon. Heft 3.

Schule und begab sich mit drei Freunden auf die Universität Königsberg, wo er die Vorlesungen der Professoren Reusch, Kant, Reckard, Lilienthal, Hagen und Jester hörte. Die Musik übte er, besonders in Privatconcerten, auf mehreren Instrumenten fort und ertheilte in Mußestunden Unterricht im Latein, Französischen und dem Klavier. Michael 1780 verließ er Königsberg und ging über Berlin, Wittenberg und Leipzig in sein Vaterland zurück, brachte 1781 als Hauslehrer zu und ward 1782 Rektor der Schule zu Strehlen. Dieses Amt gab er jedoch 1784 wieder auf, um mit einem Herrn v. Aulock als Hofmeister nach Halle zu gehen, wo er mit diesem juristische, mathematische, physikalische und philosophische, auch technologische und ökonomische Vorlesungen hörte und bei Türk die Komposition studirte. Hier komponirte er Cyrus und Kassandra von Ramler, führte es auf und gab es im Klavierauszuge heraus. Nachdem er seinen Eleven 1786 nach Schlesien zurückbegleitet hatte, kehrte er auf Zureden des Prof. Förster nach Halle zurück, um sich dort als Privatdocent niederzulassen. Auch ward er zu diesem Zwecke 1787 examinirt und ihm die Erlaubniß zum Lesen ertheilt; doch unterblieb aus Mangel an Gelde die Promotion und er kehrte, da eben keine erfreuliche Aussichten für seine Subsistenz als Privatdocent vorhanden waren, 1788 nach seinem Vaterlande zurück und suchte 1789, wiewohl vergeblich, zu Hirschberg das erledigte Prorektorat oder Konrektorat zu erhalten. Hierauf ward er von Neuem Hauslehrer und zwar bei dem Justizrathe Baron v. Richthofen in Erdmannsdorf. Seit 1792 aber lebte er in Hirschberg, wo er nach seiner Verheirathung im Sept. desselb. J. ein Erziehungsinstitut für Mädchen errichtete und damit später ein ähnliches für Knaben verband. Als merkwürdig verdient in dieser Beziehung hervorgehoben zu werden, daß er im J. 1827 durch seinen Sohn, der als preuß. Konsul in der Havanna sich aufhält, drei Knaben und 1829 noch zwei Knaben und deren Schwester aus jener fernen Gegend zur Erziehung in Pension erhielt. Um mit denselben sprechen zu können, hatte er seit 1826 für sich allein die spanische Sprache studirt. Mit diesen Zöglingen ging die Erziehung bis zum J. 1832 gut von Statten; als jedoch die Zahlungen seitdem in Stocken geriethen, mußten 1834 die größeren ein anderes Unterkommen suchen und 1835 nach Hause zurückkehren, und nur die letzteren beiden Knaben blieben noch unter seiner Leitung, indem für diese weiter gezahlt ward. Nebenbei hat er im Klavierspielen und in der Kom-

position, sowie in neueren Sprachen fortdauernd Privatunterricht ertheilt. Seine wissenschaftl. u. a. Schriften sind: System d. weibl. Erziehung. 2 Thle. Halle 1787. — [Gegenstück zu Rehberg's Abhandl. in der berl. Monatsschrift, Febr. u. März 1788] Ueber die Frage: Sollen die alten Sprachen dem allgem. Unterrichte der Jugend in höhern Ständen zum Grunde gelegt, oder den eigentl. Gelehrten allein überlassen werden? Halle 1788. — Historisch-topograph. Beschreibung der Stadt Hirschberg in Schlesien seit ihrem Ursprunge bis auf das J. 1797. Hirschberg 1797. — Handbuch der schles. Geschichte, für Lehrer und Liebhaber. Ebend. 1797. Zweite Ausg. Ebend. 1804. Dritte Ausg. Breslau 1813. Vierte Ausg. Großglogau 1824. Als fünfte Ausg. ist anzusehen: Lehrbuch d. schles. Geschichte, mit einem Anhange bis auf die neueste Zeit. Glogau 1834. — Kurzer Auszug der schles. Geschichte. Hirschberg 1797. Dritte Aufl. 1812. Vierte Aufl. Glogau 1824. Fünfte Aufl. u. d. T.: Auszug aus dem Lehrbuche der schles. Gesch., für niedere Schulen, nebst einem Anhange bis auf die neueste Zeit. Ebend. 1834. — Singspiele. 2 Bdchn. Hirschb. (Leipz.) 1798. — M. Karl Ludwig Bauer, gewes. Rektor des Lyceums zu Hirschberg in Schlesien. Ein biograph. Denkmal. Nebst umständlicher Nachr. v. allen seinen großen u. kleinen Schriften. Hirschb. 1801. — Schlesische Gebirgsblätter. Eine Wochenschrift. Ebend. 1801. 1802. [Im März 1802 überließ er sie dem Buchdr. Krahn]. — Allgem. Sprachlehre, als Grundlage einer besondern Sprachlehre; nebst einem Anhange über den Versbau. Leipzig 1807. — Auszug a. d. allgem. Sprachlehre. Mit Tabb. Ebend. 1807. — Auszug a. d. Werken Julius Cäsars für Anfänger in der lat. Sprache mit erläuternden Anmerk. Ebend. 1808. — Tabelle der schles. Geschichte. Breslau 1813. — Der Freiheitskrieg in den J. 1813, 14 u. 15, bis zum preuß. Friedensfeste. 2 Thle. Hirschberg 1816. — Kriegsgeschichte der Stadt Strehlen. 1817. [Kam nicht in Verlag]. — Das Weltgebäude, allgemein faßlich beschrieben. Hirschb. 1819. — Außerdem viele Gelegenheitsgedichte, darunter eines in der Judensprache (1790); endlich einige Aufsätze im Gebirgsboten. — Seine musikalischen Gedichte, Schriften u. Kompositionen sind: Der Geburtstag des guten Fürsten (auf Friedr. II. Geburtstag]. Operette, gedichtet und komponirt 1784 in Strehlen (ungedruckt). — Cyrus u. Kassandra von Ramler [kompon. 1786]. Im Klavierauszuge. Halle 1787. — Daphne, oder die Frühlingsfeier in Arkadien, gedichtet und

komp. 1790 [Eigentl. eine Oper; der Text wurde gedruckt, die Kompos. mehrmals aufgeführt]. — Jesus [Ein Passionsstück, wie der Tod Jesu]. Gedichtet u. komp. 1794. Der Text ist gedr. [Mehrmals als Concert, auch in der Kirche, aufgeführt]. — Schlesiens Huldigungsgesang bei des Königs Friedrich Wilh. III. Regierungsantritte. Gedichtet, komp. u. aufgef. Hirschb. 1798. [Der Text ist gedruckt]. — Ausübende Klavierschule, nebst Anweisung zum Spielen, mit Violinbegleit. 1. Gang. 4 Hefte. Hirschberg (Leipzig) 1796—1799. — Friedenslied auf den allgemeinen [damals noch erwarteten] Frieden im J. 1801. Breslau 1802. [Gedicht mit Klavierbegleit.]. — Vorübungen für Klavierspieler. 2 Hefte. 1801. — Der Friede. Ein Singstück zum allgem. Frieden 1814. Gedichtet (in 3 Theilen) u. komp.; auch wieder aufgeführt am Friedensfeste 1816 [Der Text ist gedruckt]. — Uebungen und Modulationen durch alle 24 Tonarten, zur Uebung beider Hände. 1. Heft. Breslau 1816. — Kirchenfeststücke, in verschiedenen Jahren gedichtet, komponirt und aufgeführt.

* 16. Karl Gustav Friedr. v. Moltke,

großherzogl. mecklenburg-strelitzischer Oberjägermeister und Kammerherr zu Greifswalde;

geb. im Jahr 176., gest. im Jahr 1839.

Er stammte aus einem alten adelichen, nachher auch gräflichen Geschlechte, das in Mecklenburg das Landmarschallamt im Herzogthume Güstrow bekleidete und mit den v. Hasenkopf's eines Ursprunges gewesen seyn soll. Sein im J. 1782 verstorbener Vater, Eberhard Friedrich Ehrenreich v. M., war Rittergutsbesitzer auf Schorssow, unweit Malchin, im Großherzogthume M.-Schwerin, woselbst der Verewigte auch geboren ward. Nachdem er die erforderliche wissenschaftliche Bildung im elterlichen Hause erhalten, widmete er sich vornehmlich der Forst- und Jagdkunde und trat in den 80ger Jahren des vorigen Jahrhunderts als Jägermeister in die herzogl. m.-strelitzischen Dienste, wobei man ihm jedoch gestattete, sich durch Reisen in das Ausland ferner auszubilden. Im J. 1786 auch zum Kammerherrn ernannt, verließ er indessen nach wenigen Jahren diese Stelle, um das ihm durch den Tod seines Vaters zugefallene Lehngut Schorssow selbst zu bewirthschaften. Hier trieb er die Landwirthschaft mit solchem Eifer und Studium, daß er sich den rationell gebildetsten Landwirthen beizählen konnte. Der im Großen betriebene

Rapsbau, die hochveredelte Pferde- und Schafzucht, die künstliche Wiesenrieselung, eine Genever- und Oelfabrik und mehr dergleichen waren zu Schorssow und auf den hierzu noch erstandenen Gütern Bülow, Carlshof, Zidorf u. s. w. zu Hause. An der Spitze des Gestüts stand der von Lord Surrey in England 1775 gezogene braune Vollbluthengst Captain Tart v. Plegon; der aus konstantem Merinoblute, direkt aus Spanien stammende, edle Schafstamm war nicht minder vorzüglich; auf diesen letztern gründet sich zum großen Theile die Veredelung der mecklenburgischen Schäfereien. Seine gemeinnützigen Bestrebungen wurden jedoch wegen Unempfänglichkeit seiner Zeitgenossen von den Landwirthen zu wenig geprüft und gewürdigt, weshalb die von ihm schon damals eingeführten und benutzten verbesserten englischen Ackerinstrumente, deren Zweckmäßigkeit man zum Theil erst in den letzten Jahren anerkannt hat, ebensowenig Beachtung fanden, wie die noch übrigen vorgedachten Einrichtungen auf seinen Gütern. Hierzu kam noch die so traurige Periode der französischen Zwingherrschaft, wodurch ein großer Theil seines Vermögens verloren ging, sowie der Todesfall eines Gläubigers und die dadurch veranlaßte Kündigung eines großen Kapitals, das in damaliger Zeit auf keine Weise herbeizuschaffen war. Dies Alles und noch andere Zufälligkeiten, die fast an das Unglaubliche grenzen, führten leider seinen Untergang herbei und nöthigten ihn, wiewohl ihm zum Arrangement seiner Schuldverhältnisse mit seinen Gläubigern zu öftern Malen Fristen mit Sistirung aller Schuldklagen auf Kapitale und Zinsen zugestanden waren, seine Güter im J. 1816 zu verlassen, ohne auch nur das Geringste von seinem Vermögen retten zu können. Er wendete sich hierauf zu nahen Verwandten nach Lüdershagen und Gutskow, zuletzt nach Greifswalde, still und eingezogen von einer Pension lebend, welche er aus M.-Strelitz bezog, von dessen Landesfürsten er auch schon unterm 3. Juni 1801 zum Oberjägermeister ernannt worden war. Im ganzen Gebiete der Wissenschaften vielseitig bewandert und durch seine Bildung über so viele seiner Mitbürger emporragend, hatte er sich die Naturwissenschaften zu seinem Lieblingsfache erkohren. Auch war er Mitstifter der seit 1800 bestehenden mecklenb. Landwirthschaftsgesellschaft, bei deren Direktorium er viele Jahre Assistent für das Fach der Forst- und Gartenkunde gewesen ist. Seit vielen Jahren lebte der Verewigte in kinderloser Ehe mit Elisabeth Gräfin v. Bassewitz, aus dem Hause Lüdershagen, welche

mit dem Prädikate Excellenz wirkliche Oberhofmeisterin der regierenden Großherzogin von M.-Strelitz war und zu Neustrelitz ganz unerwartet am Nervenschlage den 13. April 1838 in ihrem 75. Lebensjahre vor ihm ins Grab sank. Seine nicht in den Buchhandel gekommenen Druckschriften sind folgende: Kurzer Umriß und wahrhafte Darstellung seiner Verhältnisse und Schicksale. Mit Beilagen. Gedruckt im Dec. 1814*). — Sendschreiben an mein Vaterland und Nachtrag dazu, 1818. — Oeffentliche Erfüllung eines vormaligen öffentlichen Versprechens, nebst Nachtrag. Im Okt. und Dec. 1819.

Schwerin. Fr. Brüssow.

1840.

---

* 17. Christian Friedrich August Obenaus,

Oberprediger zu Schwedt;

geb. d. 5. Nov. 1784, gest. d. 1. Jan. 1840.

Zu Garz geboren, wo sein Vater Superintendent war, erhielt er seine Gymnasialbildung auf dem Lyceum zu Stettin, worauf er von 1803 bis 1806 in Halle zu dem Pfarramte sich vorbereitete, welches er bis zu seinem Lebensende mit Segen und Freudigkeit verwaltet hat. Ehe er dasselbe antrat, widmete er seine Kräfte der Erziehung der Jugend und sein in Vaterlandsliebe schlagendes Herz gab, während seiner Wirksamkeit als Hauslehrer bei mehreren hochgestellten Familien, seinen Lehren die heilige Weihe, welche die vaterländische Jugend so mächtig durchdrang, der Vaterlandsliebe schöne Kränze auf den Altar zu legen, wo

---

*) Dawider erschien: Kurze Beantwortung der von dem Oberjägermeister v. M. auf Schorssow im Dec. vorigen Jahres herausgegebenen Schmähschrift, unter dem Titel: Wahrhafte Darstellung seiner Verhältnisse und Schicksale. Vom Justizrathe F. H. C. Jargow zu Güstrow. Rostock 1815. — Ueber das Pasquill des Oberjägermeisters v. M., genannt: Wahrhafte Darstellung 2c. Vom Oberamtmann Wilhelm Wistingshausen. Güstrow 1815.

König und Volk im Aufblicke zu Gott ihre Opfer darzubringen bemüht waren. Im J. 1811 wurde der an Gemüth und Liebe reiche Sohn seinem Vater substituirt, worauf er, nach dessen Tode, als Feldprediger bei dem 4. Armeekorps eintrat. In dieser Stellung predigte er vor dem Könige *) und den Kaisern von Oesterreich **) und Rußland, welche in Aachen zum Kongresse versammelt waren, mit der Gemüthlichkeit, welche die Herzen gewinnt, so daß er sich die allerhöchste k. Gnade erwarb und durch dieselbe im J. 1823 zum Oberprediger in Schwedt befördert wurde. Hier wirkte er, ein Bote des Friedens, in friedlicher Stille und christlicher Freudigkeit, geachtet und geliebt von seiner Gemeine und seinen vielen Freunden und gleichsam bewacht von den Gebeten derselben, denn er war Allen ein Wohlthäter und suchte die Noth des Lebens zu lindern, wo und in welcher Gestalt sie sich zeigte. Den Armen und Verlassenen war er ein helfender Vater, den Trostbedürftigen ein Bote des Herrn und eine Stimme des Predigers, die dem den Weg bereitet, der Trost und Frieden gibt, wie ihn die Welt nicht geben kann. So erschien er noch am Neujahrstage des Jahres 1839. Seine Predigt hatte die Gemeine erhoben, erbaut und mit Vertrauen erfüllt. Segen wünschend verließ er die Kanzel, Segenswünsche ertheilend und empfangend besuchte er seine Freunde und Amtsbrüder nach derselben. Alles freute sich seiner; da verdrängte die Nachricht seines unerwarteten Ablebens die Freude und erfüllte die ganze Stadt mit Trauer. Die Glocken, welche die Gemeine zur Kirche riefen, hatten seine Seele zu seinem Herrn und Heilande gerufen, den er durch Wort und That stets treu verkündigte. Seine letzte That war eine That der Liebe. Zum Helfen hatte er seine Hand ausgestreckt, als der Bote des Herrn sie berührte und die Seele löste von dem Körper, den sie mit christlicher Tugend so mannichfach geschmückt hatte. Von einem Schmerze ergriffen, der durch das Unerwartete seiner Erscheinung als niederschmetternd sich zeigen mußte, fanden den Entseelten seine Freunde in seinem Arbeitszimmer. Am 4. Jan. riefen die Glocken die Gemeine zum Trauergottesdienste. Von allen Seiten strömte sie herbei, die Kirche vermochte die Menge nicht zu fassen, welche die Trauerrede des Archidiakonus, Prediger Grauenhorst, zu hören sich drängten. Nach Beendigung dieser tiefbewegenden Feier

---

*) Dessen Biogr. s. in diesem Jahrg. des N. Nekr. unterm 7. Juni.
**) Dessen Biogr. s. im 13. Jahrg. des N. Nekr. S. 227.

trugen 36 Bürger die Hülle des geliebten Seelsorgers zum Grabe, wo der Superintendent, Probst Albrecht aus Angermünde, die Grabrede hielt. Hier, wie in der Kirche, hatten die Lehrer eine Trauerhymne gesungen. Die Militärmusiker des 2. Dragonerregiments bliesen während des Zuges die erhebende Melodie: Jesus meine Zuversicht, welches Lied von den Schülern gesungen wurde. Als der von den Katechumenen mit Blumengewinden bekränzte Sarg eingesenkt war, entließ der Probst die Trauerversammlung, bei welcher sich die innigste Theilnahme aussprach, mit dem Segen des Herrn.

* 18. Joseph Morell,

Doktor der Medicin und prakt. Arzt zu Damme im Herzogth. Oldenburg;

geb. d. 26. Dec. 1803, gest. d. 2. Jan. 1840.

Er wurde zu Damme geboren, wo sein Vater Franz M. seit 1794 praktischer Arzt ist, und erhielt seinen ersten Unterricht in der Knabenschule seines Geburtsortes. In seinem 13. Jahre wurde er seiner schwachen Augen wegen zu dem Pfarrer Kemphus in Hagen, in der Nähe von Osnabrück (welcher jetzt Pfarrer in Damme ist), in Pension gegeben und von diesem zum Gymnasium vorbereitet. Nach einem dreijährigen Aufenthalte zu Hagen kam er auf das Gymnasium Carolinum zu Osnabrück, wo er 4 Jahre den Studien oblag. Im Herbste des J. 1823 bezog er die Akademie zu Münster, wo er theils philosophische, theils medicinische und chirurgische Vorlesungen hörte, bis er um Ostern 1825 zur Universität in Würzburg abging. Hier setzte er seine medicinischen Studien fort und bildete zugleich im Juliushospitale sich praktisch aus. Mit Ausnahme eines halben Jahres, welches er dem Studium der Geburtshülfe in Heidelberg widmete, war er in Würzburg bis zum Frühjahre 1828. Als er nun zu Hause kam, führte sein Vater, um ihn unter seiner Leitung noch mehr praktisch auszubilden, ihn zu den Kranken, welche er in Behandlung hatte, auch arbeitete er hier eine Abhandlung über das Scharlachfieber aus, wodurch er sich den von der Universität zu Jena ihm ertheilten Doktorgrad erwarb. Vom Frühjahre 1830 bis dahin 1831 besuchte er die Universität zu Berlin und die dortigen praktischen Anstalten, wo die so gefürchtete und verheerende Cholera seine ärztliche Thätigkeit bedeutend in Anspruch nahm. Nachdem er hierauf vor dem Collegium medicum zu Oldenburg sein Examen ehrenvoll bestanden hatte, wandte er zuerst unter

Aufsicht seines noch immer rüstigen Vaters zu Damme seine Kenntnisse an, bekam aber durch glückliche Kuren bald auch in den benachbarten hannöverschen und preußischen Gegenden so bedeutenden Ruf, daß er mehrmals in der Woche Reisen dahin machen mußte. Wahrscheinlich war Neid darüber die Veranlassung, daß er der k. preuß. Regierung zu Minden denunciirt wurde, welche die Beschwerden gegen ihn der großherzogl. Regierung zu Oldenburg mittheilte. M. bestand auf Untersuchung dieser Beschwerden und hatte die glänzende Genugthuung, von der k. Regierung zu Minden ein Schreiben zu erhalten, worin dieselbe erklärte, „daß sie es gern sehen würde, wenn er sich ferner der Leidenden und Kranken annähme." Das hat er denn auch bis an sein frühes Ende mit Gewissenhaftigkeit und Liebe gethan. Seine schlichte, ungekünstelte Offenheit und seine glückliche Behandlungsweise erwarben ihm das Zutrauen der Gesunden wie der Kranken. Nur Genesung und Heilung der Kranken war das Ziel seines Strebens, bei dem sein eigner Vortheil keineswegs in Betracht kam. Wohlhabende und Dürftige behandelte er mit gleicher Sorgfalt und Liebe und immer vortrefflicher und erfreulicher entwickelte sich seine Wirksamkeit zu Damme und in der ganzen Umgegend, immer herrlicher und schöner entfaltete sich seine Charakterstärke und sein Edelmuth, als er wider Erwarten in der Ausübung seines Berufes ein Opfer des Todes wurde. Ein Nervenfieber, welches er bei dem Besuche mehrerer Patienten, die an dieser Krankheit darniederlagen, sich zugezogen hatte, endigte nach einem kurzen Krankenlager sein, nur seinen Nebenmenschen gewidmetes Leben, das er schon früher, als auch in seinem Vaterlande die Cholera ausbrach, furchtlos in Gefahr gesetzt und so Vielen Rettung gebracht hatte.

19. Dr. Karl Ludwig Grave,

Konsistorialrath, Oberpastor an der St. Jakobskirche zu Riga, Assessor des liefländischen Provincialkonsistoriums, Oberlehrer des Riga'schen Gymnasiums, Censor, beständiger Sekretär der Riga'schen Sektion der evangelisch. Bibelgesellschaft u. des dasigen Frauenvereins, Direkt. u. stellvertretender Präsident der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen u. Ritter des Stanislausordens;

geb. d. 2. Juli 1784, gest. d. 3. Jan. 1840 *).

Entsprossen aus einem der ältesten Riga'schen Patriciergeschlechter und erzogen in einem elterlichen Hause, das

*) Allgem. Kirchenzeitung. 1841. No. 42.

durch seine Verhältnisse und Verbindungen den herrlichsten Einfluß auf die geistige Bildung ausüben konnte, entwikkelte er sich früh zu der Reife des Verstandes und der unwandelbaren Treue in Erfüllung seiner Pflichten, die seinem Namen die allgemeinste Achtung und Anerkennung erwarb, seinem Geschäftsleben das Gepräge der Musterhaftigkeit und Würde gab. Er besuchte nach erhaltenem Privatunterrichte die alte Domschule seiner Vaterstadt, studirte von 1803 bis 1805 auf der neuerrichteten Universität Dorpat, sowie von 1805 bis 1808 auf der Georgia Augusta, zu deren Jubelfeier 1837 er von Lief-, Esth- und Kurland aus eine Gratulationsschrift besorgte. In Göttingen wurde er nach Beendigung seiner theol. Studien Doktor der Philosophie und nach seiner Zurückkunft in die Heimath Adjunkt seines Schwagers und beständigen Vorbildes, des Generalsuperintendenten Dr. Sonntag *), der ihm 1811 das Oberpastorat an der Kronskirche zu St. Jakob völlig abtrat. Im J. 1817 wurde er zugleich Oberlehrer am dasigen Gymnasium, das auch bei Gelegenheit seines Predigerjubiläums, am 7. März 1834, seinerseits eine Feier veranstaltete; vom Juni 1828 bis zum März 1829 versah er stellvertretend die Geschäfte eines riga'schen Schuldirektors, in welchem letzteren Jahre er abgetheilter Censor daselbst wurde; 1835 trat er als geistlicher Assessor in das liefländische Provincialconsistorium. Bei der riga'schen Bibelgesellschaft verwaltete er von ihrer Stiftung 1813 bis zu ihrer Schließung 1826 und dann bei der Sektion der evangel. Bibelgesellschaft seit 1831 das Sekretariat; seit der Stiftung des Frauenvereins 1817 war er dessen Sekretär. Im J. 1812 Glied der Untersuchungskommission für die Vorstädter, war er von 1816 bis 1832 thätiges Mitglied der Direktion der k. Hülfsbank, später Glied der liefländischen Cholera-, Witwen- und Waisenkommission. Mehrere gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Mitgliede und übertrugen ihm die wichtigsten Aemter. Im J. 1819 erhielt er den St. Wladimirorden, 1832 den Rang und Titel eines Konsistorialrathes und 1838 den Stanislausorden. Wenige Fälle ausgenommen, wo vielleicht die größere Zahl von Theilnehmenden, oder die besondere Verkettung von Umständen eine allgemeine Todtenfeier vorbereitet haben mag, war diese Todtenfeier gerade durch die staatsbürgerliche Anerkennung ausgezeichnet, welche dem Manne der Kirche und der Schule noch in seinem

*) Dessen Biogr. s. im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 706.

Tode zu Theil wurde. Die festlich geschmückte St. Jakobskirche konnte die Menge derjenigen kaum fassen, welche sich durch irgend eine Beziehung dem Verewigten zum Danke und zum Beweise ihrer Achtung für verpflichtet hielten. Die höchsten Beamten der Provinz und die Glieder der meisten Behörden, die Amtsgenossen und Schulgefährten des Verewigten, sowie die zahlreich versammelte, durch seinen Tod verwaiste Gemeinde und das ganze, aus seinen Angehörigen, Verwandten und Schülern bestehende Trauerpersonal vereinigten sich in der würdigen Feier ihres unvergeßlichen Geschäfts- und Berufsgenossen, Seelsorgers, Freundes, Lehrers, Vorbildes, Beispieles und Musters eines Familienvaters und Familienhauptes. Seine Schriften sind: Dr. G. L. Collin's Gedichte, nach dessen Tode herausgeg. Riga 1814. — Magazin für protestant. Prediger, vorzüglich im russ. Reiche. 8 Bde. Ebend. 1816—1818. — Charitas. Ein Taschenbuch. Ebend. 1826.

* 20. Johann Ulrich Hegner,

Doktor der Medicin, Altrathsherr zu Winterthur;

geb. d. 7. Feb. 1759, gest. d. 3. Jan. 1840.

Der Vater unsers H., aus einer angesehenen Familie der freundlichen, wohlhabenden Stadt Winterthur im Kanton Zürich stammend, war Arzt daselbst und hatte schon 18 Jahre in kinderloser Ehe gelebt, als ihm der einzige Sohn geschenkt wurde. Frühe schon war es vorherrschende Neigung des lebhaften Knaben, sich mit der bildenden Kunst zu beschäftigen und mit Freude und Fleiß übte er sich bei seinem Mitbürger, dem bekannten Rudolph Schellenberg, im Zeichnen und Malen; aber der strenge Vater bestimmte ihn zum Arzte und der Sohn fügte sich, wiewohl ungern und daher nicht mit sehr großem Eifer, dem väterlichen Willen. Ohne genügende Vorbildung, die er zur damaligen Zeit in seiner Vaterstadt auch nicht hatte erlangen können, bezog der 17jährige Jüngling 1776 die Universität Straßburg. Er reiste mit den besten Vorsätzen, recht tüchtig zu studiren, ab, war auch äußerst thätig und betrieb mit großem Eifer sehr viel Lobenswerthes, aber nur das nicht, was er sollte. Bei seiner wenigen Neigung für das Studium der Medicin ließ er nämlich dasselbe fast ganz fallen und verwendete die meiste Zeit auf Philologie und Kunststudien. Doch bildete er sich für seinen Beruf wenigstens insofern aus, daß er nach kurzer Unterbrechung seines Universitätslebens 1781 die medicinische

Doktorwürde erhielt und sich noch im nämlichen Jahre, nach einer interessanten Reise durch Deutschland, als Arzt in seiner Vaterstadt niederlassen konnte. Gern hätte er noch auf seiner Reise, auf der er sich längere Zeit bei seinem Universitätsfreunde, dem gelehrten Professor Merkel in Dresden aufhielt, seinem Berufe entsagt und sich ganz für Kunststudien entschieden, wenn ihn nicht der kindliche Gehorsam gegen seinen alten Vater davon abgehalten hätte. Doch nur ein Jahr, bis zum Tode des Vaters, prakticirte er als Arzt; da wurde die Landschreiberstelle der zürcherischen Landvogtei Kyburg erledigt und er erhielt diese einträgliche Stelle, welche seit fast drei Jahrhunderten wegen des Verdienstes, das einer seiner Ahnen bei einem Aufstande sich um die zürcher Regierung erworben, bei seiner Familie geblieben war. Auch diesem Amte unterzog er sich nicht aus Neigung, aber als dem Einzigen seiner Familie blieb ihm auch hierin nach der Sitte jener Zeit keine Wahl. Bald in seinen neuen Wirkungskreis eingeübt und durch denselben in weiter Gegend dem Volke bekannt, sammelte er sich, in vielfältiger Berührung mit den verschiedenartigsten Ständen und Individuen, die Menschenkenntniß, die man in seinen Schriften bewundert und befähigte sich zu einem höhern Amte. Dies wurde ihm zu Theil, als 1798 französische Truppen die alte Eidgenossenschaft stürzten und unter französischem Einflusse neue Behörden entstanden. Er war einer der wenigen Städter und der einzige Winterthurer, der nach der Staatsumwälzung zu höhern Stellen befördert wurde: er kam in das Kantonsgericht, und als im folgenden Jahre dieses Tribunal durch österr. Einfluß seinen Namen in Appellationsgericht umänderte, wurde er auch in dieses gewählt. Damals wohnte er bei Lavater in Zürich, mit dem er schon früher bekannt geworden. Er genoß dessen ganzes Vertrauen und Lavater nannte ihn stets den zum Richter gebornen Mann. Aber schon nach drei Jahren legte H., durch den französischen Uebermuth, die einheimische, demagogische Gemeinheit und die gegenseitige, niedrige Leidenschaftlichkeit der helvetischen Periode tief gekränkt, seine Stelle nieder, und wegen seiner satyrischen Freimüthigkeit Vielen verhaßt, und wegen seiner Abgeschlossenheit von allen Parteien vielfach angefeindet und verleumdet, beschloß er, auf einige Zeit seine peinliche Stellung und das Vaterland zu verlassen und reiste 1801 nach Paris. Der dortige Aufenthalt war Veranlassung zu seiner ersten erschienenen Schrift: „Auch ich war in Paris;" doch hatte er schon zwei Jahre früher, während er wegen

Unwohlseyn seinen richterlichen Geschäften nicht nachkommen konnte, „Saly's Revolutionstage" zu schreiben angefangen und um die nämliche Zeit die Skizze für seine Beiträge zur Kenntniß Lavater's entworfen, wozu ihm dieser selbst die Materialien mittheilte. Nach der Einführung der Mediationsverfassung wurde er zum Mitgliede des Bezirksgerichts von Winterthur gewählt, wies aber die Wahl zurück und bekleidete sieben Jahre lang nur die Friedensrichterstelle seiner Vaterstadt. Dieses bescheidene Aemtchen bot zwar keinen großen Wirkungskreis dar, hatte aber für den humoristischen Beobachter und Menschenkenner in anderer Hinsicht manche angenehme Seite. Anders kam es 1814 mit dem Beginne der Restauration. Sein hochstehender Name und das von Vielen tief empfundene Bedürfniß, dem neugewählten Regierungsrathe des Kantons bei der damaligen Verminderung der Stellvertreter der Landschaft einen desto größern innern Gehalt zu geben, bewirkten, ohne H.'s Wunsch oder Zuthun, seine Erwählung in diese Behörde. Da aber die Stellung und der Wirkungskreis, die ihm angewiesen wurden, ihn nicht befriedigten und das ganze Geschäftsfach ihn zu wenig ansprach, so nahm er schon nach einem Jahre von einer Unpäßlichkeit, einem apoplektischen Anfalle, den Grund her, von seinem Amte zurückzutreten und in ein ganz der Literatur, Kunst und Menschenbeobachtung gewidmetes Leben zurückzukehren. Heiter und ungeschwächten Geistes bis auf die letzten Wochen brachte er nun in philosophischer Ruhe die noch übrigen Jahre seines Lebens hin und hielt sich still zurückgezogen in seiner Vaterstadt auf. Aber noch in seiner Abgeschiedenheit von allen öffentlichen Geschäften nahm er eifrig Theil an Allem, was das gemeinsame Interesse der Schweiz betraf, was im Gebiete der Literatur und Kunst vorging. Diese Periode seines Lebens war recht eigentlich die Periode seiner literarischen Thätigkeit, ihr gehören alle seine übrigen Schriften an. Die letzte Zeit trübten zwar die politischen Umgestaltungen des Jahres 1830, mit denen er sich nie aussöhnen konnte, und der Verlust seiner treuen, sorgfältigen Gattin, die durch ihre Besorgung des Hauswesens es ihm möglich machte, sich ganz seiner Neigung zu widmen, oft in etwas die Heiterkeit seines Geistes; doch treue Anverwandte und Pfleglinge suchten durch ihre Liebe ihm den herben Verlust zu ersetzen und wenn nirgends, so fand er doch in seinen Lieblingsstudien Trost und Aufheiterung. Ruhig sah er bei der sichtlichen Abnahme seiner physischen Kräfte dem herannahenden Ziele seines Lebens

entgegen, setzte sein nahes Ende voraus, als er noch ganz wohl war, und sprach von dieser Zeit an gern vom Tode, den er auf Weihnachten des Jahres 1839 wünschte. Es mußten ihn aber noch die ersten Tage des neuen Jahres begrüßen; er starb am oben bezeichneten Tage Abends 6 Uhr. — H. hatte ein feinfühlendes, frommes, treues Gemüth und einen hellen Verstand; im Umgange war er mehr beobachtend als mittheilend und mied alles, was irgendwie an Ziererei streifte. Er war nicht wortreich, besonders wenn die Umgebungen ihn nicht ansprachen, zog sich bescheiden und sogar schüchtern von größern Gesellschaften zurück und entfernte sich bald, wenn Leute sich näherten, die sein Witz, selbst ein unschuldiger, früher verletzt, oder die ihn dadurch, daß er sie nicht kannte, verlegen machten. Ueberhaupt hielt er gern mit seinen mündlichen Aeußerungen zurück und scheute alles Durchgreifen, obschon er in alles eingriff. Stürme und große Bewegungen waren ihm daher zuwider und fast ängstlich hielt er sich von aller Einmischung fern, wenn er sich auch zuweilen nicht enthalten konnte durch treffende Witze und scharfe, satyrische Hiebe auch anzugreifen und seine Gegner seine Geistesüberlegenheit fühlen zu lassen. Aber auch diese verschloß er, als er älter wurde, nach und nach in sich; selbst gegen seine Freunde war er nur wohlwollend, selten vertraulich. Gerade das Gegentheil, scharf und kühn, gewandt und geistreich, war er mit der Feder in der Hand. Er gehörte nicht zu den Leuten, die aus Bücherschreiben und Vielschreiben sich schon frühzeitig einen Beruf machen. Erst als die Fülle seines Geistes, seine feine Beobachtung der Menschen und rege Laune einen Schatz von Ideen in seinem Innern gesammelt, die er nicht mehr zu verschließen vermochte, trat er mit einer Reihe von Schriften auf, welche sein hohes Talent beurkunden. In seinen Gedichten bewundert man Zartheit und Didaktik, in einigen auch seine Gabe für das Burleske und den geistreichen Knittelvers; seine humoristischen Erzählungen und Reisebeschreibungen enthalten treffliche Charakterschilderungen aus dem wirklichen Leben und einen Reichthum von Witz und Laune, oft mit scharfer Satyre vermengt, und seine biographischen und historischen Schriften neben bezeichnender, anschaulicher Darstellung die Zeugnisse seiner vielseitigen Kenntnisse. Nicht unbedeutend ist sein schriftlicher Nachlaß, auch der Schatz seiner Lebenserfahrungen und Beobachtungen, welcher in seinem Tagebuche niedergelegt ist. Es ist zu hoffen, daß seinen schon herausgekommenen Schriften eine

Nachlese folge. Bereits erschienen sind: Auch ich war in Paris. 3 Bdchn. Zürich 1803 u. 1804. — Saly's Revolutionstage. Winterthur 1814. — Die Molkenkur. Zürich 1813. Zweite Ausg. 1819, mit einem Nachtrage, betitelt: Suschens Hochzeit, zusammen in 3 Bdchn.; dritte Ausg. Zürich u. Winterthur 1820. — Berg-, Land- u. Seereise. Ebd. 1818. — Hans Holbein d. Jüngere, m. seinem Bildnisse. Berlin 1827. (Diese Schriften nebst den biographischen Notizen in den Neujahrsstücken der zürcher Künstlergesellschaft und den in den Alpenrosen und andern Zeitschriften zerstreuten Gedichten erschienen 1828—1830 bei Reimer in Berlin in 5 Bdn., unter dem Titel: Gesammelte Schriften.) — Beiträge zur nähern Kenntniß Johann Kaspar Lavater's. Aus Briefen seiner Freunde an ihn und nach persönlichem Umgange. Leipzig 1836.

* 21. Karl v. Bastian,

großherzogl. mecklenburg-schwerin'scher Oberstlieutenant und Kommandeur der Infanteriereserve zu Bützow;

geb. im Jahr 1777, gest. d. 4. Jan. 1840.

Der Geschiedene wurde geboren zu Rostock, wo sein längst verstorbener Vater, Christ. Heinr. Kaspar v. B., ein biederer und braver Mann, damals als Premierlieutenant und Quartiermeister beim Regimente v. Glüer in Garnison stand. Schon als Kind bezeigte er ausnehmende Lust zum Soldatenstande und, von der Natur sowohl mit geistigen als körperlichen Vorzügen auf das glücklichste hierzu ausgestattet, trat er sehr jung in den Waffendienst des Vaterlandes. Den 29. Juni 1797 erhielt er das Patent als Sekondlieutenant in dem derzeitig vom Generalmajor v. Pressentin befehligten Regimente Erbprinz, bei welchem er auch den 1. April 1804 zum Premierlieutenant und Adjutanten aufstieg. Im J. 1809 zog er als Adjutantmajor mit dem mecklenburgischen Kontingente nach Stralsund, entging jedoch in der Affaire bei Dammgarten der Schill'schen Gefangenschaft. Nachdem er hierauf den 10. Dec. 1809 zum Stabskapitän im zweiten Mousquetierbataillon avancirt war, trat er in dieser Eigenschaft und als Regimentsadjutant im März 1812 anderweitig mit dem Kontingentregimente unter den Befehlen des Generals von Fallois (gest. zu Oels in Schlesien im J. 1835), von Rostock über Stettin, Danzig u. s. w., den denkwürdigen Feldzug nach Rußland an, erlebte dort alle Schrecknisse

desselben und machte den Rückzug des mecklenburgischen Korps unter dem braven Ney mit. Im Vaterlande wieder angelangt mit den Ueberbleibseln dieses Regiments, wurde er nun den 30. März 1813 zum wirklichen Kapitän und Kompagniechef ernannt und wohnte als solcher den 12. Mai desselben Jahres dem glänzenden Gefechte auf der Elbinsel Wilhelmsburg bei. Im folgenden Jahre (April 1814) befand er sich auf dem Marsche nach Frankreich und den 8. Juli 1815 ging er abermals mit der mecklenburgischen Brigade über den Rhein zum Kriege wider die Franzosen. Den 4. Juni 1821 erfolgte seine Beförderung zum etatmäßigen Major bei dem in Wismar garnisonirenden ersten Mousquetierbataillon und endlich den 10. Dec. 1833 kam er nach Bützow als Oberstlieutenant und Kommandeur der Infanteriereserve, woselbst er leider schon am obengenannten Tage, Mittags, im noch nicht vollendeten 61. Lebensjahre, in Folge eines Lungenschlages, plötzlich hienieden seine Laufbahn beschloß. — Vermählt hatte er sich mit Eleonore Elisabeth, geborne v. Levetzow. Diese seine Gemahlin ging ihm am 25. Nov. 1833, beinahe 54 Jahre alt, im Tode voran, nachdem er erst kurz vorher, am 24. Aug. 1832, den herben Schmerz erlebt hatte, seine einzige Tochter, Friederike Louise, an den Scharlachfrieseln in dem so blühenden Alter von erst 22 Jahren zu verlieren. Dagegen hatte er die Freude, den einzig hinterbliebenen Sohn, Friedr. Georg, noch kurz vor seinem Ableben als Justizrath bei der großherzogl. Justizkanzlei in Rostock befördert zu sehen. — Strenge Pünktlichkeit im Dienste, Muth und Entschlossenheit im Augenblicke der Gefahr, treue Anhänglichkeit an seinen Fürsten und das Vaterland waren Tugenden, die ihn zierten und auszeichneten. So nahm er mit der Liebe und Verehrung seiner Kameraden, Freunde und Angehörigen auch die Achtung seiner Obern wie seiner Untergebenen und Aller, die ihn kannten, mit ins Grab.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 22. Johann Christian Urban,

erster Prediger zu Minsen in der Herrschaft Jever;

geb. d. 8. Feb. 1787, gest. d. 4. Jan. 1840.

Er wurde zu Westrum in der Herrschaft Jever geboren, wo sein Vater Joh. Friedr. Wilh. U. damals Pastor war. Derselbe wurde 1788 als zweiter Prediger nach Neuende versetzt, allein schon am 6. April 1789 verlor U. ihn

und bald darauf auch seine Mutter, Hiemke Margarethe, geb. Focken, durch den Tod. Seine Schulbildung verdankte er der Provinzialschule zu Jever, die er mit den besten Zeugnissen Ostern 1807 verließ, um die Universität Göttingen zu beziehen, wo Plank, Stäudlin und Eichhorn seine Lehrer waren, die ihm, als er im Herbste 1809 diese Universität verließ, das Zeugniß des rühmlichsten Fleißes gaben. Gleich nach seiner Rückkehr ins Vaterland meldete er sich im Okt. 1809 beim Konsistorium zu Jever zum Examen und nachdem er dasselbe im Nov. desselben Jahres gut bestanden, hielt er sich als Hauslehrer in Ostfriesland auf, bis er auf den Vorschlag dieses Konsistoriums von dem Generalgouverneur von Holland, im Namen des Kaisers Napoleon, zu dessen Reiche damals die Herrschaft Jever gehörte, durch ein Dekret vom 25. Okt. 1813 zum Prediger in St. Joost ernannt wurde. Er trat diese Stelle im Febr. 1814 an, nachdem der Herzog Peter *) von Oldenburg, als damaliger Administrator der Herrschaft Jever, diese Ernennung genehmigt hatte. Von da wurde er im Anfange d. J. 1823 als zweiter Prediger nach Hohenkirchen versetzt und von dort kam er im Herbste 1831 als erster Prediger nach Minsen. Einer festen Gesundheit hatte er sich nie zu erfreuen gehabt, allein besonders in dem letzten Jahre seines Lebens litt er viel. Nach fast jährigem, mit vielerlei Leiden und Ungemach verknüpft gewesenem Kränkeln und Kranksein, noch unter harten Kämpfen der letzten Kräfte mit dem Tode, entschlummerte er endlich, das Bewußtseyn bis zum letzten Augenblicke bewahrend. Herzig, sinnig, leicht theilnehmend, gutmüthig, bieder von Charakter, ein zärtlicher Gatte, ein überaus treuer Vater, gewissenhaft im Amte, berufseifrig, anhänglich und aufrichtig in der Freundschaft, schied er den Wünschen Aller zu früh aus diesem Leben; zu früh den liebenden und geliebten Angehörigen, die als Witwe und Verwaisete mit vollem Rechte um den Versorger trauern, zu früh den Obern, deren vollen Beifall er durch seine Amtsführung sich erworben hatte, zu früh einer Gemeinde, welche ihn werth hielt und ehrte, zu früh auch den vielen Freunden, welche ihn mit Schmerzen in ihren Kreisen vermissen. U. war zwei Mal verheirathet: seine erste Frau, Nikoline Margarethe, geb. Heintzen, verlor er am 9. Mai 1818 zu St. Joost, seine zweite, Sophie Katharine, geb. Berlage, betrauert ihn als Wittwe. Aus beiden Ehen sind Kinder nachgeblieben.

*) Dessen Biogr. s. im 7. Jahrg. des N. Nekr. S. 443.

* 23. Andreas Friedrich Jakob Koch,

Pastor emeritus zu Gammelin im Großherzogthum Mecklenb.-Schwerin;

geb. d. 17. Feb. 1762, gest. zu Rostock d. 5. Jan. 1840.

Ueber die einzelnen Lebensverhältnisse dieses ausgezeichneten Geistlichen ist uns nichts Näheres bekannt. Geboren in Mecklenburg, hatte er, wie verlautet, auf der damaligen Friedrichsuniversität zu Bützow den theol. Studien obgelegen. Nach vollendeten Universitätsjahren und demnächstiger Hauslehrerkarriere war er hierauf im J. 1788 durch Stimmenmehrheit zum Prediger an der Gemeinde in Gammelin, Präpositur Wittenberg, gewählt und in der Eigenschaft den 19. Okt. daselbst ordinirt und introducirt worden. Im J. 1836, als seine Kräfte erschöpft waren, ließ er sich emeritiren und lebte seitdem zu Rostock in der Nähe seiner Kinder und Enkel. Seine letzten Tage waren heiter und sein Ende sanft, eines Mannes würdig, der so viele Hunderte zum christlichen Leben und Sterben geleitet hatte. Seine Gattin, Johanne Sophie, geb. v. Elderhorst, Tochter des weiland Amtsraths C. B. U. v. Elderhorst aus Radepohl, mit welcher er sich zu Parchim den 25. Feb. 1789 verbunden hatte, war bereits den 8. Jan. 1837, 76 Jahre alt, durch den Tod von seiner Seite geschieden, wogegen ihn aber zwei Söhne und eine Tochter überlebten, von denen der älteste Sohn, Ludwig Ernst Joh. Friedr. (geb. d. 8. Nov. 1796), Pastor an St. Nikolai zu Rostock ist, und der jüngste, Christ. Joh. Georg Wilh. (geb. den 9. Nov. 1801), sich der Landwirthschaft gewidmet hat; die einzige Tochter, Margarethe Friederike Charlotte, verheirathet an den Pensionär Franz J. C. Lösch zu Kleinwoold, lebt seit dem 12. Aug. 1829 im Witwenstande. — Schriftsteller war der Verewigte eigentlich nicht, jedoch lieferte er mitunter einige Aufsätze, und zwar stets ohne sich zu nennen, für Zeitschriften, z. B. für das schwerin'sche freimüthige Abendblatt u. s. w.

Schwerin. Fr. Brüssow.

24. Wilh. Gust. Friedr. Freih. v. Bouchenröder,

Großherzogl. hess. Generalmajor, Kommandeur der 2. Infanterie-brigade zu Darmstadt 2c.;

geb. d. 19. Dec. 1775, gest. d. 6. Jan. 1840 *).

v. B., zu Eschborn im Herzogthum Nassau geboren, trat in seinem 14. Jahre, nämlich im J. 1789, als Kadet in das holländische Jägerbataillon Graf Salm, wurde später als Lieutenant in dem Artois'schen Korps angestellt und wohnte mit diesem im J. 1792 der Belagerung von Longwy bei. Nach Auflösung dieses Korps trat er den 20. März 1793 in das landgräflich hessische Militär und zwar als Fähndrich in das 1. Bataillon des jetzigen großherzogl. hess. 1. Infanterieregiments, wurde den 26. April 1793 Secondlieutenant, den 11. Dec. 1794 Premierlieutenant, den 26. März 1803 Stabskapitän, den 7. April 1809 wirklicher Kapitän im Garde Füs.-Bat. (jetzt 1. Bat. 2. Inf.-Reg.). Durch sein Verhalten in den Feldzügen 1793, 1794, 1795, 1796, 1797, 1806 und 1807, insbesondere während des Rückzuges bei Neuwied, der Schlacht von Jena und der Belagerung von Graudenz als energischer, tapferer Officier erkannt, dem bereits der großherzogl. Verdienstorden verliehen worden, wurde ihm während des Feldzuges 1809 die Auszeichnung des Kommando's über sämmtliche hessische Schützen. Bei allen Gelegenheiten, wo dieselben zur Verwendung kamen, insbesondere bei Preßburg, in der Schlacht von Wagram und bei Znaim thaten sie sich unter seinem Kommando rühmlichst hervor, was man besonders seiner guten Führung und persönlich bewiesenen Tapferkeit zuschrieb. In Anerkennung derselben belobte ihn nach der Affaire bei Preßburg der Marschall Victor öffentlich und empfahl ihn persönlich dem Kaiser, worauf er das Kreuz der Ehrenlegion erhielt. Beim Eindringen der hessischen Schützen in das Dorf Aderklaa, während der Schlacht von Wagram, riß eine Kanonenkugel dem Kapitän v. B. das Pferd unterm Leibe weg. Er stellte sich hierauf zu Fuß an die Spitze der Schützen und drang vereinigt mit der 3. Grenadierkompagnie des 46. franz. Linien-Inf.-Reg. in das Dorf ein, worin er sich einige Zeit behauptete, nachdem er aber $\frac{2}{3}$ seiner Schützen eingebüßt, endlich der Uebermacht ungarischer Grenadiere weichen mußte. Bei Znaim gab er einen Beweis seltner Geistesgegenwart. In der

*) Großherzogl. hessische Zeitung. 1840. Nr. 53.

Hitze des Gefechtes unvermuthet, allein und zu Pferd, dicht vor die Mündungen einer feindlichen Abtheilung gerathen, wußte er derselben durch seinen Zuruf so zu imponiren, daß sie ihm Zeit ließ, zu entkommen, worauf er sofort mit nachfolgender Mannschaft jener Abtheilung zu Leibe ging. — Vor dem Ausmarsche nach Rußland, am 26. Mai 1811, avancirte v. B. zum Major und erhielt das Kommando des Gardefüsilierbataillons (sofort I. Bat. des aus den Füs.-Bat. der Leibgarde und Leibbrigade gebildeten provisorischen leichten Inf.-Reg.). Nächst Energie und Tapferkeit bewährte v. B. während der Kalamitäten dieses ewig denkwürdigen Feldzugs, daß eiserner Wille selbst den Extremen der Natur zu trotzen vermag und wie vortheilhaft, auch in dieser Beziehung, das Beispiel des Oberen auf die Untergebenen wirkt. Er verstand nicht bloß sein Bataillon mit Erfolg dem Feinde entgegenzuführen, worüber die Tagesbefehle des Marschalls Wrede *) und Generals Goutard nach den Gefechten von Wileika und Slobodka und insbesondere von Wilna ihm rühmliches Zeugniß geben, sondern er wußte auch, trotz der verheerenden Wirkung einer ungeheuren Kälte und eines beispiellos entbehrungsvollen und anstrengenden Rückzuges sein Bataillon unter den Waffen und kampflustig zu erhalten. Beim Rückgange über den Niemen, dessen wegen unerwarteter Annäherung der Russen durch flüchtige Heerestrümmer versperrte Brücke es zur Flottmachung der hessischen Artillerie (6 Piecen) mit gefälltem Gewehre überschritt, war sein Bataillon das zahlreichste unter den Waffen von der ganzen retirirenden Armee. Obgleich nur etwa 200 Bajonette, war diese Zahl, insbesondere mit Rücksicht auf das in der Truppe noch vorhandene moralische Element, für jene Verhältnisse ganz enorm. Außer dem andern Bataillon des Regiments, welches ebenfalls noch gegen 200 Bajonette zählte, waren kaum noch bewaffnete geschlossene Truppen vorhanden. An der Weichsel ward v. B. das Kommando des aus den Resten der großherzogl. Infanterie formirten provisorischen Bataillons übertragen und er verblieb mit demselben, an den Rest der alten Kaisergarde attachirt, im Felde aktiv. — Vor der Schlacht von Lützen übernahm v. B. wieder das Kommando seines in den Depots des Großherzogthums reorganisirten Bataillons im leichten Inf.-Reg. Der sofortige Verlust desselben von 6 Officieren und 242 Soldaten an Todten und Verwundeten bezeugt seinen thätigen

*) Dessen Biogr. s. im 16. Jahrg. des N. Nekr. S. 967.

Antheil an dieser Schlacht, während der es den Floßgraben bei Kleingörschen forcirte und diesen Ort selbst wegnahm. Es bedurfte dergleichen taktisch disciplinar-praktischer Einleitungen, wie sie v. B. getroffen, eines ausdauernden Muthes und umsichtiger Führung, wie sie stattgefunden, um mit jungen Soldaten dergleichen rühmliche Erfolge zu erzielen. — Im ferneren Verlaufe des Feldzuges 1813, namentlich während der Schlacht von Bautzen und auf dem Rückzuge aus Schlesien wurden dem von v. B. befehligten Bataillon wiederholt schwierige und gefahrvolle Aufträge zu Theil, welche genugsam das Vertrauen bezeugten, welches seine Oberen zu ihm hegten. — In der Schlacht von Leipzig (18. Okt.) hatte das Bataillon des Maj. v. B., nachdem es bereits Morgens thätigen Antheil an der rühmlichen Vertheidigung Zuggelhausens genommen und während des sofortigen musterhaften Rückzugs bis in die Position vor Stötteritz die Queue der abziehenden Kolonnen gebildet hatte, eine isolirte Stellung erhalten. Von hier aus beordert, im Vereine mit dem 8. franz. Husarenregimente, die feindliche Tirailleurlinie zurückzuwerfen, welche das diesseitige Geschütz belästigte, setzte er sich an die Spitze seines Bataillons und eilte, durch sein energisches Beispiel Alles mit sich fortreißend, vollen Laufes der chargirenden Kavallerie nach, so daß er beim Abzug derselben höchst überraschend mit seinem Bataillon mitten unter den überrittenen Feinden sich befand. Unter höchst schwierigen Verhältnissen, namentlich eine Zeitlang der verheerenden Wirkung eines auf diesen Punkt koncentrirten Artilleriefeuers ausgesetzt, gelang es ihm, die gemachten Gefangenen zurückbringen zu lassen und eine diesseitige Tirailleurlinie an der Stelle der feindlichen zu etabliren. Erst nachdem deren Aufstellung vollkommen gesichert war, zog er sich, erhaltenem Befehle gemäß, mit dem Reste des inzwischen sehr gelichteten Bataillons in seine frühere Aufstellung zurück. Der Verlust seines Bataillons betrug 2 Officiere, 103 Soldaten. Während der Erstürmung von Leipzig (19. Okt.) gerieth v. B. gleich allen Uebrigen diesseits der gesprengten Brücke in Gefangenschaft, nachdem er mit den Resten seines Bataillons nach einander: an den Kohlgärten, am grimmaischen, hallischen und rannstädter Thore der erdrückenden Uebermacht des Feindes vergeblich rühmlichen Widerstand geleistet. — Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft, am 1. Feb. 1814, zum Oberstlieutenant befördert, ward ihm auch das Kommandeurkreuz des großh. Verdienstordens verliehen und behielt er während des Feld-

zugs 1814 das Kommando des 1. Bataillons des nach der Schlacht von Lützen zum Garde-Füsilierregimente erhobenen (früher provisorischen) leichten Inf.-Reg. Beim Beginne des Feldzugs 1815 übernahm er als ältester Bataillonschef das Kommando des Regiments. — Der Verlauf der Feldzüge 1814 und 1815 gegen Frankreich versagte v. B. die Gelegenheit zu besonderer Auszeichnung, obschon er wiederholt, namentlich 1814 vor Grenoble und 1815 im Vereine mit österr. Reiterei (Kinsky Husaren) an der Loire zu wichtigen Unternehmungen bestimmt worden war. — Nach dem Feldzuge 1815 wurde er am 17. Aug. 1816 zum Regimentskommandeur ernannt und im nächsten Jahre, am 25. März 1817, zum Obersten befördert. Als solcher fand er in der nun folgenden langen Friedensperiode bis zum J. 1832, an der Spitze des Regiments, dem er die meisten und rühmlichsten seiner Kriegserfahrungen verdankt, Gelegenheit, in anerkannt praktischem Wirken zur kriegstüchtigen Ausbildung der jährlich sich erneuernden jungen Mannschaft eine neue Gattung Früchte jener Erfahrungen zu ernten. — Wie man öfters findet, daß der Soldat, dessen Beruf es mit sich bringt, im Kriege zu zerstören, im Frieden dagegen ein fleißiger Bebauer des Feldes ist, so hatte auch v. B. viel Sinn für Landwirthschaft. Die Stunden, welche ihm der Dienst übrig ließ, verbrachte er meist in ländlicher Muße auf einer Besitzung vor der Stadt Darmstadt, welche sein Fleiß und seine Beharrlichkeit dem schlechten Sandboden abgewonnen hatte, den er in einen freundlichen und fruchtbaren Garten umzuschaffen wußte. — Das v. B. befehligte Regiment führte nach einander die Benennungen: Gardefüsilier-, 2. Garde- und seit 1830 2. Inf.-Reg., mit der Ehrenbenennung „Regiment Großherzog." — Als die Ereignisse des Jahres 1830 höchst unerwartet das Regiment Großherzog in veränderte Aktivität versetzten, erhob sich v. B. vom Krankenlager, um, gewohnter Weise, an der Spitze des ihm anvertrauten Regiments die erste Eigenschaft des Soldaten, seine Treue gegen den Kriegsherrn, zu bewähren, und es gelang ihm vollkommen, während der Entsendung des Regiments in die Provinz Oberhessen, dem in ihn gesetzten Vertrauen zu entsprechen. — Nach seiner Ernennung zum Generalmajor und Kommandeur der 2. Inf.-Brigade, welche am 11. April 1832 erfolgte, wurde ihm am 22. Sept. 1833 das Kommandeurkreuz 1. Klasse des großh. Ludwigsordens, im J. 1834 das Militärdienst-Ehrenzeichen und am 26. Dec. 1839, kurze Zeit vor seinem Ende, noch das

Ehrenzeichen für 50 Jahre treuer Dienste verliehen. — Durch die im Verlaufe so vieler Feldzüge erlittenen, zum Theile beispiellosen Strapazen, bei vorgerücktem Alter allerdings geschwächt, aber, nach ächter Soldatenmanier, nicht gewohnt, sich zu schonen, wo Dienst- oder Standesbeziehungen den Mann in Anspruch nahmen, erlag v. B. endlich einem Krankheitsstoffe, dem er, in gewohnter Energie, lange beharrlich Widerstand geleistet. — Rasches Blut, doch kalter Muth, Ausdauer und Beharrlichkeit, gerader Sinn, fester Wille, strenge Redlichkeit, sodann muthige Entschlossenheit und Geistesgegenwart waren, im Vereine mit unbeugsamer Energie und unerschütterlicher Tapferkeit, die hervorstechendsten Eigenschaften in dem Charakter eines Mannes, dessen Name unter den hessischen Kriegern stets guten Klang behalten wird und der, fast wunderbarer Weise, im Verlaufe von 13 Feldzügen, in welchen er in mehr denn 30 Schlachten und Gefechten fast immer voran war, — nie verwundet wurde. — Sein Beispiel war stets ermuthigend und jeder Trupp, an dessen Spitze er sich befand, wurde durch das Ungestüm seiner energischen Individualität mit fortgerissen. — War er bis zur Härte streng gegen Feige und Niederträchtige, so erkannte und achtete dagegen der brave Soldat stets den fürsorgenden, wohlwollenden Vorgesetzten in ihm, der gute Mannszucht zu halten und ächten Kriegersinn und ausdauernden Muth zu erzeugen und zu pflegen verstand. War sein Verfahren hierbei auch oft originell, so ermangelte es doch nie der Hauptsache, — es war, wie der Erfolg bewies, stets praktisch. — Daß er auch die Liebe und Zuneigung seiner Untergebenen zu fesseln verstand, bezeugt ehrend das Benehmen der noch vorhandenen Veteranen aus der Kriegsperiode von 1806 bis 1815, welche stolz auf ihren alten Anführer ihm stets die ungeheucheltste Ehrfurcht und innigste Theilnahme zollten. — Leider beeinträchtigte das Temperament des Verstorbenen das Glück des Familienlebens an der Seite einer Gattin, deren sanfter Charakter mit seinem Wesen nicht harmonirte. Hier zeigt sich die Schattenseite des Bildes, welche die Feder nicht unberührt lassen darf. — Eine glänzende Anerkennung seiner Verdienste ward dem tapfern und treuen Krieger auch noch nach seinem Tode. Bei seinem Leichenbegängnisse, welches am 9. Jan. mit allen seinem Range gemäßen Feierlichkeiten stattfand, folgten zu Fuß der Erbgroßherzog, der den braven Soldaten so sehr zu schätzen weiß, die Prinzen Karl, Alexander und Emil, welcher Letztere, die hessischen Krieger zu Ruhm und Ehre

führend, auf dem Schlachtfelde selbst den Gen. v. B. so oft erprobt gefunden hatte, dem Sarge, trotz der großen Kälte, von der Wohnung des Verstorbenen bis zum Friedhofe, eine Stunde Weges weit.

25. Johann Valentin Englert,

Orgelbaumeister zu Zittau;

geb. d. 25. Sept. 1748, gest. d. 6. Jan 1840 *).

Er war zu Queyenfeld im hildburghausischen Amte Behringen geboren, kam 1772 zu dem ehemaligen achtbaren und geschickten Orgelbaumeister Schmahl in Zittau und erlangte und erweiterte hier seine Kenntnisse und Fertigkeiten in der Orgelbaukunst, die er auch durch fortgesetztes Nachdenken und durch Erfahrung zu vervollkommnen suchte. Er war hier der Gehülfe bei Erbauung der Orgeln in Ruppersdorf, in Deutschossig, in Reibersdorf, in Seidenberg und in Warnsdorf. Während des Baues der letztgenannten Orgel starb 1779 sein Meister Schmahl und Englert vollendete nun diesen Bau. Hierauf wurde ihm der Bau der Orgel in der Petri Pauli Kirche zu Zittau anvertraut, ein zu seiner Zeit vorzügliches Werk, welches bei sorgfältiger Behandlung und fortgesetzter Nachhülfe noch lange sein rühmliches Andenken daselbst erhalten wird. Eben so ist auch unser E. der Erbauer der Orgelwerke in Gabel, in Haindorf u. s. w. Bei dem schon früher einst begonnenen aber unvollendet gebliebenen Wiederaufbaue der Johanniskirche zu Zittau wurde E. vom damaligen Magistrate aufgefordert, einen Riß zur Herstellung einer Orgel zu liefern. Dieser von ihm verfertigte Riß, der an den damals berühmten Organist Nicolai zu Görlitz zur Begutachtung eingesandt wurde, erhielt den vollkommensten Beifall dieses Kenners und Nicolai sagte: „Wenn die Orgel nach dieser Disposition erbaut wird, so ist sie eine der vorzüglichsten und ausgezeichnetsten in Sachsen." Da E. diesen Riß nicht wieder zurück erhalten hat, so würde bei Auffindung desselben in den bezüglichen Akten eine Vergleichung mit der jetzigen neuen Orgel sehr interessant seyn, deren Vollendung von dem sehr geschickten und gewissenhaften Orgelbaumeister Jämlich man mit großen Erwartungen entgegensieht. Schon viele Jahre durch Kraftlosigkeit außer Thätigkeit gesetzt und lange Zeit auf ein einsames Kran-

---

*) N. Lausitz. Mag. 1840. 1. H.

kenlager beschränkt, fand S. am obengenannten Tage die Ruhe, nach der sein Geist sich lange sehnte.

* 26. Johann Baptist Schiedermayr,

Dom- und Stadtpfarrorganist zu Linz;

geb. d. 23. Juni 1779, gest. d. 6. Jan. 1840.

Er ward geboren zu Pfaffenmünster unweit Straubing in Baiern. Sein Vater, ein Lehrer, unterrichtete ihn im Singen und 9 Jahre alt kam S. als Sängerknabe nach Windberg. Hier lernte er den Anfang zum Klavierspielen; 3 Jahre darauf kam er nach Oberalteich, wo ihn Edmund Härtl und Stephan Fuchs im Gesange und im Studium des Generalbasses zweckmäßig leiteten, und 1793 nach Straubing in das Musikseminarium, wo er, kaum 14 Jahre alt, unter 24 Zöglingen der beste Orgelspieler war. Viel verdankte er in der Anstalt dem Freiherrn v. Dyrnitz, einem der ausgezeichnetsten Pianospieler seiner Zeit. Im 15. Jahre seines Lebens fing er an zu komponiren: ein Tantum ergo mit 4 Singstimmen, ein Alma — redemtoris mater — und eine Messe in D dur für seinen Vater. Auch in der lateinischen Sprache machte er vorzügliche Fortschritte. Nach $3\frac{1}{2}$ Jahren verließ er Straubing, begab sich nach St. Nikola nächst Passau und ward da anfänglich als Bassist, dann als Organist angestellt. Er suchte sich nun zum geistlichen Stande vorzubereiten; schon war er im zweiten Kurse der Theologie, als alle Klöster und Stifte in Baiern aufgehoben wurden. Da seine Pläne nun gescheitert waren, so bewarb er sich um die Turnermeisterstelle in Schärding, die er erhalten hätte, wenn er die älteste Tochter des Turnermeisters würde geheirathet haben. Da er dies nicht thun wollte, so wendete er sich nach Linz, wo er im J. 1810 die Stellen eines Dom- und Stadtpfarrorganisten erlangte. Er verheirathete sich jetzt, hatte aber, als eine Folge der Kriegsjahre und der Theuerung, mit Mangel und Noth zu kämpfen. Um die Gesellschaft der Musikfreunde in Linz, die 1821 gegründet ward, erwarb er sich wesentliche Verdienste, ebenso als Theaterkapellmeister. Sein eigentlichstes Lebenselement aber war und blieb die Tonkunst im Dienste der Religion; besonders die Kirchenmusik auf dem Lande suchte er zu läutern und zu fördern. Die meisten seiner gestochenen Messen, 20 an der Zahl, zeichnen sich außer einer gewissen Anmuth und Heiterkeit durch leichte Besetzbarkeit aus, sowie die Primiz-, Oster- und Pastoralmesse, die gelungenste in B. Seine

Werke, die noch im Manuscripte vorhanden sind, werden später erscheinen. Sein Sohn lebt als Hofkaplan in Wien.

* 27. Martin Schween,

großherzogl. oldenb. Kirchenrath und erster Prediger zu Hohenkirchen in der Grafschaft Jever;

geb. d. 30. Jan. 1756, gest. d. 7. Jan. 1840.

Sein Vater, Ludwig August S., war Pastor zu St. Joost in der Herrschaft Jever, als dieser Sohn ihm geboren wurde; seine Mutter hieß Katharina Margaretha, geb. Ummen. Den ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater und besuchte dann die Provincialschule zu Jever, worauf er in Jena studirte. Nach seiner Zurückkunft war er 2 Jahre Hauslehrer bei den Kindern des fürstl. anhalt-zerbstischen Geheimenraths v. Nostitz, Präsidenten der Oberbehörden in Jever, und dies war vermuthlich die Veranlassung, weshalb er im J. 1780 als Hülfsprediger nach Zerbst berufen wurde, wo er bei der Gemeinde Köselitz nebst den Dörfern Göhmitz, Peilzig und Senß Anstellung erhielt. Er kehrte jedoch schon 1781 in die Herrschaft Jever zurück und wurde zweiter Prediger zu Minsen, wo er am 2. April introducirt wurde. Im J. 1789 wurde er nach Wüppels versetzt und 1801 kam er als erster Prediger nach Hohenkirchen. Am 19. Juni 1830 feierte er dort das Jubiläum seines 50jährigen Predigtamtes und wurde bei der Gelegenheit vom Großherzoge von Oldenburg zum Konsistorialassessor ernannt. Dieses Prädikat wurde 5 Jahre später, am 19. Juni 1835, in das eines Kirchenraths verwandelt. Er entschlief an gänzlicher Entkräftung und Altersschwäche. Verheirathet war er nie.

* 28. Heinrich Behrens Folkers,

Kollaborator am Gymnasium zu Oldenburg;

geb. d. 10. Juni 1805, gest. d. 8. Jan. 1840.

Aus friesischem Stamme wurde er zu Großconhausen, einem Dorfe in der Herrschaft Jever, geboren, wo sein Vater Cornelius Classen F., ein Landmann, damals wohnte; seine Mutter Rickum, geb. Folkers, verlor er schon am 5. Dec. 1806 in ihrem 21. Jahre. So würde er der für die ersten Jahre der Kindheit so segensreichen mütterlichen Leitung ganz haben entbehren müssen, hätte nicht sein Vater am 1. Dec. 1809 in seiner zweiten Gattin, Trienke Margarethe Küster, ihm eine andere Mutter wiedergegeben,

die mit seltner Liebe und Sorgfalt ihn pflegte und mit lebhafter Theilnahme an der Entwicklung seines Geistes, besonders späterhin, für ihn strebte, daß er seinen Wunsch, sich den Wissenschaften zu widmen, erfüllt sehen konnte. Ihr und seinem Vater verdankte er auch seinen ersten Unterricht, den er auf eine sehr ungewöhnliche Weise erhielt. Wenn er seinen Vater, der unter dem schlichten und anspruchslosen Aeußern eines gewöhnlichen Landmannes eine seltne Bildung und eine Fülle von nicht alltäglichen Kenntnissen verbirgt, mit Lesen oder Schreiben beschäftigt sah, dann drängte ihn der kindische Trieb zur Nachahmung und fand er dann ein Blatt bedruckten oder beschriebenen Papiers, so ruhte er nicht eher, als bis man die Zeichen darauf ihm genannt hatte. Dann wollte er die Bedeutung ihrer Verbindungen wissen und lernte so spielend die Buchstaben, geschriebene wie gedruckte, lateinische wie deutsche, kennen, auch einzelne Sylben aussprechen, ohne je eine Fibel in der Hand gehabt zu haben. Das erste Buch, welches sein Vater ihm gab und worin er ordentlichen Unterricht erhielt, konnte daher „Konrad Kiefer's Lesebuch seyn," und das Schreiben zu lernen, kostete ihm ebensowenig Mühe, da er schon Geschriebenes lesen konnte. Auch das Auswendiglernen ward ihm sehr leicht und so konnte er schon bald nach Ostern 1813 mit Bibel, Katechismus, Schreibebuch ꝛc. ausgerüstet in die fast $\frac{3}{4}$ Stunde entfernte Dorfschule zu Sillenstade wandern. Sein dortiger Lehrer, Wille, gibt ihm noch jetzt das Zeugniß, daß er während seiner 42jährigen Amtsführung nie eine solche Geistesfähigkeit bei einem Schüler kennen gelernt. Alles sey ihm leicht geworden und er habe alle Aufgaben mit der größten Bereitwilligkeit und mit stetem Vergnügen pünktlich und ordentlich erfüllt, nie, auch nicht bei dem schlechtesten Wetter, die Schule und die Kirche versäumt. Dabei habe er gern seinen Mitschülern fortgeholfen, aber nie seiner großen Fähigkeiten sich überhoben. Wie dagegen F. diesen seinen Lehrer schätzte, geht daraus hervor, daß er nachher in seiner ersten Predigt, die er zu Sillenstade hielt, demselben öffentlich für den ihm ertheilten Unterricht dankte. Als er nun aber die Schule verlassen und nach der Konfirmation in das Gewerbe seines Vaters eintreten sollte, da erwachte in ihm um so dringender das Verlangen nach Vermehrung seiner Kenntnisse. Endlich gab der Vater seinen von der Mutter unterstützten Bitten nach und der Pastor Cordes, von dem er im Winter 1819—1820 zur Konfirmation vorbereitet wurde, durfte etwa 10 Wochen vor Ostern an-

fangen, ihn auch in der lateinischen Sprache zu unterrichten. Wie dieser Unterricht ertheilt, wie er aufgenommen und benutzt wurde, das kann man darnach beurtheilen, daß F. gleich, nachdem er zu Ostern 1820 konfirmirt worden, in die 3. Klasse der Provincialschule zu Jever aufgenommen werden konnte. F. lebte aber auch ganz diesem ihm neuen Studium und oft hörten seine Eltern mit Verwunderung, wie er Nachts im Traume ziemlich lange Stellen lateinisch recitirte. Diese 3. Klasse besuchte er nur ein halbes Jahr und schon um Michaelis 1820 wurde er für die 2. Klasse reif befunden. Um Michaelis 1823 kam er in die 1. Klasse, hatte aber das Unglück, durch die Krankheit und den Tod des Rektors Hollmann sich in seinen Fortschritten sehr gehemmt zu sehen. Zwar wurde im Juni 1826 der jetzige Professor Dr. Seebicht als Rektor eingeführt, aber nur kurze Zeit konnte er noch den Unterricht dieses von ihm hochverehrten Lehrers genießen. Um Michaeli 1826 ging er nämlich, mit den besten Zeugnissen sowohl rücksichtlich seiner Kenntnisse als seines Betragens versehen, nach Halle, Theologie zu studiren; aber sein Studium beschränkte sich nicht bloß auf diese Wissenschaft, sondern mit seinem gewohnten Fleiße legte er sich auch auf Philosophie und Geschichte und setzte dabei seine philologischen Studien ruhig fort. In der Philosophie war Gerlach sein Lehrer und er war von den Vorzügen desselben so durchdrungen, daß er noch von der Universität seinem Vater Gerlachs Lehrbuch sandte, damit auch dieser, der gern sich mit solchen Gegenständen beschäftigte, an seinem Genusse Theil nehmen könne. Auch bewährte sich an ihm späterhin, was Gerlach ihm beim Abschiede sagte: „Meine Philosophie ist eine Philosophie fürs Leben; halten Sie sich daran, es wird Sie nicht gereuen." Nachdem er im Herbste 1829 nach Hause zurückgekehrt war und dann die erste Prüfung rühmlich bestanden hatte, übte er sich einige Male im Predigen, allein seine Hauptneigung zog ihn zum Schulfache hin und daher begab er sich bald nach Jever, wo er derselben durch Ertheilung von Privatunterricht einigermaaßen zu genügen suchte. Um Johanni 1830 aber ging er nach Oldenburg, wo er provisorisch als Hülfslehrer am Gymnasium fungirte, bis er den 24. Mai 1834 zum wirklichen Kollaborator ernannt wurde. F. war als Kind nach Verhältniß seines Alters ziemlich groß und stark, dabei zwar nicht kränklich, aber doch auch nicht von fester Konstitution, denn in seinem dritten Jahre hatte er ein schweres Gallenfieber zu überstehen, welches einen Ansatz zur Wassersucht zurückließ.

Sorgfältige Pflege und der Rath eines bewährten Arztes ließen mit Gottes Hülfe beides überwinden und nun wuchs er freudig heran bis zum 13. Jahre, in welchem er anfing sich manchmal unwohl zu fühlen, ohne daß man einen eigentlichen Krankheitszustand entdecken konnte. Endlich bemerkte man, daß der Rückgrat ausgewichen war und nun wurden zwar die Mittel angewandt, welche der Arzt vorschrieb, aber zu spät. Seine Gesundheit schien zerrüttet und auch der Körper blieb im Wachsthume zurück. Er mußte mehrere Krankheiten aushalten, eine der gefährlichsten schon im J. 1823, die ihn längere Zeit am Besuche der Schule hinderte. In Oldenburg litt er mehrere Jahre an Drüsengeschwüren, welche zu beseitigen er das Seebad zu Wangeroge und ein Jahr darauf das Bad zu Driburg gebrauchte. Vielleicht hatte später der Krankheitsstoff sich auf die Lungen geworfen und so die langwierige Krankheit verursacht, die im J. 1839 ihn befiel und endlich seinem, seinen Eltern, Verwandten und Freunden so theuren Leben ein Ende machte. Was diese, was die Schule und seine Schüler, was die Welt an ihm verloren, das wissen wir nicht besser zu sagen, als mit den Worten, die der Rektor des Gymnasiums, Professor Graverus, an seinem Begräbnißtage zu seinen in der Schule versammelten Kollegen und Schülern sprach: „Es bietet sich dem, der das stille, anspruchslose Leben und Wirken, den reinen, fleckenlosen Charakter, den liebenswürdigen, allem Höheren und Heiligen zugewandten und dabei so ruhigen, leidenschaftlosen Sinn des Entschlafenen im stillen Andenken betrachtet, so manches Lobenswerthe dar, daß ich an dieser bescheidenen Stätte weniger in Verlegenheit seyn möchte, ihm eine ausführliche Lobrede zu halten, als mancher römische Redner um seine laudatio pro rostris eines römischen Helden auf dem Forum war. In F. Seele lagen alle Tugenden, die einen großen Mann zieren können; große Tugenden aber sind es, die das wahre Lob begründen, große Thaten hängen oft von Glück und Gelegenheit ab. Aber der Verstorbene war kein Freund großen Lobes, weder es zu spenden, noch zu empfangen; er hielt beides für bedenklich und gefährlich — wie sollte ich nicht seinen Grundsatz ehren, zumal da Uebermaas des Lobes nur zu leicht dem Gelobten, Kargheit und Zurückhaltung dagegen höchstens dem Lobenden schadet! Je schmerzlicher man sich getäuscht sieht, wenn man in einem schönen Körper eine schöne Seele vergebens sucht, um so freudiger wird man überrascht, wenn man in unscheinbarer Körperhülle eine schöne Seele antrifft — überrascht sage

ich, denn es ist in der That nicht immer so, ja Viele wollen das Gegentheil zur Regel erheben und wissen aus der Natur eines schwachen, hinfälligen Leibes mit Wahrscheinlichkeit kränkelnde Gesinnung, Launen, Bitterkeit, mürrisches Wesen, Mißtrauen und wer weiß welche Fehler mehr zu deduciren. Von allen diesen Fehlern fand sich bei unserem entschlafenen Freunde keine Spur. Er war gesund, kerngesund von Gefühlen, von Willen und wußte sie kräftig in Wort und That an den Tag zu legen. Ohne Rückhalt seines regen Rechtsgefühles sprach er zwar sanft und mit liebenswürdiger Bescheidenheit, aber nicht weniger offen, bestimmt und kräftig seine Meinung aus und würde sie mit Seelenruhe vor Königsthronen vertreten haben, wie er es im Kreise seiner Freunde that. Wie er aber Unrecht nicht duldete, so that er es noch weniger. Das bezeugen seine Schüler: ihr theurer Lehrer war streng, war scharf, aber er war gerecht; darum verehrten und liebten ihn Alle und seine Aussprüche waren ihnen Orakel. Dieses patriarchalische Ansehen in seiner Klasse verdankte F. besonders dem Umstande, daß er nicht launisch war, nicht heute streng und morgen schwach, nicht heute trüb und morgen heiter, nicht heute scherzhaft und morgen mürrisch, nein, F. war sich stets gleich; seine körperliche Schwäche, seine Schmerzen trug er für sich als Mann und Held, für Andere hatte er nur Heiterkeit und Freundlichkeit. Oder wer hätte ihn je übelgelaunt und mürrisch, wer jemals anders, als mit jener heitern Seelenruhe in seinen Zügen und seinem Benehmen gesehen, die, weil sie aus höherer, aus göttlicher Quelle fließt, nie verfehlt, sich Achtung und Zuneigung zu gewinnen? Selbst da, als seine Kräfte sichtbar abzunehmen begannen, als er nur langsam und mühsam sich zur Schule schleppte, als seine arme kranke Brust nur mit Schmerzen das Element athmete, welches für alles Leben Bedürfniß ist, — selbst da verließ ihn sein Gleichmuth, seine stille Heiterkeit nicht und es bedurfte nur eines interessanten Wortes, um seine Theilnahme zu wecken und sein großes Auge lebhaft strahlen zu sehen. So blieb er bis in den letzten Tagen vor seinem Hinscheiden, immer geneigt, in fremde Zustände und Angelegenheiten einzugehen und seiner eignen Leiden für den Augenblick zu vergessen. Und wie liebenswürdig war er in gesunden Tagen, in Gesellschaft seiner Freunde und Kollegen, wie gab er sich so ganz der Freude hin, war fröhlich mit den Fröhlichen, Scherz nehmend und gebend, ohne Arg, ohne Mißtrauen, ohne Pedanterie, ein wahrhafter gesunder Mensch, von reiner, unge-

trübter Welt- und Lebensansicht, zufrieden und glücklich mit seinem Loose, wiewohl sein Loos in mehr als einer Hinsicht nicht das glücklichste zu nennen war! Seine Geistesanlagen, die im umgekehrten Verhältnisse zu seinem schwachen Körper standen, hatte er durch eifriges, besonnenes und ruhiges Studium auf das Sorgfältigste ausgebildet. Zwar machte er auf große Gelehrsamkeit keinen Anspruch, aber er wußte viel mehr, als er zeigte, und was er wußte, das wußte er gut. Zu seinen vielen lobenswerthen Eigenschaften gehörte eine große Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit. Alle Eitelkeit und Ostentation war ihm fremd und verhaßt. Niemals drängte er sich vor, sondern er ließ sich suchen; wenn man sich aber diese Mühe gab, wenn man in seine Tiefen einging, fand man viel schönes, gediegenes Erz. Ein großer Vorzug seines Wissens war Gründlichkeit, wie seines Denkens Klarheit und seiner Aeußerung Bestimmtheit und Sicherheit. Sehr zu bedauern ist, daß er nicht mehr sich geneigt fand, seine Gedanken niederzuschreiben; seine Vorrede zu seines Freundes Frerichs *) Predigten **) legt von seinem Berufe zum Schreiben den unumstößlichsten Beweis ab. In ihr hat er ein schönes Denkmal von der Tüchtigkeit seiner Gesinnung und Ansicht, von der Gediegenheit seines Urtheils und von der ruhigen Klarheit seines Geistes hinterlassen. Uebrigens zog er vor, alle seine Kraft seinem Amte zu widmen und wie treu, mit welchem Segen er es verwaltet habe, davon zeugt die Achtung seiner Vorgesetzten, davon zeugt der Schmerz der Lehrer und Schüler dieser Anstalt bei seinem Verluste. Zeigte sich unser Freund aber im Leben als einen der Liebe und Hochachtung werthen Mann, so zeigte er sich im Tode vollends der Bewunderung werth. An ihm bewährte sich das Wort des Alterthums, es gebe kein erhabeneres Schauspiel, als einen edlen Mann mit dem Schicksale ringen zu sehen — und wahrlich, F. kämpfte als Held. Aber der Kampf war ungleich — was hatte er seinem Widersacher, dem Tode, entgegenzustellen? Nicht einen Körper, der von Jugendkraft strotzte, nicht eine Gesundheit, die elastisch die Angriffe der Krankheit hätte zurückweisen können — er hatte dem Würgengel Nichts entgegenzusetzen als Seelenstärke und sie war es, die ihn über die Schrecken des Todes hinaushob. Mit ihr ertrug er männlich die Schmerzen

---

*) Dessen Biogr. s. im 15. Jahrg. des N. Nekr. S. 100.

**) Auswahl aus den Predigten des sel. rc. Frerichs, herausgeg. aus dessen Nachlaß. Oldenb. 1839.

seiner für ein so großes Herz zu engen Brust, mit ihr überstand er die Einsamkeit der langen Winternächte, die nicht durch den Freund aller Müden, den Schlaf, erquickt wurden. Ach, es ist nicht schwer, in aufgeregter Leidenschaft dem Tode die Brust zu bieten, — aber in langwieriger Krankheit, bei vollem Bewußtseyn den Tod stets wie auf der Lauer zu sehen, einsam, ohne Pflege von verwandter, lieber Hand, die träge in ihrem Flusse sichtbar erstarrende Zeit nach Sekunden zu messen, das ist eine schwere Prüfung, in welcher selbst männliche Seelen unterliegen. F. hat sich auch in diesem Tode bewährt; er hat im eigentlichsten Sinne des Wortes des Todes Schrecknisse besiegt und den Todesbecher mit Seelenruhe bis auf den letzten Tropfen geleert. So starb er den schönen Tod des Weisen; aber vergessen wir es nicht, dieser schöne Tod war im Gefolge eines schönen Lebens!" So sprach über ihn der Vorstand der Lehranstalt, der F. bis an sein Ende treu seine Kräfte widmete; wie schmerzlich mußte der Verlust desselben seinem Vater, seinem Geschwister seyn! Sein Verhältniß zu diesen war immer das kindliche, das brüderliche geblieben und das Leben in andern Kreisen hatte ihn nie denselben entfremdet. Mit dem Vater stand er fortwährend in Briefwechsel und oft lebte er in den Ferien auf längere Zeit im Kreise seiner Familie. Auch die Stiefmutter, die sein Vater ihm wieder gegeben (die Freundin und Pflegerin seiner Jugend war am 31. Jan. 1831 gestorben), ehrte er mit Achtung und Liebe und noch im letzten Jahre seines Lebens machte er ihr und seinen Schwestern werthvolle Geschenke. Wie er selbst über den Grund und die Ursache seines frühen Hinsterbens dachte, das geht unter Anderem aus einem Briefe an seinen Vater vom 6. Juli 1839 hervor, worin er sagt, daß durch ein immer unablässiges Streben nach höherer Geistesbildung und Verfeinerung auch der Körper so weichlich und zart gemacht werde, daß er für unsere grobe irdische Atmosphäre, namentlich in unserm strengen Norden, sich nicht mehr eigne. Seine Bestattung geschah mit allgemeiner Theilnahme und in einer vortrefflichen Rede an seinem Grabe wandte der geh. Kirchenrath Dr. Böckel mit Recht auf ihn die Worte an: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben."

* 29. Franz Ludwig Freiherr v. Könitz,

großherzogl. sächs. Kammerherr und Major zu Schwarzbach im Großherzogthum Weimar;

geb. d. 8. Jan. 1780, gest. d. 8. Jan. 1840.

Er wurde zu Wickersdorf bei Saalfeld an der Saale, auf dem Gute seines Stiefgroßvaters, des k. preuß. Generals v. Grünberg, geboren. Sein Vater, welcher unter dem von den vertriebenen Bourbonen gesammelten Korps am Rheine mitgekämpft hatte, sah sich nach Zerstreuung dieses Korps veranlaßt, im österr. Kaiserstaate Dienste zu suchen und ward als Beamter in Wien, später als Salinendirektor in Mähren angestellt; seine Mutter, eine geborne v. Damnitz, begleitete der Erziehung ihrer Kinder wegen ihren Gatten nicht in das neue Vaterland, sondern wandte sich mit ihren beiden Söhnen nach Lichtenfels in Baiern, wo der Verstorbene seine Jugendzeit bis zum 11. Jahre verlebte. Bis dahin wurde er in der kathol. Konfession erzogen, welcher seine Mutter, früher Hofdame am österr. Hofe und zwar bei Marie Antoinette, der nachmaligen unglücklichen Königin von Frankreich, zugethan war und der Umstand, daß der damalige Fürstbischof von Würzburg sein Taufpathe war und nach Wahrnehmung hervorstechender Fähigkeiten dem Knaben die Aussicht auf eine der seinigen ähnliche glänzende Laufbahn geöffnet hatte, bestärkte nächst eigner Ueberzeugung die Mutter in dem Entschlusse, mehrfache Anregungen von Seiten der Verwandten, ihren Sohn in der evangel. Konfession erziehen zu lassen, zurückzuweisen. Doch in Folge der redlichen Sorge, welche seine Großeltern ihm und seinem ältern Bruder widmeten, gewann sein Lebensweg eine andere Richtung; nach dem Wunsche seines Großvaters, eines tüchtigen für seinen Stand enthusiastisch begeisterten Militärs, sollte auch er nebst seinem Bruder dem Militärstande sich widmen und, obwohl anfangs dazu wenig geneigt und durch innern Trieb zum Betreten einer wissenschaftlichen Laufbahn hingezogen, fügte er sich doch dem Willen der Seinen, ward in das großelterliche Haus nach Magdeburg gebracht, hier nebst seinem Bruder in der evangel. Konfession erzogen und begann kaum nach Vollendung des 11. Jahres seinen Militärdienst als Gemeiner. Nachdem er in kurzer Zeit die untern Grade des Militärdienstes durchlaufen und inzwischen sein Großvater von Magdeburg als Gouverneur nach Frankfurt a. d. O. versetzt worden war, kam

er als Officier zu dem damals in Magdeburg stationirten Regimente Prinz Louis von Preußen. Hier erst begann seine Neigung zum Militärstande geweckt und genährt zu werden, da er sich demselben unter den Augen eines so verehrten, allgemein geehrten Militärs, als Prinz Louis war, widmen konnte und der Verstorbene sprach darum stets mit wahrer Begeisterung von seinem Chef, mit dankbarer Erinnerung von der Sorge, mit welcher sich derselbe der wissenschaftlichen Bildung der jungen Officiere annahm, und von der achtenden Anerkennung, die auch er sich durch treuen Diensteifer bei seinem Chef und seinen Kameraden zu erwerben gewußt hatte. Sein damaliger Aufenthaltsort blieb längere Zeit Magdeburg, in welcher Stadt sein Regiment in Garnison lag, und der Aufenthalt daselbst wurde ihm um so angenehmer und heiterer, da er durch den inzwischen erfolgten Tod seines Großvaters Erbe eines bedeutenden Vermögens geworden war. In dem für Deutschland überhaupt und für Preußen insbesondere so verhängnißvollen Jahre 1806 rief auch ihn das Schicksal auf den Kriegsschauplatz und er nahm Theil an dem für die preuß. Waffen so unglücklichen Treffen bei Auerstedt; auf der Retirade ward ihm ein bedeutender Transport nebst Kriegskasse zur Abführung in eine preußische Festung anvertraut und er unterzog sich diesem Geschäfte unter mißlichen und gefahrvollen Umständen mit Muth und Eifer, aber auch mit glücklichem Erfolge, so daß das ihm Anvertraute unversehrt in die Thore Magdeburgs eingeführt ward. Hier befiel ihn in Folge gehabter Strapazen eine langwierige Nervenkrankheit, die ihn, nebst dem Umstande, daß nach dem unglücklichen Kriege von 1806 ein großer Theil der preuß. Militärs auf Wartegeld gesetzt wurde, bewog, seinen Abschied zu nehmen, den er im J. 1808 von Memel aus, dem damaligen Aufenthaltsorte des Königs, auf ehrenvolle Weise mit dem Charakter eines k. preuß. Hauptmanns erhielt. Um nicht einer seinem regen Geiste unangenehmen Unthätigkeit anheimzufallen, beabsichtigte er in österr. Dienste zu treten und reiste, um zuvor in der Nähe der Seinen noch einige Zeit zu verweilen, auf seine Besitzung Wickersdorf bei Saalfeld. In letzterm Orte lernte er eine Cousine, die Witwe eines Herrn v. Einsiedel auf Wolftitz bei Borna kennen, fühlte durch die Gefühle aufrichtiger Liebe und Achtung sich zu ihr hingezogen und entschloß sich, dieselbe zur ehelichen Lebensgefährtin sich zu erwählen. Mit dieser Verbindung übernahm er die Pflicht der väterlichen Sorge für 5 Stiefkinder, der er mit Umsicht und

gewissenhafter Treue oblag; er lebte seit dieser Zeit mit seiner Familie größtentheils in Wolftitz. Später im J. 1816 verkaufte er das ihm und seinem Bruder gemeinschaftlich zugehörige Gut Wickersdorf an den Letztern und erkaufte das im neustädter Kreise des Großherzogthums Weimar gelegene Gut Schwarzbach, welches er bis an seinen Tod behielt und bewohnte. Im J. 1820 berief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger auf den Landtag des Großherzogthums, er ward als Landstand gewählt und bekleidete dies Amt, bei dem fortgesetzten Vertrauen, das man ihm schenkte, bis an seinen Tod. Mit dankbarer Anerkennung rühmte er stets nicht nur die ihm hierdurch gewordene Auszeichnung, sondern auch insbesondere die Gnade des Großherzogs, Karl August*), der ihm im J. 1823 ohne Ansuchen zum Kammerherrn ernannte, und die fürstliche Huld, welche der jetzt regierende Großherzog, Karl Friedrich, durch die Ernennung zum Major im J. 1833 ihm erwies. Bei der mehrfachen Anerkennung, die ihm in seinen mannichfachen Lebensverhältnissen zu Theil ward und die ihm die beruhigende Ueberzeugung sicher verbürgte, daß Liebe und Achtung das Gefühl war, mit welchem ihm Andere entgegenkamen, verflossen ihm seine Tage in einer Heiterkeit, einem Frohsinne, der selten getrübt ward und auch dann sich wieder kräftig erhob, wenn trübe Schickungen, welche eine höhere Hand auf unserm Lebenswege uns oft entgegenführt, dieselbe niederzudrücken drohte. Auch ihm, dem Vollendeten, traten des Lebens schwere Prüfungen in gar mannichfacher Gestalt entgegen; sein häusliches Glück war durch Krankheit der Seinen nur zu oft getrübt und die Hand des Herrn führte ihn zum Sarge einer hochgeachteten Gattin und innig geliebten Tochter. Doch sein heiterer Sinn, sein heller Blick, der auch in den trüben Lebenserfahrungen die Quelle höherer Freuden zu erkennen wußte, erhob ihn nebst einem frommen, religiösen Sinne, der das unveräußerliche Eigenthum seines Herzens war, über den betrübenden Wechsel des Erdenlebens. Unverkennbar wohnte in ihm ein lebenskräftiger religiöser Glaube, der abhold jedem glänzenden äußern Scheine und doch dabei die heiligen Gebräuche der Religion achtend im Leben manche edlen Früchte trug; aus ihm entsprang sein unermüdetes Streben, die schöne Pflicht reiner Menschenliebe im vollsten Sinne des Wortes zu erfüllen. War es seine Freude, im Kreise der Seinen Frohsinn zu schaffen, so war es auch eine Freude

*) Dessen Biogr. s. im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 465.

für ihn, denen, die seiner Hülfe bedurften, mit Rath und That, selbst unter Opfern beizustehen — eine Freude, die in seinem Herzen, das für Anderer Wohl schlug, die wohlthuendsten Gefühle erweckte und die sich zu bereiten er keine Gelegenheit vorübergehen ließ. Sein reger, für alles Wahre und Gute empfänglicher Geist beurkundete sich deutlich, wie in seinen Aeußerungen, so in der Beschäftigung mit den Geisteserzeugnissen Anderer, die seine Muße ihm gestattete. Er achtete, förderte darum das Wahre und Gute, wo er es fand und legte in seinem Urtheile oft eine Schärfe an den Tag, die eine genügende Bürgschaft für die wiederholte Aeußerung gab: daß er es oft bedaure, nicht das Studium ergriffen und eine wissenschaftliche Laufbahn betreten zu haben. Durch seine anziehende Heiterkeit, durch seine rege Empfänglichkeit für alles Wahre und Gemeinnützliche, durch seinen klaren Verstand, durch seine unverkennbare Herzensgüte, durch seinen treffenden doch nicht verletzenden Witz, durch seine seltne Unterhaltungsgabe, durch die Gewandtheit, mit welcher er jedem Lebensverhältnisse die rechte Seite abzugewinnen wußte, durch seine in Wort wie in That sich kundgebende Theilnahme, durch sein warmes Gefühl für Liebe und Freundschaft erwarb er sich in den Kreisen, die er betrat, leicht Freunde und Gönner. Mit Leichtigkeit und Gewandtheit in den höhern Cirkeln sich bewegend, legte er doch nie jene Offenheit, jene deutsche Biederkeit ab, die der Grundzug seines Gemüthes war; mit Vertrauen nahte er sich Jedem, dem er sein Herz einmal aufgeschlossen, und wenn auch zuweilen bittere Täuschungen und betrübende Erfahrungen, wie sie den offnen, vertrauensvollen und darum auch Vertrauen erwartenden Menschen nur zu leicht treffen, von ihm nicht fern blieben, sie konnten den Grundzug seines Herzens nicht verwischen. Mit der ihm eignen Empfänglichkeit für das Wahre und Gute suchte er in seinem Kreise als Gerichtsherr und Landstand das Gute zu fördern — des Guten Freund, des Unrechts Feind —; ein lebendiges Ehrgefühl, das ihn leitete, aber nicht in jene stolze Anmaasung ausartete, die häufig noch von nichtigen Standesvorurtheilen gehalten und genährt wird, trieb ihn an, den Weg, den Pflicht und Gewissen gebieten, zu wandeln und im öffentlichen wie im häuslichen Leben achtungswerth zu erscheinen. Er lebte mit verdienter Achtung und Anerkennung, ein gewissenhafter Gatte, ein redlicher Vater, ein treuer Freund, ein wahrer Christ, bewährt als solcher in manchem Sturme des Schicksals.

30. Wilhelm Ernst,

Graf und edler Herr zur Lippe-Biesterfeld;

geb. d. 15. April 1777, gest. auf seinem Landsitze Obercassel bei Bonn d. 8. Jan. 1840 *).

Er wurde auf dem gräfl. bentheim'schen Schlosse Hohen-Limburg a. d. Lenne, wo seine Mutter, eine geborne Gräfin zu Bentheim-Rheda, sich damals zum Besuche bei den Ihrigen aufhielt, geboren. Sein Vater, der Graf und edle Herr Ernst Kasimir, war Oberst in herzogl. würtembergischen Diensten und hielt sich meistens am Hofe in Ludwigsburg auf; später aber, als er den Dienst verließ, lebte derselbe abwechselnd in Rastadt, Gießen, Marburg und Dietz, an welchem letztern Orte er 1810 auch starb. Seine Kindheit und Jugend verlebte der Verstorbene, weil er das Unglück hatte, seine Mutter sehr früh zu verlieren, mit seinem einzigen noch lebenden und in Cleve wohnenden Bruder, dem Grafen Johann Karl, in dem Hause seines trefflichen an Geist und Charakter gleich ausgezeichneten Oheims, des Grafen Friedrich Wilhelm zur Lippe-Biesterfeld, der durch seine Verbindung mit der Gräfin Elisabeth, geb. Reichsgräfin von Meinertzhagen, zuerst fern von dem Lippe'schen Mutterlande, seine Heimath sich in Köln stiftete und dadurch auch für seine Neffen und deren Nachkommen in dasiger Gegend ein zweites Vaterland gründete. Seine Studien machte er in den Jahren 1797—1799 in Göttingen, vermählte sich darauf im J. 1803 mit Modeste Dorothea Freiin von Unruh, Tochter des k. preuß. Generallieutenants und Gouverneurs von Ansbach und Baireuth, Karl Philipp Freiherr v. Unruh, und lebte seit dieser Zeit abwechselnd in Köln, den Sommer aber und seit dem Jahre 1831 beständig auf seinem Landgute Obercassel. Das Wirken des Verstorbenen, der durch wahren Adel der Gesinnungen den ächten Edelmann bekundete und dadurch seines alten Namens und Geschlechts sich wahrhaft würdig zeigte, konnte nur ein stilles und verborgenes seyn, da derselbe nie, mit Ausnahme des Jahres 1813, wo er den Landsturm des Siebengebürges ins Leben rufen und mit organisiren half und später von demselben zum Oberbanner erwählt wurde, öffentlich aufgetreten ist. Destomehr erstreckte er sein folgendes Wirken und seine Auf-

*) Zeitung für den deutschen Adel. No. 23. 1840.

merksamkeit auf das Wohl der Seinen, denen eben deshalb sein Andenken doppelt heilig und unvergeßlich seyn wird. Wahre Religiosität und Tiefe des Gemüthes, ein für jedes Edle und Gute wahrhaft durchdrungener Sinn, Uneigennützigkeit im höchsten Grade, wahres Wohlwollen und Milde bei Beurtheilung Anderer, wahrhafte Menschenfreundlichkeit und Wohlthätigkeit, Tugenden mit denen er jedoch niemals prangte, dies waren die Grundfarben seines Herzens, die ihn nicht allein den Seinen als ein schönes Vorbild männlicher Tugenden hinstellten, sondern die ihm auch die Liebe und Achtung Aller derer erwarben, die das Glück hatten ihm näher zu stehen. Sein am obengenannten Tage leider noch zu früh erfolgter Tod, der ihn in einer ungewöhnlichen Rüstigkeit des Geistes und Körpers ereilte, war daher nicht nur für die Seinen, die einen überaus treuen Vater in ihm verloren, sondern auch für die Gegend, die einen edlen Wohlthäter an ihm betrauerte, ein unersetzlicher Verlust. Die große und allgemeine Theilnahme, welche sein Tod allenthalben erweckte, zeugt am besten von dem liebenden Andenken, das er sich bei allen seinen zahlreichen Freunden und Verehrern gestiftet hat. Am 11. Jan. wurde er in der ehemaligen Abtei Heisterbach, die mitten in einem Kessel des Siebengebürges, am Fuße des Petersberges, sehr romantisch gelegen, nunmehr seit 20 Jahren das Eigenthum seiner Familie und von ihm durch Anlagen mit besonderer Vorliebe und Pflege verschönert worden ist, an einem von ihm selbst erkohrnen und zur Familiengruft bestimmten Platze feierlichst zur Erde bestattet. Er hinterläßt 3 Söhne und 3 Töchter; sein ältester Sohn starb schon am 1. Dec. 1836; die älteste Tochter, Gräfin Agnes, ist an den Prinzen Karlos Biron von Kurland, freien Standesherrn auf poln. Wartenberg in Schlesien, seit dem Jahre 1833 vermählt und von seinen übrigen Kindern hat sich sein jetzt ältester Sohn, der Graf Julius Herrmann Peter August, am 30. April 1839 mit der zweiten Tochter des Grafen Friedrich Ludwig zu Castell älterer Linie, der Gräfin Adelheid, verheirathet.

* 31. Friedr. Karl Ludw. v. Gaedecke,

k. preuß. Generalmajor, Ritter des rothen Adlerordens dritter, des eisernen Kreuzes erster und zweiter Klasse, des Dienstauszeichnungskreuzes und der Kriegsdenkmünze für Kombattanten für 1813 u. 1814, des schwedischen Schwerterdens dritter und des russ. St. Annenordens zweiter Klasse, zu Schwedt a. d. O.;

geb. d. 28. Okt. 1776, gest. d. 9. Jan. 1840.

v. G. wurde zu Greiffenhagen in Pommern geboren, wo sein Vater als Hauptmann im jetzigen 2. Dragonerregimente (Prinz Wilh. v. Preußen) in Garnison stand. Seine Mutter war eine geborne v. Engelbrecht. Den ersten Unterricht erhielt er in seiner Vaterstadt und kam in seinem 11. Jahre 1787 in das Kadettenkorps nach Berlin, von wo er am 21. März 1792 zum Bataillon v. Troschke nach Silberberg als Gefreiter-Korporal versetzt wurde. Im Juli 1793 wurde er auf seinen Wunsch als Portepee-Fähnrich dem Regimente v. Crusatz überwiesen, welches sich bei der aktiven Armee am Rheine befand. Bei diesem Regimente wohnte er in den Feldzügen 1793 und 1794 der Schlacht bei Kaiserslautern und den Gefechten bei Blis-Castle, Bischimsheim, Ensheim und Bliesweiler bei und avancirte sehr bald im November 1793 zum Fähnrich und 1794 im August zum Secondelieutenant. Nach beendigter Rheinkampagne kam v. G. mit seinem Regimente nach Posen in Garnison, besuchte nun von 1801 bis 1803 die Kriegsschule in Berlin, wo er vorzüglich vielen Fleiß dem Studium der Mathematik widmete, in welcher Wissenschaft er nachher seinen jüngern Kameraden Unterricht ertheilte. Von Berlin nach Posen zurückgekehrt, erwählte ihn der spätere Chef des Regiments, Generallieutenant v. Zastrow, zu seinem Adjutanten, in welcher Eigenschaft er bis zum unglücklichen Ausgange der Kampagne von 1806 verblieb, nachdem er zuvor 1805 zum Premierlieutenant befördert worden war. In der Schlacht bei Jena wurde ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen und er selbst am Fuße verwundet. Nachdem hier das Regiment v. Zastrow gefangen genommen, wurde v. G., kurze Zeit inaktiv, bald wieder als Etappenkommandant nach einander in Belgardt, Ferdinandshof, Anklam und Swinemünde angestellt. Im J. 1811 wurde er zum Stabskapitän und Hafenkommandanten von Swinemünde ernannt. Am 9. Novemb. 1812 verheirathete er sich mit Charlotte, einer Tochter des Erblandmarschalls des Herzogthums Pommern, von Flemming

zu Zebbin, welche die Jüngste von 36 Geschwistern war. Den 30. Dec. 1812 ward v. G. durch Kabinetsordre zum 1. ostpreuß. Reserveregimente kommandirt, wo er dieses Regiment (das jetzige 13. Infanterieregiment) unter Befehl des Obersten v. Schutter organisiren half. Im März 1813 marschirte er zum Blokadekorps vor Stettin. Hier wurde er am 30. April desselben Jahres nebst mehreren Andern befehligt, mit seiner Kompagnie einen Ausfall des Feindes auf der Wiecke, den derselbe gemacht hatte, um diesen Ort noch mehr auszuplündern, zurückzuwerfen, welchen Auftrag er auch mit der größten Umsicht und Unerschrockenheit ausführte, bis am Fuße des Glacis ein Schuß durch den Unterleib ihn dem Gefechte entzog. Ungeachtet dieser lebensgefährlichen Verwundung ging er mit der größten Anstrengung noch mehrere hundert Schritte vorwärts, um den Franzosen nicht den Triumph zu lassen, ihn fallen zu sehen, bis er vom heftigen Blutverluste ermattet umsank und von seinen herzueilenden Kameraden ins nächste Dorf getragen wurde. Die Kugel ward dort sogleich in der Nähe des Rückgraths herausgeschnitten. Niemand glaubte aber, daß Lebensrettung möglich sey, doch seine kräftige Natur und die geschickte ärztliche Behandlung des Dr. Valentini stellte ihn in Zeit von 5 Wochen wieder so weit her, daß er zu seinem Regimente zurückkehren konnte. Wohl wäre v. G. nicht zu bewegen gewesen, seine Genesung so lange in Ruhe abzuwarten, wäre nicht gerade der Waffenstillstand eingetreten. Im Juli 1813 marschirte das 13. Infanteriereg. nach Wittenberg, um sich dem dortigen Blokadekorps anzuschließen. v. G. wurde zum wirklichen Kapitän und Kompagniechef ernannt und auf Befehl des Königs ins Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden kommandirt, wo er als dessen Adjutant bis zum Abschlusse des Friedens 1814 verblieb und den Schlachten von Großbeeren, Dennewitz und Leipzig beiwohnte. Seine Verdienste wurden durch das eiserne Kreuz zweiter, den russ. St. Annenorden zweiter und den schwedischen Schwertorden dritter Klasse belohnt. Nach dem Frieden erhielt das 13. Regiment seine Garnison in Mainz, wohin auch v. G. als Kommandeur des 1. Bataillons zurückkehrte. Doch nur kurze Zeit verweilte er dort, da er als Kommandant nach Kassel und später nach Bodenheim und Nierenstein kommandirt wurde. Beim Wiederausbruche des Krieges im J. 1815 wurde v. G. als Major zum 31. Infanteriereg. versetzt, das damals in Thiange bei Hui stand, wohin er sich sogleich begab und das Kommando des 2. Bataillons erhielt. Beim

Angriffe auf Limal und dem Gefechte bei Wavre, in der Nacht vom 18. auf den 19. Juni, wurde er durch den Arm geschossen, ließ sich aber durch diese Verwundung nicht abhalten, das Kommando des Bataillons fortzuführen, sowie er sich überall durch eine musterhafte Entschlossenheit und durch den lobenswerthesten Diensteifer auszeichnete. Nach beendigtem Kriege erhielt er das eiserne Kreuz erster Klasse und nach Abschluß des Friedens marschirte das Regiment durch Paris nach Orleans, wo er jedoch nur kurze Zeit blieb und auf dem Rückmarsche von dort nach seiner bestimmten Garnison, Langensalza in Thüringen, noch längere Zeit in Versailles verweilte. Nur einige Monate blieb v. G. in seiner neuen Garnison, wurde von dort nach Erfurt und kurze Zeit nachher wieder nach Langensalza versetzt. Im J. 1816 wurde er zum Kommandeur des Füsilierbataillons des 26. Infanteriereg. ernannt, das in Magdeburg in Garnison stand. Doch schon nach einem halben Jahre wurde er mit demselben nach Halle versetzt, wo gleich einige 80 Studenten als Freiwillige in sein Bataillon eintraten. 1½ Jahr blieb er dort und schwer wurde ihm der Abschied von dem Orte, wo er sich in seinem Dienstverhältnisse so glücklich fühlte, als er nach Magdeburg versetzt ward. Aber auch hier blieb er nicht lange, denn schon im Juli 1819 wurde er zum Regimentskommandeur des 20. Landwehrreg. ernannt. Im J. 1827 wurde er Oberstlieutenant, erhielt den rothen Adlerorden 3. Klasse und übernahm im J. 1828 auf einige Zeit das Kommando des 20. Infanteriereg., kehrte aber nach einem Jahre in sein voriges Verhältniß nach Berlin zurück, wo ihn der König bald nachher zum Obersten beförderte. Seine Gesundheit wurde aber leider in dieser Zeit in Folge der vielen Blessuren sehr leidend, weshalb er um seinen Abschied nachsuchen mußte. Seine Bitte ward ihm gnädigst gewährt und er mit dem Charakter eines Generalmajors im J. 1832 pensionirt. Von dieser Zeit an lebte er in Schwedt im Kreise seiner Familie, bis am obengenannten Tage plötzlich ein Lungenschlag, ohne vorhergegangene Krankheit, bei vollem Bewußtseyn, ohne Schmerz und Todeskampf sein schönes Leben endigte. — v. G. war ein edler Mensch in der vollen Bedeutung des Wortes. Mit redlichem Eifer und besonnener Klarheit sammelte er die Jugend unter die Fahnen, mit edler Hingebung, mit einsichtsvoller Ruhe führte er sie gegen den Feind. Sein heller durchdringender Verstand erkannte sogleich das Richtige in jeder Sache und sein hohes Gefühl für Ehre, Wahrheit und Recht ließ

ihn in allen Verhältnissen so handeln, daß er sich die höchste Zufriedenheit seines von ihm über Alles verehrten Königs bei allen ihm übertragenen Geschäften erwarb. Streng gegen sich selbst, nachsichtig gegen Andere, mitleidig gegen überwundene Feinde, kein Opfer, keine Anstrengung scheuend, wo es galt, seinem Könige und Vaterlande zu nützen, jeden Schein, jede Anmaßung hassend, wirkte er in seinem Berufe des Guten so viel, als er nur vermochte und sorgte immer zunächst für seine Soldaten. Seine Gattin behandelte er stets mit inniger, zarter, herzlicher Liebe, suchte sein ganzes Glück im Kreise seiner Verwandten, für die er sich ganz hingab, und sein inneres Glück fand er als ein freundlicher Beschützer der Armen, als ein liebevoller, treuer Freund, als ein herzlicher Verehrer des Hauses Gottes.

* 32. Elisabeth,

verw. Landgräfin v. Hessen-Homburg, geb. Prinzessin v. Großbritannien u. Irland;

geb. den 22. Mai 1770, gest. zu Frankfurt a. M. den 11. Jan. 1840.

Sie war die zweite Tochter Königs Georg III. und seiner Gemahlin Charlotte, Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, und ward 1770 in Windsor-Castle geboren. Von der Natur mit den schönsten Anlagen und dem trefflichsten Gemüthe begabt, ward beides in ihr noch durch die sorgsame Erziehung, welche sie in dem als Muster bekannten Familienkreise ihres erlauchten Vaters genoß, im hohen Maaße ausgebildet und ein reger durchdringender Geist, sowie ächte reine Herzensgüte charakterisiren eine jede der Handlungen dieser liebenswürdigen Prinzessin. Unter ihren mannichfachen Talenten waren die der Zeichenkunst und Malerei wohl die ausgezeichnetsten, und obwohl ihre an die vielleicht zu strenge Sitte der ältern Zeit gewöhnte königliche Mutter sich nie ganz mit dem Studium der Antike, das sie eifrigst betrieb, befreunden konnte, so daß ein kleiner Amor jedesmal vor dem Eintritte der hohen Frau in das Zimmer der jungen Künstlerin unbarmherzig unter den Tisch verbannt werden mußte, erwarb sie sich doch durch fortgesetzte Uebung unter der Leitung der besten Lehrer in diesen beiden verwandten schönen Künsten eine solche Fertigkeit, daß sie darin gewiß nicht mehr den Namen einer Laie verdiente. Mehrere ihrer geistreichen Kompositionen: the warrior's tale, the father's return, the pleasures of

childhood, resting after travelling etc., die aus begreiflichen Gründen nur in einem engen Kreise bekannt wurden, sind durch die Griffel englischer Meister verewigt; eine Reihenfolge von Zeichnungen aber, deren Veröffentlichung mehrere ihrer Freunde wünschten, ohne daß sich die Prinzessin zu einer Publikation derselben verstehen wollte, hat sie eigenhändig, vermöge der Energie ihres Charakters, womit sie alles, selbst das Schwierigste, welches sie ansprach, ergriff und bestens durchführte, in Kupfer gestochen und sie der Königin mit nachfolgenden Worten gewidmet: „The etchings, which are now laid at Your Majesty's feet, would never have been executed, if many of those who looked over the drawings had not wished them to be published: but that, my dearest Mother, You will see was impossible, for it would have opened a door to much criticism, which in every situation is unpleasant; but particularly in ours. I therefore undertook to do them myself, as they might then pass unnoticed, and protected in the pleasantest manner to me, by one whose affection would kindly pardon the faults of the head of the inventor. I trust that those of the heart will never be known by You, as its first wish has ever been to prove grateful for those talents, which you have so tenderly fostered and improved, and if they meet the approbation of those friends who will hove them, believe me that I shall feel that the merit will be less mine than Jours, who have occasioned to be brought forward *)." Wir haben nicht unterlassen können, diese kleine Vorrede im Original herzusetzen, weil sie besser, als wir es vermöchten, den einfachen, anspruchslosen Sinn und die kindliche Pietät, die, verbunden mit einer herzlichen Geschwisterliebe, den Hauptzug im Charakter dieser edlen Frau bildeten, ausdrückt. Sie sprach

---

*) „Die Radirungen, welche ich hier zu Ihrer Majestät Füßen lege, wären gewiß nie ausgeführt, hätten nicht die, welche die Zeichnungen derselben sahen, den Wunsch geäußert, sie veröffentlicht zu sehen; doch dies, geliebte Mutter, wie Sie wohl einsehen, war unmöglich, indem ich der Kritik damit ein weites Feld geöffnet hätte, was in jeder Lage, besonders aber in der unsrigen, unangenehm ist. Ich unternahm es also, sie selbst auszuarbeiten; so konnten sie ganz unbemerkt erscheinen und auf die angenehmste Art für mich, in dem Schutze derjenigen, deren Liebe gütig die Fehler des Kopfes der Erfinderin verzeiht. Die des Herzens sollen Sie gewiß nie kennen lernen, da sein erster Wunsch ist, mich dankbar gegen Sie für diese kleinen Talente zu beweisen, welche Sie so gütig gepflegt und gefördert haben. Sollten diese Versuche den Beifall der Freunde, die sie besitzen werden, erringen, so seyn Sie überzeugt, daß ich das Verdienst derselben viel weniger mir als Ihnen, die Sie ihr Erscheinen veranlassen, zuschreiben werde."

nie ohne Thränen der innigsten Rührung und Liebe von ihrem dahingeschiedenen hohen Elternpaare; jedes Wörtchen von ihnen bewahrte sie im frommen, treuen Herzen und jedes, auch das geringste an sie erinnernde Andenken als eine kostbare heilige Reliquie. Die Schilderungen aus ihrer Jugend und ihrem Familienkreise, die sie gern und mit einer nur ihr eigenthümlichen lebendigen Darstellungsweise vortrug, indem sie oft, ihres mimischen Talentes unbewußt und in die Lebhaftigkeit ihrer Erinnerung vertieft, die Stimme und Weise der angeführten Personen unwillkührlich nachahmte, waren vom höchsten Interesse und oft das schönste Idyll eines patriarchalischen glücklichen Zusammenlebens. Aus dem reichen Schatze ihrer wechselvollen Erlebnisse wußte sie bei ihren Erzählungen mit dem glücklichsten Takte immer das wahrhaft Pikante und Anziehende hervorzuheben und da sie eben durch ihre hohe Stellung vielfältige Gelegenheit gehabt hatte, mit den berühmtesten und ausgezeichnetsten Personen der Gegenwart und nächsten Vergangenheit genauer bekannt zu werden, deren Eigenthümlichkeit sie mit wenigen Meisterzügen zu schildern wußte, so glichen ihre Gespräche den interessantesten Memoiren, von denen man nur immer bedauern mußte, daß sie ungedruckt blieben. Ihre Erinnerungen aber aufzeichnen und veröffentlichen zu lassen, was gewiß in mancher Beziehung überaus wünschenswerth gewesen wäre, lehnte sie immer aufs Bestimmteste ab und entgegnete den vielfach dahin ausgesprochenen Wünschen stets die einfachen Worte: „Es wäre möglich, daß ich durch das Niederschreiben meiner Erlebnisse und durch die Schilderung verschiedener Personen unwissentlich irgend Jemand schmerzlich berühren könnte, wofür mich der Himmel bewahre. Ein geschriebenes Wort bleibt, — das einer Prinzessin ist der Welt doppelt gewichtig und wir haben uns deshalb noch sorgfältiger als Andere mit Schreiben in Acht zu nehmen." Dieses rücksichtsvolle Benehmen gegen Alle, mit denen sie in nahe oder ferne Berührung kam, der innige, aus reiner Menschenliebe in ihr erzeugte Wunsch, alles, so weit es in ihren Kräften stand, zu erfreuen und zu beglücken, zeigte sich in jeder ihrer Handlungen. Ein kleiner Zug aus ihrer frühen Kindheit ist als Beleg dazu vielleicht nicht überflüssig. Die Prinzessin ward, eben von einer schweren Krankheit genesen, mit ihrer Begleitung nach einem kleinen Fischerdorfe am Strande geschickt, wo sie während mehrerer Wochen zur Stärkung ihrer gesunkenen Kräfte die reine Seeluft genießen sollte. Am Ufer lust-

wandelnd, bemerkte sie zu ihrem großen Kummer, daß sich Krammetsvögel in den für sie aufgestellten Schlingen gefangen hatten und zappelnd ihrem gewissen Tode entgegengingen. Alle diese kleinen Unglücklichen, so viel ihrer noch zu retten waren, schnell in Freiheit zu setzen, war die erste Bewegung des mitleidigen Kindes; als jedoch die kleine Befreierin triumphirend über den vollzogenen Gnadenakt, nach Hause ging überfiel sie störend der Gedanke, daß sie doch wohl eigentlich damit die armen Leute um ihren kleinen Gewinn verkürzt habe und so lief sie schnell mit ihrem Taschengelde zurück und legte als Ersatz einen Schilling in jede der geöffneten Schlingen, die gewiß eine so reiche Beute noch nie gefangen hatten. Diese Art des Vogelstellens setzte sie während ihres Aufenthalts am Strande zum Benefiz für Menschen und Vögel eifrig fort und meinte, daß sie sich fast nie ein solches Vergnügen mit ihrem Taschengelde verschafft habe. Sie war der Liebling der Königin, die sich oft an ihrer heitern Laune und ihren muntern, geistreichen Einfällen ergötzte und sie später, da ihr ästhetischer Sinn sich so schön entwickelte, mit der Anordnung der ländlichen Hoffeste beauftragte, in welche ihre rege Phantasie und ihr feiner Geschmack die größte Abwechselung zu bringen und wahre Zauberfeste daraus zu schaffen wußte. Mit dem eifrigsten Bestreben suchte sie jeden leisen Wunsch der Königin zu erfüllen und als diese einmal eine schöne Verzierung durch eine besondere Art chinesischen Lackes sah und flüchtig hinwarf, daß sich eine solche sehr schön an den Wänden in einem der Säle von Windsor ausnehmen müßte, ruhte und rastete die Prinzessin nicht eher, bis sie die schwierige Komposition der Farbe ergründet hatte und unternahm selbst die wahrhaft herkulische Aufgabe, mit ihrem kunstreichen Pinsel den hohen Saalwänden die gewünschte Verzierung zu geben, eine Arbeit, der sie anhaltend oblag und nicht aufgab, bis alles in schönster Vollendung prangte, deren Größe und Ungewohntheit aber fast für den Augenblick nachtheilig auf ihre Gesundheit wirkte. Sie hatte eine große Gewalt über sich selbst und ließ sich nie durch Schmerzen und Körperleiden niederbeugen, die sie namentlich in den spätern Jahren vielfach heimsuchten. So erschien sie oft mit heftiger Migräne und unter den quälendsten rheumatischen Schmerzen mit unermüdeter Freundlichkeit in der Drawing Room, wo ihr Ausbleiben vielleicht Besorgnisse erregt hätte. „A Princess cannot indalge himself as other ladies use to do“ war ihre Maxime; so brachte sie mit liebenswürdiger Selbst-

verleugnung oft ihrem Stande die schwersten Opfer. Mit dem klarsten Blicke wußte sie den Weihrauch, der so häufig jenem gestreut wurde, von dem reinen Opfer treuer Ergebenheit und Freundschaft zu unterscheiden, indem sie oft lächelnd übertriebene Schmeicheleien mit der Bemerkung wiederholte: „I think it very easy in my situation to be amicable, God knows what they would find in me if I was no Princess.“ — Ihren Freunden war sie mit treuer Anhänglichkeit zugethan und keine Kabale konnte die, welche sie einmal geprüft und ihrer Zuneigung gewürdigt hatte, aus demselben entfernen, da sie mit eigenen Augen zu sehen liebte und fremden Einflüsterungen schwer zugänglich war. Einen großen Theil ihrer Zeit, die sie stets gewissenhaft benutzte, widmete sie ihrer ausgebreiteten Korrespondenz und der Malerei; auch schrieb sie täglich ihre Erlebnisse und Gedanken in ein Tagebuch nieder, sowie sie sich fortwährend bei ihrer Lektüre Auszüge der sie ansprechenden Stellen in besonders dazu bestimmten Heften machte, deren sie eine bedeutende Zahl gesammelt hatte. Diese und ihre verschiedenen Albums, mit eignen und fremden Kunstprodukten geziert, gewährten ein hohes Interesse, sowohl durch die Wahl als den Werth dessen, was sie enthielten. Gern beschäftigte sie sich auch mit allen Arten zierlicher Handarbeiten; doch ward nach englischer Sitte nichts davon an Sonn- und Feiertagen berührt, die sie vorzüglich nur der Lektüre christlicher Erbauungsschriften widmete. Vor allen andern Beschäftigungen des Tages las sie erst diese, ihre täglichen Gebete und ein Kapitel der Bibel oder einen der Psalmen Davids, die sie sehr liebte. Denn so sehr sie der Frömmelei und der mystischen Verfinsterung abhold war, besaß sie doch die ächte christliche Frömmigkeit, die sich nicht allein im Glauben, sondern auch in guten Werken bethätigt. Mit besonderer Kunstfertigkeit wußte sie mit der Scheere aus freier Hand Figuren und Gruppen auszuschneiden, womit sie oft die niedlichsten Kompositionen schuf. Verschiedene Reihenfolgen derselben, Cupid turned in volunteer, the birth day gift, or the joy of the neu doll und the birth and triunyik of love sind von englischen Meistern gezeichnet und in Kupfer gestochen. Letzteres ist von Tomkins ausgeführt, von Sir James Lamb mit erklärenden Stanzen begleitet und bildet, mit aller Pracht englischer Typographie geschmückt, ein elegantes Werk, dessen Erscheinen von dem Dechant von Westminster, Dr. W. Vincent, mit einem lateinischen Gedichte gefeiert wurde, das so beginnt:

„Lusus docto leves, roseique Cupidinis ortum
Pinxisse artifici, dulcis Elisa, manu,
Salve, progenies regum! Tibi nympha corollam,
Artis Apelleae gloria prima, fere." —

Der Schluß: „Ah sit Hymen, sit tibi faustus Amor," scheint in Vorahnung oder vielleicht schon in der Gewißheit ihrer nahen Vermählung geschrieben zu seyn, welche bald darauf am 7. April 1818 mit Friedrich Joseph Ludwig *), damaligen Erbprinzen von Hessen=Homburg (geb. d. 30. Juli 1769) erfolgte. Es ging eine alte Sage in Homburg, daß bei jedem frohen Ereignisse, welches der landgräfl. Familie bevorstehe, die Ahnfrau des Hauses erscheine und in langen weißen Gewändern nächtlich durch die festlich erleuchteten Besuchzimmer des Schlosses wandle. Nun behaupten die Homburger, daß dasselbe nie so schön geglänzt und die weiße Frau sich nie so lange gezeigt habe, als kurz vor der Zeit, da der Erbprinz Friedrich seine Verlobung in England feierte. Welchen Antheil die Zauberkraft der Phantasie bei dieser Vision gehabt hat, lassen wir dahingestellt seyn; soviel ist aber gewiß, daß der fromme Volksglaube sich nur gern auf diese Offenbarung der Geisterwelt berief, um bestens damit seine innige Ueberzeugung zu bekräftigen, daß diese Vermählung dem Lande Hessen das schönste Glück gebracht habe. Und so war es in der That; denn die Jahre, wo Prinzessin Elisabeth dies Ländchen das ihre nannte, bezeichnen eine Kette reicher Segnungen für seine Bewohner. Bisher umgeben von allem Glanze eines der größten königl. Höfe der Welt, aus dem täglich wechselnden Getreibe der prachtvollen Hauptstadt sah sich die hohe Frau auf einmal in das zwar reizend gelegene aber kleine Städtchen Homburg versetzt, wo nur das stille Glück, das sie an der Seite ihres herzlich geliebten Gemahles wie im Kreise ihrer neuen Familie fand, und die reichen Schönheiten der Natur sie für alle die mannichfachen Genüsse, welche sie dort entbehrte, entschädigen mußten. Und doch fühlte sie sich in hohem Maase glücklich und zufrieden, denn ihr Wunsch war nie der Besitz einer Kaiser= oder Königskrone, sondern nur der eines kleinen Ländchens, das sie zu übersehen und zu beglücken vermochte. In welchem Maase sie dieses that, wie sich nur ihr ganzes Denken und Streben in der einen Hoffnung koncentrirte, die durch die schweren Kriegsjahre gesunkenen Finanzen Homburgs wieder zu heben, darüber ist dort nur

*) Dessen Biogr. s. im 7. Jahrg. des N. Nekr. S. 315.

eine dankbare Stimme. Es war gleich nach ihrer Vermählung ihre eigne freiwillige Bestimmung, die Hälfte ihrer bedeutenden Apanage als englische Prinzessin alljährlich zur Tilgung der Landesschulden anzuweisen und ihr innigster Wunsch war, daß der Himmel sie erhalten möge, bis alles geordnet sey. Im J. 1820 ward der Erbprinz Friedrich durch den Tod seines fürstlichen Vaters, der am 20. Jan. desselben Jahres erfolgte, regierender Landgraf von Hessen-Homburg und seine Gemahlin erhielt dadurch den wirklichen Titel einer Landesmutter, den sie sich schon so lange vorher mit allem Rechte erworben hatte. Ein plötzlicher Tod endete nach nur 9jähriger Regierung das Leben dieses biedern Fürsten, der von seinen Unterthanen verehrt und geliebt, von seiner Gemahlin angebetet wurde. Auf Letztere machte die Schreckensnachricht einen so heftigen Eindruck, daß die Folge davon ein schlagartiger Zufall war, der ihr beide Beine fast gänzlich lähmte, so daß sie seitdem nur mit Anstrengung und vermittelst eisernen Schienen gehen konnte, was ihr bei ihrer zunehmenden Korpulenz doppelt beschwerlich war. Alle diese Körperleiden, die sich jährlich steigerten, ertrug sie mit der geduldigsten Ergebung und keines derselben vermochte ihre immer gleich heitere Laune zu trüben oder ihr ein leises Murren abzuzwingen. „Der Herr hat mir so viel Gutes gegeben," sagte sie, „er soll mich nicht minder dankbar bei diesen kleinen Prüfungen finden." — Seit dem Tode ihres Gemahls trug sie fortwährend Witwentrauer und fand ihr einziges Glück darin, das zu thun, was ihm, wenn er noch lebte, Freude gemacht haben würde. So ward ihr liebes Homburg noch mehr wie je der Gegenstand ihrer auf allgemeine Wohlfahrt und Verschönerung des Landes gerichteten Bestrebungen. Der dortige schöne Garten, dessen Parthieen sie nach eignem Geschmacke schuf und ordnete, so wie alles, was sie für den neuen Ausbau des Schlosses und die Gründung des Gesundbrunnens that, ist hinlänglich bekannt, aber gewiß nur den Hülfsbedürftigen die liebevolle Art und Weise, wie sie dieselben aufzufinden und Trost zu spenden wußte. Oft mußten ihre Jokeys die Pferde im raschen Laufe hemmen, damit sie sich persönlich bei einem Armen nach seiner todtkranken Frau oder seinem verletzten Kinde erkundigen konnte. Nicht der geringste ihrer Unterthanen schien, wenn er in Noth war, ihrer Beachtung zu klein, aber dafür war auch die allgemeine Liebe, welche sie genoß, ohne Grenzen. Der arme Taglöhner ließ Spaten und Hacke auf dem Felde stehen, sobald er das wohlbekannte Gerassel ihrer Equipage

hörte und eilte, sich an den Weg zu stellen, wo sie vorbeifuhr und ihr seinen Gruß darzubringen. — Nachdem die Landgräfin Elisabeth mehrere Jahre der stillen Witwentrauer in Homburg verlebt hatte, besuchte sie ihren königl. Bruder Wilhelm IV. in England und hielt sich später zu verschiedenen Malen während der Wintermonate in Hannover auf, wo ihr Lieblingsbruder Adolphus, Herzog von Cambridge, Vicekönig war. Hier beschäftigte sie sich mit deutscher Sprache und Literatur, namentlich entzückten sie die Dichtungen Goethe's*), von denen sie Tasso und Iphigenien die Krone reichte. Zu gleicher Zeit ordnete und durchsah sie mit Fräul. Minna Witte (jetzigen Hofräthin von Mädler in Dorpat) eine Reihenfolge früher von ihr entworfener Zeichnungen, die Letztere mit erklärenden Sonnetten versah, und ließ ihre Entwürfe von dem bekannten Geschichtsmaler Ramberg in verkleinertem Maasstabe zeichnen. Das Ganze erschien unter dem Titel: Genius, Phantasie, Imagination, und die eben so originelle als geistreiche Idee desselben ist in verschiedenen kritischen Blättern, vorzüglich aber in den göttinger gelehrten Anzeigen näher beleuchtet und gewürdigt. Das Werk ward von der Fürstin auf eigne Kosten zum Besten der Kleinkinder-Warteschule in Hannover herausgegeben und hat derselben bis jetzt schon über 1000 Thaler eingetragen. Sie hatte dabei in einer kleinen autographirten Dedikation an den Herzog v. Cambridge das Erscheinen ihres Werkchens mit dem Wunsche motivirt: to throw my widows mite into the general Poor-box. Noch eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen war, zu den Biographien interessanter Personen, gewöhnlich aus ihrer eignen königl. Familie, alle Materialien sorgfältig zu sammeln, sie mit ihrer schönen, festen Hand in ein prachtvolles Buch zu schreiben, wovon sie jedes Blatt mit einer trefflich ausgeführten gemalten Arabeske umgab und das ganze Buch mit den in England so bekannten Illustrations, d. h. alle Arten auf das Sujet bezügliche Gemälde, Kupferstiche, Handschriften u. s. w., versah. So hat sie mit großem Fleiße viele Bücher zusammengestellt, von denen wir nur das Leben der Königin Elisabeth von England und ihre letzte Arbeit, die Geschichte der unglücklichen Prinzessin von Ahlen, Gemahlin Königs Georg I., nennen. Dieses Buch ist wohl in jeder Hinsicht von reichem Interesse und war der Gegenstand der Be-

*) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 197.

wunderung Aller, die es sahen. Die Schrift selbst nimmt 80 große Folioblätter ein und ist mit einem breiten Goldrande eingefaßt, den kunstreich komponirte und ausgeführte Randzeichnungen umgeben, die auf jedem Blatte einen andern Charakter aussprechen. Alles dieses ist von ihrer eignen Hand und die vielen Porträts, Landschaften, Ansichten, interieurs etc., mit denen das Buch geziert ist, von den ausgezeichnetsten Malern meistens nach mühsam aufgesuchten Originalen kopirt. Die äußere Ausstattung entsprach ganz dem innern Werthe und so sandte die Landgräfin dieses Prachtwerk ihrem k. Bruder Wilhelm IV. als Geschenk nach England, erbat jedoch sich dasselbe nach dessen Ableben wieder zurück und hat es jetzt dem Herzoge von Cambridge hinterlassen. Sie war wieder mit dem Plane eines andern Werkes beschäftigt, als sie im Winter des Jahres 1838 eine schwere Krankheit befiel, die wohl für den Augenblick gehoben wurde, ihr aber eine große Schwäche hinterließ und ihre bis dahin noch so scharfen Sinne bedeutend abstumpfte. Sie hoffte noch immer, im Frühlinge 1839 ihren Lieblingswunsch, Hannover wiederzusehen, realisiren zu können, auch wurden dort schon alle Anstalten für die Bequemlichkeit ihres Aufenthalts getroffen, welche die Königin selbst mit besorglicher Freundlichkeit leitete, als die Leibärzte, der immer zunehmenden Kraftlosigkeit der hohen Patientin halber, von dieser Reise abriethen und sie ruhig den Sommer in fortwährend wechselndem Gesundheitszustande in Homburg verlebte. Im Spätherbste desselben Jahres ging sie wie gewöhnlich nach Frankfurt und bekam dort im December abermals einen solchen heftigen Anfall ihres Uebels, daß man fast keiner Hoffnung mehr Raum gab. Doch ihre vortreffliche Natur, die schon so viel überwunden hatte, machte, daß nicht völlig aller Muth sank, um so mehr, da eine kurze Besserung erfolgte und sich günstigere Symptome zeigten. Im Januar hatte sie abermals einen heftigen Rückfall, doch glaubte man ihre Auflösung nicht so nahe, und selbst den Abend vor ihrem Todestage fühlte sie sich so bedeutend besser, daß ihre Aerzte auf eine ruhige Nacht hofften. Gegen 11 Uhr Nachts aber verfiel die kranke Fürstin in eine zunehmende bange Unruhe, welche bis zum Morgen anhielt; dennoch ließ sie sich von ihrer Kammerfrau ihr Gebet vorlesen und auf ihr Ruhebett tragen. Von diesem Augenblicke an verließen sie ihre Kräfte, welche mit jeder Minute mehr sanken, bis daß Nachmittags völlige Bewußtlosigkeit eintrat. Sie sprach nicht mehr und schien ihre

Umgebung auch nicht mehr zu kennen; in diesem Zustande blieb sie bis 10 Uhr Abends, wo sie im Beiseyn ihres Leibarztes, ihrer Hofdamen und Kammerfrauen mit einigen tiefen Seufzern ihren Geist aufgab. Schon am Morgen hatten alle Schmerzen aufgehört, und so hat ein sanftes, ruhiges Ende die schweren Leiden ihres langen Siechthums von ihr genommen. Man glaubt, daß sich innerlich ein Absceß gebildet und der hinzugetretene kalte Brand ihren Tod beschleunigt habe. Einige Tage darauf ward die entschlafene Landgräfin Elisabeth mit aller ihrem Range gebührenden Pracht von Frankfurt nach Homburg gebracht, wo man sie noch eine Zeit lang für alle die Trauernden, welche ihr ein letztes Lebewohl zu sagen wünschten, im Sarge ausstellte und acht Tage nach ihrem Tode ward sie in der Homburger Familiengruft an der Seite ihres geliebten Friedrichs beigesetzt.

33. Jos. Heinr. Graf Beckers zu Westerstetten,

k. k. geh. Rath, Kämmerer, Feldmarschallieutenant u. Beisitzer der Komitate zu Pesth, Gran, Eisenburg, Szala, Weszprim, Stuhlweißenburg und Arad, zu Ofen;

geb. d. 2. Dec. 1764, gest. d. 15. Jan. 1840 *).

Zu Mannheim geboren, stammte er aus einer altadeligen, westphälischen Familie, deren Glieder die ansehnlichsten Stellen bei der deutschen Linie des Hauses Nassau-Oranien bekleideten und sich bereits in dem schwedisch-deutschen Kriege, bei der Vertheidigung von Ehrenbreitstein im J. 1637, in der militärischen Welt mit Ruhm bedeckten. Am meisten zeichneten sich jedoch dessen Voreltern stets in der diplomatischen Laufbahn aus, wo sie z. B. die Friedenspräliminarien zu Rastadt 1714, die Freilassung Ludwig XIV. u. s. w. leiteten, welch' letzteres Ereigniß der Familie die Befugniß erwarb, eine goldene Lilie in ihr Wappen aufzunehmen. Dessen Vater, Baron Heinr. Ant., welcher Anfangs, nämlich von 1738 bis 1756, als churpfälzischer Gesandter am wiener Hofe lebte, starb im J. 1777 als Staats- und Konferenzminister. — Schon im J. 1769 ward Joseph Baron B. durch die Kaiserin Maria Theresia, um die Verdienste des Vaters zu ehren, zum Unterlieutenant bei Savoyen-Dragoner ernannt und verlebte seine ersten Kinderjahre im Hause seines Vaters, bis er im J. 1776 durch die Kaiserin in die wiener Ingenieur-

*) Pesther Zeitung 1840 vom 20. Jan.

akademie gegeben ward, woselbst er durch sechs Jahre verblieb. — Im J. 1788, bereits zum zweiten Rittmeister vorgerückt, diente er in dem Kriege gegen die Türken und ward in dem Gefechte bei Terzburg am 26. Aug., in welchem er zu Folge authentischer Zeugnisse nicht nur durch seine Kühnheit und rasche Entschlossenheit den Sieg herbeiführte, sondern auch bedeutende Vortheile erfocht, dergestalt in den Schenkel verwundet, daß er nach langer Krankheit, und nur mehr auf Krücken gehen könnend, im J. 1791 aus dem Dienste treten mußte, aber zum Lohne für seine That den Majorscharakter erhielt, nachdem er das Jahr vorher zugleich mit seinen Geschwistern in den Reichsgrafenstand erhoben worden war. Indeß brach die franz. Revolution aus und die Franzosen drangen verheerend in Deutschland ein, wo denn auch seine Güter durch Custine in Brand und Verwüstung gelegt wurden, so daß sie beinahe ganz zu Grunde gingen und daß die daselbst lebende Mutter, geb. Hueber von der Wittau, die schleunigste Flucht ergreifen mußte. Seines Vermögens beinahe ganz beraubt, lebte er nun zu Pesth, bis seine gebesserte Gesundheit ihm erlaubte, wieder in Militärdienste zu treten und er 1800 als Major und Flügeladjutant des Erzherzogs Joseph wieder angestellt wurde. Aus eignem Antriebe der Stände 1803 zum Indigenat von Ungarn, dann 1805 zum Oberstlieutenant und dirigirenden Generaladjutanten für die Insurrektion des Adels von Ungarn, als auch für die Generalkommanden in Ungarn, Siebenbürgen, Slavonien, Banat und die karlstädter warasdiner Militärgrenze ernannt, ward er in letzterem Jahre in das Hauptquartier des franz. Marschalls Davoust gesendet, um daselbst einen Vergleich einzugehen, damit das feindliche Armeekorps nicht in Ungarn vordringe, bis der Kaiser über die angetragene Neutralität Ungarns entschieden haben würde. Das folgende Jahr ward Graf B. zum Dienstkämmerer des Erzherzogs Palatin und im J. 1808 zum Oberst in seiner Anstellung als Generaladjutant befördert, in welcher Eigenschaft er seinen hohen Gebieter zu der in Papa stattgehabten Vertheilung der Belohnungen an das weszprimer Insurrektions-Kavallerieregiment begleitete, woselbst die Stände dessen während dreier Insurrektionen an der Seite des Erzherzogs dem Könige und Vaterlande geleisteten Dienste auf die schmeichelhafteste Weise anerkannten und sich im Namen der ganzen Nation über sein Indigenat erfreuten. — Nachdem er 1813 zum Generalmajor befördert worden war, verehelichte er sich 1815 zu Pantheuau in preuß. Schlesien

mit Nathalie geb. Freiin von Rothkirch-Trach und ward 1816 zum Oberhofmeister des Erzherzogs Palatin und zum geheimen Rath, dann 1824 zum Feldmarschalllieutenant ernannt. Im J. 1827 suchte er jedoch aus eignem Antriebe um Enthebung der Oberhofmeistersdienste nach und ward als Truppendivisionär nach Brünn bestimmt. Da aber seine geschwächte Gesundheit ihm den aktiven Dienst nicht mehr erlaubte, so suchte er selbst kurz darauf um seine Versetzung in den Ruhestand nach, welche ihm auch mit Anerkennung seiner Verdienste bewilligt wurde, worauf er sich in Ofen niederließ. — So diente der Verblichene dem Erzhause durch lange Jahre in den schweren Zeiten, die wir erlebt, mit Treue, Anhänglichkeit und steter Auszeichnung und folgte mit Festigkeit seinem Grundsatze: das Beispiel seiner ruhmvollen Väter nachzuahmen und einst sagen zu können, er habe nie von der geraden Bahn gewichen. Zwölf Jahre verlebte er ruhig im Kreise seiner zahlreichen Familie und der treuen Freunde, welche seine heitere Geselligkeit, lange Erfahrung und sein gern gegebener Rath um ihn versammelt hatten, und widmete sich ganz denselben und den literarischen Beschäftigungen, welche seinem thätigen Geiste zum Bedürfnisse geworden waren, bis auch ihn der unausweichliche Augenblick erreichte. Ein am 11. Jan. erfolgter Nervenschlag streckte ihn auf das Krankenbett, auf welchem er durch mehr als vier Tage mit dem Tode kämpfte, der endlich seine Seele ruhig entführte. Seine irdische Hülle liegt nun tiefgebettet und von Kriegskameraden umgeben bei seinen ihm vor Jahren vorangegangenen zwei Söhnen.

* 34. Firmus Miller,

Kammerer im Landkapitel Belsweil und Pfarrer zu Ettringen, k. baier. Landgericht Türkheim;

geb. d. 18. Okt. 1775, gest. d. 15. Jan. 1840.

Er war zu Oberhausen bei Augsburg geboren, erhielt zu Augsburg unter den dortigen Exjesuiten seine Bildung und bestimmte sich für den geistlichen Stand, dem er während seines Wirkens Ehre machte. Auch wurde er zum Landtagsabgeordneten gewählt und sprach als solcher mit Einsicht und Wärme in den unerfreulichen Zehendfixirungsdebatten. Klugheit und Bescheidenheit führten ihn den schönen Mittelweg, der am besten vor Verirrung schützt.

Bamberg. Thiem.

35. Franz Kadlik,

Historienmaler und Direktor der Malerakademie zu Prag;

geb. ...., gest. d. 17. Jan. 1840 *).

K., der unter den österr. Künstlern eine hervorragende Stelle einnahm, war ein ächt-christlicher Künstler und aus seinen Gemälden weht dem Beschauer durchaus die wahrste und innigste, die lauterste Religiosität entgegen. Eines derselben gelangte bis an die Ufer des Erie-See's in Nordamerika. Es stellt den Heiland am Kreuze mit den zwei klagenden Frauen vor. Die Figuren sind dreiviertel lebensgroß und mit all' der Meisterschaft und prunklosen Wahrheit behandelt, die K.'s Arbeiten stets einen so hohen Werth und Reiz verliehen. Mit heiliger Begeisterung und frommer Liebe vollendete er dies Bild. Der edelsten Uneigennützigkeit voll, sandte er es als Geschenk nach der neuen Welt. Es gelangte dort in jene Gegenden, wo einer der würdigsten Missionäre des leopoldinischen Vereins, P. Neumann, aus Budweis in Böhmen, ebenso segensreich als erfolgreich im Dienste des Herrn und der Kirche wirkt. Dort ist es die Zierde eines Altars, der werthvolle Schmuck einer Kirche, die hehrer Glaubenseifer, von Gott gesegnet, in der Mitte unermeßlicher Urwaldungen aus Holz errichtet. Dort erweckt es in der Brust der Gläubigen und Neubekehrten gewiß jene lautern Gefühle wieder, mit denen es geschaffen wurde, und wird bis in die fernste Folgezeit dankbare Erinnerungen an den Spender ins Leben zurückrufen. K., der so bescheidene und anspruchslose Mann, äußerte und sprach nur wenig über dieses Bild. Je weniger aber die Geschichte desselben bekannt und besprochen wurde, destomehr fühlen wir uns veranlaßt, sie jetzt nach seinem Tode zu veröffentlichen. Möchten die so schön und hoffnungsvoll aufblühenden Missionen des fernen Nordamerika's doch mehrfältig mit christkatholischen Spenden auf solche Weise bedacht werden. Möchte der verewigte K. nicht nur hierin, sondern auch in Bezug auf seine frommen Glaubensgesinnungen überhaupt, recht viele Nachahmer unter den Kunstgenossen finden. Je frivoler die Zeit in ihren Richtungen und Tendenzen zu werden droht, desto inniger wünschen wir dies. Kunst ist ja eine Gottesgabe, und wo kann sie sich würdiger und schöner zeigen als im Dienste des Herrn? Den Sinnen schmeicheln, dem Augen-

*) Allgemeine Theaterzeitung. Nr. 26. 1840.

blicke huldigen, kann wohl momentane Vortheile dem Künstler bringen, sein besseres Ich wird aber dabei immer leer ausgehen und nur dann volle beseligende Befriedigung und Anerkennung finden, wenn es das Höchste dem Höchsten zugewendet. K. that also und nahm die Hochachtung und Werthschätzung aller Gutgesinnten mit sich ins Grab. Das Höchste auf Erden, die Religion, war sein Leitstern durchs Leben. Ihr hing er an mit unwandelbarer Treue, sie umfaßte sein wahres Künstlergemüth mit unendlicher Liebe, in ihr fand er Trost und Erholung bei allen Wechselfällen des Lebens, sie begeisterte ihn zu seinen herzerhebenden und gewinnenden Schöpfungen, und sie endlich ließ ihn sanft und schmerzlos hinübergehen aus der Nacht des Diesseits in das Licht von Jenseits.

* 36. Johann Adam Goez,

ehemal. Rektor und Professor des Gymnasiums zu Nürnberg;

geb. d. 17. Okt. 1755, gest. d. 18. Jan. 1840.

G. wurde zu Nürnberg geboren und fand von frühster Jugend an Gelegenheit, sich bei seinem Vater, der Magister und Collega an der früher bestandenen lateinischen Schule zu St. Sebald in Nürnberg war, für den Gelehrtenstand zu bilden. Von diesem Vater wurde der fähige, mit dem treuesten Gedächtnisse und der glücklichsten Urtheilskraft begabte wißbegierige Sohn auferzogen und in der lateinischen und griechischen Sprache unterrichtet. Mit tüchtigen Kenntnissen in denselben vor Andern ausgestattet, bezog er schon im 19. Jahre die vaterländische Universität Altdorf, um sich dort dem Studium der Theologie zu widmen und seine philologischen Kenntnisse weiter auszubilden. Nach einem 4jährigen Aufenthalte daselbst kehrte er wieder in seine Vaterstadt zurück und wurde seiner gediegenen Kenntnisse wegen sogleich als Lehrer an der lat. Schule bei St. Sebald angestellt. Im J. 1800 wurde er Rektor derselben und als Nürnberg an die Krone Baierns überging, berief ihn die neue Regierung als Professor der Mittelklasse an das Gymnasium zu Nürnberg. Während dieser Lebensperiode gab er folgende Schriften und Uebersetzungen heraus: M. T. Cicero de officiis. — G. T. Cicero an seinen Bruder M. Tullus Cicero. — Justinus Martyr. 2. Apologie. — M. M. F. Capella de nuptiis. — Siebenkees, anecdota graeca. — Theophrastus, characteres. — Hans Sachs. Eine Auswahl f. Freunde d. ältern vaterländischen Dichtkunst. — J. Wülfer, Hellas an die

Deutschen. — Nürnbergs Geist in der Vergangenheit und Zukunft. — Nachdem Hegel*), einem Rufe nach Heidelberg folgend, das Rektorat des vorerwähnten Gymnasiums niedergelegt hatte, wurde 1817 unserem G. die hierdurch erledigte Stelle übertragen. Die Jahre seines Lebens mehrten sich und als zu fürchten war, es möchte die Last des Amtes als Lehrer und Rektor zu schwer für ihn werden, wurde er seinem Wirken am Gymnasium mit dem Jahre 1822 gänzlich, aber ehrenvoll entbunden. Er lebte von nun an zwar in Ruhe von den Geschäften eines öffentlichen Amtes, aber in ununterbrochener Thätigkeit seines lebendigen Geistes fort. Die Wissenschaft war sein Leben, ihr sich zu weihen, sein seligster Genuß. Dieses beurkunden folgende in letzterer Zeit herausgekommene, von Gelehrten sehr günstig beurtheilte Schriften: „Geschichtlich literarischer Ueberblick über Luthers Vorschule, Meisterschaft und Reife in der Dollmetschung. Mit Luthers Bildniß u. 1 Fac-Simile. — Ueber B. K. Veillodter**), Dr. der Theologie ꝛc. zu Nürnberg. — Ueber den mythisch-symbolischen Jesus Christus und sein antiquirtes Evangelium, als eine Zeiterscheinung in der ersten Hälfte d. 19. Jahrhunderts. Ein Sendschreiben an Herrn Professor Daumer in Nürnberg. — Ueber Herrn Lützelbergers Gründe d. freiwilligen Niederlegung seines geistlichen Amtes in Einem offenen Briefe an denselben." — Dem vielumfassenden Geiste des Dahingeschiedenen blieben, wie aus seinen hinterlassenen Büchern ersichtlich ist, die wissenschaftlichen Gebiete der Philosophie und Theologie auch im Greisenalter nicht fremd; er strebte in seinem Wissen und Forschen stets weiter, deshalb unterhielt er auch fortwährend Bekanntschaft mit allen nur einigermaasen bedeutenden literarischen Erscheinungen. Fühlte er sich berufen, seine Meinung öffentlich darzulegen, dann leuchtete überall gründliche Gelehrsamkeit, verbunden mit Witz und Scharfsinn, hervor. Mit größter Bereitwilligkeit ertheilte er jedem Rath und Aufschluß, wer solche bei ihm suchte, und weil ihm auch allezeit gemüthliche Unterhaltungen, sowie auch reife und gediegene Erfahrungen zur Seite standen, so erhielt er sich auch eine große Anzahl Freunde und Verehrer, welche seinen Umgang dauernd zu benützen suchten. Und solch' dankbares Anerkenntniß sprach auch einer seiner bewährtesten Freunde***) am Grabe in einer herzlichen Rede aus.

*) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 961.
**) — — — 6. — — — S. 277.
***) Professor Held.

* 37. Wilhelm Krey,

königl. preuß. Steuerrath und Oberzollinspektor zu Aachen;

geb. im J. 1793, gest. d. 19. Jan. 1840.

Der Verstorbene war zu Geilenkirchen geboren und gehörte einer weit verzweigten Familie an, welche dem Staate schon mehrere treue Beamte geliefert hat. Nachdem er in seiner Jugend die schnellsten Fortschritte in dem Studium der Wissenschaften gemacht, trieb ihn sein feuriger Geist in die militärische Laufbahn, wo er durch seine Umsicht und Tapferkeit schnell zum Officier in der jungen franz. Garde avancirte und mit dem Ritterkreuze der Ehrenlegion belohnt wurde. Aus Liebe zum Vaterlande nahm er 1814 den Abschied aus französischen Diensten und wurde bei Mobilisirung der rheinischen Landwehr Kompagniechef, in welcher Eigenschaft er später zum Stamme der Gardelandwehr versetzt wurde. 10 Jahre lang besaß er in dieser Stellung die Achtung und Liebe seiner Vorgesetzten und Untergebenen, bis er in den Civildienst übertrat und von dem Könige *) zum Oberzollinspektor ernannt wurde. Aber nur kurze Zeit war es ihm vergönnt, seinen Posten in Aachen verwalten zu können.

Arendt.

* 38. Johann Wilhelm Prehn,

Justizkanzleisekretär zu Rostock;

geb. im Jahr 177., gest. d. 20. Jan. 1840.

Der Verewigte war zu Rostock geboren und ein Sohn des verst. dortigen Bürgermeisters Mich. Eberh. P.; seine erst am 29. Jan. 1835 verst. Mutter, Marie Elisabeth, war eine geb. Rolandt. Nachdem er in der großen Stadtschule seines Geburtsortes wissenschaftlich vorgebildet worden, widmete er sich auf der dasigen Akademie während drei Jahren den Studien der Jurisprudenz und wurde hierauf im J. 1800 als Kanzellist bei der großherzogl. Justizkanzlei angestellt. Im J. 1806 erhielt er den Titel eines Sekretärs und unterm 15. April 1824 die Bestallung eines wirklichen Kanzleisekretärs, welches Amt er bis zu seinem Tode rühmlich bekleidet hat. — Er hinterließ als Witwe, Auguste Wilhelmine, geb. Gerling, Tochter des verstorb. mecklenburg-strelitzischen Konsistorialraths Gerling, mit

---

*) Dessen Biogr. s. in diesem Jahrg. des N. Nekr. unterm 7. Juni.

welcher er den 2. Mai 1805 sich verehelicht hatte, und mehrere Kinder. Geschrieben hat er nur: Beantwortung der Frage: Kann ein Schuldner Pupillen- und Kindergelder, ohne vorhergegangenes richterliches Dekret, an den Vormund und Vater zahlen? Rostock 1800.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 39. Christ. Ant. Ferd. Freih. v. Carlowiz,

herzogl. sächs.-coburg-gothaischer Staatsminister und wirkl. geh. Rath, Ritter des k. preuß. rothen Adlerordens erster Klasse, Großkreuz des k. portugies. Christus-, des k. belgischen Löwen-, des großh. sächs. weißen Falken-, des herzogl. sächs. ernestinischen Hausordens, Komthur des k. sächs. Civilverdienstordens, zu Gotha;

geb. d. 6. Juni 1785, gest. d. 21. Jan. 1840.

Christoph Anton Ferdinand, der fünfte Sohn des sächs. Oberstlieutenants und Kreiskommissärs Hans Karl August v. C., auf Großhartmannsdorf, Liebstadt, Oberschöna und Steine, und dessen erster Gemahlin, einer geb. Johanne Agnes Friederike von der Schulenburg a. d. H. Leipnitz, wurde auf dem väterlichen Gute Großhartmannsdorf bei Freiberg geboren. Auf der Fürstenschule zu Grimma erzogen und gebildet, studirte er von 1802 an in Leipzig die Rechte und trat 1806 als Assessor der Landesregierung zu Dresden in die Dienste seines Vaterlandes, in denen er 1809 zum Hof- und Justizienrath befördert wurde. Seine 1808 durch Deutschland und die Schweiz und 1811 und 1812 durch Italien unternommenen Reisen entwickelten seinen ihm von Natur eignen Scharfblick und praktischen Sinn, so daß er, als er 1813 von der Ritterschaft des meißner Kreises zum ersten Mitgliede der Kreisdeputation gewählt wurde, im Stande war, seinem Vaterlande wesentliche Dienste zu leisten. In der letztern Eigenschaft hatte er die Verpflegung der französischen Armeen im Kreise zu besorgen und erwarb sich das besondere Vertrauen der franz. Autoritäten (wie Berthier, St. Cyr, Daru, Dumas, d'Aure rc.), weil er sichere Hülfe schaffte, wo Noth war, aber ebenso auch die Dankbarkeit des Kreises, weil er nur verwilligte, was sich nicht abwenden ließ, und so beträchtliche Summen ersparte. Die Aufforderung der franz. Behörden, die franz. Armee nach Böhmen zu begleiten, um als ein der deutschen und franz. Sprache gleich kundiger Kommissär die Verpflegung zu besorgen, schlug er wiederholt aus, weil er seinen Hof dadurch in Verlegenheit zu bringen besorgte, und erwarb sich dadurch die Zufriedenheit

des Königs Friedrich August *), der ihn durch den Kabinetsminister auffordern ließ, sich nach Belieben eine Anstellung im sächs. Dienste zu wählen. Als aber die von ihm erbetene Stelle der meißner Kreishauptmannschaft einem Andern übertragen und mit derselben zugleich der Vorsitz der Kreisdeputation verbunden wurde, deren erster Stelle v. C. mit Erfolg vorgestanden zu haben glaubte, und die er nun nicht mit der zweiten vertauschen wollte, so trat er aus dem Dienste. Indessen nahm er bereits 1814, nach der auf russ. Anordnung erfolgten Auflösung des Kriegskollegiums, die dritte Rathsstelle in der neu errichteten Kriegsverwaltungskammer an. 1815 erhielt er nebst dem Präsidenten v. Schönberg und zwei andern Räthen jener Behörde vom Fürsten Hardenberg schriftliche Aufforderung, in preuß. Dienste und zwar in das provisorische Generalgouvernement zu Merseburg zu treten, mit der Zusicherung, bei dessen Auflösung als Regierungsdirektoren angestellt zu werden; er lehnte aber dieses vortheilhafte Anerbieten aus Anhänglichkeit an sein Vaterland ab. Als bei dem Wiederausbruche des Krieges gegen Frankreich der sächs. Kommissar bei dem Kongresse zu Wien sich genöthigt gesehen hatte, den Verbündeten einen 5monatlichen Verpflegungsbedarf für eine russ. Armee von 72,000 Mann zu versprechen, so wurde v. C. zu Anschaffung dieses Bedarfs zu der russ. Verpflegungskommission nach Bamberg und später nach Frankfurt a. M. geschickt und hatte das Glück, da bei den während des Gouvernements geleerten Kassen ihm nur geringe Mittel zu Gebote standen, sehr günstige Koncessionen für Sachsen zu erlangen und nur den 30. Theil des früher geforderten Bedarfs anschaffen zu müssen. Gleichzeitig vermittelte er in Frankfurt bei dem engl. General Harries, daß dieser den 6monatlichen Betrag der englischen Subsidien für die sächs. Hülfstruppen pränumerirte, ehe noch der Subsidienvertrag selbst vom Parlamente genehmigt war, ein Vortheil, welcher keinem deutschen Fürsten, außer dem Könige von Würtemberg, als Schwestersohn des Königs von England, zugestanden wurde. Durch diese Pränumeration wurde der damaligen großen Geldverlegenheit in Dresden abgeholfen und die verpfändeten Pretiosen des königl. Schatzes wieder eingelöst. v. C. erhielt für seine Bemühungen den sächs. Verdienstorden und genoß, in Anerkennung seiner vorzüglichen Befähigung, die Auszeichnung, 1816 nach Paris gesendet zu werden, um die Liqui-

*) Dessen Biogr. s. im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 449.

dation der k. sächs. Forderungen an Frankreich zu fertigen und zu betreiben. Mit großer Gewandtheit erlangte er von der preuß. Regierung die Bewilligung, daß die die preuß. und sächs. Forderungen betreffenden Papiere, welche das preuß. Generalgouvernement mit nach Berlin genommen hatte und welche man in Berlin zu Erlangung gewisser Koncessionen gegen Sachsen noch zu bedürfen glaubte, noch vor dem peremtorischen Termine der Liquidation an Frankreich (6. Febr. 1816) unmittelbar an die preuß. Liquidationskommission nach Paris gesendet wurden. Er bearbeitete nun die gemeinschaftliche Liquidation und beide Kommissarien schlossen mit der franz. eine Konvention über diese gemeinschaftlichen Forderungen auf die Summe von 6 Millionen Franken ab, wonach Sachsen 930,000 Thaler ausgezahlt erhielt. — Während des Krieges hatten sich die sächs. Stände zu einer Anleihe von 6 Millionen Thalern zu 5 pro Cent genöthigt gesehen und versprochen, nach hergestelltem Frieden einen Tilgungsfond anzuweisen. Da nun in dem erschöpften Lande eine Summe von wenigstens 60,000 Thalern, die dazu nöthig geworden wäre, durch zu erhöhende Abgaben aufzubringen bedenklich erschien, so schlug v. C. vor, daß die Gläubiger, welche die Staatspapiere nicht zu 4 pro Cent behalten wollten, von jenen 930,000 Thalern bezahlt werden möchten, den Tilgungsfond aber von den jährlich ersparten Zinsen zu nehmen. Als indeß dieser Plan Widerstand fand, weil man den größten Theil jener Summe zu Deckung von Fiskalansprüchen an das Land zur Finanzkasse zu ziehen beabsichtigte, so gelang es v. C. nebst einigen andern Ständen 1821, eine Gegenrechnung aufzustellen, nach der der Fiskus dem Lande noch schuldete, und welche zur Folge hatte, daß der König den ständischen Plan genehmigte und zur Ausführung zu bringen befahl. Dieser Umstand mußte ihm die Ungunst gewisser damals einflußreichen Staatsbeamten zuziehen und war die Veranlassung, daß es ihm trotz wiederholter Gesuche nicht gelang, seine billigen Ansprüche auf Beförderung in Erfüllung gehen zu sehen. Weder konnte er die ihm drei Mal versprochene Kreishauptmannsstelle, noch eine Geheim-Finanzrathsstelle erlangen, noch wurden verschiedene von ihm vorgeschlagene und ausgearbeitete Pläne berücksichtigt. Seine Aussichten im Dienste schienen geschlossen, als im J. 1824 der Herzog von Koburg den König von Sachsen ersuchte, ihm einen Kommissar zu senden, der die Untersuchung gegen diejenigen zum Theil graduirten Personen leite, welche sich bei einem wider die Person des Herzogs gerichteten Volks-

aufstande kompromittirt hatten. Zu diesem Geschäfte wurde v. C. abgesendet und erwarb sich dabei das Vertrauen des Herzogs in einem solchen Maase, daß dieser den König bat, v. C. ihm zu überlassen, um ihn als dirigirenden wirklichen geheimen Rath und Kammerpräsidenten an die Spitze der Landesverwaltung von Koburg zu stellen. Der König von Sachsen bezeugte v. C. seine Verdienste beim Austritte aus dem sächs. Dienste durch Verleihung des Komthurkreuzes des Civilverdienstordens. — Ausgerüstet mit hellem Geiste und durchdringendem Verstande, mit vielseitigen Kenntnissen und der besondern Gabe, die Menschen und die Dinge richtig aufzufassen und zu behandeln, und mit Entschlossenheit und Beharrlichkeit, entsprach er ganz den in ihn gesetzten Erwartungen und füllte den ihm übertragenen hohen Standpunkt völlig und würdig aus. Die ebenso geschickte und umsichtige Leitung der ihm anvertrauten Geschäfte, unter denen namentlich die gütige Vermittlung der gotha-altenburgischen Successionsfrage bemerkt zu werden verdient, und die musterhafte Treue, seine ganze diesem Berufe gewidmete Thätigkeit und die aufopfernde Hingebung im Dienste des Herzogs erwarben ihm schnell das gänzliche Vertrauen und die Freundschaft seines neuen Landesherrn. Für v. C.'s Anhänglichkeit an die Person desselben und seine Dankbarkeit für das ihm bewiesene Vertrauen zeugt, daß er die ihm 1831 angetragene Stelle eines k. sächs. Staatsministers der Finanzen abwies, eine Stelle, zu der er gewiß vorzügliche Befähigung hatte, die weit einträglicher war, als seine bisherige, und die ihn in sein Vaterland so ehrenvoll zurückrief. Die Beweise seiner Thätigkeit liegen in den Gesetzsammlungen, in der Feststellung der Finanzen, in der gesammten Organisation der Regierung und des Staatshaushaltes des Herzogthums Koburg-Gotha vor und bedürfen hier keiner weitern Aufzählung. Genöthigt, alte Einrichtungen durch neue, der Zeit besser entsprechende zu ersetzen, war er stets bedacht, dies mit Schonung zu thun, und die Umsicht, mit welcher er verfuhr, war im glücklichen Erfolge sichtbar. Unter sein Ministerium fällt außer der völligen Umgestaltung der koburgischen Staatsverwaltung manches vortheilhafte Staatsunternehmen, manches günstige Geschäft für seinen erlauchten Herrn. Er sah die Erhebung des herzogl. Hauses zu höherem Glanze und höherer Macht unter Europa's Fürstenhäusern, er sah drei Königskronen sich dem Hause Koburg verbinden und hatte kräftig dazu mitgewirkt. Der zum Theil durch seine Bemühungen geförderte Glanz des

herzogl. Hauses Sachsen war seine Freude, sein Stolz. Der Herzog suchte ihm auch vor der Welt seine Dankbarkeit durch Verleihung des Minister- und Freiherrntitels, die Könige von Belgien und Portugal durch Ertheilung ihrer höchsten Orden zu beweisen. Den großherzogl. sächs. Orden hatte er schon früher 1826, den ernestinischen Hausorden bei dessen Errichtung erhalten. Auch gab ihm der König von Preußen, der bei den verschiedenen Negociationen Koburgs mit Preußen v. C. kennen und achten gelernt hatte, ihm einen Beweis der Anerkennung seiner vorzüglichen Eigenschaften durch Verleihung des rothen Adlerordens erster Klasse. Einer ihm dem Vernehmen nach zugedachten und bei Gelegenheit der Vermählung des Prinzen Albert mit der Königin von England zu verwirklichenden Auszeichnung und Standeserhöhung kam sein am obengenannten Tage zu Gotha erfolgter Tod zuvor. Vergebens hatte er wiederholt seine geschwächte Gesundheit durch den Gebrauch des Karlsbades herzustellen gesucht; ein Stickfluß endete plötzlich sein Leben. — Strenge Rechtlichkeit, welche die Arbeitsamen auch ohne Geburtsvorrechte schätzte und förderte, freundliche Herablassung und Anspruchslosigkeit und herzliches Wohlwollen, das bald zur Freundschaft wurde, erwarben ihm die Liebe seiner Untergebenen, eine wahrhaft aufopfernde Thätigkeit, die unter keiner Anstrengung ermüdete und ihn oft die Sorge für seinen leidenden Körper vergessen ließ, und seine vorzüglichen Eigenschaften des Geistes und Herzens sicherten ihm die Achtung Aller, die zu ihm in irgend einer Verbindung standen, und eine Munterkeit, eine Heiterkeit, die der Ernst der Geschäfte nicht zu verstimmen vermochte, und eine Gemüthlichkeit, die er sich aus den jüngern Jahren zu erhalten gewußt hatte, gaben ihm eine seltne Liebenswürdigkeit im geselligen Kreise, so daß er sich bei der ersten Bekanntschaft Aller Herzen gewann. Er war der Stolz, der Rathgeber, der Liebling seiner ganzen Familie, der er mit wahrer Freundschaft und Anhänglichkeit zugethan war. Von dieser allgemeinen Liebe und Verehrung zeugte auch seine am 24. Jan. zu Gotha stattgefundene Bestattung und ein Beweis, daß auch der Herzog fühlte, was er verloren, war der landesherrliche Befehl einer 3tägigen Trauer sämmtlicher Behörden, Beamten und Diener.

40. Christian Ehrenfried Kosche,

Pfarrer zu Rengersdorf im Laubaner Kreise;

geb. d. 14. Nov. 1761, gest. d. 21. Jan 1840 *).

K. war zu Lauban geboren, wo sein Vater, Christ. H. Kosche, Bürger, Oberältester der Roth- und Lohgerber und bürgerlicher Steuereinnehmer und seine Mutter Anna Maria geb. Trömsdorf war. Diese Eltern, obwohl durch den bekannten Stadtbrand von 1760 in eine sorgenvolle Lage versetzt, ertheilten ihrem Sohne eine gute, christlich-fromme Erziehung und benutzten seit 1770 die günstige Gelegenheit zu seiner Ausbildung, welche sich auf dem damals in schöner Blüthe stehenden Lyceum zu Lauban ihnen darbot. Neigung und Fähigkeit vereinigten sich bei ihm, daß er die wissenschaftliche Laufbahn mit dem besten Erfolge betrat. An dem damaligen Rektor Göbel und Konrektor Kosche, seines Vaters Bruder, fand er kenntnißreiche, tüchtige Lehrer, von denen er 1781 wohl vorbereitet schied, um sich auf der Universität Leipzig dem theologischen Studium zu widmen. Zwar in der unbemitteltsten Lage, aber voll Vertrauen auf die göttliche Fürsorge, welche ihn auch nicht verließ, kam er nach Leipzig, wo er die Vorlesungen der damals dort ausgezeichneten Professoren Seidlitz, Platner, Hindenburg, Funk, Lösner, Schleusner, Dathe, Hilscher, Petzold, Burscher und Morus benutzte. In nähere Verbindung kam er mit Funk, in dessen Familie er Hauslehrer ward, was ihm bei seiner Armuth trefflich zu statten kam. Im J. 1784 kehrte er nach Lauban zurück und durch das Vertrauen, welches ebensowohl sein sittlicher Charakter und Ruf, als seine wissenschaftliche Tüchtigkeit erweckte, gelangte er als Hauslehrer zu dem damaligen Landesältesten v. Mechtritz und Steinkirch auf Tzschocha und Seifersdorf. Hier rechtfertigte er die von ihm gehegten Erwartungen in dem Maase, daß zwischen der v. Mechtritz'schen Familie und ihm ein lebenslängliches Band gegenseitiger Anhänglichkeit und Freundschaft sich knüpfte, und unter andern auch eine öffentliche Anerkennung seiner Leistungen als Familienlehrer von dem einen seiner damaligen Zöglinge, welcher späterhin die Rechte studirte, Christ. Friedr. Daniel v. Mechtritz, durch die Dedikation einer zu Erlangen 1803 gedruckten und gut geschriebenen juristischen Abhandlung (disquisitio, an conditiones religionis mutan-

*) N. Lausitz. Mag. 18. Bd. 4. H. 1840.

dae vel non mutandae pacto aut testamento adjectae validae sint, auctore Chr. Fr. Dan. ab Mechtritz) dem „praeceptor amatissimus" zu Theil wurde. — Sein Principal berief ihn auch, nach 9jährigem Wirken in seinem Familienkreise, im J. 1793 zum Substituten des amtsunfähig gewordenen Pfarrers M. Stoll zu Rengersdorf am Queis und nach dessen Tode im J. 1795 zum Amtsnachfolger. Dieses Pfarramt nun hat K. beinahe 47 Jahre lang mit ausgezeichneter Treue verwaltet und über seine in jeder Hinsicht bewiesene Tüchtigkeit ist nur eine Stimme. Herzgewinnende Biederkeit, Redlichkeit und Frömmigkeit, Gewissenhaftigkeit in Allem, was seines Amtes war, patriarchalische Einfachheit seiner Lebensweise, Zufriedenheit und sich Selbstgenugseyn bei dem äußern Loose der Abgeschiedenheit von geselligen Erheiterungen, welche, seiner geistigen Bildung entsprechend, an seinem abgelegenen Wohnorte ihm größtentheils versagt waren, die edelste Anspruchslosigkeit im Umgange und ein Fortgehen mit der Zeit und Wissenschaft bis in sein höchstes Alter, so daß er, dessen Jugendbildung in so weit zurückliegende Decennien fiel, doch vermöge seiner eifrig fortgesetzten wissenschaftlichen Lektüre selbst mit den neuesten Erscheinungen eine überraschende Vertrautheit an den Tag legte und die treffendsten Urtheile über dieselben abzugeben wußte, — das waren Eigenschaften an ihm, um deren willen er hoch geehrt zu werden verdiente. Daher wurde er auch mit wahrer Pietät in den Predigerkonferenzen der zweiten Laubaner Dioces, welche er unausgesetzt und mit größtem Interesse besuchte, von seinen sämmtlichen Amtsbrüdern jedesmal empfangen und begrüßt und alle seine stets von solider Gelehrsamkeit zeugenden Aeußerungen bei den dort geführten Diskussionen von der ganzen Gesellschaft freudig aufgenommen. Seine wissenschaftlichen Kenntnisse umfaßten aber nicht nur die einzelnen Zweige der Theologie, sondern auch in der Geschichte, in der alten klassischen Literatur, in den philosophischen Systemen u. a. besaß er reiche Kenntnisse, ja sogar mit der Hegel'schen*) Philosophie hatte er sich bekannt gemacht. Fand er auch als Homilet in seiner Stellung bei einer schlichten Landgemeinde nicht so viel Gelegenheit, einen strahlenden Glanz und weitverbreiteten Ruf zu gewinnen, so war doch Kraft und Talent dazu in ihm reichlich vorhanden, wie dies zuweilen seine trefflichen Kasualreden bewiesen, und selbst von der gemeinen Klasse seiner

*) Die Biogr. Hegels s. im N. Nekr. Jahrg. 9. S. 961.

Zuhörer blieb das Gediegene und Kernhafte seiner immer gut ausgearbeiteten geistlichen Vorträge keineswegs unbemerkt. Daß aber auch höhern Orts seine Würdigkeit wohl erkannt worden war, beweist seine im J. 1818 erfolgte Ernennung zum Superintendenten des obern Laubaner Kreises, und schon war er von dem Könige als solcher bestätigt, als er wegen damaliger Kränklichkeit die ihm zugedachte Erhebung ablehnte. — Seine häuslichen Verhältnisse betreffend, ist zu erwähnen, daß er seit 1800 mit Eleonora Elisab. geb. Krause, der Tochter des Pastor Krause zu Fischbach bei Hirschberg, verehlicht war. Diese Gattin ging ihm im Juni 1839 im Tode voran. Aus seiner Ehe mit ihr leben zwei Söhne, deren älterer, Christ. Friedr. Aug., seit 1828 zweiter Prediger in Striegau, der jüngere aber, Christ. Ernst Ferd. Gustav als Oekonomieamtmann nach Lichtenau berufen worden ist, und eine noch unversorgte Tochter. Noch in seinem Greisenalter beglückte K. der Genuß aller körperlichen und geistigen Kräfte zur Verwaltung seines Amtes; noch am 12. Jan. hatte er in gewohnter, fast jugendlicher Kraft, außer dem gewöhnlichen Vormittagsgottesdienste auch Nachmittags eine Leichenpredigt gehalten, als er am 15. d. M., von einem Ausgange nach Goldentraum heimkehrend, erkrankte; diese Krankheit, von ihm selbst sogleich richtig als defectus senilis bezeichnet, führte ihn nach wenig Tagen hinüber zum Lande des Friedens.

* 41. Rosa Maria Assing, geb. Varnhagen von Ense,

Gattin des Arztes Assing zu Hamburg;

geb. d. 28. Mai 1783, gest. d. 22. Jan. 1840.

Sie kam in Düsseldorf zur Welt. Der Vater war daselbst Arzt und pfalzbaierischer Medicinalrath und genoß in hohem Grade die Achtung und Zuneigung seiner Mitbürger. Er hatte in Heidelberg, Straßburg und Paris seine Studien gemacht und nach seiner Rückkunft eine schöne Rathsherrntochter aus Straßburg als Gattin heimgeführt. Sie brachte ihm nach der erstgebornen Rosa Maria, die gleich der Mutter der lutherischen Kirche angehörte, noch einen Sohn, der dem katholischen Glauben des Vaters folgte. Das dicht am Rheinufer gelegene elterliche Wohnhaus hatte nach dem Flusse hin einen kleinen Garten, welcher der Schauplatz einer glücklich in Frieden und Gedeihen

verlebten Kindheit wurde. Aber die bewegte Außenwelt drang bald in diesen stillen Kreis störend ein. Nach dem Ausbruche der franz. Revolution, deren schöne Anfänge begeisternd auf alle edlen Gemüther wirkten, wurde Straßburg den Eltern ein Ort der stärksten Anziehung. Die Mutter fand noch ihren Vater lebend und mehrere Geschwister dort, der Vater die Lockungen der Freiheit und ein vielversprechendes Lehramt bei der Universität. Allein die Sachen wandten sich bald anders, als man gehofft. Die Universität ging ein und die Freiheit entwickelte Leidenschaft und Unheil. Die Partei des dem Könige und der Verfassung anhängenden Maire von Dietrich unterlag, Varnhagen wurde gleich diesem seinem Freunde angefeindet und würde wahrscheinlich dessen Schicksal unter dem Beile der Guillotine getheilt haben, hätten ihn nicht anderweitige Absichten wieder aus Frankreich entfernt. Die Umstände nöthigten beide Eltern, sich eine Zeit lang zu trennen; der Vater ging mit seinem Sohne nach Deutschland zurück, Rosa Maria blieb mit der Mutter in Straßburg. Hier durchlebten sie, durch die Ereignisse wider Willen festgehalten, alle Wechsel der Revolution, die ganze Schreckenszeit, erfuhren den Untergang des Wohlstandes der Familie, und erst spät, im J. 1796, konnten sie nach Hamburg folgen, wohin der Vater sie rief, nachdem er endlich hier wieder festen Boden gewonnen hatte. Dieser mannichfache Wechsel von Orten und Verhältnissen, der nicht bloß äußerlich vorging, sondern mit den geistigen Bewegungen der Zeit im lebendigsten Zusammenhange stand, mußte auf das jugendliche Gemüth Rosa Maria's tiefen Eindruck machen. Dem in seiner Beschränkung doch ergiebigen Unterricht, den sie theils von der Mutter, theils von wackern Lehrern empfing, eilten die Lebenserfahrungen voran und halfen einen Charakter bilden, der die reinste Unschuld des Herzens von einem klaren, festen Verstande durchdrungen zeigte, und der, bei aller Milde für Menschen und Welt, das eigenthümlich Gute unerschütterlich bewahrte und ausbildete. In Hamburg, glücklich anfangs durch die Wiedervereinigung mit Vater und Bruder, erfuhr Rosa Maria, unter stiller Ausbildung des Geistes und manches Talents, bald wieder herbe Prüfungen. Der Vater fing an zu kränkeln, die Lebensverhältnisse zogen sich enger zusammen und im Sommer 1799, als der Vater starb, begann eine trübe, mühevolle Zeit, für Rosa Maria besonders auch dadurch schmerzlich, daß der Bruder sich entfernte und im folgenden Jahre nach Berlin abging, um daselbst Medicin zu studiren.

Sie selbst, zum Vortheile eigner Ausbildung sich dem Erziehungsgeschäfte widmend, lernte nun auch die gesellige Welt in größerem Umfange kennen, gewann Freundinnen, mit denen sie bis zum Ende verbunden blieb, — statt aller nennen wir hier nur die treffliche Amalia Weise, nachherige Direktorin Schoppe, — und die Freunde des Bruders, der öfters nach Hamburg wiederkehrte, die Berliner Chamisso *) und Neumann **), der Schwabe Kerner und der Königsberger Assing, wurden die ihrigen. Nach dem Kriege von 1813—1815, welchen Assing als Regimentsarzt eines Reiterregiments mitgemacht und worin er für Leistungen auf dem Schlachtfelde das eiserne Kreuz am schwarzen Bande erworben, wurde dieser durch hohen Geist und sittliche Würdigung ausgezeichnete Mann Rosa Maria's Gatte und ließ sich ihretwegen in Hamburg nieder. Sie führten zusammen die glücklichste Ehe, in reinster Liebe und vollster Eintracht, zufrieden und vergnügt in dem dargebotenen Lebenskreise, der sich durch die edelsten Befreundungen erweiterte, ohne seine ursprüngliche Einfachheit zu verlassen. Drei Kinder, von denen ein Söhnchen bald wieder starb, zwei Töchter aber, Ottilie und Ludmilla, zu blühender Jugend herrlich heranwuchsen, waren der Segen der glücklichen Verbindung. Rosa Maria besaß alle Eigenschaften der sorgsamsten Hausfrau, der erziehenden Mutter und der gebildeten Salondame in seltnem Vereine. Ihre persönliche Erscheinung gehörte mehr zu den angenehmen als schönen. Die frischeste Hautfarbe gab, bis zu ihrer letzten Krankheit, ihren Zügen einen fast jugendlichen Reiz. Bei mittlerer Größe gefiel das Ebenmaas ihrer Glieder. Auf Kleidung setzte sie nicht mehr Werth, als Anstand und Ordnungsliebe erheischen. Sie war fleißig in weiblichen Arbeiten, geschickt in einigen Zweigen derselben, mußte aber Alles, was sie prüfen wollte, ihren schwachen Augen sehr nahe bringen. Genau, ohne Geiz, schuf sie bürgerliche Rechtlichkeit um sich her, wie Frauen es eben sollen. Wahrhaftigkeit war die Krone ihrer Tugenden, der reine treue Spiegelgrund der Seele; Reden und Handeln ihr eins; die Lüge in Beiden ein Greuel. So gehalten ihr Wesen war, so konnte lebhaftes Interesse an einer Sache oder an dem Gespräche darüber sie bis zum wärmsten, feurigsten Antheile hinreißen. Ihr Redestyl war geläutert, ja sogar geschmückt, jedoch ohne Affektation; ihr Organ wohllau-

*) Dessen Biogr. s. im 16. Jahrg. des N. Nekr. S. 747.
**) — — — 12. — — — S. 828.

tend. Innig verbunden mit den Töchtern, deren jugendlichem Sinne sie noch vollständig mit angehörte und die bald ihre liebevollsten Freundinnen waren, machte sie ihr Haus zu einer Mitte freundlicher Geselligkeit, wo nur Gutes und Schönes gepflegt wurde und deutsche Biederkeit mit feiner Sitte sich zu dem heitersten Eindrucke verband. Von mehreren Seiten sind Schilderungen dieses in manchem Sinne einzigen Hauswesens versucht worden, doch ohne den Gegenstand zu erschöpfen. Freunde von nah und fern rühmten sich des guten Glückes, dort für einige Zeit einheimisch gewesen zu seyn; zuletzt noch Chamisso, der in Hamburg ein lieber willkommner Gast war. — Mit den herangewachsenen Töchtern machte Rosa Maria bald auch einige Reisen. Sie besuchte den Bruder in Berlin, später die Freunde am Rhein und in Schwaben, einen der Ausflüge erstreckte sie bis Paris. Von allen diesen Reisen sind anmuthige Tagebücher vorhanden, welche an dem Reichthume der Gegenstände nur um so schöner den des Sinnes entfalten. Schon früh hatte Rosa Maria sich in Gedichten und Erzählungen versucht und durch glückliche Lieder und gediegene Novellen den lebhaftesten Beifall geerntet. Die Freunde drangen auf Veröffentlichung und der Bruder, in der Folge Kerner und Chamisso, später auch sie selbst, gaben manches in Druck. Ein Lied, „Männertreue," und eine Erzählung, „der Schornsteinfeger," wobei die Oertlichkeit von Straßburg den Boden lieh, wurden mit besonderer Neigung aufgenommen. Sie lebte dem glücklichsten Alter entgegen, in durchaus erwünschten Verhältnissen, von Liebe umgeben, im Genusse aller Güter, welche die Freude an der Natur und der Sinn für das Kunstschöne, der rege Antheil an dem allgemein Menschlichen und das Bewußtseyn eines für das Glück der Nächsten so ersprießlichen, so nothwendigen Daseyns gewähren. Nur Todesfälle trübten diese Reihe schöner Jahre, der Tod der geliebten Mutter, deren späteres Leben sie verschönt hatte, der Tod der Gattin des Bruders, der Tod Chamisso's. Sie selbst genoß der besten Gesundheit, die ein langes Leben verhieß und noch felsenfest schien, als sie schon innerlich erschüttert war. Im Sommer 1839 erkrankte sie unerwartet, ein stilles Uebel, tief verborgen in frühen Anlagen, hatte sich schnell entwickelt und erwies sich bald unheilbar. Vergebens war die treue Bemühung des liebevollen Gatten, des geschickten Arztes, der zugleich die Hülfe seiner ärztlichen Freunde anrief, vergebens die unermüdete Pflege der lieben Töchter, die bekümmerte Sorgfalt aller Befreundeten. Rosa Maria,

von den Tröstungen der Religion erfüllt, deren reinster Gestalt sie mit ächter, so gefühlsinniger als thatkräftiger Frömmigkeit anhing, starb ergeben und sanft am obengenannten Tage. Die Trauer der Ihrigen war grenzenlos, dem innigsten Familienkreise war das Herz ausgebrochen. Bei Allen, die ihr jemals genaht waren, die ihr zum Theil in weiter Ferne lebten, war Bestürzung und herbe Klage. — Der Gatte gab als Handschrift für Freunde eine kleine Sammlung Gedichte heraus, sämmtlich der Dahingeschiedenen geweiht, unter dem Titel: „Xenien nach dem Tode Rosa Maria's, von D. A. Assing.“ Eine Sammlung ihrer Gedichte und Erzählungen ist nun auch im Drucke erschienen. Ihr Andenken wird sich im Gedächtnisse aller Guten erhalten und auch geistig nicht erlöschen! — Ad.

42. Dr. Johann Friedrich Blumenbach,

Professor der Medicin und Obermedicinalrath zu Göttingen, Kommandeur und Ritter mehrerer Orden, Mitglied fast aller gelehrten Akademieen Europa's;

geb. d. 11. Mai 1752, gest. d. 22. Jan. 1840 *).

Den Namen „Blumenbach“ kennt ganz Deutschland, Europa, ja ihn kennen die entferntesten Welttheile. Er hat sich nicht geringe Verdienste um Begründung und Verbreitung philosophischer Ansichten in dem ganzen Gebiete der Naturwissenschaften erworben, sowohl durch Schriften von zahlreichen Auflagen, wie als 64jähriger Lehrer durch seine Vorlesungen über Naturgeschichte, Osteologie, vergleichende Anatomie, Physiologie, Pathologie (nach Gaub) und medicinische Literaturgeschichte. Er konnte die ältesten Notabilitäten unserer Gegenwart zu seinen Zuhörern rechnen, Sömmerring **), Hufeland ***), Rudolphi †), Stieglitz, Alex. v. Humboldt, den Prinzen Max v. Neuwied, Lodemann u. A. Die seltene Gabe besitzend, Studirende jeden Faches für seine Vorträge zu fesseln, war er allen, die je in Göttingen den Studien oblagen, ein Lehrer geworden. Väter und Söhne hatte er um sich versammelt, und Letztere lauschten mit Freude auf seine launigen Erzählungen und humoristischen Bemerkungen, mit denen er seine Vorlesungen würzte und welche die Väter den Söhnen

---

*) Nach dem medicinischen Almanach von Dr. Sachs aufs J. 1841.
**) Dessen Biogr. s. im 8. Jahrg. des N. Nekr. S. 206.
***) — — — 14. — — — S. 530.
†) — — — 10. — — — S. 786.

schon im Voraus verkündet hatten. Ihn liebten und verehrten Alle und nie ward ein tadelndes Wort, welches so gerne der Schüler in seinem jugendlichen Uebermuthe über den Lehrer fällt, über ihn den allgeliebten, ausgesprochen. Feinde hatte er nie, und wenn auch in den neuesten Zeiten Manche achselzuckend auf ihn herabsahen und, sich mit ihren eignen Leistungen brüstend, von veralteten nicht mit fortgeschrittenen Lehrern sprachen, so haben diese vergessen, auf wessen Schultern sie emporgestiegen, es ist ihrem Gedächtnisse entfallen, daß ihnen „der alte Göttinger," der Stifter der vergleichenden Anatomie, den Weg gezeigt, welchen sie, die Jüngern, mit frischerer Jugendkraft versehen, wandeln konnten, und wenn sie im Uebermuthe ihrer Entdeckungen und des Auffindens neuer Resultate auf das Alte gleichgültig, ja wohl verächtlich zurückblicken sollten, so mögen sie sich eines Lieblingsausdrucks von B. erinnern „Natura non facit saltum;" und gewiß werden sie dann dem Verdienste die unverwelklichen Kronen lassen und sich durch solche Anerkennung auch die ihnen zublühenden sichern. Wir wollen uns darin dankbar des Dahingeschiedenen erinnern, sein Bild für alle kommenden Zeiten in Ehrfurcht und Liebe festhalten und in Umrissen nach verschiedenen Quellen vorzuführen versuchen. — Blumenbach *) ward zu Gotha geboren. Sein Vater, früher Privatdocent in dessen Geburtsstadt Leipzig, war Professor am Gymnasium zu G. und selbst ein eifriger Freund der Erd- und Naturkunde, erweckte er, im Besitze vieler Kupferwerke und Landkarten, früh schon die Liebe dazu bei seinem Sohne. Seine Mutter, von großen häuslichen Tugenden, war die Tochter des gotha'schen Vicekanzlers Buddeus und starb 1793, 68 Jahre alt. B. besuchte von Michaelis 1759 an das Gymnasium zu G., 1768 perorirte er zweimal auf des Herzogs Geburtstag und des damaligen Erbprinzen Vermählung und am 12. Okt. 1769 ging er, 17 Jahre alt, nach Jena. Nachdem er 3 Jahre daselbst studirt, wandte er sich nach Göttingen, wo er am 15. Okt. 1772 ankam, am 18. Sept. des darauf folgenden Jahres nach einer Dissert. „de generis humani varietate nativa" promovirte und am 31. Okt. desselben Jahres sein erstes Kollegium über Naturgeschichte zu lesen anfing. Noch in demselben Semester ward er Prof. extraord. und im Nov. 1778 ordentl. Prof. der Medicin. 1778 wurde er durch

*) Ein Bruder, den er hatte, starb in seinen besten Jahren als Beamter und Aufseher des Naturalienkabinets in Gotha und seine Schwester wurde die Frau des Prof. Voigt, der nachher nach Jena kam.

seine eheliche Verbindung Schwager von Heine. 1783 bereiste er die Schweiz und später Holland und England; 1788 wurde er königl. großbritan. Hofrath; 1792 hielt er sich abermals in London auf und 1812 ward er Ritter der westphälischen Legion und beständiger Sekretär der physikalisch-mathematischen Klasse der Societät. Wie er im J. 1806 nach Paris ging und beim Kaiser Audienz hatte, ging er in diesem Jahre als Deputirter der Universität ins Hauptquartier zu Bernadotte, dem nachherigen Könige von Schweden. In Folge dieser Dienstleistung, verbunden mit seinen übrigen akademischen Bemühungen, ertheilte ihm der Stadtmagistrat eine 30jährige Freiheit von den auf seinem Hause haftenden Kommunalabgaben. 1815 ward er Mitglied der Bibliothekskommission, 1816 Ritter des Guelphenordens und Obermedicinalrath, 1821 Kommandeur des Guelphenordens und 1824 Ritter des baierschen Verdienstordens. Am 18. Sept. 1825 feierte er sein Doktorjubiläum, am 26. Febr. 1826 sein akademisches Amtsjubiläum und 1837 ward er Ritter der Ehrenlegion. Nur wenige Gelehrte haben einen so ausgebreiteten Ruf sich erworben. Wie einst Briefe an Boerhaave, so gelangten Sendungen aus fremden Welttheilen an ihn, welche bloß an „Blumenbach in Europa" adressirt waren, wie er selbst häufig erzählte; wenige auch haben so viel Zeichen der Anerkennung erlangt. Mit seinen Empfehlungsschreiben sind reisende Naturforscher durch alle Zonen gelangt. Er ist von verschiedenen Königen und regierenden Fürsten besucht worden und 78 Akademieen, Societäten und Vereine haben ihn zum Mitgliede derselben creirt. So unter Andern: das Institut de France, die royal Society zu London, die kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, die Acad. natur. curiosorum, die königl. zu Berlin, zu München, zu Kopenhagen, zu Stockholm, die holländischen zu Haarlem und Rotterdam, die zu Batavia, Philadelphia, Boston, Florenz, Siena, Pisa, Livorno, Montpellier, Zürich, Edinburg, Lund, Lausanne, Bonn, Halle, Jena, Rostock, Marburg u. s. w. Die Ehrenbezeigungen, die ihm bei seinem Doktor- und Professorjubiläum zu Theil wurden, sind in der vom Universitätsrathe Oesterley 1838 erschienenen Fortsetzung der von Pütter begonnenen, vom Prof. Saalfeld bis 1820 fortgesetzten Gelehrtengeschichte der Georg-August-Universität (4. Thl. S. 421) ausführlich aufgezählt. Bekannt ist, daß Schrader bei der ersten Feier eine neu entdeckte Pflanzengattung Blumenbachia insignis nannte, wichtiger aber für die Zukunft, daß die deutschen

Naturfreunde auf Lodemanns und Rudolphi's Aufforderung dem Jubilar eine goldene Medaille überreichten und diese Feier durch die Stiftung eines Reisestipendiums (Stipendium Blumenbachianum) für minder bemittelte hoffnungsvolle Aerzte und Naturkundige verewigten. Es ist zu diesem Zwecke ein Kapital von 5000 Rthlrn. in preußischen Staatsschuldscheinen angekauft, für dessen Verwaltung das Universitätskuratorium zu Hannover die Sorge übernommen hat. Die Zinsen dieses Kapitals werden alle drei Jahre, wenn sie zu 600 Rthlrn. angewachsen, an einen würdigen, aber dürftigen Dr. med., der auf irgend einer deutschen Universität studirt hat, ausgetheilt, und zwar bisher ausschließlich durch B., der dieses Stipendium 1829 dem Dr. Westrumb, 1833 dem Dr. med. Herbst aus Göttingen, 1836 dem Dr. med. Langenbeck verliehen hat. Jetzt ist die Verleihung dieses Stipendiums statutenmäßig den medicinischen Fakultäten zu Göttingen und Berlin abwechselnd zugefallen. Die wissenschaftlichen Leistungen B.'s werden, wenn sie auch schon seit Jahren durch die beinahe täglich neuen Entdeckungen im Gebiete der Naturwissenschaften in den Hintergrund zurückgedrängt sind, doch nie verjähren. Seine Vorlesungen hatte er im 88. Jahre seines thätigen Lebens aus Altersschwäche eingestellt. Seine überaus große Schädelsammlung, an der er viele Jahre emsig gesammelt und zu der Könige und Fürsten beigetragen, ward von der Regierung zu einem sehr hohen Preise angekauft und wird jetzt mit dem Museum in Göttingen vereinigt werden, dessen Räume deßhalb vergrößert werden müssen. Die Aufsicht über die zoologische Sammlung des Museums leitete seit mehreren Jahren Prof. Berthold, der eine neue Ordnung in die bei B.'s zunehmender Altersschwäche gänzlich verfallene Sammlung gebracht hat, obgleich B. titulär noch immer die Oberaufsicht führte und die ganze königliche Sammlung auch als sein Eigenthum zu betrachten gewohnt war. B. starb am obengenannten Tage Abends zwischen 8 und 9 Uhr, nachdem er schon einige Tage vorher plötzliche Abnahme der Kräfte und asthmatische Beschwerden gehabt hatte. Er hinterließ ein großes Vermögen und wird, da seine beiden Töchter, Frau von Jasmund und Fräulein Adele, ohne Erben gestorben sind, von seinem Sohne, dem geheimen Kanzleirathe B. in Hannover beerbt. So alt B. auch geworden ist, so kann man doch sagen, er hat seinen Ruf nicht überlebt; denn er empfing noch bis auf seine letzten Lebenstage Zeichen der vielseitigsten Anerkennung. — So weit unsere Andeutungen über seine nächsten

Beziehungen nach außen. Folgen wir jetzt in nuce dem wesentlichen Inhalte der schönen Gedächtnißrede des Prof. Marx in Göttingen zum Andenken des Verstorbenen am 8. Febr. d. J. in der Sitzung der dasigen k. Societät der Wissenschaften. B. wurde dieser Societät schon als Stud. med. durch seine damalige Erfahrung bekannt, daß ihm (wie früher Braun in St. Petersburg) es gelungen, Quecksilber zum Gefrieren zu bringen. Seine erste Vorlesung als Mitglied betraf: die Augen der weißen Mohren und die Bewegung der Regenbogenhaut. Es war ein günstiges Geschick, daß seine erste literarische Arbeit die Menschenracen betraf und somit die physische Anthropologie der Krystallisationskern seiner Thätigkeit wurde. Nicht leicht hat wohl eine Dissertation so viele Auflagen erlebt und ihrem Verfasser eine so allgemeine Anerkennung verschafft, als die bereits erwähnte de generis humani varietate nativa. Sie wurde Veranlassung zur nachherigen allmäligen Herausgabe der Dekaden über die Schädelformen der verschiedenartigsten Völker und Nationen, so wie zur Gründung der vorhergenannten Sammlung. Naturgeschichte, nicht Naturbeschreibung, war die Aufgabe, die er sich gestellt hatte. Mit Baco von Verulam betrachtete er jene als die prima materia philosophiae. Verstand er es auch, mit wenigen charakteristischen Zügen das Eigenthümliche der Gegenstände zu bezeichnen, so zog er es doch vor, die innern Eigenschaften und Verhältnisse, die Bezüge der einzelnen unter sich, ihren Haushalt und ihre Stellung zum Ganzen aufzufassen. Darum beschäftigte er sich vorzugsweise mit der organischen und zwar mit der thierischen Natur. Daß er jedoch dem Studium der Geologie und Mineralogie kein Fremdling blieb, das erhellt aus de Luc's Briefen an B., aus dem, was er selbst über Hutton's Theorie der Erde mittheilte, und aus seinem Aufsatze über die Abdrücke auf bitumösen Mergelschiefer von Riegelsdorf. Unter den Männern, welche durch Erforschung und Deutung der urweltlichen Spuren zur Geschichte der Entstehung unserer Erde und ihrer frühesten Bewohner entscheidend beigetragen haben, darf B.'s Name nicht ungenannt bleiben. Er war es auch, der vor Vielen zuerst eine Sammlung von Versteinerungen zur Veranschaulichung und systematischen Kenntniß der Ueberreste aus der präadamitischen Zeit anlegte. Im J. 1790 schrieb er „Beiträge zur Naturgeschichte der Vorwelt." Den ihm bekannt gewordenen Ueberresten jener ältesten Epoche, namentlich aus den hannöverschen Landen, widmete er zwei Societätsvorlesungen. Auch äußerte er

sich über die Verbindung der Petrefaktenkunde mit der Geologie, um dadurch zur genauern Bestimmung des relativen Alters der verschiedenen Lagen der Erdenrinde zu gelangen, und er zuerst war es, der dieses Studium in Gang brachte. Ferner erklärte er sich über die angeblichen fossilen Menschenknochen von Guadeloupe. Seine Ansichten verweilen bei derartigen Urtheilen, wie auch bei mehr allgemeinen Betrachtungen, wie z. B. „über die Stufenfolge in der Natur" oder „über die sogenannten Endabsichten," am liebsten innerhalb der Gränzen der Erfahrung und der nachweisbaren Schlußfolgerungen. Glänzende Hypothesen, spitzfindig ausgesonnene Kombinationen, phantasiereiche Ahnungen waren nicht seine Sache. Wenn von irgend einem wissenschaftlichen Werke der neuern Zeit gesagt werden kann, daß sein Nutzen unberechenbar geworden sey, so darf dies wohl von B.'s „Handbuch der Naturgeschichte" behauptet werden. Der gebildeten Länder und Kreise, wo dasselbe unbekannt geblieben, sind sicherlich nicht viele. Dieses Werk, das mit jeder neuen Auflage auch die Fortschritte seines Verfassers beurkundete, enthält in einem kleinen Raume eine erstaunliche Menge des wohlgeordneten Materials. Auch seine „Beiträge zur Naturgeschichte" und seine 10 Hefte „Abbildungen naturhistorischer Gegenstände" haben durch interessante Auseinandersetzung, zweckmäßige Auswahl und Genauigkeit der abgehandelten Gegenstände der Verbreitung und Begründung dieser Lehre ersprießliche Dienste geleistet. Eigenthümlich war sein Bemühen, Erläuterung in zweifelhaften Fragen und Aufhellung obschwebender schwieriger Untersuchungen in der Naturgeschichte aus den alten Kunstdenkmälern und aus den Ueberlieferungen der Dichter zu holen. Die Wanderungen der Thiere und ihr zeitweises Vorkommen in ungeheurer Menge und Erstreckung schien ihm ein großes, noch nicht gehörig gelöstes Räthsel. Seinen Beitrag zur künftigen Lösung dieser wichtigen Frage hielt er nicht zurück. Daß B. mit geringen Abweichungen der künstlichen Linneischen Eintheilung folgte, veranlaßte hie und da einigen Tadel; allein dieses Festhalten geschah weder aus Bequemlichkeit, noch aus Unkunde, sondern aus der Ueberzeugung, daß die Zeit für ein natürliches System noch nicht da sey. Wie sehr er das Bedürfniß nach einem solchen fühlte, ergibt sich daraus, daß er schon im J. 1775 den Versuch einer natürlichen Ordnung der Säugethiere entwarf, bei deren Bestimmungen nicht auf einzelne oder wenige, sondern auf alle äußern Merkmale zugleich, auf den ganzen Habitus der Thiere gesehen wird. Mehrere Jahre, nachdem er „von den Zähnen der alten

Egypter und von den Mumien" gehandelt hatte, wurde ihm, während seines Aufenthalts in London, am 18. Febr. 1791, Gelegenheit, 6 Mumien zu öffnen, und die Mittheilung seiner dabei gewonnenen Resultate an Bank's erlangte eine große Berühmtheit. Er besaß eine Sammlung von antiken Steinarten zur Erläuterung der Geschichte der Kunst des Alterthumes, weswegen er auch öfters zur Entscheidung zweifelhafter, z. B. der vorgeblichen Antike aus Speckstein, um Rath gefragt wurde. In der Literärgeschichte eiferte B. seinem Vorbilde und Muster, Albrecht v. Haller, nach, mit dem er als Göttinger Student dadurch bekannt wurde, daß er ein Buch, welches Jener in einem seiner Werke als ihm nicht bekannt angab und das er durch eine Auktion erhalten hatte, auf Zureden von Heyne, nach Bern sandte. Später lieferte er ihm mehrere Male Nachträge und Zusätze zu den herausgegebenen Bänden der medicinisch-praktischen Bibliothek. Unter den bibliographischen Leistungen jenes großen Literators hielt B. die Bibliotheca anatomica vor allen hoch. Das Andenken berühmter Männer feierte er oft, hauptsächlich in seiner „medicinischen Bibliothek," diesem kaum übertroffenen Journale, und dann als Sekretär der Societät zu Göttingen, wo er in Bezug auf seine dahingeschiedenen Amtsgenossen diese schmerzliche Pflicht in deren Gedächtnißreden auf Richter (1812), Crell (1816), Osiander (1822), Bouterwek*) (1828), Mayer**) (1831), Mende†) (1832) und Stromeyer††) (1835) auf eine würdige Weise erfüllte. Sein „Ehrengedächtniß des Regiments-Chirurgus Johann Ernst Wreden" ist für die Geschichte des Medicinalwesens insofern von Bedeutung, als jener längstvergessene Wundarzt zuerst auf dem Kontinente, und zwar in Hanover die Einimpfung der Menschenblattern vornahm. Seine „Nachricht von der auf der göttingischen Bibliothek befindlichen Meibom'schen Sammlung medicinischer Handschriften" darf der Literaturfreund nicht unbeachtet lassen. Schon das bisher Aufgeführte dürfte hinreichend seyn, die Verdienste und Vorzüge B.'s in das rechte Licht zu stellen. Aber gerade die bedeutendsten haben wir noch nicht genannt und aus ihrer Darlegung wird erhellen, wie so Vieles in einem Manne vereinigt war, wovon schon jedes Einzelne hingereicht hätte, seinem Besitzer Berühmtheit zu verschaffen.

---

*) Dessen Biogr. siehe im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 623.
**) — — — — 8. — — — S. 823.
†) — — — — 10. — — — S. 317.
††) — — — — 13. — — — S. 693.

Physiologie und vergleichende Anatomie, das sind die Doktrinen, in welchen B's Name unvertilgbar hervorleuchtet. Was er in diesen Gebieten durch Schrift und Wort leistete, das wird sein Vaterland sicherlich um so weniger vergessen, als das Ausland durch ihn größtentheils diese Studien erst liebgewann, und seine Dankbarkeit nicht nur ihm, sondern überhaupt deutscher Gelehrsamkeit zollte. Die dunkeln Lehren von der Zeugung, von der Ernährung und der Reproduktion erhielten durch ihn Licht und kritische Aufhellung. Wenn auch seit den 60 Jahren, wo er zuerst geisteskräftig an die Sichtung des vorhandenen Materials und an eigene Untersuchungen sich machte, umfassendere Resultate, als er aufstellte, gewonnen wurden: so darf doch mit Recht behauptet werden, daß seine Angaben wohl erweitert und hie und da berichtigt, aber keineswegs widerlegt worden sind. Am 9. Mai 1778 brachten ihn Beobachtungen an grünen Armpolypen, die in Reproduktion standen, zuerst auf die Erkenntniß und nachherige weitere Untersuchung der in den organischen Lebenskreisen unaufhörlich thätigen Naturkraft. Im Jahre 1780 erschien sein Aufsatz „über den Bildungstrieb und seinen Einfluß auf die Generation und Reproduktion," und das Jahr darauf die Monographie: „über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäft." Auch äußerte er sich damals „über eine ungemein einfache Fortpflanzungsart," nämlich über die der Brunnen-Konferve, deren Fortpflanzungsweise er am 18. Febr. 1781 entdeckt hatte. Die kurze Beantwortung der von der Petersburger Akademie aufgegebenen Frage „von der Nutritionskraft" sandte er den 25. Mai ein, nachdem er sie den Tag vorher verfertigt, und erhielt den halben Preis. Zu Troja's Versuchen über die Erzeugung neuer Knochen schrieb er Anmerkungen. Ueber die „Regeneration eines Auges beim Wassersalamander" theilte er in einer Sitzung dieser Gesellschaft mit, daß er $\frac{4}{5}$ Theile des Augapfels ausgeschnitten und daß ein neues Auge sich gebildet habe. Voll hellen Blickes und mit seltener Sachkenntniß setzte er dann die anomalen und krankhaften Abweichungen des Bildungstriebes aus einander und zeigte, wie „Künsteleien oder zufällige Verstümmlungen am thierischen Körper mit der Zeit zum erblichen Schlage ausarten." Daß seine Lehre vom Bildungstriebe von großen Denkern angenommen und wenn auch in veränderten Ausdrücken und Darstellungsweisen zur Basis weiterer Entwicklungen gebraucht wurde, wie von Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft, von Fichte im System der Sittenlehre, von Schelling in der Weltseele und von

Goethe *) in der Morphologie, das gereichte ihm eben so sehr zu besonderer Befriedigung, als es zugleich die Tüchtigkeit und Fruchtbarkeit von jener bethätigte. Sein Handbuch der Physiologie zeichnete sich nicht minder durch die Eleganz der Sprache und, wie alle seine Bücher, durch eine ausgewählte Literatur aus, als durch den Reichthum eigener Beobachtungen. Die Untersuchung, ob dem Blute eine eigenthümliche Lebenskraft zuzugestehen sey oder nicht, beschäftigte ihn viel. Ebenso die Ursache der schwarzen Farbe der Neger. Im Jahre 1784 entdeckte er bei Zergliederung eines Seehundauges die merkwürdige Einrichtung, wodurch diese Thiere im Stande sind, nach Willkühr die Achse desselben zu verlängern oder zu verkürzen, um durch zweierlei Medien von so verschiedener Dichtigkeit, durch Wasser nämlich ebenso gut als durch Luft, deutlich sehen zu können. Die Beschaffenheit und die Bestimmung der Stirnhöhlen, sowie ihr Verhalten in Krankheiten setzte er zuerst genau aus einander. Die Durchkreuzung der Sehnerven galt ihm als ein ausgemachtes Faktum. Eine Muskelhaut der Gallenblase glaubte er nicht annehmen zu dürfen. Auf den Vorfall der Augen eines Enthaupteten machte er deswegen aufmerksam, damit das Phänomen nicht wie bei Erhenkten bloß von Kongestion hergeleitet werde. Bei Gelegenheit einer Mittheilung „von einem Bocke, der Milch gibt," äußerte er sich über das Vorkommen von Milch in den Brüsten der Männer und versuchte eine Erklärung. Seine „Geschichte und Beschreibung der Knochen des menschlichen Körpers," worin dieser an sich trockne Gegenstand auf die interessanteste, neue Seiten darbietende Weise dargestellt wurde, wird wohl immer einen bleibenden Werth behalten. Sein „Handbuch der vergleichenden Anatomie" war nicht bloß in Deutschland das erste seiner Art, sondern überhaupt in der gelehrten Welt. Nie war vor ihm ein Buch über die Gesammtheit dieser Lehre erschienen; er führte sie zuerst in den Kreis der Lehrgegenstände ein. Eine seiner frühesten Mittheilungen handelte „von den Federbuschpolypen in den göttingischen Gewässern." Dann lieferte er eine vergleichende Durchführung zwischen den warm- und kaltblütigen Thieren, so wie später zwischen den warmblütigen lebendig gebärenden und eierlegenden Thieren. Nicht mit Stillschweigen dürfen übergangen werden seine Beobachtungen über den Bau des Schnabelthieres, über den Schnabel der Enten und der Pfefferfraße, so wie über den Sack am Halse des Renn-

*) Dessen Biogr. siehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 197.

thieres. Insofern B. als die Grundfeste der Arzneiwissenschaft die Physiologie betrachtete, so ist unschwer einzusehen, von welchem Standpunkte aus seine Beiträge zur praktischen Medicin zu beurtheilen sind; übrigens versäumte er keine Gelegenheit, um auch nach dieser besondern Richtung seine Theilnahme zu bewähren. So gab er seine Meinung ab über die Häufigkeit der Brüche auf den Alpen; über das Heimweh; über die Schwermuth und den Selbstmord in der Schweiz; über eine ausgeschnaubte Feuerassel; über einen 17jährigen Wasserkopf. Auch zur Erweiterung der Arzneimittellehre trug er bei durch Versuche mit Luftarten an lebenden Thieren, so wie durch Mittheilung einer neuen Art Drachenblut aus der Botany-Bay an der Ostküste von Neuholland, und durch Beschreibung der echten Winter'schen Rinde. Noch einer Wissensseite muß hier Erwähnung geschehen, worin B. kaum seines Gleichen hatte, nämlich seiner Bewandertheit in den Reisebeschreibungen. Alle auf der Bibliothek zu Göttingen befindlichen hat er nach und nach durchgelesen und excerpirt und daraus ein dreifaches Verzeichniß sich angefertigt, nämlich ein geographisch geordnetes, ein chronologisches und alphabetisches. Er verdankte dieser Beschäftigung, wie er häufig zu erwähnen pflegte, keinen geringen Theil seiner Kenntnisse; für seine naturhistorischen und ethnographischen Bestrebungen war sie eine stets ergiebige Fundgrube. Seine Recensionen zeichnen sich aus durch bündige Kürze, deutliches Hervorheben der wesentlichen Punkte, eingestreute Scherze und belehrende eigene Beobachtungen und Ansichten. Wie B. überhaupt in wenige literärische Fehden verwickelt wurde, so kam es auch nicht leicht vor, daß eine Recension ihm Groll oder Haß zuzog; doch konnte er nicht umhin, manchmal auch die Dinge beim rechten Namen zu nennen und falsche Celebritäten in ihrer Blöße zu zeigen. Hiermit wendet sich unser Andenken von dem Schriftsteller B. zu dem göttinger Lehrer, zu dessen Hörsälen die Jugend wie das Alter strömte, um aus seinem von Witz und Humor übersprudelnden Munde Worte bleibender Belehrung zu vernehmen. Er legte einen Werth darauf, daß man bei ihm die Kunst zu sehen lerne; aber man mußte auch, nach Umständen, hören, riechen und schmecken. Er erklärte, daß er keine Vorträge halte, damit man sie schön auf Pandektenpapier schreibe; den ganzen Menschen, seine gesammte innere Thätigkeit im Vorstellen, Vergleichen und Verknüpfen nahm er in Anspruch. Die Mittel, deren er sich hierzu bediente, waren äußerst mannichfach; aber eine befriedigende Vorstellung davon zu geben, ist sehr schwierig; denn sie sind zu

innig mit seiner eigenthümlichen persönlichen Erscheinung verbunden. Von seinen vielen geistreichen und scherzhaften Einkleidungen wären mannichfache Belege*) vorzubringen, würden wir nicht befürchten, daß sie, entblößt von dem Reize seiner mimischen Darstellung und nicht unterstützt von seiner zwar muntern, aber dabei stets würdevollen Haltung leicht

---

*) Nur des Beispiels wegen eine Andeutung davon: Er verlangte, daß man sich gewöhne, die Gegenstände klar und bestimmt aufzufassen und aus Theilen das Ganze zu vergegenwärtigen, denn alle Dinge, sagte er, könne er nicht ins Kollegium bringen, wie Elephanten und Rhinoceros. Auch wünschte er, daß man sich von den gewonnenen Erfahrungen und Beobachtungen keine falsche Vorstellung mache. So z. B.: „Wenn Sie eine Idee haben wollen von dem tiefsten Punkte, bis zu welchem die Menschen ins Innere der Erde gedrungen, so tempeln Sie zu Haus ihre Bibliothek, Corpus juris, Kirchengeschichte und Theraxie auf, bis Sie 12,000 Blätter, id est 24,000 paginas, auf einander haben. Und wissen Sie, wie tief man gekommen in das Herz der Erde? gerade so weit, als das erste und zweite Blatt an Dicke beträgt. Und Sie schämen sich nicht vom Kerne der Erde zu sprechen. Wenn der Dichter von den visceribus terrae spricht, müssen wir übersetzen: Oberhäutchen der Erde.“ Er kannte sein Publikum so gut, daß er, um zu erreichen, was er wünschte, keine langen Ermahnungen, noch viel weniger Tadel von Nöthen hatte. Er wandte sich an das Gefühl für das Rechte und Schickliche, nicht mit salbungsvoller Rede, sondern im Vorbeigehen, wie mit einem elektrischen Schlage treffend. Sah er z. B., daß man seine Gegenstände beim Herumzeigen ungehörig anfaßte, so rief er mit verständlicher Pantomime: „am besten den Rockzipfel und auf Baumwolle gelegt; aber ich weiß: Ein Wort gilt mehr als ein Centner Baumwolle.“ Zuweilen liebte er es, aphoristisch zu reden, die Verbindungsglieder den horchenden Zuhörern überlassend, aber mit übersprudelnder Laune auch den Apathischesten erweckend und fortreißend. Wie z. B. dann, wenn er in der Naturgeschichte erzählte, daß man einen rasirten Bären für eine neuentdeckte Menschenart ausgab: „Ein Thier in Göttingen, an dem Buffon etwas mehr Menschliches soll gefunden haben; besonders zeigte es einen Zug von Modestie, indem es sich die Hosen nicht ausziehen lassen wollte. Hinterm Ofen im goldnen Engel die creatura quaestionis in einem Husarenhabit mit Dollmantel. Die Brust besehen — ein beneidenswerther Teint. Das Maul vermummt; große Krallen mit langen Manchetten; — ein Husar mit Manchetten, das gab gleich Verdacht: — Ich bin der Mann, der hier Kolleg über Naturgeschichte liest, das Kolleg ist rappelvoll; — ihr zeigt mir heute Abend das Thier, wie es Gott geschaffen hat, oder vielmehr wie ihrs rasirt habt, oder ich stehe für nix, denn mit den Herrn im collegio ist nicht zu spaßen. — Die Haare standen ihm thurmhoch in die Höhe; später sah es Bl. bei der Abendtoilette. Das Kamisol war angenagelt.“ Zuweilen verschmähte er es nicht, den Studenten ein Wort zu Liebe zu reden, z. B.: „Manche Exegeten sind der Meinung, daß der Wallfisch den Propheten Jonas ausgespieen, denn wo ein Gaul Platz hat, habe ihn auch ein Prophet. B. pflichtet jedoch lieber der Ansicht des Hermann von der Hardt in Helmstädt bei, der einen unflätigen Kommentar über jenen Mann Gottes geschrieben: er habe in Ninive im Wallfische logirt; da waren ihm die Späne ausgegangen; der Wirth wollte nicht länger pumpen — aus der Kneipe geworfen; d. h. der Wallfisch hatte ihn ausgespieen.“ Oder: „John Hunter grübelte nach, ob's nicht möglich sey, daß der Mensch sich verpuppe — das wäre gut für die Konskription, gezwungene Anleihen, oder wenn der Bursch citirt wird. Ne, Ne, sagt die Uf-Wärterin, unser Herr ist verpuppt.“

in einem falschen Lichte erscheinen möchten. B. war ein geborner Professor; in diesem Berufe suchte und fand er seine Befriedigung, seinen Stolz. Obgleich das Vertrauen der Welt in die Lehrergabe des hochbetagten Greises auf festem Boden beruhte, so unterließ er dessen ungeachtet nicht, dasselbe immerfort dadurch zu rechtfertigen, daß er das Erlernte wieder aufzufrischen, ja Neues hinzuzufügen sich bestrebte. In seinem Notizenbuche ist aus später Zeit folgende Bemerkung aufgezeichnet: „So lange Jahre ich auch schon Kollegien lese, so gehe ich doch bis dato durchaus niemalen ins Auditorium, ohne auf jede einzelne Stunde mich von neuem und eigens präparirt zu haben, weil ich aus Erfahrung weiß, wie sehr sich manche Docenten dadurch geschadet haben, daß sie diese jedesmalige Präparation bei Vorlesungen, die sie schon 20 und mehrere Male gelesen, für entbehrlich gehalten." B. verließ sich überhaupt nicht auf seine glücklichen Naturanlagen, sondern er beeiferte sich, ihnen ohne Unterlaß die größtmögliche Ausbildung zu ertheilen. Nur daher ist zu erklären, wie seine Sprach- und Schreibart nie veraltete, stets interessant, ja in vieler Beziehung musterhaft blieb und die Aufmerksamkeit des Hörers wie des Lesers auf eine seltene Weise fesselte. Was zunächst seine Sicherheit und Ruhe in der Rede betrifft, so verdient wohl folgende Notiz von ihm hervorgehoben zu werden: „Zu den Regeln, auf welche mein Vater bei unserer Erziehung streng hielt, gehörte unter anderm, daß wir im Reden durchaus in der einmal angefangenen Konstruktion fortfahren, die dazu gehörige Wendung suchen mußten und nie wieder von vorn anfangen durften, um eine andere einzuschlagen. Das hat mir in der Folge sehr viel zum freien Vortrage geholfen." Die Vernunft pflegte er zuweilen als „das Vermögen sich zu perfektioniren oder als den Vorzug, sich nach den Umständen zu akkomodiren" zu bezeichnen und seine Sprech- wie Handlungsweise war fast ein beständiger Kommentar dieser Definition. In der Ausdrucksweise folgte er dem gemeinen Sprachgebrauche; Adelung galt ihm als entscheidende Autorität und dessen Wörterbuch lag beständig bei seinem Tische. Die Puristen waren ihm ein Gräuel. Die Bezeichnung Kornstein für Granit nannte er „schaudervoll." Der Etymologie redete er das Wort; sein nächster Beweis für ihre Bedrutung war das Wort Aemsigkeit von Ameisigkeit. Die Grammatik mußte zuweilen in der flüchtigen Rede seinen momentanen Zwecken dienen. Uebrigens war die Rede, so wie überhaupt sein Styl und Vortrag das Ergebniß bewußter Ueberlegung. Auf einem Notizenblatte findet sich

folgende Bemerkung aufgezeichnet: „In meinem Collegienvortrage sowohl als in meinen Schriften habe ich immer Quintilian's Muster zu befolgen gesucht." Hier heißt es: „Unser Bemühen ging dahin, auch etwas heitern Schmuck einzuflechten, nicht um die eigene Kunst zur Schau zu stellen, sondern um gerade dadurch die Jugend anzureizen, das sich anzueignen, was zur Förderung ihrer Studien nothwendig scheint. Denn uns bedünkte ebenso sehr, daß sie, durch irgend einen anmuthigen Reiz des Vortrags angezogen, weit lieber lernen dürfte, als zu befürchten steht, daß eine nüchterne und trockne Lehrart sie von dem Gegenstande abwenden und ihre jugendliche Aufmerksamkeit abstumpfen möchte." Wer einmal B. gesehen oder mit ihm gesprochen, vergaß ihn schwerlich je wieder; wer mit ihm lebte, dem wußte er sich geltend zu machen. Noch im hohen Greisenalter, als der Druck der Jahre den widerstrebenden Rücken gebeugt hatte, stand und saß er da, wie aus Erz gegossen, jede Miene ein Mann. Wer beim Anklopfen an seine Thüre das mit gewaltiger Stimme ausgerufene „Herein" vernahm; wer dann in dem ausdrucksvollen Gesichte das wundersame Spiel der Muskeln sah und in der Unterhaltung ebenso die unerschütterliche Ruhe und Sammlung als Frische und Heiterkeit des Geistes bemerkte, der wußte bald, mit wem er es zu thun habe. Man ging nie von ihm, ohne einen belehrenden Wink vernommen zu haben. Er verstand Scherz und wußte ihn zu erwiedern. Entschlüpfte jedoch dem Andern im Gespräche eine Aeußerung oder Wendung, der die gehörige Ueberlegung und Rücksicht mangelte, oder hatte man den Anschein, als wolle man dem Alten imponiren, so wurde einem gewiß sonderbar zu Muthe, wenn er nach seiner Mütze griff und das schneeweiße Haupt mit den Worten entblößte: „old B. bedankt sich." Ich kann es nicht unterlassen zu bemerken, daß Astley Cooper im Jahre 1839 in einem Empfehlungsschreiben anführte: der König Georg IV. habe geäußert, es sey ihm nie ein so bedeutender Mann vorgekommen als B. Sein Befinden war im Durchschnitte wenig Störungen unterworfen. B. wollte nicht krank seyn; er hatte keine Zeit dazu. In der Jugend war er schwächlich, litt viel an heftigem Nasenbluten, selbst an Bluthusten; aber durch die höchste Sorgfalt und Regelmäßigkeit in der Lebensweise gelangte er im Laufe der Jahre zu einer sehr dauerhaften Gesundheit. Er behauptete, die Beschäftigung mit der Naturgeschichte habe, unter anderm, das Gute bei ihm bewirkt, daß er einen Schlaf wie ein Murmelthier und einen Magen wie der Vogel Strauß bekommen. Zwischendurch litt er

wohl an trocknem Husten, an Augenentzündung oder an Lendenweh, was er den Pfahl im Fleische nannte; ging es dann nicht mehr, das Uebel niederzuhalten und zu verbergen, wandte er sich an den Arzt, so befolgte er dessen Vorschriften auf das Genaueste. Herzlich freute er sich, wenn er die Unbequemlichkeit bald wieder los war und dankbar rief er mit Jesus Sirach aus: eine kurze Thorheit ist die beste. Das hohe Alter hatte zwar einige kaum ausbleibende Unannehmlichkeiten im Gefolge; aber im Ganzen fühlte sich der noch geisteskräftige Greis auch körperlich wohl. Prof. Marx war zuletzt sein Arzt. Zur nähern Auffassung dieser großartigen und seltnen Natur, die auch in ihrem Dahinscheiden ihre innerste Harmonie bewährte, mögen noch folgende vereinzelte Züge dienen. B. weinte nie *). Nach einem schweren häuslichen Verluste fand ich ihn gefaßt, in einer naturhistorischen Reise lesend und mich auf die gelungenen Abbildungen aufmerksam machend. Er fühlte durch und durch sein Alleinseyn, aber er klagte nicht, weinte nicht, sondern suchte sich zu beschäftigen, so weit es möglich war. Nie gebrauchte er eine Brille und er las im 88. Jahre mit Bequemlichkeit die feinsten Lettern und Akten. Seine Handschrift wechselte auffallend nach den verschiedenen Epochen seines Befindens. In der Jugend und im kräftigen Mannesalter schrieb er schön; dann bekam er eine Unfähigkeit, den Schreibfinger zu gebrauchen, und nachdem er Vieles dagegen ohne Erfolg versucht hatte, gewöhnte er sich mit der linken Hand zu schreiben und die Feder mit der rechten zu führen. Dazu bediente er sich der Schwanenfedern und der dicksten Bleistifte; allein im 87. Jahre versuchte er wieder mit der rechten Hand zu schreiben und die Schriftzüge erinnerten durch ihre Bestimmtheit und Deutlichkeit an die schönen der frühern Jahre. Brachte man ihn auf das Kapitel des Schreibens, so unterließ er es nie, die Kunst, in der Tasche zu schreiben, angelegentlich zu empfehlen, was ihm bei di-

*) „Gucken Sie," sagte er einige Male, „nach meinem Tode nach der Thränendrüse; Sie werden keine finden:" oder: „ich muß Nerven haben wie Stricke oder gar keine." Die Sektion wurde nicht gestattet. So interessant diese in vieler Hinsicht gewesen seyn würde, namentlich zur genauern Kenntniß der einzelnen Gehirntheile und ihres Verhältnisses unter sich, zur Vergleichung des Schädels, der Luftröhre und der Lunge mit den bekannten Erscheinungen während des Lebens des auch in physischer Hinsicht merkwürdigen Greises, so darf doch in Bezug auf die oben geäußerte Eigenthümlichkeit behauptet werden: jene berührten Gebilde waren sicherlich vorhanden und so normal als möglich; aber jahrelanger Vorsatz, eiserner Wille und zum Gesetze gewordene Gewohnheit hatten ihren bestimmenden Einfluß auf sie geltend gemacht.

plomatischen Missionen, vermittelst eines kurzen Bleistiftes und eines starken pergamentartigen Papieres, von Nutzen gewesen sey. Wenn er sofort nach dem Aufstehen, nach althergebrachter Weise, frisirt und gepudert war, so zog er die Stiefel an und darin blieb er bis zum Schlafengehen. Es gehörte viel dazu, ihm endlich Pantoffeln und einen Fußkorb aufzubringen. Im Schlafrocke sah ihn kaum sein Arzt. Von jeder bindenden Gewohnheit hielt er sich frei; das Rauchen, was er eine Zeitlang sich erlaubt, ließ er wieder und ebenso das Schnupfen, das an die Stelle getreten war. Seit seinem 86. Jahre sah man die Dose nicht mehr. Mäßigkeit bei Tische war bei ihm Gewohnheit; er nahm immer nur die gleiche Quantität. Er erzählte von sich, nie betrunken gewesen zu seyn. B. war sparsam; aber er verstand auch zu geben. Er wußte den Werth des Geldes zu würdigen; ohne daß er ihm jedoch eine höhere Rücksicht hintenansetzte. Wie B. selbst in öffentlichen wie in persönlichen Dingen äußerst diskret war, so verlangte er dies auch von denen, die mit ihm umgingen. Eine Neuigkeit, zumal wenn sie pikanter Natur war, ließ er sich zwar gern erzählen, aber außerdem kümmerte er sich wenig um die inneren Angelegenheiten Anderer. Er pflegte zu sagen: de occultis non judicat ecclesia. Klagte ihm Jemand seine Lage, wurde er um seine Verwendung angegangen, so vertröstete er gern mit dem Spruche: „Lipsia vult expectari!" Schien ihm irgend, daß das Begehren die gehörigen Schranken überschreite, so rief er: „ich dächte!" womit vorerst die Verhandlung geschlossen war. Höflichkeit hielt er für eine Pflicht und er verstand es, ebenso sehr durch sie anzuziehen als fern zu halten. B. wollte immer lernen und er ging keinen Augenblick müssig. Daher sagte er auch: ennui kenne er blos par renommée. Er gehörte nicht zu denen, die alles gleich auf Treu und Glauben annehmen; allein er hütete sich selbst und warnte Andere, die Zweifelsucht zu weit zu treiben. Er meinte, es wäre eine Aufgabe für einen scharfsinnigen Kopf, zu untersuchen, ob Leichtgläubigkeit oder Hyperscepticismus der Wissenschaft mehr geschadet habe, und er neigte sich zu der letzteren Ansicht. Für durchaus nothwendig erachtete er, bei jeder Aussage das Individuum, von dem sie herrührte, ins Auge zu fassen. Er tadelte es, wenn Jemand in allgemeinen Redensarten sich verlor, statt den Grund einer Erscheinung aus nahe liegenden Thatsachen herauszufinden. „So äußerte er: „Die Klage, daß das Menschengeschlecht immer schwächer werde, ist eine elende Jeremiade. Legen Sie einem unserer Rosse eine Pferderüstung aus dem Mittelalter an —

es wird zusammengedrückt wie ein Pfannekuchen. Diese trinken keinen Thee, keinen Kaffee, kennen auch das Uebel nicht, das aus Amerika zu uns gekommen seyn soll. Die Gewohnheit allein ist es." In seinem Denken wie in seinem Thun war alles Ueberlegung, Zusammenhang, Zweckmäßigkeit. — Seine Schriften in chronolog. Folge sind: Diss. inaug. de generis humani varietate nativa. Gotting. 1775. Edit. 3. 1795. — Prolusio anatomica de sinibus frontalibus. Ibid. 1779. — Handb. d. Naturgeschichte. 2. Bd. Ebend. 1779—80. 2. Aufl. 1782. 3. Aufl. 1787. 4. Aufl. 1791. 5. Aufl. 1797. 6. Aufl. 1799. 7. Aufl. 1804. 8. Aufl. 1807. 9. Aufl. 1814. 10. Aufl. 1821. 11. Aufl. 1825. 12. Aufl. 1830. 13. Aufl. 1832. — Ueber den Bildungstrieb u. das Zeugungsgeschäft. Ebd. 1781. N. Aufl. 1789. N. vermehrte Aufl. 1791. — Geschichte u. Beschreibung der Knochen des menschl. Körpers. Ebd. 1786. 2. verm. Aufl. Ebd. 1807. — Commentatio de oculis leucaethiopum et iridis motu. Ibid. 1786. — Introductio in historiam medicam litterariam. Ibid. 1786. — Institutiones physiologicae. Ibid. 1787. Edit. 2. auct. et emendat. Ibid. 1798. Edit. 3. 1810. Edit. 4. 1821. — Specimen physiologiae comparatae inter animantia calidi et frigidi sanguinis. Ibid. 1787. — Nuperae observationes de niso formativo et generationis negotio. Ibid. 1787. — Synopsis systematica scriptorum, quibus inde ab inauguratione Acad. Georg. Aug. d. 17. Sept. 1737 usq. ad 1787 disciplinam suam augere studuerunt Profess. medic. Gottingenses. Ibid. 1788. — Zwei Abhandl. üb. die Nutritionskraft. St. Petersburg 1789. — Specimen physiol. comparationis inter animalia calidi sanguinis vivipara et ovipara. Ibid. 1789. — Beitr. z. Naturgeschichte. 1r Th. Götting. 1790. 2 Aufl. 1806. 2r Thl. 1811. — Decas VI. collectionis suae craniorum diversarum gentium illustrata. Ibid. 1790—1820. — Observations on some Egyptian Mummies opened in London. Lond. 1794. — De vi vitali sanguini neganda. Gotting. 1795. — Abbild. naturhist. Gegenstände. 10 Hfte. Ebd. 1796—1810. 2. Aufl. 3 Hfte. 1810. 3. Aufl. Hft. 1. 1827. — Handbuch d. vergleichenden Anatomie. Ebd. 1805. 2. Aufl. 1815. 3. Aufl. 1824. — Kleine Schriften z. vergleichenden Physiologie u. Anatomie. Lpzg. 1800. 2. Aufl. Ebd. 1804. — Specimen archaeologiae telluris terrarumque inprimis Hannoveranarum. Spec. II. Gotting. 1804—16. Specimen historiae naturalis, antiquae artis operibus illustratae, eaque vicissim illustrantis. Ibid. 1808. — De quorundam animantium coloniis sive sponte migratis, sive

casu aut studio ab hominibus aliorsum translatis. Ibid. 1824. — De veterum artificium anatomicae peritiae laude limitanda, celebranda vero eorum in charactero gentilitio exprimendo accuratione. Ibid. 1828. — Specilegium observationum de generis humani varietate nativa. Ibid. 1833. — Gab heraus: Medic. Bibliothek. 3 Bde. Ebend. 1783 — 94, schrieb Vorreden und Anmerk. zu verschiedenen Werken, Aufsätze in verschiedene Zeitschriften u. ließ mehrere kleine Denkschriften auf verst. göttinger Professoren im Drucke erscheinen. — Bildnisse von ihm: 1) fec. Schwenterley 1791. 2) pinx. Kobolt 1793, sc. Laurens 1804, vor N. allgem. deutsch. Bibl. Bd. 94. 1804. 3) sc. J. F. Schröder, vor allgem. geograph. Ephemeriden, Juni 1810. 4) vor Leonhard mineralog. Taschenb. Jahrg. 4. 1810. 5) fec. Riepenhausen. 6) in L. Walli's götting. Universitätsalmanach auf d. J. 1821. 7) Roy. Fol. en face u. en profil, in L. E. Grimm Bildnisse d. götting. Professoren. 8) del. Grimm, sc. Bolt 1825, vor Rust Magaz. d. Heilkunde. 9) in der berliner Samml. v. Bildnissen berühmt. Deutschen, in Umrissen, nebst Fac simile. 10) Steindr. vor Journ. complém. du Dict. des Sc. méd. Tom. 24. 1826. Cah. 93. 11) Endlich auf der Vorderseite d. zu seinem Jubiläum geprägten Medaille, welche in Karl Asm. Rudolphi Gratulationsschrift in Kupfer gestochen ist.

* 43. Ernst Georg Julius Hecht,

Oberlandesgerichtsrath a. D., zu Halberstadt;

geb. den 25. Sept. 1775, gest. den 22. Jan. 1840.

H. war zu Halberstadt geboren. Sein Vater war eigentlich Arzt, hatte jedoch seine Praxis längst aufgegeben, um ungestört den Wissenschaften leben und sich der Erziehung seiner Kinder widmen zu können. Unser Hecht, der zweite Sohn, zeichnete sich frühzeitig durch ein ungemein glückliches Gedächtniß und durch große Wißbegierde aus. Das erste beste Buch, das er in seines Vaters reichhaltiger Bibliothek fand, las er durch, besonders aber fesselten ihn Reisebeschreibungen und historische Schriften. Sein Vater schickte ihn zeitig auf das Domgymnasium seiner Vaterstadt und freute sich an dem Entfalten des strebsamen Geistes und sittlich guten Herzens. Ostern 1794 verließ H. die Domschule mit einem ehrenvollen Zeugnisse seiner Lehrer und einem reichen Schatze mannichfacher, namentlich historischer und literarischer Kenntnisse. Er besuchte zunächst die Universität zu Halle, um die Rechtswissenschaften zu studiren, und ging

dann das dritte Jahr seiner Universitätszeit nach Göttingen. 1797 kehrte er nach Vollendung seiner Studien nach Halberstadt zurück und ward nach wohlbestandener Prüfung bald als Auskultator und im J. 1800 als Referendarius bei dem Obergerichte, der damaligen Regierung, angestellt. Mit großer Liebe arbeitete H. in seinem Berufe und sein unverdrossener Diensteifer, seine Pünktlichkeit wie die Tüchtigkeit seiner Leistungen konnten der vorgesetzten Behörde nicht verborgen bleiben. Bei der Organisirung der Justizbehörden im neu errichteten Königreiche Westphalen erhielt H. 1808 zuerst eine Richterstelle bei dem zu Halberstadt errichteten Tribunale der ersten Instanz, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1834 blieb, wo er zum Oberlandesgerichtsrathe ebendaselbst ernannt wurde. Die neuen, ausgedehntern Berufspflichten zu erfüllen, ward dem rastlos thätigen Manne nicht schwer, wie es seinem lebendigen Geiste überhaupt leicht ward, sich in den verschiedenartigsten Gegenständen zu orientiren und sich zum Herren der Verhältnisse zu machen. Bei Erörterung von Rechtsstreitigkeiten im Kollegium nahm er fortwährend lebhaften Antheil und sein wohl erwogenes Urtheil galt bei seinen Kollegen sehr viel, namentlich wo es auf historische Erörterungen ankam, da H.'s historische Kenntnisse und besonders seine tiefe Einsicht in die frühern Rechtszustände des Fürstenthumes Halberstadt allgemein bekannt waren. Seine von Jugend auf schwache Körperkonstitution wäre schon längst dem übermäßigen Arbeiten erlegen, hätte nicht H., der dies wohl fühlte, in den letzten Dienstjahren jährlich eine Badereise, vorzugsweise nach Pyrmont, unternommen, um wieder neue Kräfte zu gewinnen. Da indessen auch dieses Mittel nicht mehr ausreichte, weil H., sobald er sein Amt wieder angetreten hatte, aus zu großem Berufseifer sich zu viel zumuthete, so fand er sich auf Zureden seiner Verwandten und Freunde bewogen, um seinen Abschied aus dem Staatsdienste zu bitten, den er unterm 20. Juni 1830 erhielt. Seitdem lebte er, in seines Vaters Fußstapfen tretend, ganz den Wissenschaften, von denen ihn schon vordem nichts als seine Amtsgeschäfte abgezogen hatten. Seiner Neigung zu den historisch-antiquarischen Studien stand jetzt nichts mehr im Wege; Geldmittel standen ihm im hohen Grade zu Gebote; an den verschiedenen Badeorten machte er Bekanntschaften mit Historikern, Archivaren, Bibliothekaren und Numismatikern und auch sonst unternahm er theils zur Erholung, theils im Dienste der Wissenschaft größere Reisen durch die meisten Gegenden Deutschland's, nach der Schweiz, Tyrol, Holland, Belgien, Italien, Ungarn, Böhmen rc.

und trat mit vielen Gelehrten, von denen er die meisten persönlich kennen gelernt hatte, in Korrespondenz. Zu bedauern ist es, daß H. aller Aufforderungen ungeachtet nicht zu bewegen war, von seinen gründlichen und tiefen Forschungen Etwas durch den Druck dem Publikum zu übergeben. Vor Allem hätte er mit Hülfe seiner reichen Quellen sich um die Geschichte des Fürstenthumes Halberstadt ein bleibendes Verdienst erwerben können. Ein Denkmal hat er sich indessen in der reichen Sammlung halberstädter Denkwürdigkeiten gestiftet, für deren Anschaffung er kein Opfer scheute, um so mehr, da er seine Erben, die Heyne'sche Familie, testamentarisch zur beständigen, ungetheilten Aufbewahrung der Sammlungen verpflichtet hat. Sie bestehen aus gedruckten und geschriebenen Büchern über die halberstädtische Geschichte, Verfassung, Geographie und Topographie, Landkarten, Plänen, Handzeichnungen, Bildnissen von denkwürdigen Halberstädtern, Urkunden, Handschriften von Chroniken, Siegeln und Siegelabdrücken und namentlich auch halberstädter Münzen. Möchte doch der gelehrte Gerichtsrath Heyne, in dessen Besitze die Hecht'schen Sammlungen sich gegenwärtig befinden, veranlaßt fühlen, das Publikum mit einer gründlichen Geschichte des Fürstenthumes Halberstadt zu beschenken, was um so mehr zu wünschen ist, da auch der zweite große Sammler halberstädter Denkwürdigkeiten, der ehrwürdige Oberdomprediger Dr. Augustin, seines vorgeschrittenen Alters wegen sich einem solchen Unternehmen nicht unterziehen mag, wohl aber einen der großen Aufgabe gewachsenen Mann dabei mit Freuden unterstützen würde! Das eheliche Glück hat H. gleich seinen Brüdern nicht genossen; nur Verwandte und Freunde erheiterten seine letzten Lebenstage.

Dr. Karl Beschoren.

44. Ernst Ludwig von Tippelskirch,

Generallieutenant, Chef der Gensd'armerie u. Kommandant der Residenz Berlin;

geb. den 26. Juli 1774, gest. den 23. Jan. 1840 *).

Sein Leben fiel in eine mannichfach bewegte Zeit. Als 12jähriger Knabe sah er den Stern des vorigen Jahrhunderts erlöschen, als Jüngling sah er die Umwälzung Frankreich's ausbrechen, deren Folgen sein theures Vaterland tief

*) Allg. Preuß. Staats-Ztg. 1840. No. 67.

niederbeugten, als Mann sah er es wieder erstehen zu neuem Ruhme und Wohlstande. Nach einer tüchtigen und für jene Zeit nicht gewöhnlichen Vorbereitung begann er im 20. Lebensjahre, 1794, als Fähnrich in dem v. Knobelsdorf'schen Regimente seine militärische Laufbahn. Drei Jahre später wurde er als Sekondelieutenant in das Regiment von Courbière versetzt; 1803 avancirte er in diesem Regimente zum Premierlieutenant und 1806 zum Stabskapitän. Noch als Premierlieutenant, 1804, erhielt er von der „Militärischen Gesellschaft in Berlin," deren Direktor damals der Oberstlieutenant v. Scharnhorst war, die Einladung zum Eintritte als Mitglied. Die gedruckte Liste der Mitglieder jener Gesellschaft enthält merkwürdiger Weise fast nur Namen, die in den Jahren 1813, 14 und 15 als Notabilitäten in Preußens Annalen hervorragen. 1806 wurde er in den Generalquartiermeisterstab berufen und nach einem halben Jahre wirklicher Kapitän darin; 7 Monate später erfreute ihn schon das Majorspatent. Im März 1808 wurde er zum Direktor der Vermessungen bei dem Gränzbeziehungsgeschäfte mit dem Herzogthume Warschau ernannt und im September desselben Jahres zur Dienstleistung als Major und Quartiermeisterlieutenant dem Generalfeldmarschall Grafen v. Kalkreuth zugetheilt. Im April 1809 wurde ihm der Auftrag, als Mitglied bei der Kommission einzutreten, welche mit der Untersuchung der Ereignisse des letzten Krieges beschäftigt war. Im Oktober 1811 wurde er zur Dienstleistung ins 1. Garderegiment versetzt und im December 1811 zum Kommandeur des Leibregiments ernannt; im Juni 1812 von diesem Kommando entbunden, wurde er noch im November dieses Jahres zum Kommandanten von Spandau ernannt. Von hier berief ihn im Jahre 1813 des Königs Befehl nach Breslau als Kommandeur des 1. Garderegiments, in welchem er 2 Monate später zum Oberstlieutenant avancirte und das Kommando der Infanterie der mobil gemachten brandenburgischen Brigade (8 Bataillone) erhielt, die der Oberst v. Röder, mit Einschluß der Kavallerie, im Ganzen befehligte. Im August 1813 wurde er Chef des Generalstabes beim Armeekorps des Generallieutenants von Kleist *), im September darauf erhielt er das eiserne Kreuz 1. Klasse, nachdem ihm bereits für rühmliche Theilnahme an der Schlacht bei Groß-Görschen die 2. Klasse verliehen war. Zum Oberst ernannt, wurde er dem General v. Ebra, bei der Formation der Landwehr, zwischen der Elbe und

*) Dessen Biogr. siehe im 1. Jahrg. des N. Nekr. S. 186.

Weser, zugetheilt, ein Dienstverhältniß, in welchem er sich die besondere Anerkennung des Königs erwarb. Im Juni 1814 wurde er mit dem Kommando über die 3 Elb-Landwehrinfanterieregimenter beauftragt. Da diese Regimenter aber im März 1815 drei verschiedenen Brigaden des 2. Armeekorps zufielen, so erhielt er das Kommando über eine dieser Brigaden (über die 5.) und 2 Monate darauf das Patent als Generalmajor. Als Auszeichnung für seine Theilnahme an der Schlacht bei Belle-Alliance wurde ihm im Oktober 1815 der Orden pour le mérite verliehen. Eine Allerhöchste Kabinetsordre aus Paris vom 3. Okt. 1815 berief ihn zum Kommandeur der im Regierungsbezirke Koblenz stehenden Landwehrregimenter; eine spätere vom 10. Aug. 1817 ertheilte ihm den Allerhöchsten Beifall über den Zustand dieser Landwehr. Im Oktober desselben Jahres sah der König das Landwehrkavallerieregiment seiner Inspektion und belohnte ihn, zum Zeichen besonderer Zufriedenheit, mit dem rothen Adlerorden 3. Klasse. Im Februar 1820 ward er Kommandeur der 15. Landwehrbrigade und 1821 im Januar Kommandeur der 14. Infanteriebrigade. Zum Range eines Divisionskommandeurs gelangte er im Mai 1822 und die Verleihung des rothen Adlerordens 2. Klasse mit Eichenlaub war ihm ein neuer Beweis der königl. Huld; auch erfreuten ihn noch 2 andere Auszeichnungen in diesem Jahre: das Kommandeurkreuz des königl. hanov. Guelphenordens und der kaiserl. russ. St. Georgenorden 4. Klasse; letzterer für die Schlacht bei Leipzig, auf Vorschlag des Fürsten Barclay de Tolly. 1825 zum Generallieutenant avancirt, erhielt er im Oktober das Kommando der 8. Division und im December dieses Jahres wurde er zugleich zum ersten Kommandanten von Erfurt ernannt. Seines Königs Huld und Vertrauen berief ihn am 30. Jan. 1827 als Chef der Land-Gensd'armerie und als Kommandanten nach Berlin. Dreizehn Jahre hat er in diesem seinem letzten Berufe rühmlich und ehrenvoll gewirkt und gewiß die Anerkennung und Achtung der Guten und Edlen mit ins Grab genommen; auch zeichnete ihn während dieser Zeit die Gnade seines Königs durch die Verleihung des rothen Adlerordens mit dem Sterne, und später des rothen Adlerordens 1. Klasse, huldreichst aus. Auch Rußlands Herrscher bewies ihm in seinen letzten Lebensjahren durch Ertheilung des weißen Adlerordens und des St. Annenordens 1. Klasse eine Würdigung seiner Verdienste. Wer dem Geschiedenen als Freund, Kamerad oder Untergebener im Leben näher gestanden hat, der kann ihm das schöne Zeugniß nicht versagen, daß er ein treuer Diener und

Verehrer seines Königs war, daß ihn unausgesetzt ein reges Pflichtgefühl und ein seltener Takt bei seinen Handlungen leiteten, und daß ihm ein wohlwollendes Herz für alle Menschen im Busen schlug. Durch einen schleunigen Tod überrascht, hinterläßt er in tiefer Betrübniß eine Gattin, einen Sohn und vier Töchter. — Die Gensd'armerie, deren Wohl, deren Fortschreiten und Veredlung ihm so sehr am Herzen lag, hat von dem Könige die Erlaubniß erhalten, ihrem hochgeehrten Chef durch Errichtung eines Denkmales auf dem Garnisonkirchhofe zu Berlin ihre Liebe und Dankbarkeit an den Tag zu legen.

* 45. Johann Christoph Hasse,

vormaliger Besitzer der „neuen Apotheke" zu Chemnitz;

geb. den 15. Mai 1777, gest. den 24. Jan. 1840.

Er war der dritte Sohn des am 2. December 1809 als Pastor zu Bockwitz verst. Mag. Christian Heinrich Hasse, widmete sich der Pharmacie zu Görlitz und war ein treuer Gehilfe in mehreren Offizinen zu Dresden, Leipzig, Göttingen und Hannover. Im Jahre 1805 wurde er bei Mobilmachung der sächs. Armee Feldapotheker und marschirte mit dem Armeekorps nach Thüringen. Als der Friede zu Preßburg am 26. Dec. 1805 Preußen bewog, Unterhandlungen anzuknüpfen und die Armee auf dem Feld-Etat stehen blieb, wurde er auf Wartegeld gesetzt und blieb in Dresden, wo er in einem kleinen Auditorium Vorlesungen über Pflanzenkunde hielt. Als sächs. Hülfstruppen mit der preuß. Armee im J. 1806 gegen die Franzosen ins Feld rückten, wurde H. mit der sächs. Feldapotheke nach Apolda beordert. Der größte Theil derselben fiel im Oktober 1806, nach der unglücklichen Schlacht bei Jena, in Feindes Hände und mit ihr all' das Seine. Von allem entblößt, flüchtete er zu seinem Bruder, der damals als Beamter auf den königl. hannov. Eisenhüttenwerken zu Elbingerode und Rothehütte am Harz wohnte. Das sächs. Armeekorps vereinigte sich bald darauf mit den siegenden Franzosen. Hasse war mittlerweile vom Harz nach Dresden gereist und weil er sich das Vertrauen seiner Vorgesetzten bereits in den Jahren 1805 und 1806 erworben hatte, so wurde er abermals als Feldapotheker bei dem Hospital-ambulant des königl. sächs. Kontingents angestellt, welches im Januar 1807 nach Polen beordert wurde, um sich dort der kaiserl. französ. Armee anzuschließen. Auf diesem sehr beschwerlichen Marsche passirte das sächs. Feldhospital mit der Apotheke den 27. Februar Gnesen. Von

Culin bei Graudenz schrieb er im November 1807 nach Dresden: „Wir sind die Verwiesenen, welche für die verlorene Schlacht bei Jena büßen müssen. An den Ufern der Weichsel ist eine ungesunde feuchte Luft, salpetriges Wasser, viel Schmuz und eine unreinliche Lebensart. Unter unsern an Reinlichkeit und gute Pflege gewöhnten Sachsen gibt es darum viele Kranke. Jetzt sind wir auf dem Marsche nach Warschau." — Mehrere Monate hatte ein heftiges Fieber ihn heimgesucht. Endlich wurde er wieder zurück nach Dresden beordert. Sobald ihn die pharmaceutische Aktivität beim Militär einige Ruhe vergönnte, gedachte er auch wieder seiner Lieblingswissenschaft, der Botanik. Er schrieb deshalb im Frühjahre 1809 von Dresden aus an einen Freund in Göttingen, der sich insbesondere der Moossammlung widmete, daß, nachdem er als Feldapotheker im Winter 1805 im sächs. Gebirge und im Altenburgischen 1806 bis Jahresschluß 1808 nach Danzig, Königsberg, Gnesen, Culin bei Graudenz und nach Warschau dem sächs. Armeekorps gefolgt sey, er nun, wenn dies Korps demobilisirt werden sollte, diese Friedenszeit benutzen, seine Kisten mit Harzpflanzen, die seit dem Jahre 1805 bei einem guten Freunde in Leipzig gestanden haben, nach Dresden kommen lassen und ordnen, dann das Riesengebirge, die salzburger Alpen, auch die Schweiz besuchen und Moospflanzen zur Komplettirung der Sammlung deutscher Moose liefern wolle. Im Frühjahre 1809, wo er diesen Brief schrieb, wollte er, sobald die Zeit der Moos-Vegetation beginne, in der dresdner Gegend, und im plauischen Grunde bis in die Gegend von Freiberg botanisiren. An den Felsen des plauischen Grundes hatte er unter andern Chaerophillum aromaticum und Dianthus pusillus gefunden; im schoner Grunde Lymphitum tuberosum u. a. m.; im rathenauer Grunde, wo eine Menge Moose, so auch das Polypodium aculeatum und die Viola biflora zu Hause sind, hoffe er außerdem noch Manches zu finden. Mit Lebensgefahr hatte er im letztgenannten Grunde, im Frühjahre 1806, viel Felsenschluchten durchsucht. Er war in einen mit großen bemoosten Felsentafeln bedeckten Bach gefallen und gewann erst nach vieler Mühe unter den Felsenschluchten einen Ausweg zu seiner Rettung. Aber nur zu bald wurde sein botanisches Studium wieder gestört. Ein sächsisches Armeekorps mußte Napoleon's Heer wieder gegen Oesterreich folgen. Im Juni bis Mitte Juli 1809 stand er mit der Feldapotheke in Regensburg. Auf dem Marsche dahin hatte er abermals eine bedeutende Krankheit überstanden. In Regensburg ging es ihm wohl, obgleich die biedern Be-

wohner dieser interessanten Stadt von den Drangsalen des Krieges sehr heimgesucht wurden. Man hoffte indessen, daß durch die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien dieser Feldzug bald beendigt seyn werde; allein die Friedenshoffnungen schwanden, H. mußte mit der sächs. Feldapotheke und dem Hospital-ambulant Regensburg wieder verlassen. Den 16. Juli wurde in Linz nur wenige Tage verweilt; den 23. deff. M. meldete er seinem Vater von Wien aus seine Ankunft; den 2. Sept. schrieb er aus Preßburg, wo bis zum Januar 1810 die sächs. Feldapotheke stationirt blieb. Nach dem in dieser Zeit erfolgten Friedensschlusse kehrten die Sachsen und ihre Feldapotheke mit dem Militärhospitale über Hof wieder in das Vaterland zurück. Im Februar 1810 meldete H. von Weyda aus, daß das große sächsische Militärhospital nach Weißenfels rücken und daselbst bis Ostern bleiben werde, er folglich dann erst nach Dresden zurückzukehren hoffen könne. Diese Hoffnung wurde vereitelt, denn er erhielt Auftrag, in Torgau eine Festungsapotheke zu etabliren, um von da aus sämmtliche Militärhospitale der sächs. Armee zu versorgen. Im März 1811 war er nun als Oberfeldapotheker in Torgau schon wieder in Thätigkeit. Als Unordnung bei der sächs. Feldapotheke im Großherzogthume Warschau entstanden war, mußte er im December 1811 bei der strengsten Kälte dorthin reisen. Nur elende und zerbrechliche Bauernschlitten erlangte er zu seinem Fortkommen. Dort fand er im J. 1812 vollauf zu thun und als die Trümmer der franzöf. Armee und ihrer deutschen und polnischen Hülfstruppen, nach dem traurigen Uebergange über die Berezina im November und December 1812, zurückmarschirten, mußte er sich mit der Feldapotheke dieser höchst beschwerlichen Retirade anschließen und fand auf der Tour von Warschau bis Torgau überall nur elendes Bauernfuhrwerk zu seinem Fortkommen. Auch überfiel ihn auf dieser Marschroute ein Nervenfieber; doch göttlicher Schutz und seine medicinischen Kenntnisse halfen ihm zur Wiedergenesung. Obschon immer noch Patient, mußte er in der ungestümen Winterwitterung seine Weiterreise antreten, um mit den letzten Resten der großen Armee fortzukommen und nicht in Feindesland zurückzubleiben. Auf diesem Marsche passirte sein elendes Fuhrwerk einen nicht fest gefrornen Bach, wo es einbrach. Um dem Tode zu entgehen, mußte er, selbst Hülfe bedürfend, seine geringen Kräfte anstrengen, um dem Fuhrmanne das Fuhrwerk aus dem durchbrochenen Eise herausschaffen zu helfen. Alle diese Unfälle und Strapazen hatten seine Gesundheit, aber nicht seinen Diensteifer und

seine Thätigkeit zerstört. Er verwaltete fernerweit nach seiner Rückkehr die Festungsapotheke zu Torgau, die wegen der Menge Kranker, welche mit dem traurigen Reste der großen Armee aus Rußland zurückgekommen waren, und wegen der Schaaren von Verwundeten, welche nach der Völkerschlacht bei Leipzig, im Oktober 1813, Medicin bedurften, eine ungewöhnliche Thätigkeit erforderte. Wegen der bevorstehenden Landestheilung wurde die sächs. Feldapotheke von Torgau nach Chemnitz verlegt. H. verwaltete als Oberfeldapotheker diese Anstalt bis zu deren im Jahre 1817 erfolgter Auflösung zur Zufriedenheit seiner Obern. Im Jahre 1815 erlangte er in Chemnitz auf die wirksame Empfehlung des Generals v. Gersdorf die Koncession zur Anlegung einer Apotheke, die noch heute unter der Firma: „Neue Apotheke," florirt. In demselben Jahre verehelichte er sich mit Karoline Christiane, geborene Laurentius, Witwe des Diakonus Joh. Gottl. Ernst Gulich zu Bischofswerda. Ein Nervenschlag, der im Jahre 1818 H. traf und die rechte Seite am Arm und Fuß lähmte, so wie mehrere Jahre nachher ein nervöses Uebel an den Augen, waren die Folgen seiner in den Feldzügen geschwächten Gesundheit. Die Aerzte vermutheten den Staar. Dies beängstigte ihn sehr, auch that er einen sehr gefährlichen Fall, wobei sein vorher gelähmter Fuß sehr beschädigt wurde, was seine körperlichen Leiden nur noch vermehrte. Da nun verkaufte er im Jahre 1830 seine Apotheke und beschäftigte sich mit Landwirthschaft, weil er dieses seiner Gesundheit für zuträglich hielt. Er versuchte im Kleinen den Seidenbau in Chemnitz zu kultiviren und gab dann auch in der vom Staate und dem Industrievereine in Chemnitz neu errichteten Gewerbschule unentgeldlichen Unterricht in der technischen Chemie. — Ueber die Heilkraft der bei Pausa im Voigtlande befindlichen Mineralquelle sammelte er im Monate Juli 1838 an seinem leidenden Körper Beobachtungen und theilte sie Leidensgefährten zur Nachricht mit, indem er eine kurze Beschreibung von der guten Wirkung des Pausaer Quellwassers in der Leipziger Zeitung bald nach seiner Rückkehr von Chemnitz aus bekannt machte. In Beilage zu No. 212 d. Leipziger Zeitung vom 4. Sept. 1838 ist diese Bekanntmachung unter der Ueberschrift: „Schuldiger Dank, der Heilquelle zu Pausa im Voigtlande, dargebracht von J. C. Hasse, Apotheker in Chemnitz," aufgenommen worden. — Nicht minder war er um das Wohl seiner und der mit übernommenen Kinder väterlich besorgt. Seine beiden Stieftöchter sind noch bei seiner Lebenszeit glücklich verheirathet: die älteste an den

Pastor Kranichfeld in Wolkenburg bei Penig; die zweite an den Diakonus Nicolai in Bischofswerda. Sein ältester Sohn, Ludw. Heinrich, geb. 1818, widmete sich in der Officin des Apothekers Bärwinkel in Leipzig der Pharmacie und ging dann als Gehülfe nach Erfurt. Mit den besten Zeugnissen seines rühmlich bestandenen Examens machte er seinem Vater wenige Wochen vor dessen Hinscheiden sehr große Freude. Sein zweiter Sohn, der sich unter Leitung geschickter Meister in Chemnitz der Architektur mit Fleiß und Liebe widmete, wurde im 20. Lebensjahre, 4 Monate vor des Vaters Hinscheiden, in Folge des Nervenfiebers eine Beute des Todes.

* 46. Christian Freiherr v. Ulmenstein,

Regierungsrath zu Düsseldorf;

geb. im Jahr 1777, gest. d. 28. Jan. 1840.

Er war zu Wetzlar geboren, wo sein Vater Reichskammergerichtsassessor war, trat nach Vollendung seiner Studien auf den Universitäten Marburg und Erlangen zuerst als Protokollführer bei dem Stadtgerichte zu Erlangen in den Staatsdienst und wurde bald darauf interimistischer Auditeur und zugleich Referendar bei der Regierung in Baireuth. Drei Jahre später, nachdem er zuletzt als Referendar bei dem Kammergerichte in Berlin fungirt hatte, wählte ihn die Ritterschaft des Kreises Hamm zum Landrathe. Nach erfolgter Abtretung der Grafschaft Mark wurde er als Mitarbeiter zur Regierung in Potsdam versetzt, von wo er, nach mehreren kommissarischen Beschäftigungen während der Kriegsjahre, zum Rathe bei der neu organisirten Regierung zu Arnsberg im J. 1816 befördert wurde. Eilf Jahre später erfolgte seine Versetzung zur Regierung in Düsseldorf, wo ihn am obengenannten Tage der Tod ereilte. — v. U. war ein durchaus biederer und edler Mann. So freimüthig wie er in seinen Schriften und Vorträgen war, so zurückhaltend war er oft im gewöhnlichen Leben und nur seinen Freunden gab er sich ganz, wie er fühlte und dachte. Der Sinn der Gemeinnützigkeit hatte ihn ganz durchdrungen. Allen öffentlichen Unternehmungen, die den Wohlstand zu fördern versprachen, trat er nach Kräften bei. Mit gleicher Innigkeit, wie ein Eingeborner, fesselte er sich an die Scholle, worauf das Schicksal ihn hingestellt hatte. Es hieß bei ihm nicht ubi bene, sondern ubi officium, ibi patria. Dabei hatte er gewisse Kardinalprincipien so mit sich identificirt, daß er nie von ihnen lassen konnte, daß er Vieles im Leben

darnach zu messen gewohnt war. Freie geregelte Thätigkeit, so wie freie edle Entwicklung der Kräfte, freien rechtlichen Besitz und freie geregelte Schaltung über denselben sah er als die Grundlagen alles Wohlseyns an. Jedes Hervorrufen alter Fesseln war ihm verhaßt. Sein Wahlspruch nunquam retrorsum stand in seiner Seele, wie ihn seine schriftstellerischen Arbeiten an der Stirn tragen. Auf diesen Grundlagen beruhte sein ganzes geistiges Wesen, seine ganze Thätigkeit. Fand er einen Gegenstand, an dem er seine Kardinalgrundsätze erproben konnte, so umklammerte er ihn wie einen Freund, er verfolgte ihn bis zur Ermüdung, ja er scheute es nicht, überlästig zu werden, wenn er seinen, mit Enthusiasmus erfaßten, gemeinnützigen Zweck damit fördern konnte. In diesem Sinne wurden mehrere Werke durch seine amtliche Thätigkeit ins Leben gerufen, die ihm für immer das dankbare Andenken seiner Mitbürger gesichert haben. Wir führen aus seiner letzten amtlichen Wirksamkeit nur an: den Freihafen, den Versuchsgarten und die stehende Rheinbrücke bei Düsseldorf. Die letztere hat er nicht mehr betreten, doch ließ er sich, als der Todesstachel seinem Herzen schon nahe war, noch hinfahren, um seiner Schöpfung für immer Lebewohl zu sagen. Seine zahlreichen schriftstellerischen Arbeiten sind fast alle das Erzeugniß seiner Kardinalgrundsätze. Sie sind mit der Zeit und in der Zeit entstanden; ihre Wahrheiten werden aber immer dauern. Wenn er in seinem, ihm überaus theuern Vaterlande jene Grundsätze gefährdet glaubte, dann setzte er sich zum Schreibtische, um sie zu verfechten. So erschien im J. 1826 in den Möglinschen Annalen und später besonders abgedruckt (Berlin bei A. Rücker, 1827) seine Abhandlung über die unbeschränkte Theilbarkeit des Bodens. Der Verfasser fungirte zur Zeit noch als Rath bei der Regierung in Arnsberg. Mehrfach wurde schon damals von vielen adeligen Grundbesitzern die in der Provinz Westphalen von den sogenannten Zwischenregierungen und durch das preuß. Kulturedikt vom 14. Sept. 1811 eingeführte freie Schaltung über das Grundeigenthum angefochten. Diesen Bestrebungen trat v. U. in den Weg. Mit dem edelsten Freimuthe, ohne alles Standesvorurtheil und mit den schlagendsten Gründen bewies er, daß jede andere Beschränkung der Theilbarkeit des Bodens außer der aus der Natur der Sache durch Konkurrenz und Ertragswerth sich von selbst ergebenden höchst nachtheilig auf die Landeskultur und den allgemeinen Wohlstand einwirken müsse. Wir wagen es nicht, zu entscheiden, ob seine kräftigen Worte nutzlos verhallt, oder von Vorurtheilen und Standesinteressen übertönt, oder

von höhern Rücksichten überboten worden sind, als die Wiedereinführung der Untheilbarkeit von den Provinzialständen beantragt wurde. v. U.'s Pensionirung wurde damals beabsichtigt, jedoch in eine Versetzung zur Regierung in Düsseldorf umgeändert. Seine ersten in dieser neuen Stellung verfaßten Werke wurden veranlaßt durch die noch nicht zum Abschlusse gekommenen Verhandlungen über die Einführung einer neuen Kommunalordnung in der Rheinprovinz. Sie erschienen unter den Titeln: „die preuß. Städteordnung und die franz. Kommunalordnung. Berlin 1829, bei Enslin," und „die neuesten Entwürfe zu einer Gemeinde-, Bezirks- und Departementalordnung für Frankreich. Köln 1830 bei Bachem." — Als später mehrere Städte sich bemühten, die Mahl- und Schlachtsteuer mit der Klassensteuer zu vertauschen und ihre Thore wieder ganz dem freien Verkehre zu öffnen, schrieb v. U. ein Werkchen „über die Vorzüge und Mängel der indirekten Besteuerung. Düsseldorf 1831, bei Schaub," worin er die so vielfach behandelte Streitfrage gegen die indirekten Steuern entschied. Häufige Angriffe auf das Bürgerrecht der Juden riefen nochmals seine schriftstellerische Thätigkeit hervor. Unter dem Titel: „Gegenbemerkungen zu der Schrift des Herrn geh. Oberregierungsraths Streckfuß, über das Verhältniß der Juden zu den christlichen Staaten. Dresden 1833, bei Grimmer," erschien sein letztes besonders abgedrucktes Werk. Ganz seinem edeln Charakter und seinen Kardinalgrundsätzen getreu, verfocht er mit dem größten Freimuthe das Loos jenes interessanten, aus Jahrhunderte langen Verfolgungen und Bedrückungen unter Bewahrung seiner großen geistigen Anlagen glücklich hervorgetretenen Volkes, welches seit der Erlangung einer bürgerlichen Geltung fast in allen Fächern der Wissenschaft und Kunst wie durch seine Betriebsamkeit sich ausgezeichnet hat. — Eine Uebertragung von des unsterblichen Montesquieu's esprit des lois in unsere Sprache, mit zeitgemäßen Anmerkungen, haben wir vielleicht aus v. U.'s Nachlasse zu erwarten. Unter den vielen kleinern Abhandlungen für die Zeitschriften, namentlich für die Jahrbücher der Politik von Pölitz *), für die Nationalökonomie von Rau, den westphälischen Anzeiger, die Provinzialblätter 2c., denen er später seine Thätigkeit vorzugsweise zuwandte, heben wir nur noch eine heraus: „über die natürlichen Grenzen." Mit großer Beredtsamkeit und Scharfsinn legte der Verfasser die von einigen exaltirten Rednern der pariser Kammern in Gedan-

*) Dessen Biogr. s. im 16. Jahrg. des N. Nekr. S. 21.

ken nach dem Rheine wieder vorgeschobene franz. Grenze auf die Kämme der Ardennen und Vogesen zurück, die Völker trennend nach ihren ursprünglichen Ansiedelungen, Sprachen, Sitten und Gebräuchen, wie nach den Wasserscheiden ihrer Flüsse, welche als die natürlichsten und ersten Verkehrmittel den Transport der Lasten von Ort zu Ort zu erleichtern und keineswegs als todte Militärgrenzen zu veröden vom Schicksale bestimmt seyen. So windet sich der edle Faden, von Freimuth und reinstem Patriotismus gesponnen, durch das ganze Leben des Freiherrn v. U., der nach dem Zeugnisse seiner Werke und dem Anerkenntnisse aller Gewährsmänner auf der Höhe der wissenschaftlichen Bildung seiner Zeit stand und dessen ausgezeichnete Wirksamkeit nicht in dem Maase erkannt wurde, wie sie es verdient hätte.

* 47. Franz Bernold,

Altregierungsrath, Mitglied des Kassationsgerichts zu St. Gallen; geb. d. 6. Mai 1803, gest. zu Wallenstadt d. 29. Jan. 1840.

Aus angesehener Familie in Wallenstadt, einer alten Landstadt des Kantons St. Gallens, geboren, genoß er einer trefflichen Erziehung und bezog nach vollendeten Gymnasialstudien die Universitäten Freiburg und Heidelberg, um sich zum Staatsdienste tüchtig zu machen. Bald nach seiner Rückkehr, nachdem er in seinem heimathlichen Kantone mehrere untergeordnete Stellen bekleidet, wurde dem jungen Manne durch den Kantonsrath das wichtige Amt des Staatsschreibers übergeben (1831) und er 1835 durch diese Behörde zum Mitgliede des Regierungsraths ernannt. Aber nicht lange konnte er dieser höchsten Behörde des Kantons seine Thätigkeit widmen; eine abzehrende Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes führte und von der er sich nie wieder ganz erholte, hinderte ihn sehr in seinen Arbeiten und daneben machte sich Parteiung und der in republikanischen Staaten so beliebte Wechsel der Beamten geltend. Er wurde bei den periodischen Wiederwahlen nicht mehr in den Regierungsrath gewählt, blieb jedoch Mitglied des Kassationsgerichts, in dem er schon früher gewirkt. Da sich seine Gesundheitsumstände trotz der ihm gewordenen Muße und Erholung immer verschlimmerten, zog er sich ganz in den Schoos seiner Familie nach Wallenstadt zurück, wo er unter der liebevollen Pflege der Seinen zu genesen hoffte. Allein vergebens; das Uebel wurzelte zu tief in ihm. Er litt lange und schwer, aber er starb sanft und ruhig, beweint von seinen greisen Eltern, betrauert von seinen zahlreichen Freun-

den und dem ganzen Vaterlande, das von dem tüchtigen jungen Manne noch viel Gutes zu erwarten hatte. B.'s Gesinnung war rein und edel, rein ist sein Leben geblieben unter allen Gefahren, die auf der Universität dem Jünglinge drohen und welche die Stellung eines höhern Beamten mit sich bringt. In seinem Charakter war das Gemüth vorherrschend. Ueber Alles gingen ihm sein Vaterland und seine Freunde, an denen er mit unerschütterlicher Treue hing. Mochte er heiter oder wehmüthig gestimmt seyn, mochte ihn tiefer berühren, was da immer wollte, erst dann war seine Freude vollkommen, erst dann sein Kummer gemildert, wenn er seinen Freunden seine ganze Seele offen darlegen konnte. Wenn ihm nun, diesen schönen Eigenschaften seines Herzens und seinen mancherlei Kenntnissen gegenüber, auch jener Grad selbstständiger Geisteskraft, die das Rechte in rechter Weise ergreift und eine edle Männlichkeit in tüchtigem Wirken beurkundet, in etwas fehlte, so wäre doch dieser Mangel in andern als den Zeiten unruhiger Parteiung nicht so schroff hervorgehoben worden und die Redlichkeit seines Sinnes und seine Thätigkeit hätten, vereint mit gereifter Erfahrung, bei längerer Wirksamkeit gewiß viel Gutes gestiftet.

48. Graf Karl Clam-Martinitz,

k. k. Generaladjutant, wirkl. geh. Rath und Kämmerer, Feldmarschalllieutenant und Chef der Militärsektion im Staatsrathe zu Wien, Großkreuz und Ritter mehrerer Orden;

geb. zu Prag d. 23. Mai 1792, gest. d. 29. Jan. 1840 *).

Graf Karl Clam-Martinitz war einer jener seltnen Abkömmlinge mächtiger Geschlechter, die es schon frühzeitig einsehen, daß Rang und Vermögen noch nicht hinreichen, um Kenntnisse und Bildung zu ersetzen und ohne ein anderes Verdienst zu Ehren und Würden zu befähigen. Wie allem Wissenschaftlichen, so besonders dem Studium der Rechte mit eifrigem Ernste ergeben, ward er bei diesen Vorbereitungen für einen künftigen friedlichen Beruf durch die Unglücksperiode von 1809 überrascht und durch jenen Drang von innen, der für den Beruf kräftiger Geister so schnell entscheidet, unter die Fahnen des Kinsky'schen Freikorps gezogen. Der Brief, den der 17jährige Jüngling deswegen an seinen Vater schrieb, verdient es wohl, in allen öffentlichen Blättern Oesterreichs bekannt gemacht zu werden,

*) Nach der Beilage zur leipziger allgem. Zeitung 1840, Nr. 42 und der Zeitung f. d. deutschen Adel, 1840, Nr. 20 u. 21.

denn es war eine jener patriotischen Manifestationen, wo die Feder zum Schwerte wird. Seine Geburt, seine Kenntnisse, gepaart mit ritterlichem Muthe auf dem Schlachtfelde und besonnener Umsicht im Rathe, versetzten ihn bald in eine höhere Sphäre und schon 1812 gehörte er zu der vertrautern Umgebung des Feldmarschalls Fürsten von Schwarzenberg, den er als Flügeladjutant von den eisigen Feldern Volhyniens durch das befreite Deutschland bis nach Paris begleitete. Mancher wichtige Auftrag, den er muthig vollführte, manche vertraute Sendung, die er mit Takt und Klugheit vollzog, bezeugten jene Eigenschaften, die seine Jahre und seinen Wirkungskreis überragten, und erwarben ihm den Vorzug, mit dem Feldmarschalllieutenant Koller *) den bezwungenen Riesen des Jahrhunderts in das Exil nach Elba zu führen und später den Verhandlungen des Wiener Kongresses beigezogen zu werden. Durch Wort, That und Schrift als einer der tüchtigsten Militärs erkannt, hatte er während des Kongresses und auch nach gänzlich wieder hergestelltem Frieden vielfache Gelegenheit, auch sein diplomatisches Talent immer mehr zu entwickeln, besonders bei seinen wiederholten Sendungen nach Rußland, wo er sich das Wohlwollen Alexanders, wie später des Kaisers Nikolaus, in gleichem Maaße erwarb, leider aber auch dort in seinen reaktionären Tendenzen bestärkt wurde. Im December 1830 zum General befördert und vom aktiven Dienste zur Verwendung bei der militärischen Centralbehörde dem Hofkriegsrathe zugetheilt, ward er bald darauf zu diplomatischen Missionen der wichtigsten Art verwendet und der Erfolg, mit welchem er besonders in Berlin die Verbindung gegen die in Deutschland so mächtig sich regenden Anforderungen des Fortschrittes zu erzielen und zu befestigen wußte, zeugte am besten für die Richtung seiner politischen Gesinnung und sicherte ihm vollen Anspruch auf die Gunst des berühmten Staatsmannes, welcher Oesterreichs Geschick seit einem Vierteljahrhunderte leitet. Im J. 1835, gleich nach der Thronbesteigung des Kaisers Ferdinand, ward er zu dessen Generaladjutanten und bald darauf zum Chef der Militärsektion im Staatsrathe ernannt, ein Posten, der ihm, wenn auch ohne diesen Titel, doch faktisch die Macht eines Kriegsministers verlieh. Im J. 1837 zum Feldmarschalllieutenant erhoben, vereinigte er mit dieser Würde die hohen Funktionen im Staatsrathe und den Dienst um die Person des Monarchen. Was er als Chef des Militärwesens für die Armee

*) Dessen Biogr. s. im 4. Jahrg. des N. Nekr. S. 473.

gethan, wird allgemein dankend anerkannt. Ihm dankt der größere Theil des österr. Heeres seine elegantere und zweckmäßigere Uniformirung, so wie sämmtliche Subalternofficiere die Erhöhung ihrer früher ziemlich schmal zugemessenen Gage. Durch ihn wurden nicht allein die Fähnrichschargen der Infanterie aufgehoben, sondern, was am wichtigsten ist, auch die willkührliche Anwendung der Stockstreiche abgeschafft. Streng in der Erfüllung eigner Pflichten, forderte er diese auch von Andern, ohne Unterschied der Person und des Ranges. Glühend für die Ehre seines Standes, suchte er diese durch Verbreitung eines höhern Grades wissenschaftlicher Bildung unter dem Officierkorps noch zu steigern und ging in seinem Eifer für die Officiersehre so weit, jenen des wiener Bürgermilitärs die Auszeichnung des goldnen Portepee entziehen zu wollen, was zwar der geäußerten unwilligen Stimmung unter der gesammten Bürgermiliz wegen unterblieb, ihm aber das Mißwollen jenes Korps zuzog. Ueberhaupt ging ihm die Militärehre über alle Nebenrücksichten, was er auch seinen Standesgenossen gegenüber bewährte, die es ihm lange nicht verzeihen konnten, daß er das frühere Protektionswesen gegen adelige Militärs bedeutend beschränkte. Von solchem Einflusse auf den Fürsten Metternich und mit diesem stets so Hand in Hand gehend, daß er von diesem unverhohlen als Mitleiter für die Gegenwart und Nachfolger für die Zukunft bezeichnet wurde, hätte er bei einer andern Anschauungsweise und Auffassung der Zeitbedürfnisse für Oesterreich und Deutschland eine bessere Gestaltung des geistigen Volkswohls zu erzielen vermocht. Beklagen wir auch diese Gesinnung, so dürfen wir sie doch nicht richten, denn sie war die Folge der Ueberzeugung eines auch von seinen Gegnern als streng rechtlich erkannten Mannes, der Aristokrat nicht aus persönlichem Interesse, sondern deswegen war, weil er seinen Stand und dessen ungeschmälerte Prärogative als den zur Zusammenhaltung des Staatsgebäudes nothwendigen Schlußstein betrachtete und so in den Irrthum derjenigen verfiel, die in dem Regenten nur den ersten Edelmann sehen, für das Volk aber nur große Pflichten und kleine Rechte haben. Nicht minder achtungswerth als diese Verfolgung des für recht gehaltenen Ziels machte ihn das ungescheute Bekenntniß dieser Gesinnung; weit entfernt von jener Koketterie mit der öffentlichen Meinung, die zum Scheine nur gewährt, um in Wirklichkeit desto sicherer nehmen zu können, und Hoffnungen eben so leicht erregt, als bitter enttäuscht, verschmähte Graf Clam jede Maskirung seiner politischen Gesinnung eben so sehr, als er alles wirk-

lich Gute, das mit dieser nicht kollidirte, mit der Umsicht des klugen Staatsmannes zu fördern suchte und stets Kunst und Wissenschaft anerkennend ehrte, wo immer er sie fand. Auch als Obrigkeit beträchtlicher Güter verlor er den Wohlstand seiner Unterthanen nie aus den Augen und suchte diesen, trotz seiner vielbeschäftigten Stellung, durch strenge Ueberwachung des anderer Orten nur allzu häufigen Beamtenunfugs nach Kräften zu wahren. Mit der strengsten Redlichkeit des Charakters verband er die Tugenden des Privatmannes und Familienvaters gegen seine Gattin, eine geb. Lady Guilford, mit welcher er sich im J. 1821 vermählte, und seine aus dieser Ehe entsprossenen Kinder, deren Schmerz die Güte des Kaisers durch ein tröstendes Handbillet eben so ehrte, wie die allgemeine Theilnahme aller Derjenigen, welche es wußten, mit welcher aufopfernden Hingebung der edle Verblichene seinem hohen Berufe zu genügen suchte und für die eine Schattenseite durch jene zahlreichen Lichtpunkte entschädigte, die seinem Leben und Wirken einen der ehrenvollsten Plätze unter den Zeitgenossen sichern. — Sein Begräbniß war höchst glänzend; es folgten, außer einer überaus zahlreichen Begleitung von hohen Staatsbeamten, sechs Erzherzoge, mehr als 70 Generale und ein unabsehbarer Zug von Stabs- und Oberofficieren aller Waffengattungen und Grade. Der Prinz Gustav v. Wasa führte den Leichenzug. — Wenn auch kein selbstständiges Werk, so sind doch mehrere gediegene Aufsätze von ihm erschienen.

49. Joh. Karl Gottl. v. Nostitz-Jänkendorf,

k. preuß. Kammerherr und Ritter, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Wiesa, Thiemendorf, Arnsdorf und Hilbersdorf (Lausitz), auch Geschlechtssenior derer v. Nostitz;

geb. d. 9. Sept. 1754, gest. d. 30. Jan. 1840 *).

Der Verstorbene ward im herrschaftlichen Schlosse zu Wiesa geboren. Sein Vater war Joh. Heinr. Gottfr. von Nostitz-Jänkendorf, k. preuß. Rittmeister der schweren Kavallerie, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Wiesa und Thiemendorf, und seine Mutter, Johanne Elisabeth geb. v. Nostitz aus dem Hause Groß-Leichnam. Er erhielt durch Hauslehrer wissenschaftlichen Unterricht, bis er, Behufs weiterer geistiger Bildung, dem Gymnasium zu Budissin übergeben ward. Hier blieb er, bis er die Universität Wittenberg bezog, die er später mit der Universität Leipzig vertauschte,

*) N. Lauf. Magaz. 1840. 4. Heft.

sich an beiden Hochschulen dem Studium der Rechte widmend. Nachdem er, von der Hochschule zurückgekehrt, die durch den am 26. Juli 1772 erfolgten Tod seines Vaters auf ihn vererbten Güter Wiesa und Thiemendorf an seine Mutter verkauft, dafür aber die Güter Wilka, Bohre und Schribe durch Kauf an sich gebracht hatte, vermählte er sich am 30. Sept. 1777 mit Johanne Sophie Dorothee v. Nostitz aus dem Hause Rothauslitz (gest. d. 18. Jan. 1788). Diese eheliche Verbindung wurde mit sieben Kindern gesegnet, von welchen nur noch leben: Friederike Elisabeth, vermählt mit Karl Gottlob Erdmann v. Wiedebach, k. Kreisdeputirten, Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn auf Putschlau und Mülchau, und Marianne Eleonore, Witwe des k. sächs. Amtshauptmanns des leipziger Kreises, Otto Heinrich Schweibold von Schlegel, Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn auf Imnitz bei Leipzig. Als seine Mutter am 20. Jan. 1794 starb, fiel ihm als Erbtheil Wiesa und Thiemendorf nun zu, und zu Anfang dieses Jahrhunderts erkaufte er das Gut Beerberg bei Marklissa und lebte von da an bald in Arnsdorf, bald in Wiesa, bald in Beerberg. Von seinem Vater war er bereits in seinen Kindesjahren auf die Johanniter-Kommende Suplingenburg im Braunschweigischen eingetragen worden und als dieser geistliche Orden der St. Johanniterritter aufgehoben worden war, ward ihm von dem Könige der neu errichtete St. Johanniterorden zu Theil und er zu dessen Ritter ernannt. Ueberdies war er anfänglich k. polnischer Kammerherr, als aber das Königreich Polen aufgehoben worden, ward er zum k. preuß. Kammerherrn ernannt. Am 31. Juli 1820 vermählte er sich zum zweiten Male und zwar mit Christiane Dorothea Axellilie. Hatten auch die Zeiten allgemeiner Noth ihm namhafte Verluste bereitet, so unterließ er dennoch nicht, aus eigner freier Entschließung, noch große Opfer zu bringen für Kirchen, Schulen, für Arme und Nothleidende seiner und anderer Gemeinden. Was er in dieser Hinsicht gethan hat, sichert seinem Namen bis auf die spätesten Zeiten das ehrenvollste Andenken. Für bessere, zweckmäßige Schuleinrichtungen sind namentlich von ihm sehr reichliche Spenden gemacht worden und nicht genug zu rühmen ist die durch ihn bewirkte Trennung der früher verbunden gewesenen Schulen Wiesa und Thiemendorf und die Anstellung eines eignen Lehrers zu Wiesa. Zu Waldau hat er ein Gemeindehaus erbaut und für die Armen Legate ausgesetzt. Dasselbe, was dort von ihm geschah, hat er reichlich für die Nothleidenden seiner übrigen Güter, vorzüglich in Arnsdorf, Hilbersdorf, Thiemendorf und Wiesa ge-

than. Ueberall, wo er sich zum Wirken vom Höchsten besonders berufen sah, errichtete er zum Wohle der bedrängten Nächsten Gemeindehäuser, bedachte reichlich die Schul- und Armenkassen mit wohlthätigen Spenden und Legaten und ließ keinen der Armen und Nothleidenden, welche sich während seines langen Lebens aller Orten an ihn wandten, wenn er sie der gewünschten Gabe würdig und wirklich bedürftig fand, unbegabt von sich gehen. So hat er viele Thränen getrocknet, vielen Kummer gestillt. Solch' ein wohlthätiges Walten konnte seinem Könige nicht verborgen bleiben, darum schmückte er ihn mit dem rothen Adlerorden dritter Klasse als Anerkennung seiner großen Verdienste um das Wohl der leidenden Menschheit. Von Herzen fromm und gottesfürchtig wohnte er dem öffentlichen Gottesdienste fleißig bei, so lange dies irgend seine Gesundheit zuließ, und auch daheim hielt er seine häusliche Andacht. In seinem hohen Alter suchte er sich immer mehr der irdischen Sorgen zu entschlagen, verkaufte seine entfernten Besitzungen, überließ seiner ältesten Tochter 1818 Wiesa mit Thiemendorf, so wie Arnsdorf und Hilbersdorf seinem Enkelsohne, dem er übrigens sehnlich wünschte seinen Namen und sein Wappen verliehen zu sehen, welchen Wunsch denn auch der König im J. 1834 erfüllte. Im vollen Besitze seiner geistigen Kräfte und so weit es nur irgend in seinen Jahren von der Körperkraft gehofft werden kann, auch dieser, war er selbst am 29. Jan. d. J. noch und er widmete einen guten Theil dieses Tages dem ihm höchst erfreulichen Briefwechsel mit den verehrten Seinigen in Putschlau. Da ward er auf einmal Abends zwischen 5 und 6 Uhr vom Schlagflusse getroffen und zwar so, daß er sich nicht mehr bewegen konnte, auch der Sprache beraubt war, dennoch aber anfänglich noch Zeichen gab, wie er den Inhalt der Rede von den schmerzlich ergriffenen Seinen noch vernehme. Ob nun gleich von Seiten des schnell herbeigeeilten Arztes alles geschah, um einem baldigen betrübenden Ausgange dieses Leidens vorzubeugen, so war dennoch menschliche Hülfe vergeblich.

50. Dr. Helfer,

Naturforscher;

geb. ......, gest. auf einer der andamanischen Inseln im bengalischen Meerbusen d. 31. Jan. 1840 *).

Die Naturwissenschaften im Allgemeinen und die britische Regierung insbesondere haben einen großen Verlust durch

*) Beilage zur allgem. Zeitung 1840. Nr. 170.

den gewaltsamen Tod dieses Naturforschers erlitten. Dieser kühne Reisende (ein Oesterreicher von Geburt) kam mit seiner eben so ausgezeichneten Gattin, einer deutschen Adeligen, vor einigen Jahren durch Syrien und den Euphrat herab, auf einem der Dampfschiffe unter Oberst Chesney. Das Dampfboot scheiterte und kaum retteten unsere Reisenden ihre kleinen Habseligkeiten. Sie glaubten sich wieder gesichert, als sie am Tage nach dem Schiffbruche entdeckten, daß zwei Mitreisende, die sich für indische Prinzen ausgegeben hatten, mit ihrer ganzen Baarschaft sich davon gemacht hatten. Durch Hülfe der Engländer in Bassorah und Buschir erreichten unsere Reisenden Bombay, endlich Kalkutta. Hier bekleidete H. eine passende Stelle, bis ihn die Regierung ersuchte, die den Birmanen abgenommenen, fast unbekannten Länderstrecken in der östlichen Bay von Bengalen als Naturforscher zu bereisen. In jenen Gegenden hat sich H. seit dem Jahre 1837 aufgehalten. Er und seine Gattin durchzogen die wilden Strecken von Tenasserim und manche schöne Ausbeute in mineralogischer und geologischer Beziehung haben wir H. zu verdanken, während die Botanik mit Vergnügen die unermüdliche Thätigkeit seiner kenntnißreichen Gattin ehren wird. Und dieser verdienstvolle Mann fand in der vollen Kraft seines Lebens ein tragisches Ende. Zu Anfang dieses Jahres bestieg er ein kleines, von der Regierung zu diesem Zwecke bestimmtes Schiff, die Katharine, um den Archipel von Mergui, die Nicobar- und Andamaneninseln als Naturforscher zu besuchen. Auf einer der Andamanen ging H. verschiedene Male ans Land und suchte die wilden Bewohner durch kleine Geschenke zu seinen Gunsten zu stimmen. Alles schien gut von Statten zu gehen. Am 31. Jan. betrat er in Begleitung von gänzlich unbewaffneten Matrosen das Land; bald sah man vom Bord der Katharine aus, daß ein Häuptling wie gewöhnlich auf freundliche Weise sich ihm näherte. Aber plötzlich entstand ein Lärm; das Boot, in welchem H. ans Land gefahren war, wurde umgeworfen und dieser Reisende, wie seine Begleiter, suchten sich durch Schwimmen zu retten. Ein ganzer Haufen der unbändigen Insulaner stand am Ufer; sie schossen ihre Pfeile auf die Unglücklichen ab. Ein Pfeil traf H. an den Kopf; er sank augenblicklich und wurde nicht mehr gesehn.

* 51. Joseph v. Utzschneider,

k. baier. geh. Rath, Ritter des Civilverdienstordens der baier. Krone, zu München;

geb. d. 2. März 1763, gest. d. 31. Jan. 1840.

v. U., der Sohn eines Landwirthes zu Rieden am Staffelsee in Oberbaiern, war einer der edlen Männer, dessen Name nicht bloß in der Geschichte Baierns, sondern auch in der Geschichte der Erfindungen mit Auszeichnung genannt werden und dessen rastloses, uneigennütziges Wirken für München und Baiern gewiß im gesegneten Andenken bleiben wird. Durch den Bruder seiner Mutter, Andrä, welcher bei der Herzogin Maria Anna in München Zahlmeister war und ihres besondern Vertrauens genoß, wurde ihm zuerst die Laufbahn eröffnet, welche er mit so großem Ruhme vollendete. Der junge Neffe kam zu dem Oheime nach München, besuchte die lateinischen Schulen und wurde dann in das von der Herzogin gepflegte Kadettenkorps aufgenommen und von ihr als Geheimschreiber in den überaus wichtigen Verhandlungen gebraucht, welche Baierns Selbstständigkeit gegen die Ansprüche Oesterreichs im J. 1778 nach dem Tode des Churfürsten Maximilian Joseph III. betrafen und welche die patriotisch gesinnte Frau insgeheim, gegen den Willen des Oesterreich ganz ergebenen neuen Erbfolgers, des Churfürsten Karl Theodor, mit Friedrich dem Großen von Preußen führte. Der Erfolg krönte die Unterhandlung; Baierns Selbstständigkeit wurde, wenn auch mit dem Verluste eines Theiles, des sogenannten Innviertels, im Teschner Frieden glücklich gerettet; in dem jungen v. U. aber erwachte durch die Bekanntschaft mit den Gesinnungen Friedrich's eine solche Begeisterung für den großen König, daß er mit einigen gleichgesinnten Jünglingen seines Alters den Entschluß faßte, heimlich aus dem Kadettenkorps zu ihm zu entfliehen. Allein sie waren nur bis Freising gekommen, als sie schon während des Frühstückens dort von den nachgeschickten Dienern überrascht und nach München zurückgebracht wurden. Darauf besuchte v. U. zu seiner Ausbildung die Universität Ingolstadt, von welcher er im Jahre 1783 mit der Würde eines Doktors der Philosophie zurückkehrte und sogleich als Repetitor der Mathematik und Physik und als Lehrer der Kameralwissenschaften an der damals, statt des aufgehobenen Kadettenkorps, unter Einfluß und Unterstützung der Herzogin neu organisirten Militärakademie angestellt wurde; zugleich übertrug sie ihm die Verwaltung der Meierei Schwaiganger

im baierischen Oberlande, wodurch er allmälig eine große Neigung für die Landwirthschaft gewann, die sich immer mehr steigerte und der er bis an das Ende seines Lebens treu blieb. Die Verwicklung in die Fehde der Illuminaten war beinahe Ursache, daß er sein Vaterland verließ; er war anfangs von der Gesellschaft gewonnen, jedoch als man Unbilliges von ihm verlangte, wieder aus derselben geschieden; indessen wurden die Pläne der Gesellschaft selbst von Friedrich dem Großen der Herzogin Maria Anna als gefährlich geschildert; sie argwöhnte, daß auch ihr Schützling v. U. derselben angehöre, drängte ihn mit Fragen und er gestand, was er wußte. Schon waren durch Andere ähnliche Geständnisse gemacht. Darauf begannen die Verfolgungen der Illuminaten und v. U.'s Name wurde durch Freunde und Feinde in Deutschland vielfach genannt, gepriesen und geschmäht. Er glaubte sich selbst nicht vor der Verfolgung sicher; seine Feinde konnten, obgleich er jener Gesellschaft schon entsagt hatte, leicht die Gelegenheit, ihm zu schaden, ergreifen, er fühlte sich gedrückt; sein Oheim war im Gefängnisse auf Befehl Karl Theodors, der jene patriotischen Männer mit Verbannung oder Kerker bestrafte, welche Baierns Selbstständigkeit gegen Oesterreich mit Wort und Schrift zu vertheidigen gewagt hatten, und so war v. U. entschlossen, Baiern zu verlassen und sich in die Dienste Friedrichs von Preußen zu begeben. Die Herzogin jedoch, seine treue Gönnerin, ahnte seine Absicht, erhielt den aufstrebenden jungen Mann seinem Vaterlande und verschaffte ihm im J. 1784 die bei der damaligen Einrichtung bedeutende Stelle eines churfürstlichen Hofkammerrathes mit Sitz und Stimme. Dadurch wurde er aufs Neue und noch inniger den Gegenständen der Staatswissenschaft, des Handels und der Technik zugewendet, denen er von nun an seine ganze Kraft und fördernde Theilnahme widmete, seine Kenntnisse nach allen Seiten hin erweiterte und sich das allgemeine Zutrauen erwarb. Er wirkte vorzüglich thätig zur Kultur des Donaumooses, die der Churfürst angeordnet hatte, worüber dieser ihm seine ganze Zufriedenheit zu erkennen gab, daß v. U. es wagen zu dürfen glaubte, um die Befreiung seines Oheims zu bitten. Dieses erlangte er jedoch nicht. Bald darauf schlichtete er im Auftrage des Churfürsten die entstandenen Irrungen mit Salzburg und Berchtesgaden, in Bezug auf die baierischen Salinen; berichtigte die baier. Salinen Waldgrenzen in jenen beiden Ländern und leitete die wichtige Unterhandlung mit der Probstei Berchtesgaden, über welches Ländlein er eine Karte aufnahm, nach welcher die bedeutendste

Saline zu Berg mit Pfanne und Wald an Baiern überging, im J. 1795. Er blieb als baierischer Geschäftsträger und Salinenadministrator in jenem Fürstenthume, wo er bis zum Jahre 1798 sehr umsichtig und thätig zum Vortheile Baierns in Verbesserung der Salinen, des Salzbergbaues und des Sudwesens wirkend blieb. Der Nachfolger Karl Theodors, Maximilian Joseph *), ehrte ihn mit gleichem Vertrauen, ernannte ihn am 23. April 1799 zu einem der sieben Direktoren bei der neu errichteten General-Landesdirektion (Direktion der Mauth- und Kommerzdeputation) und dann schon am 8. Juni zum geheimen Referendär im Finanzministerium, zunächst in landständischen Angelegenheiten oder den sogenannten Landschaftssachen. Sein erstes Geschäft in seiner neuen Stellung war die schwierige Untersuchung und Darstellung des zerrütteten Finanzzustandes, den er dem Churfürsten und den Ministern gewissenhaft enthüllte und der von der Art war, daß man bis dahin weder den wirklichen Stand der Staatsschulden, noch den Ertrag der Staatseinnahmen kannte. Dieser traurige Zustand wurde klar zu einer Zeit, da der Krieg drohte, das baierische Heer vernachlässigt und eine bedeutende Kriegskontribution noch nicht bezahlt war. Die erfolgreichen Umgestaltungen im Innern begannen mit großer Umsicht und Kraft; v. U. stand mit an der Spitze der thätigsten und einsichtsvollsten Männer des Staates und seine Entschlüsse gehörten mit zu den umfassendsten, weil er die ganze Lage des Staates kannte, sein Vaterland innig liebte und die Zukunft durchschaute. Am 5. Okt. 1799 brachte er mit den Ständen des Herzogthums Neuburg den sogenannten Deputationsabschluß zu Stande, wobei er im Sinne der neuen Regierung die Grundsätze entwickelte und geltend machte, wie sie die Zeitverhältnisse forderten. Da diese Grundsätze aber mit dem bisherigen Verfahren so ganz im Widerspruche standen, manche Vortheile der bisher bevorrechteten Stände gefährdeten und sie vorzüglich von v. U. auszugehen schienen, obgleich er nur als Organ des Landesfürsten handelte, so wendete sich gegen ihn persönlich der Haß derselben und es wuchs die Zahl seiner Gegner; er wurde als Revolutionär und Jakobiner verdächtigt, der alle bestehenden Verhältnisse und Formen umzustürzen trachte; ja man verbreitete das Gerücht, er stehe in Verbindung mit den französischen Gewalthabern; suche Süddeutschland in eine Republik umzuwandeln und sey bereits zum Präsidenten dieser ausersehen. Die Vorwürfe, Anklagen

*) Dessen Biogr. s. im 3. Jahrg. des N. Nekr. S. 968.

und Verleumdungen häuften sich, man täuschte den edlen Churfürsten und v. U. wurde am 10. Juni 1801 entlassen. Von nun an betrat er eine neue Laufbahn, die er rastlos thätig verfolgte; er wollte als Mensch, als Bürger wirken, da er nicht mehr als Beamter wirken konnte. Mit Feuereifer ergriff er Alles, was den Aufschwung der Kultur in Baiern fördern, was seinen Mitbürgern nützlich werden konnte. Sein thätiger Geist umfaßte das ganze Gebiet industrieller Bestrebungen, Erfindungen, Verbesserungen und Anwendungen; stets zeigte er sich unternehmend, ohne Eigennutz, männlich entschlossen. Aber er wollte nur vorzugsweise schaffen, Andere lehren, wie es möglich sey, dieses und jenes mit Vortheil in Baiern anzulegen und zu betreiben; er selbst hatte von allen seinen Schöpfungen wenig Vortheil und Nutzen; die Summen, welche er auf die kostspieligsten Versuche wendete, bis ein glückliches Resultat erzielt wurde, überwogen häufig die für mehrere Jahre zu erwartenden Einnahmen. Zuerst gründete er eine Ledermanufaktur in München, die in kurzer Zeit trefflich gedieh und jetzt noch in vollem Betriebe steht. Weit wichtiger und erfolgreicher war seine Verbindung mit Reichenbach*), Liebherr und Frauenhofer**). Georg Reichenbach, Artilleriehauptmann, war auf den Antrag des Grafen Rumford, unterstützt von Karl Theodor, zur weitern Ausbildung nach England gegangen, hatte dort die großen Werkstätten zur Verfertigung mathematischer Instrumente gesehen und nach seiner Zurückkunft den Entschluß gefaßt, eine ähnliche in Baiern zu gründen, wozu er sich mit dem tüchtigen Uhrmacher und Mechaniker Joseph Liebherr, einem einfachen schlichten Manne, verband, der schon eine Werkstätte in München hatte. Von diesen wurde v. U. eingeladen, er möge sich ihnen anschließen, ihrer kleinen Werkstätte eine größere Ausdehnung geben und ein ordentliches Institut zur Verfertigung allerlei großer und kleiner Instrumente gründen, nach dem Muster derer in England. Und er, der die Nützlichkeit des Unternehmens sogleich erkannte und hoffte, daß aus dieser Anstalt einst tüchtige Mechaniker für Baiern hervorgehen könnten, schloß sich dem Unternehmen an, der Gesellschaftsvertrag kam am 20. Aug. 1804 zu Stande und das Institut: „Reichenbach, v. Utzschneider und Liebherr" begann seine Geschäfte mit großer Thätigkeit. Diese Anstalt, neben und mit welcher das optische Institut anfangs bestand, dann selbstständig sich ablöste,

*) Dessen Biogr. s. im 4. Jahrg. des N. Nekr. S. 900.
**) — — — 4. — — — S. 347.

war das liebste Pflegekind, dem v. U. von allen seinen Schöpfungen die lebendigste, innigste Theilnahme zuwendete, das er trotz Neid und Haß zu erhalten strebte und unter mancherlei Unfällen und manchem Wechsel glücklich erhielt. Durch seine Ausdauer wurden die vielen und großen Hindernisse besiegt, die sich anfangs dem Unternehmen entgegenstellten; aber es gehörte v. U.'s ganze Thätigkeit dazu, die Verlegenheiten zu besiegen, besonders als es sich darum handelte, die astronomischen Instrumente zugleich mit optischen zu versehen. Er selbst machte Reisen, um die Optiker, welche der Ruf als ausgezeichnet schilderte, in ihrer Heimath und in ihren Werkstätten aufzusuchen. In Genf fand er den Glasschmelzer Guinand, der früher brauchbares Flintglas erzeugte. Mit diesem unsichern Praktiker und dem geschickten Glasschleifer Niggl begann er in Benediktbeuern die optische Anstalt; der Anfang war klein und unscheinbar, aber die Beharrlichkeit führte allmälig zum Ziele, besonders nachdem Fraunhofer, der Schützling v. U.'s, in die Anstalt aufgenommen war, der durch seine herrlichen gelungenen Versuche die Welt in Erstaunen setzte. Nachdem Niggl aus dem Institute getreten war, ward die optische Anstalt, bisher nur eine Abtheilung des mechanischen, getrennt, selbstständig in Benediktbeuern eingerichtet und am 7. Febr. 1809 der Gesellschaftsvertrag zwischen v. Utzschneider, Reichenbach und Fraunhofer geschlossen. Diese Werkstätte wurde die Pflanzschule, aus welcher tüchtige Künstler hervorgingen, die dann sich in verschiedenen Ländern durch Europa niederließen. Als Zwietracht, Haß und Neid der Feinde das schöne Institut zu zerstören und aufzulösen drohten, bot v. U. all' sein Ansehen und Vermögen auf, es zu erhalten; er war der Mittel- und Haltpunkt der herrlichen Anstalt. Im J. 1814 trat Reichenbach aus derselben und hielt seine eigne mechanische Werkstätte für sich, die dann im J. 1820 an Ertl überging. v. U. führte das optische Institut mit Fraunhofer allein fort und setzte dann diesem früh dahingeschiedenen Freunde, den ihm Feinde, jedoch nur auf kurze Zeit, abzuwenden gesucht hatten, ein ehrendes Denkmal in Stein und Schrift. Um den Fortbestand der herrlichen Anstalt auch für die Zukunft zu sichern, übergab sie v. U. im J. 1839 endlich an die Herren Georg Merz, Optikus, und Joseph Mahler, Mechanikus, die Schwiegersöhne Liebherrs. Während sich diese Anstalt so herrlich entwickelte, war v. U. bereits wieder im J. 1807 in den öffentlichen Staatsdienst berufen worden, da man seine Fähigkeiten kannte und sie wieder zu würdigen verstand. Der König Maximilian Joseph ernannte ihn zum

geheimen Finanzreferendär und Generaladministrator der Salinen, gerade zu einer Zeit, als die Regierung, in großer Finanzverlegenheit wegen der beständigen kostspieligen Kriege, dieselben verpachten wollte. v. U. sprach und wirkte mit der ganzen Energie seines Geistes dagegen und zeigte mit schlagender Beredtsamkeit die Vortheile, welche Baiern aus dem erhöhten und geordneten Betriebe seiner Salinen ziehen könnte, zumal es im Westen von Deutschland damals keine andern Salzwerke gab und Würtemberg, Baden und die Schweiz ihren Bedarf einzig aus Baiern bezogen. Die Vermehrung und Erhöhung des Betriebes der Salzwerke schien also reichlich zu lohnen und v. U. brachte es dahin, daß die neue Saline in Rosenheim erbaut wurde; die Regierung konnte das in der Gegend vorhandene Holz auf keine Weise besser benutzen. Reichenbach, der durch v. U.'s Einfluß aus dem Militär- in den Civildienst als Salinenrath übertrat, führte die Solenhebung und Solenleitung mit einer Sicherheit und Kühnheit aus, die seinen Namen durch ganz Europa berühmt machte. v. U. bewies bei der Ausführung des Werkes eine fast beispiellose Thätigkeit, da von der schnellen Vollendung desselben das Meiste abhing; aber wie er sich selbst keine Ruhe gönnte, so drängte und trieb er auch Andere; keine Gewohnheit, keine Bequemlichkeit wurde geschont. Die Genügsamkeit, Thätigkeit, der Eifer und die Ausdauer, die ihn beseelten, sollten auch seine Umgebung theilen. Kaum war das schöne Werk vollendet, als der Krieg vom J. 1809 demselben Gefahr drohte. Der Einfall der Oesterreicher, besonders der Tiroler in jene Gegend, konnte das Begonnene leicht vernichten; v. U. selbst schwebte in großer Gefahr: die Tiroler hatten einen Preis auf seinen Kopf gesetzt, weil er sie in einer eignen Proklamation zur Ordnung zurückrief und thätig zur Unterdrückung des Aufstandes wirkte. Bei dem glücklichen Gange des Krieges wurden die österr. Salinen von den Franzosen verwaltet und für die baierischen der Absatz beschränkt, wodurch den Staatseinkünften ein Ausfall drohte, den man damals nicht leicht decken konnte und v. U., dem die Sache seines Vaterlandes ernstlich am Herzen lag, suchte die Angelegenheit schnell und glücklich zu wenden. Nachdem er seinen Entschluß reiflich gefaßt, reiste er, ohne vorher nach München zu gehen und hier die kostbare Zeit mit Erklärungen, Mahnen u. dgl. hinzubringen, ohne Paß und Vollmacht eilig nach Wien und begann mit der franz. Generalintendantur der Armee die Unterhandlungen wegen Baierns gefährdeter Salinen und es glückte ihm, einen vortheilhaften Vertrag abzuschließen. Als er voll Freude dar-

über nach München zurückkehrte, empfing ihn aber das damalige Ministerium mit Vorwürfen und weigerte sich, den Vertrag zu genehmigen. Lange Zeit erschöpfte er sich vergeblich mit Vorstellungen, bis er endlich bewirkte, daß man wider Willen billigte, was er in guter Absicht und mit Einsicht gethan. — Eine der schönsten Anstalten, die er in Baiern ins Leben rief, war jene zur Herstellung des Grundkatasters. Die Idee, die ganze Grundsteuer durch Vermessung, Bonitirung, Liquidirung und daraus hervorgehende Katastrirung zu bestimmen und zu ordnen, beschäftigte ihn lange (ob er selber darauf verfiel, oder ob sie ursprünglich von seinem Freunde, dem gelehrten ehemaligen Benediktiner zu Ottobeuern und nachmals Akademiker, Astronomen und k. Steuerrathe, Ulrich Schiegg, ausging, ist ungewiß); er führte sie nach vielfacher Erwägung endlich ins Leben ein, trotz des heftigen Widerstandes, den er von mehreren Seiten fand, und um das Werk durch Zögerung nicht vereitelt zu sehen, bot er alle Kräfte auf und nahm selbst zu einer List seine Zuflucht. Er ließ das Besitzthum eines vielvermögenden Mannes, der in dieser Sache sein Gegner war, heimlich aufnehmen und katastriren und legte das Resultat vor, wodurch er den langen Widerstand beseitigte und das Werk durchführte. Dazu gewann er die tüchtigsten Männer, benutzte die neu erfundene Kunst der Lithographie, indem er die sämmtlichen Plane der Katasterkommission auf Steinplatten auftragen ließ und sicherte dem Erfinder Alois Senefelder *) einen Jahresgehalt auf die Dauer seines Lebens. Dadurch suchte er zugleich auch für die Förderung des Landbaues in Baiern zu wirken, indem durch die lithographirten und unter das Volk verbreiteten Plane und Aufnahme der Ortschaften mit den Privat- und Gemeindegründen jedem die Vortheile der Güterabrundung und Vereinigung einleuchten mußten. Allmälig sollte dieser Plan allgemein durchgeführt werden und er bestimmte aus seinen eignen Mitteln Preise zu 1000 und 500 Gulden für die besten Schriften über Güterabrundung. Beinahe zur selben Zeit war er Vorstand der k. Münzkommission, wirkte auch in dieser Eigenschaft thätig fördernd und veranlaßte die Unterstützung Meje's und Losch's zu einer Reise nach Paris, die Münzanstalt dort zu sehen und darnach auch in München die nöthigen Verbesserungen einzuführen. Am meisten lag ihm der durch die langwierigen Kriege zerrüttete Zustand der Finanzen seines Vaterlandes am Herzen. In einem Gespräche mit dem

*) Dessen Biogr. s. im 12. Jahrg. des N. Nekr. S. 356.

Könige Max Joseph entwickelte er seine Gedanken, wie hier zu helfen, der Kredit des Landes zu erhalten, zu befestigen sey, und alsobald ward eine Kommission niedergesetzt, deren Mitglied v. U. war, darüber zu berathen. Er trug darauf an, die sämmtlichen Staatsschulden von den Kassen für den laufenden Dienst zu trennen, um den argen Mißstand von Besoldungsrückständen zu vermeiden und um mit Verzinsung und Tilgung der Schulden nach einem festen Plane verfahren zu können. Was er so mit überzeugender Beredtsamkeit vortrug, fand allgemeine Billigung und es wurde darauf die Schuldentilgungskommission angeordnet und er selbst zum Vorstande derselben ernannt. Der Erfolg war außerordentlich; Alles ging trefflich, bis zu dem unglücklichen Feldzuge nach Rußland, wo beinahe das ganze baierische Heer zu Grunde ging. Damals rieth und wirkte kaum Jemand eifriger für die Ausrüstung eines neuen Heeres, für die Anschaffung des nöthigen Kriegsmaterials, um in der gefahrvollen Zeit gerüstet zu seyn, als v. U.. Von ihm kam die Idee einer freiwilligen Lotterieanleihe, die einen unvermuthet günstigen Fortgang hatte; eine allgemeine Bewegung ging durch ganz Baiern und es zeigte sich eine früher nicht geahnete Kraftentwicklung: ein neues Heer stand binnen wenigen Monaten schlagfertig da. v. U. hatte die Schuldentilgung unterdessen ausgesetzt, die Bedürfnisse der Gegenwart zu bestreiten, denn der baldige Frieden, hoffte er, würde reiche Hülfsmittel gewähren. Als aber im pariser Frieden so manche gerechte Hoffnungen Baierns getäuscht und Verfügungen getroffen wurden, welche die baldige Hülfe in der großen Finanzverlegenheit vereitelten, als Neider die Plane v. U.'s verdächtigten und er sein früher gegebenes Wort nicht erfüllen konnte, da legte er seine sämmtlichen Stellen am 19. Sept. 1814 nieder und trat aus dem Staatsdienste, indem er selbst auf seine durch so viele treffliche Leistungen wohlverdiente Pension von 6000 Gl. verzichtete. Aber er behielt die fortdauernde Achtung seines Königs, der ihn schon früher zum geheimen Rathe und Ritter des Civilverdienstordens ernannt hatte, und was noch mehr ist, das schöne Bewußtseyn seines redlichen Willens. Was er gegründet, diese Schuldentilgungsanstalt, bestand und besteht nach seinem Austritte in voller Wirksamkeit und Ordnung fort und rechtfertigt auf das Glänzendste seinen wohlüberlegten Plan. Von nun an lebte v. U. beinahe ausschließlich den industriellen Bestrebungen. Schon früher hatte er die Gründe des aufgelösten Klosters Benediktbeuern angekauft und dort, nach dem musterhaften Betriebe der ehemaligen Klosterökonomie

die ersten Versuche mit Stärkezucker aus Kartoffelmehl gemacht, welcher Industriezweig jedoch später durch die Runkelrübenzuckerfabrikation verdrängt wurde. Auch verkaufte er diese werthvolle Besitzung, als die Staatsregierung dort einen Militärfohlenhof anlegen wollte und behielt bloß die zu seinem optischen Institute gehörigen und zur Glasfabrikation erforderlichen Räume. Im J. 1815 errichtete er ein großes Brauhaus, dann eine Tuchmanufaktur mit englischen Spinnmaschinen von Cockeril. Diese Unternehmung war von allen die unglücklichste und täuschte seine und seiner Freunde gerechte Erwartungen; denn seine Feinde verbreiteten Mißkredit über seine Vermögensumstände und hemmten den Absatz seiner Tücher durch mancherlei unedle Künste. Aber er hielt aus; ohne Gram sah er das Meiste von dem, was er gegründet, in andere Verwaltung und Hände übergehen und er äußerte oftmals: „Ich bin nur da, zu schaffen, fortführen mögen und werden es Andere. Ich will nicht reich werden, ich freue mich, wenn es Andere durch mich werden." Und Viele wurden es, indessen er in bescheidener Zurückgezogenheit lebte. Denn auch die Bewirthschaftung des großen Bauernhofes, den er in Giesing bei München erworben hatte, trug ihm keine übergroßen Früchte und lohnte nur seine Mühe, da er freilich nicht nach dem Muster französischer und englischer Unternehmer mit dem Taglohne kargte und er die Arbeiter selbst oft reichlicher bezahlte, als üblich war. Dort nun suchte er, nachdem er die erforderlichen Gebäude neu und zweckmäßig hergestellt und seinen Grundbesitz mit großen Opfern abgerundet, auch eine Masse sogenannter Waldgründe erworben hatte, mit der Milchwirthschaft, welche wegen der Nähe der Hauptstadt sehr einträglich war, die Branntwein- und Zuckerfabrikation zu verbinden. Die Kartoffeln lieferten ihm den erforderlichen Bedarf für den ausgedehnten Betrieb der Branntweinbrennerei, deren Produkt ihm das erforderliche Material zur Begründung seiner Essigfabrik darbot. Seine vorzügliche Aufmerksamkeit nahm aber der Bau, die Aufbewahrungsart der Runkelrübe während des Winters und die Zuckerfabrikation aus derselben in Anspruch. Die Wichtigkeit dieses Fabrikationszweiges suchte er für Baiern, diesen Agrikulturstaat, überall hervorzuheben und durch sein eignes Beispiel zu fördern. Er ließ Versuche jeder Art mit der größten Genauigkeit und Sorgfalt, mit der unverdrossensten Aufmerksamkeit machen und weder mißlungene Versuche, noch zwecklos verwendete Kosten vermochten ihn an der Fortsetzung seiner Forschungen und Versuche zu hindern. Dabei behielt er immer vorzugsweise den Zweck

im Auge, die möglichst einfache und am wenigsten kostspielige Methode zu finden, nach welcher jeder auch wenig begüterte Bauer wenigstens seine selbst gebauten Rüben in Syrup verwandeln könnte, um neben dem Erlöse aus diesem im Sommer die Blätter, im Winter die Trester als das gedeihlichste Futter für Rinder und Schafe benutzen zu können. Mit Freude sah er sein Unternehmen allmälig immer mehr gedeihen und zeigte jedem Besucher seinen Syrup, Rohzucker, seine gedeckten und raffinirten Melis- und vorzüglich schön krystallisirten Kandelzucker vor. Zu diesem Zwecke hatte er in Giesing ein eignes Fabrikgebäude aufgeführt. Auf diesem Gute legte er aber auch noch andere trefflich bemessene Vorrichtungen zur Benutzung der Gülle, zu Kompostdünger, eine Dreschmaschine u. A. an. Unterdessen war er auch wieder auf den öffentlichen Schauplatz zu vielfacher Wirksamkeit berufen worden, indem er bei der Einführung der Verfassungsurkunde im Jahre 1818 zum ersten Bürgermeister von München erwählt ward. Er folgte dem ehrenvollen Rufe, um zum Besten der ihm theuer gewordenen, seiner eigentlichen Vaterstadt zu wirken. Aber er verwaltete das Amt als ein wahres Ehrenamt: den ihm bestimmten Gehalt vertheilte er an niedere magistratische Bedienstete. Er führte die Geschäfte nach seiner bekannten Einsicht und Redlichkeit, um gleichsam den künftigen Gang vorzuzeichnen; bewirkte die Vermehrung der Volksschulen und drang auf die Anlage der Abzugskanäle durch die Stadt, die nachmals wirklich ausgeführt wurden, um Reinlichkeit und Gesundheit in der an Bevölkerung immer mehr anwachsenden Stadt zu erhalten. Nach drei Jahren jedoch schon legte er dieses Amt nieder, konnte aber nicht hindern, daß er nachmals im J. 1827 zum Vorstande der polytechnischen und Gewerbsschule gewählt wurde, für deren Aufnahme er redlich wirkte, die Annahme eines Gehaltes aber standhaft verweigerte. Als Abgeordneter zur Ständeversammlung, zu welcher er als Gutsbesitzer ohne Gerichtsbarkeit stets gewählt wurde, zeigte er sich mäßig, dem Fortschritte zum Besseren stets ergeben, ohne Wortprunk, aber als einen Gegner jedes blinden Festhaltens am schlechten Alten. Daß ihn der Haß und der Neid seiner Feinde auch in die Kammer verfolgte, mußte er leider noch im J. 1837 erfahren, da ihn, den einfachen, mäßigen, von jeder Umwälzungssucht fernen Mann, ein harter, verleumderischer Vorwurf traf, gegen den er sich in öffentlicher Schrift zu vertheidigen bewogen fand. Er wurde als Abgeordneter stets in den zweiten Ausschuß gewählt, der sich mit den Steuern befaßte und in allen Ver-

sammlungen beschäftigte er sich mit Gegenständen des materiellen Wohlstandes der Nation, fest überzeugt, daß daraus auch Ruhe und Glück für die Völker hervorgehe. Alle seine Anträge bezogen sich deswegen meistentheils auf Gegenstände dieser Art, besonders auf Befreiung und Theilbarkeit des Grundeigenthums, Kulturgesetze, Gewerbsgesetze und Unterricht in den Schulen. Der Ankauf von Erching, drei Stunden von München (im J. 1829), gab ihm wieder reiche Gelegenheit zu neuen Versuchen und Leistungen im Gebiete der Landwirthschaft. Das Gut bestand bei dem Kaufe aus einem geräumigen ehemals fürstbischöflichen Jagdschlosse, auf einem künstlich gebildeten Hügel, und 140 Tagwerken verwahrloster Aecker und ganz versumpften Moosgründen, die über 1400 Tagwerke umfaßten; der Viehstand entsprach dem saueren, fast alles Nahrungsstoffes entbehrenden Futter. Er begann mit der Entwässerung, suchte Asche durch Wasenbrennen zum Düngen zu gewinnen und schuf allmälig 300 Tagwerke zu Ackerland, 39 zu Angern, 400 zu mittelmäßigen Wiesen, 30 zum Holzwuchs und 39 zum Torf sich um. Der Ertrag des übrigen Landes wurde als Streue für das Rind- und Zugvieh benutzt. Seine höchste Aufmerksamkeit nahm auch hier der Bau der Runkelrübe in Anspruch und die Zuckerfabrikation gedieh immer mehr. Mitten in seinem thätigen und noch rüstigen Greisenalter, während der Landtagsperiode des J. 1840, traf ihn der Tod. Er fuhr am 29. Jan., in seinem 80. Lebensjahre, mit dem Abgeordneten, Pfarrer Silberhorn, von Giesing nach München zur Kammer; sonst war er immer den Giesingerberg herabgegangen, diesmal ließ er sich bereden, im Wagen zu bleiben; die Pferde gingen durch und schleuderten den Wagen mit solcher Gewalt an eine Hausecke, daß er zertrümmerte und v. U. bewußtlos nach München gebracht wurde. Er kam nicht wieder zur Besinnung und endete sein Leben in der Nacht des obengenannten Tages. Bei seinem Tode zeigte sich, was er den Armen gewesen und wie viel Gutes er im Stillen gewirkt; viele dankbare Thränen flossen an seinem Grabe, wohin er von sechszehn der achtbarsten Bürger Münchens abwechselnd getragen wurde, welche Auszeichnung noch Niemanden sonst zu Theil geworden war. Jetzt erinnerte man sich lebhaft seines Wirkens und Strebens und seiner unermüdeten Thätigkeit. — v. U. war ein schöner, großer Mann, von würdiger Haltung. Schon früh hatte er das rechte Auge verloren, da ihm das Jagdgewehr zersprang, aber sein Gesicht erschien dadurch nicht verunstaltet. Zwei Jahre vor seinem Tode war er in Erching über eine Stiege herabgefallen,

wobei er sich ein Schlüsselbein brach und am Rücken und an den Hüften beschädigte, daß sein Gang von dieser Zeit an etwas diagonal wurde, während er früher eine beinahe militärische Haltung hatte. Krank war er niemals, sein kräftiger Körper ertrug leicht jede Beschwerde; Schwelgerei kannte er nie und in keiner Art; einfache, nahrhafte Kost war ihm die liebste. Er liebte es, früh aufzustehen, und kaum vermag man es zu begreifen, wie er den vielen Geschäften entsprechen konnte, denen er sich unterzog. Ehe er etwas unternahm, überlegte er die Sache reiflich nach allen Seiten und Niemand verstand es besser etwas anzuordnen, herzustellen, die Hindernisse zu besiegen oder irgend eine Sache hinauszuschieben, so lange er die gegebenen Mittel zum Gelingen für unzureichend hielt; dann aber war er rasch im Handeln und er bot Alles zur Durchführung auf. War aber eine Sache hergestellt und bedurfte sie bloß des gewöhnlichen Fortführens, dann schien er sich müssig und er überließ sie und damit auch den Gewinn Andern. Die Fremden mochten sich wohl wundern, wenn sie ihn aufsuchten und ihn in seinem Häuschen, einer kleinen Wohnung über dem Einlaßthore in München, trafen. Seine Erben sind die Kinder seiner einzigen, mehrere Jahre vor ihm verstorbenen Tochter, welche mit dem im J. 1840 ebenfalls dahingeschiedenen k. baier. Ministerialrathe und Vorstande der k. Generalzolladministration, Thomas Knorr, verehlicht war. — Im Druck erschien von v. Utzschneider: Franz Menzotti's Abhandl. über d. Kolbertismus oder d. Freiheit d. Kommerzes. München 1794. — *Unterthänigst gehorsamster Antrag über einen Landtag in Baiern, d. d. 1. Febr. 1800. — *Nachtrag zu meinem Voto, d. d. 1. Febr., den Landtag in Baiern betreffend: über eine Landesdefensionsarmee in Baiern. 1800. — Beiträge z. Land- u. Staatswirthschaft. 1. Heft. München 1804.

52. Dr. Karl Follen,

Prof. der deutschen Literatur an der Harwards-Universität zu Newyork; geb. d. 3. Sept. 1795, gest. im Jan. 1840*).

Er war ein Sohn des zu Darmstadt lebenden großh. hess. pensionirten Landrichters und Hofraths C. C. Follenius und zu Gießen geboren; dort widmete er sich anfänglich der Theologie, dann der Rechtswissenschaft, machte den Feldzug

*) Intelligenzblatt der allgem. Literaturzeitung 1840. Nr. 10, und Konversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur.

gegen Frankreich mit und setzte nach dessen Beendigung seine Studien in Gießen fort, woselbst er am 14. März 1818, nach der glänzenden Vertheidigung seiner Thesen, die Würde eines Doktors der Rechte sich erwarb und als Privatdocent sich habilitirte. Wegen demagogischer Umtriebe in Untersuchung gezogen, verließ er Gießen und begab sich nach Jena, wo er seine Studien und Vorlesungen fortsetzte, bis er wegen erneuerter Untersuchung sich genöthigt sah, auch diese Stadt zu verlassen und nach einem kurzen Aufenthalte in Koblenz nach Frankreich zu gehen. Er lebte darauf theils in Paris, theils in Straßburg mit dem Studium römischer Alterthümer beschäftigt; mußte aber als Fremder 1820 das Land verlassen und fand in der Schweiz zunächst an der Kantonsschule in Chur, dann an der baseler Universität eine Anstellung. In neue geheime Verbindungen verwickelt, mußte er 1824 Basel verlassen und begab sich wieder nach Paris und dann nach Nordamerika, wo er zuerst in Newyork juristische Vorlesungen hielt, dann als Prediger zu Cambridge, endlich als Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Harwards-Universität angestellt wurde. Er hatte sich in den letzten Lebensjahren sehr stark zu pietistischen Grundsätzen hingeneigt. In der Zeit der politischen Aufregung deutscher Jugend übte er durch seinen klaren Verstand, seine strenge Konsequenz des Denkens, seine trefflichen Rednergaben, einen männlichen Entschluß und seine großen Kenntnisse, namentlich des Rechts, einen großen Einfluß auf seine Umgebungen aus. Besonders in Gießen war er Jahre lang der Mittelpuukt und die Spitze der dortigen freisinnigen Akademiker; erst der Anhänger des Ehrenspiegels, dann der sogenannten Schwarzen, wo sich vielleicht nur der geistvolle Dr. Karl Seebold ihm selbstständig gegenüber hielt. Aehnlich setzte sich das Verhältniß in Jena fort. Mit Sand war er eng befreundet und viele der Turn- und Freiheitslieder in seines Bruders Adolph „Freien Stimmen frischer Jugend,“ rühren von ihm her, auch das berüchtigte sogenannte große Lied, welches Witt von Döring theilweis veröffentlicht hat. — Bei dem Brande eines Dampfschiffes auf der Reise von Newyork nach Boston fand er seinen Tod.

53. Mannhardt,

katholischer Prediger zu München;

geboren ......, gestorben im Januar 1840 *).

Nachdem der alte lebensmüde Königsberger **) in die Grube gefahren, folgte ihm im Januar 1840 einer seiner Leidensgenossen, der Priester Mannhardt, nach. Schon vor 12 Jahren, als er noch in der Nähe von Ingolstadt stand, war er der Hierarchie verdächtig. Sie ließ ihn ängstlich beobachten, namentlich alle seine Predigten durch belohnte Aufpasser besuchen. So groß war aber seine Gewalt über die Gemüther, daß eines Sonntags nach vollendeter Predigt der Spion zu M. in die Sakristei kam, wegen seiner bisherigen niedrigen Handlungsweise mit Thränen um Verzeihung bat und das verdiente Geld für die Ortsarmen anbot. M. nahm ein Protokoll darüber auf und entließ den Menschen mit Ermahnungen zur Besserung. Müde unaufhörlicher Chicanen, legte er endlich sein Pfarramt freiwillig nieder und zog nach München, wo er sich den Wissenschaften, besonders dem Studium der Kirchengeschichte widmete und nur nebenbei, auf Verlangen, in den Kirchen Aushülfe leistete. Kaum hatte indeß M. sich einigemal hören lassen, als sein Ruf die ganze Stadt durchdrang; wenn er predigte, strömte Alt und Jung zur Kirche. Es war nicht allein sein ausgezeichnetes Rednertalent, begünstigt von einer gewaltigen Baßstimme und einer imposanten Gestalt, sondern vorzüglich auch seine Popularität und die stete Beziehung aller Vorträge auf das Leben, was die Menschen zu ihm hinzog. Gegen das geistlose Satzungswesen, gegen Ueberschätzung der Ceremonien, gegen intolerantes Verdammen Andersdenkender warnte er nachdrücklich, strafte unnachsichtlich die Heuchelei, in welchem Gewande sie auch auftrat, und drang alles Ernstes auf ein praktisches Christenthum, auf wahre Buße und gottseligen Wandel. Wie groß sein Ansehen war, zeigt auch der Umstand, daß die Garnison von München sich diesen Mann zum Prediger an der Militärkirche dringend ausbat. Obwohl ungern, gab man dem Wunsche nach. Von nun an war die sonst leere (Jesuiten-) Kirche die besuchteste aller Pfarrkirchen, viele mußten sich vor den Thüren aufstellen, andere hörten an den Fenstern zu. Welchen Eindruck mußte es auf das katholische Volk machen, als er eines Sonntags

---

*) Nach dem Unterhaltungsblatte. Beil. zum Teutschen.
**) Dessen Biogr. s. im 17. Jahrg. des N. Nekr. S. 1057.

auftrat, die Stelle Matth. 7, 15 ablas und nun begann: „Also von den Wölfen will ich zu euch reden, von den reißenden Wölfen, die in Schafskleidern zu euch kommen. Ich will — so erfordert es die Unparteilichkeit — zuerst von den Wölfen in meinem Stande anfangen, welche mit gleißender Miene, mit heiligem Blicke, mit Pharisäerpelz in den Kirchen, auf den Gassen, in den Häusern umherschleichen, um Seelen — nicht zu erretten, nein, um sie zu fangen und in ihrem Wolfsrachen zu verschlingen. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Auf Mosis Stuhl sitzen sie, sagen euch die Gebote Gottes, aber halten sie nicht; hier von der Kanzel nicken sie freundlich, sprechen viel von Liebe, doch dort im Beichtstuhle ermahnen sie zum Hasse gegen die Brüder, die in anderer Weise Gott dienen; unerträgliche Bürden legen sie den Menschen auf den Hals, sich selbst dispensiren sie davon. Wehe euch, ihr Schlangen und Otterngezücht, wie wollt ihr der höllischen Verdammniß entrinnen!" — M.'s Wirksamkeit als Prediger wurde unterstützt durch einen tadellosen, ächt priesterlichen Wandel. Er lebte höchst einfach, mit unglaublich geringen Mitteln, das, was ihm wohlhabende Leute zuschießen wollten, verschmähend, ja sein kleines Einkommen noch mit den Armen theilend. Zeugniß seines prunklosen Sinnes gab er noch auf dem Sterbelager: Er verlangte ein armes Begräbniß. In einem gewöhnlichen Sterbekittel gleich einem Arbeitsmanne lag er in dem Leichenhause. Der Haß der Hierarchen zeigte sich auch nach seinem Tode. Kein Geistlicher hat ihn begleitet. Dagegen sah man seinem Sarge eine Menge münchner Bürger, meist aus dem höhern Gewerbstande, folgen, welche sich nicht scheuten, ihre treue Anhänglichkeit an den gefeierten Lehrer auch öffentlich an den Tag zu legen. Kaum war der Sarg durch den Funktionär eingesegnet, als aus der Mitte der Bürger ein Sängerchor hervortrat, der am Grabe ein eignes hierzu gedichtetes Lied absang.

54. Christ. Ludw. Ferd. v. Ysenburg-Büdingen,

regierender Graf zu Büdingen;

geb. d. 16. Aug. 1788, gest. d. 3. Febr. 1840 *).

Der Graf v. Ysenburg-Büdingen, Louis, wie er gewöhnlich genannt wurde, war in Büdingen geboren. Seine Eltern waren: Ernst Kasimir II., regierender Reichsgraf zu

*) Zeitung für den deutschen Adel. No. 21. 1840.

Ysenburg und Büdingen, und Eleonore Auguste Amalie Karoline, geb. Gräfin zu Bentheim-Steinfurt. Die Eltern starben, der Vater am 25. Febr. 1801 und die Mutter *) am 18. Febr. 1827. Die Jugend des Verblichenen verfloß in aller Stille in Büdingen; hier hatte er im J. 1800 einen starken Ruhranfall und 1804 den Keuchhusten, welche beide Krankheiten ihm lange zu leiden machten und Einfluß auf sein ganzes Leben hatten, denn die Folgen dieser beiden schweren Krankheiten verschwanden nie ganz und machten es dem Verstorbenen unmöglich, sich gleich seinen ältern Brüdern dem Staatsdienste zu widmen. Er lebte in stiller Wirksamkeit in Büdingen und war von dort nur zwei Mal längere Zeit abwesend, nämlich 1800 vor dem Anfalle seiner Ruhr in Karlsruhe und 1818 in Kassel; sonst kam er selten länger als einen Tag von Büdingen weg nach Frankfurt und andern größern Orten in der Nähe. Zu Hause war Lektüre seine Lieblingsbeschäftigung und beinahe täglich erhielt er von Buchhändlern in Frankfurt, Hanau und Darmstadt die neuesten und bedeutendsten Erscheinungen der Literatur zugesendet, die er mit vielem Nutzen las. Seine Zerstreuung war die Jagd und auch die Landwirthschaft, bei der ihn der Weinbau, da er selbst zwei Weinberge besaß, am meisten ansprach. Abends war er in Gesellschaft und bis vor seiner letzten Krankheit sah man ihn da gewöhnlich sehr heiter und theilnehmend. Da, wie oben gesagt, seine körperliche Gesundheit ihn hinderte, im Felde thätig zu seyn, so wurde er im J. 1813 nach der Schlacht bei Leipzig Landsturmoberst über einen Theil des Ysenburgischen und übte bei Büdingen sein Regiment, während seine drei Brüder, Ernst Kasimir in badischen, Friedrich Wilhelm in k. k. österr. Diensten und Karl Ludwig Wilhelm ebenfalls in badischen Diensten die Siegeszüge der Alliirten mitmachten. Er erhielt wegen der guten Ausbildung seines Korps das eiserne Kreuz des Generalgouvernements von Frankfurt und später von dem Könige von Preußen den Johanniterorden, weil er sich der preuß. Gefangenen und Verwundeten unter sehr mißlichen Umständen besonders angenommen hatte. Im November vorigen Jahres fing der Verstorbene bedeutender zu kränkeln an und seit der Zeit verließ er sein Zimmer, die letzten 8 Tage sein Bett nicht mehr. Er starb äußerst sanft und ohne Schmerzen.

---

*) Deren Biogr. s. im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 217.

* 55. Johann Heinrich Friedrich Horn,

großherzogl. mecklenb.-strelitzischer Hofrath und geh. Sekretär zu Neustrelitz;
geb. im Jahr 179., gest. d. 4. Febr. 1840.

Er wurde zu Neustrelitz geboren und war der Sohn des daselbst am 29. Juli 1823 verstorbenen großherzogl. geheimen Legationsraths Adolph Albert August Horn *); seine erst am 3. Juni 1836 mit Tode abgegangene Mutter war Sophie, geb. Gerling. Gute Privatlehrer gaben ihm hier den ersten Unterricht, worauf er dann auf dem vaterstädtischen Gymnasium Carolinum seine weitere Bildung erhielt. Nach vollendeten juristischen Studien ließ er sich als Advokat und Prokurator bei der Justizkanzlei in Neustrelitz aufnehmen, wurde aber schon im April 1822 zum Regierungs- und Konsistorialsekretär, so wie im folgenden Jahre zum geheimen und Lehnssekretär daselbst befördert. Im Febr. 1826 übernahm er auch noch daneben die Stelle eines geheimen Archivars bei dem Staatsministerium und im Novemb. 1829 erhielt er das Prädikat eines Hofraths. — Er starb nach längern körperlichen Leiden plötzlich, nachdem er eben eine schriftliche Arbeit vollendet, am obengenannten Tage in der Nacht um 1 Uhr und hinterließ als Witwe, Friederike geb. Fink, mit welcher er sich den 27. Okt. 1820 vermählt hatte, und mehrere Kinder. — Ein scharfer, durchdringender Verstand, ein wahrhaft schönes Herz, ein gediegener Charakter, eine vielseitige wissenschaftliche Bildung und eine, selbst den empfindlichsten Schmerzen trotzende Berufstreue machten den Verewigten eben so sehr zu einem ausgezeichneten Diener des Staats, als zu einem höchst liebenswürdigen Menschen. Seines Werthes sich wohl bewußt und fühlend, daß er auch in einem höhern Wirkungskreise vollkommen würdig dastehen und segensreich wirken würde, war doch mit diesem gerechten Selbstgefühle jene alle Herzen gewinnende Bescheidenheit verbunden, welche nur dem hochgebildeten Geiste und dem wahrhaft edlen Gemüthe eigen ist. Sein milder Ernst, seine Offenheit, sein immer reges Wohlwollen erwarben ihm das Vertrauen und die dankbare Liebe Aller, welche Trost, Belehrung, Rath und Hülfe von ihm forderten.

Schwerin. Fr. Brüssow.

---

*) S. N. Nekr. 1. Jahrg. S. 904.

56. Graf Ferdinand Palffy v. Erdöd,

k. k. wirklicher geheimer Rath und Kämmerer, zu Wien;

geb. im J. 1773, gest. d. 4. Febr. 1840 *).

Graf Palffy war ein Mann, der sich durch seine Kunstliebe auszeichnete und mit bedeutenden Aufopferungen eine Zeit lang große Verdienste, wenn auch nicht um das deutsche Theater überhaupt, doch aber gewiß um die Ausübung der dramatischen Kunst in Wien erworben hatte. Einer der vornehmsten Magnaten Ungarns, übernahm er die Direktion eines Theaters und wurde Eigenthümer des Schauspielhauses an der Wien, ertrug alle Wechselfälle des Glücks und der Laune, die einen Theaterdirektor zu treffen pflegen, und büßte bei dem Unternehmen sein großes Vermögen ein. Durch eine Ausspielung seines Theaters, seiner Villa und seines Schmucks, die er vor 20 Jahren bewerkstelligte und wo der glückliche Gewinner, ein armer Einwohner aus Tyrnau, an der ungarisch-mährischen Grenze, 300,000 Gl. Konv. M. als Ablösungssumme erhielt, so wie durch spätere Erbschaften, verbesserte der Graf wieder seine Finanzen. Allein seine ungemessene Prachtliebe, sein ächt sanguinischer Kunstdilettantismus führten bald die frühere Trostlosigkeit in den Geschäften herbei und die allgemein bekannte Katastrophe brach herein, die das schönste Theater Wiens in die Hände eines Pächters und endlich auf seinen jetzigen Standpunkt brachte. — Unter Graf P. besaß das Theater an der Wien eine geraume Zeit lang die ersten Künstler der Kaiserstadt. Hier wirkten Heurteur, Küstner, Wilhelmi, die Familie Demmer, die liebliche Botta zu gleicher Zeit; hier ließen Wild, Jäger, Haizinger, Cornet, Rauscher zuerst ihre herrlichen, jugendfrischen Stimmen ertönen; Horschelt schuf hier seine glänzende Feenwelt, „das Kinderballet," mit allem Zauber einer überreichen Phantasie; Grillparzer's Ahnfrau erschütterte hier zuerst die Zuschauer. Allen jungen Talenten wurde mit Zuvorkommenheit gestattet, sich hier zu versuchen und Bahn zu brechen. P. war eine durchaus edle und großmüthige Natur, dem nur manchmal die materiellen Mittel gebrachen, ihren Neigungen zu genügen. Das Ende seines Lebens gehörte nicht mehr der Oeffentlichkeit an.

*) Lewald Europa 1840. I. 9. Lieferung.

57. Franz Bernhard Heinrich Wilhelm Freiherr v. Gaudy,

Officier a. D. zu Berlin;

geb. d. 19. April 1800, gest. d. 5. Febr. 1840 *).

Gaudy ward zu Frankfurt a. d. O. geboren. Lange Zeit das einzige Kind seiner Eltern, des damaligen Majors (als Generallieutenant verstorbenen) Friedrich Freiherrn von Gaudy und Konstanzens, geb. Gräfin Schmettow, war er der Gegenstand ihrer liebevollsten Pflege, eben so wie sie es auch waren, welche ihm den ersten Unterricht ertheilten. Französisch sprach er früher als deutsch. Im vierten Jahre konnte er bereits in beiden Sprachen lesen. Der Krieg von 1806 rief v. G.'s Vater zum Heere. Der Knabe ward einer Pension auf dem Lande, später einer andern in Breslau anvertraut und kam im Jahre 1810 nach Berlin, wo er das Collège français besuchte. Hier war es, wo v. G. die ersten Verse machte, Kompilationen aus dem Reimlexikon. Zu jener Zeit war v. G.'s Vater Gouverneur des 1840 verstorbenen Königs von Preußen **), ein glücklicher Umstand, der, indem er den Knaben vielen der ausgezeichnetsten Männer unserer Zeit nahe brachte, auch auf die spätere Geistesrichtung desselben den entschiedensten Einfluß übte. Im J. 1815 kam v. G. auf die Landesschule Pforta. Lateinische und griechische Verskünsteleien nährten in ihm den Keim der Produktivität und der treffliche Rektor Lange ***) machte es sich zur besondern Aufgabe, die Anlagen des Jünglings zu entwickeln. Eine Elegie aus jener Epoche: „Winterbesuch," ist in des Dichters Erato aufgenommen worden. Ausflüge in die schönen Umgebungen nach Weimar, dem Thüringer Walde, in die goldne Aue, Reisen nach Dresden, wo v. G.'s Vater als preuß. Generalgouverneur von Sachsen lebte, waren die hellsten Lichtpunkte jener schönen Zeit. Von den Klassikern ward und blieb Tibull v. G.'s Liebling. Im Juli 1818 verließ er Schulpforta mit dem Zeugniß der völligen Reife zur Universität und trat zu Potsdam bei dem ersten Garderegimente ins Heer; im Oktober des folgenden Jahres avancirte er zum Officier. Der Dienstbeschäftigungen ungeachtet las v. G. viel und trieb durch einander spanische

---

*) Beil. zur Augsb. allgem. Zeitung 1840. Nr. 82.
**) Dessen Biogr. s. in diesem Jahrg. des N. Nekr. unterm 7. Juni.
***) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 871.

Sprache, Zeichnen, Musik, Heraldik und Poesie. Der Umgang mit K. v. Reinhard, dem Sohne des Herausgebers von Bürgers Schriften, gab ihm zuerst Gelegenheit, öffentlich als Dichter aufzutreten. Seine Erstlinge stehen in dem Taschenbuche: „Eudora für 1823 (Schleswig).“ Noch ehe sie erschienen, ward v. G. auf sein Ansuchen nach Breslau versetzt und schloß sich hier an Karl v. Holtei, seinen ältesten Jugendfreund, und Karl Barth an, Beiträge zu den von ersterem mit Schall herausgegebenen „deutschen Blättern“ und der „Breslauer Modezeitung“ liefernd. Ein vielfach bewegtes Leben und häufiger Garnisonswechsel wirkten jedoch störend und erst in Glogau, wohin v. G. 1825 versetzt ward, konnte er sich mit größerer Ruhe den Studien hingeben. Er trat mit geistvollen dortigen Gelehrten in Verbindung, steuerte zu dem schlesischen Musenalmanache Gedichte, auch mehrere einaktige, metrische Lustspiele, zu den schlesischen Blättern Parabeln und Erzählungen bei und trat 1829 zum ersten Male als selbstständiger Schriftsteller mit der „Erato“ auf. Die erste Hälfte dieses Buchs verräth allerdings den Einfluß des damals eben erst bekannter werdenden Heine, doch gelang es v. G. bald, sein Talent völlig zu emancipiren. Der zweite und dritte Theil der Erato, Parabeln und Elegien stammten aus früherer Zeit und waren auch eigenthümlicher gehalten. Im J. 1830 rückte das sechste Regiment, bei welchem v. G. stand, nach dem Großherzogthum Posen und bald darauf, nach dem Ausbruche der Insurrektion, an die Grenze. v. G. erkrankte gefährlich an der Cholera. Nach seiner Wiederherstellung gab er einige zerstreute humoristische Aufsätze unter dem Titel: „Gedankensprünge eines der Cholera Entronnenen,“ heraus. Die zweite Auflage folgte der erstern auf dem Fuße. In Posen war es auch, wo die „Schild-Sagen“ und im folgenden Jahre die „Korallen“ entstanden, die v. G. zuerst als einen durchaus selbstständigen Dichter bewährten. Eine Folge des Studiums der polnischen Sprache war die Uebersetzung der „historischen Gesänge“ von Niemcewicz, so wie einiger Gedichte von Mizkiewicz. Bald darauf nach einem kleinen polnischen Grenzorte versetzt, befreundete er sich, der spärlichsten Hülfsmittel ungeachtet, mit der altfranzösischen, der provençalischen und romanischen Sprache. Eine Aufforderung Chamisso's *) bestimmte v. G., als er 1833, des Friedensdienstes überdrüssig, seinen Abschied nahm, sich vor-

*) Dessen Biogr. s. im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 747.

läufig nach Berlin zu wenden. Die höchst wohlwollende Aufnahme von Seite der dortigen Literaten, namentlich von Hitzig, Chamisso, Eichendorff, Streckfuß, bestimmten ihn, hier zu bleiben. Schnell hinter einander entstanden nun die Novelle „Desengaño,“ die Uebersetzung von Wace's „Roman von Rollo“ (aus dem altnormannischen), welche v. G. in drei Monaten vollendete, und in den drei Wintermonaten 1834 bis 1835 die „Kaiserlieder.“ Im April des folgenden Jahres trat er in Begleitung Franz Kugler's eine Reise durch Baiern und die Schweiz nach Italien an, weilte zwei Monate in Rom und kehrte dann über Florenz, Venedig und Wien zurück. Die Ausbeute jener Reise legte er theils in den drei Bänden seines „Römerzuges,“ theils in dem „Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen,“ in welchem er die bekannte Flohdenunciation gegen Italien verspottet, theils in den „Venetianischen Novellen“ nieder. Außerdem entstanden 1836 noch das erste Heft des „Berlinischen Bilderbuchs,“ die Uebersetzungen der Dichtungen von „Klotilde Vallon Chely;“ die „Novelletten;“ die „Lieder und Romanzen.“ Das Jahr 1837 brachte die schon erwähnten Venetianischen Novellen und vielfache Aufsätze in Journalen. Eine projektirte, aber durch den Rücktritt aller Reisegefährten vereitelte Reise nach Island bewog v. G. dänisch zu lernen, in Folge dessen einige kleinere Uebersetzungen aus Ingemann und Andersen entstanden. Statt nach dem Norden, entschloß sich nun der Dichter nach dem südlichen Deutschland zu reisen und die schwäbische Alp zu durchwandern. Hier hatte er Gelegenheit, sich mit Justinus Kerner und Gustav Schwab persönlich zu befreunden. Nach dem Rücktritte des Letztern von der Redaktion des Musenalmanachs ward er berufen, ihn an Schwab's Stelle gemeinschaftlich mit Chamisso für das Jahr 1839 herauszugeben. Chamisso war es auch, mit welchem er im Winter 1838 „Bérangers Lieder“ in freier Bearbeitung metrisch übertrug. Im Juli des nämlichen Jahres unternahm v. G. seine zweite italienische Reise, von der er nach Jahresfrist wiederum nach Berlin zurückkehrte. Ein Manuscript: Reiseskizzen und Novellen, von ihm selbst „Portogalli“ benannt, ist aus dieser Reise hervorgegangen und dürfte im Druck etwa zwei Bände füllen. In Berlin fand v. G. seinen väterlichen Freund Chamisso nicht mehr, dessen Tod er bereits in Neapel erfahren und mit einem schönen Gedichte gefeiert hatte. Diesen Riß in sein Leben empfand er schmerzlich und es wollte ihm nicht wieder recht wohl werden in der sonst gewohnten Umgebung. Er gab jetzt mehr als wohl in früherer Zeit dem Gedanken Raum, den

Stand des Literaten mit einem bürgerlichen Berufe zu vertauschen, machte dazwischen Plane zu neuen Reisen, zuletzt noch zu einer Fahrt nach Algier, als ihn, ihm selbst und allen seinen Freunden unerwartet, sein letztes Geschick ereilte. Am 3. Febr. früh hatte er noch an einem Gedichte gearbeitet, welches das Leben und das Ende eines mexikanischen Wucherers behandelte und wovon nur Fragmente in seinem Nachlasse vorgefunden worden. Die Schlußverse hatte er aber an jenem Tage, bereits vor der Vollendung des Ganzen, auf das Papier geworfen. Sie lauten:

Da trat mit fäll'gem Wechsel in der Hand
Ein harter Gläub'ger plötzlich an sein Bett,
Der Spediteur der Welt, Hans Mors genannt.

Mittags speiste er, wie gewöhnlich, an einer table d'hôte mit Freunden, die nichts Ungewöhnliches an ihm bemerkten, und gegen Abend ging er, um den Dr. med. Hammer zu einer der dramatischen Vorlesungen abzuholen, die zu jener Zeit v. Holtei in Berlin hielt. Auf dem Zimmer dieses ihm befreundeten Arztes traf ihn ein Schlagfluß, dessen tödtliche Einwirkung durch einen augenblicklichen Aderlaß beseitigt zu seyn schien, indem er in einen Wagen geschafft und in seine Wohnung gebracht werden konnte. Aber in der Nacht vom 3. zum 4. wiederholten sich die Schlaganfälle und am 5. erlosch das Leben, nachdem v. G. nicht wieder zur Besinnung gekommen war. Am 9. fand seine Beerdigung statt, unter Theilnahme eines zahlreichen, aus Schriftstellern, namentlich jüngern Dichtern, bestehenden Leichengefolges. — v. G. ruht auf dem alten halle'schen Kirchhofe, dicht vor dem halle'schen Thore, unfern einem Oheime, dem preuß. Staatsminister v. Gaudy und einer Tochter desselben. Die Herausgabe seines Nachlasses wird von seinen Freunden Ferrand (Schulz) und Arthur Müller besorgt werden. In v. G. hat Deutschland ein schönes frisches Talent und einen Ehrenmann im Leben verloren, dessen Gedächtniß im Kreise der ihm Befreundeten nicht erlöschen wird. Ein Porträt von ihm, welches den von Ruge und Echtermeyer herausgegebenen deutschen Musenalmanach für 1841 ziert, nach einer Zeichnung von Franz Kugler gestochen von Eichens, stellt den Dahingeschiedenen sprechend ähnlich dar. Auch eine Lithographie nach einem von Kretschmer 1839 in Rom gemalten Bilde ist erschienen.

* 58. Gall Anton Künzle,

pens. Großmajor, Ritter der Ehrenlegion und des Ludwigsordens, Inhaber der schweizerischen Ehrenmedaille, zu Goßau in der Schweiz;

geb. im Jahr 1775, gest. d. 5. Febr. 1840.

In Goßau, einem Flecken des jetzigen Kantons St. Gallen, von, wie es scheint, unbemittelten Landleuten geboren und ohne alle Schulbildung aufgewachsen, war er zuerst Bleicherbursche und verdiente sich mühselig sein tägliches Brod. Da trieb es den thatkräftigen jungen Mann hinaus ins bewegtere Leben und er trat 1799 als Artillerist in das erste Schweizerregiment in franz. Diensten. In diesem machte er mehrere Feldzüge mit und wurde durch die Zufälle des Krieges bald in den Süden, bald in den Norden Europa's, nach Kalabrien und Rußland verschlagen. Trotz dieses unruhigen Lebens arbeitete K. jetzt auch an seiner weitern Ausbildung, da er sich seiner Unwissenheit schämte und in jeder Beziehung vorwärts schreiten wollte. Der Oberst seines Regiments, v. Sonnenberg von Luzern, jetzt General und Gouverneur von Sicilien, hatte ihn liebgewonnen und mit seiner unterstützenden Nachhülfe brachte es der Lernbegierige so weit, daß er mit Gewandtheit in deutscher und französischer Sprache korrespondiren konnte und sich bald auch im Theoretischen des Kriegsdienstes auszeichnete. Dies, verbunden mit seinem persönlichen Muthe und der Bravour, die er in mehreren Schlachten bewies, erwarb ihm seine Orden und ließ ihn immer höher steigen, bis er 1830 bei der Abdankung der Schweizerregimenter in französischen Diensten als Großmajor des Regiments von Bleuler mit einer ansehnlichen Pension seinen Abschied erhielt. Nun zog er sich in seinen Heimathort Goßau zurück, wo er in glücklicher Ehe die Freuden des häuslichen Lebens und ländlicher Zurückgezogenheit in vollem Maaße genoß und am obengenannten Tage seiner trauernden Gattin und seinen vier Kindern durch den Tod entrissen wurde. — K. war ein biederer, kräftiger Schweizersoldat von altem Schrot und Korn, der, obschon er den größten Theil seines Lebens in fremden Kriegsdiensten zubrachte, sein Vaterland innig liebte; so verließ er 1814 auf dessen ersten Ruf Napoleons Fahnen und stellte sich zu seinem Dienste, wofür er mit der schweizerischen Ehrenmedaille geschmückt wurde.

* 59. Peter v. Bohlen,

Professor der oriental. Sprachen an der Universität zu Königsberg;

geb. den 13. März 1796, gest. zu Halle den 6. Febr. 1840.

Sein Vater, Christian, war ein armer Bauersmann in dem Dorfe Wüppels im Jeverlande, eine kleine Meile von der Nordsee und dem Ausflusse der Jahde und Weser gelegen. Er stammte von einer verarmten Seitenlinie einer in Pommern weit verbreiteten adligen Familie; den Adel hatte aber schon B.'s Großvater, ein Seemann in dem Hafenorte Hooksiel, abgelegt. B.'s Vater war kränklich und schwächlich; einst lief der 10jährige Knabe in einer finstern Nacht 1 Stunde Weges weit, um den Pfarrer zu dem Kranken zu bitten; als er heimkam, war der Vater verschieden. Nun war die Mutter in dürftigen Umständen mit drei unerzogenen Waisen zurückgeblieben; sie erhielt aber Unterstützung von einigen Wohlhabenden der Gemeine und unser kleiner Bauerknabe freie Schule. In dieser, die er schon einige Jahre früher besucht hatte, genoß er einen für eine Dorfschule ganz leidlichen Unterricht. Daneben wurde er von dem Pfarrer, den er voll Dankbarkeit seinen ersten und größten Wohlthäter nennt, zusammen mit dessen Sohne, welcher B. als Gespielen lieb gewonnen hatte, in Geographie und einigen andern Gegenständen unterrichtet. Hier erhielt sein Geist die erste edlere Nahrung und zugleich wurde, wenn er mit des Pfarrers Kindern Reisebeschreibungen mit Bildern durchblätterte, und durch Lektüre, der zu Liebe er sich oft dem Knabenspiele entzog, seine Sehnsucht nach dem Fernen und Fremden, nach einem Jenseits dieser kleinen Dorfwelt, mächtig erregt. In seiner Autobiographie (herausgegeben als Manuskript für seine Freunde, von Johannes Voigt, Königsberg 1841, welche ich, von mehrjähriger Bekanntschaft mit dem Verewigten unterstützt, dieser Darstellung zu Grunde lege) sagt B., daß wohl der Anblick des weiten Meeres diese Neigung und eine unwiderstehliche Reiselust befördern möge; „denn es ist doch auffallend, daß so viele bekannte Männer aus dem kleinen Jeverlande hervorgegangen sind: der berühmte Reisende Seetzen, der Historiker Schlosser in Heidelberg, der Mathematiker Tiarks *), der Philosoph Hinrichs in Halle, der Physiker Mitscherlich in Berlin, der Mathematiker Dirksen daselbst u. A. m." Der Dorfschule entwachsen, mußte der Knabe für seine Mutter etwas zu erwerben suchen, und fand beim Pflügen, bei der Ernte, beim Hüten des

*) Dessen Biogr. siehe im 15. Jahrg. des N. Nekr. S. 1141.

Viehes und andern ländlichen Arbeiten einen spärlichen Verdienst. Reichlicher floß sein Lohn, in einer Nacht 1 bis 3 Thaler, wenn er zuweilen beim Schmuggeln mit Hand anlegen mußte. Es war die Zeit des Kontinentalsystemes, der einst blühende kleine Hafenort Hooksiel war durch hohe Zölle alles Verkehres beraubt worden; aber in den kleinen Anfurten, deren eine auch in der Nähe des Dörfchens Wüppels lag, wurde eifrig Schleichhandel getrieben, was, wenn keine Patrouille, die unter den Haufen feuerte, hinzukam, glücklich von Statten ging, denn die Douanen waren bestochen. Man lag in Kornfeldern versteckt, bis zur Nachtzeit ein Fahrzeug von Helgoland leise, ohne Ruderschlag, zum Ufer glitt; dann wurde eilig zugegriffen und die Ladung ans Land gebracht. B. war jetzt 13 Jahre. Da er keine Anlage zu einer kräftigen Konstitution zeigte und auch keine Mittel da waren, um ihn studiren zu lassen, wenn man schon damals seine herrlichen Anlagen geahnet hätte, so drang der Pfarrer in ihn, ein Handwerk zu ergreifen und rieth ihm besonders zum Schneiderhandwerke. So kam B. zu einem Dorfschneider in die Lehre. B. ist mehrmals in seinem Leben in Lagen gekommen, die recht dazu bestimmt schienen, ihn zu einem Taugenichtse und Bösewichte zu machen, in denen er aber durch die ihn so wunderbar führende Hand der Vorsehung gehalten wurde. Eine solche Lage war auch die bei seinem Meister, wo er in eine Hölle des häuslichen Lebens hineingestoßen war. Kein Tag verging ohne Thätlichkeiten zwischen Mann und Frau, wobei sie gewöhnlich das an dem armen Lehrlinge ausließen, was sie sich gegenseitig zugedacht hatten. Bei magerer Kost war er der niedrigste Sklave der Hausfrau und mußte die schmuzigsten Arbeiten recht geflissentlich am öffentlichen Wege verrichten. Welche glücklichen Tage daher, wenn der Meister in reiche Bauerhäuser genommen wurde, um Kleidungsstücke anzufertigen! Da durfte der arme Knabe sich doch satt essen und war keiner unmenschlichen Behandlung ausgesetzt. So war ein Jahr vergangen, als ein Dekret Napoleon's alle Waisenknaben jener Gegend von 14 bis 20 Jahren nach Jever berief, um sich zum Kriegsdienste zu stellen. Von den Sieben aus Wüppels hatten nur zwei das gehörige Maas und auch unser B. kehrte wieder nach seinem Dorfe zurück. Ein halbes Jahr darauf mußte sich die Jugend von Neuem vor eine französ. Kommission stellen, diesmal in Aurich; fast wäre indessen B. auch von hier, wo sein Schicksal eine andere Wendung nehmen sollte, wieder in seinen Kerker zurückgestoßen worden, denn, obwohl er sich unter dem Maase groß machte, er blieb doch zu klein. Dies mochte dem Ge-

neral Guiton, der schon vorhin zu B. getreten war und ihn mit einigen französ. Schmeichelworten in die Backen gekniffen hatte, aufgefallen seyn, er ließ ihn fragen, ob er bei ihm bleiben wolle, was dieser mit einem freudigen Ja beantwortete. Eilig kehrte er noch nach seiner Heimath zurück, nahm von seinen Schwestern (seine Mutter war gestorben) und von dem würdigen Pfarrer Drost Abschied, steckte sein Nähgeräthe, von dem er den Ring bis an sein Lebensende bewahrt hat, zu sich, und fand sich bei seinem neuen Herrn in Aurich ein. Dies war im Herbste 1811. General Guiton hatte viele Diener im Hause, so daß für B. kein bestimmtes Geschäft blieb. Er wurde eine Art Jockey und auch als solcher gekleidet und mußte bei der Tafel mit aufwarten, neben dem Kammerdiener auf dem Wagen aufstehen u. dergl., erhielt aber nicht wie die übrigen Diener Lohn, sondern Taschengeld. Allmälich hörte das Dienerverhältniß sogar ganz auf, der General ließ ihn bürgerlich kleiden, lehrte ihn französisch, ließ sich von ihm vorlesen und fing ihn ganz wie seinen Sohn zu behandeln an. Guiton, ein Sechziger, der fast alle Feldzüge unter Napoleon mitgemacht, hatte für einen Theil von Deutschland das Rekrutirungs- und Remontegeschäft und brachte diesen Winter in Aurich zu, stand dann aber besonders in Hannover. Von hier aus machte er oft Reisen, einmal sogar bis Stuttgart, Basel und Bern, auf welchen ihn sein Pflegesohn begleitete, neben ihm und dem Adjutanten im Wagen sitzend. Im Herbste 1812 ging es nach Berlin, wo B. noch mehr Freiheit und erhöhtes Taschengeld erhielt, so wie auch eine Uhr, die er als Andenken seines Wohlthäters bis an sein Ende besessen hat. Uebrigens scheint es nicht, daß dieser ihn etwas Bestimmtes lernen oder ihm, bis auf Behütung vor dem Geldverschwenden, eine eigentliche Erziehung hat angedeihen lassen. Dieses Müssiggehen mußte wohl den Heranwachsenden zu mancherlei Ungehorsam, zu Streichen und Ausgelassenheiten verleiten, die, kindisch, wie sie waren, mit körperlicher Züchtigung bestraft wurden. Doch wurde B. nicht gebessert und das Verhältniß zu Guiton, den die Zeitereignisse, namentlich das Unglück der Franzosen in Rußland, ohnehin mürrisch machten, immer mehr gestört. Der Uebermüthige setzte seinen üblen Launen Trotz entgegen und gesteht, ihn oft recht geflissentlich geärgert zu haben. Als sie sich, vor den Berlin nahenden Kosaken geflüchtet, im Winter 1813 bis 1814 in Hamburg, während dessen Belagerung, aufhielten, stieß er oft in Gegenwart des Generals, dem seinerseits Alles, was deutsch hieß, immer mehr zuwider wurde,

die lästerlichsten Schmähungen gegen die Franzosen aus. Vergebens warnte der edle Fromont, Guiton's Adjutant. Da kam es endlich zu einer Scene, die B. selbst mit liebenswürdiger Offenheit folgendermaaßen erzählt. „Ich unsinniger Thor legte es nun recht darauf an, den Alten zu reizen, und so kam er mir denn eines Tages mit der Hetzpeitsche nach in den Speisesaal; die Peitsche schwang sich um einen Haufen Gläser auf dem Büffet und richtete eine große Verwüstung an; er warf sie weg und suchte mich nun mit einem Stocke zu erreichen; aber wir spielten nur ein blindes Jagen um einen großen Tisch. Plötzlich legte er die Arme über einander, brach in ein bitteres Lachen aus und fragte: „Sag' mir, was willst du denn?" — Gehen will ich! — „Va-t-en diable!" — Dies der Fluch eines Mannes, dessen Segen ich späterhin erflehte, eines Mannes, dessen Wohlthaten ich mit Undank lohnte und gegen den ich mich schwerer versündigt habe, als daß ich es jemals genug bereuen könnte." B. fand sogleich ein anderes Unterkommen bei dem Contre-Admiral l'Hermite, mit welchem Fromont gesprochen hatte, mit einem Gehalte von 20 Fr. monatlich. In diesem Dienste blieb er, der einzige Weiße unter fünf Domestiken, zwei Monate, bis zur Uebergabe Hamburgs, und erwarb sich von seinem Herrn ein günstiges Zeugniß. L'Hermite wollte ihn bereden, mit nach Dünkirchen zu gehen, aber er schlug es, obwohl ohne Obdach und ohne einen Heller Vermögen, entschieden ab und begab sich zu einem armen Kahnführer, Reinke, der des Admirals Bootsmann gewesen war. Bei diesem blieb er den Monat Juni über, half ihm bei seiner Arbeit und theilte seine ärmliche Wohnung und sein kärgliches Mahl. Da kam plötzlich der schwarze Koch des Admirals zu ihm und schlug ihm vor, als Marqueur in ein Gasthaus zu gehen. B. fand in der damaligen Zeit, wo plötzlich nach dem trüben Winter ein reges Leben in Hamburg begonnen hatte, bald ein solches Unterkommen bei Loose im Kaisershof, wo auch sein schwarzer Freund diente. „Als ich Hamburg verließ, war sein wolliges Haar schon grau geworden; als ich wiederkam, war er und der brave Reinke gestorben." Das Leben im Gasthause ertrug indessen B. nur einen Monat und bot sich eines Morgens, den Kaffee umhertragend, in allen Zimmern mit den Worten: „Sind Sie vielleicht eines Bedienten benöthigt?" den Fremden an. Dadurch fand er auch bald eine Stelle als Komptoirdiener in dem Hause zweier Kaufleute, Köhler und Lewis, die er am 1. Aug. 1814 antrat. Hier ging ihm eine völlig neue Welt auf; was beide Indien

nur Kostbares liefern, fand er in großen Speichern aufgestapelt und mag sich hier zum erstenmale von indischer Luft angeweht gefühlt haben. Seine eigentlichen Dienstgeschäfte waren nicht groß; dagegen lernte er von dem Komptoristen, einem Helgoländer, also einem halben Landsmanne, etwas Buchführen, worin er diesem behülflich war. Wenn die Herren zu den Messen gereist waren und noch mehr, als später ihr Handel überhaupt zu stocken begann und es in dem Komptoir immer stiller wurde, war er noch mehr Herr seiner Zeit. Da fand denn seine Neigung, die ihm schon als Knaben manche Scharteke in die Hand gespielt hatte, auf einer Bibliothek in dem Hause, wo sie wohnten, neue Nahrung. Er las zuerst eine Anleitung zur Chemie durch und fing an selbst zu experimentiren, dann Bode's gestirnten Himmel, wohl an 30 Bände von Krünitzen's Encyklopädie und so Mehreres. Das Englische, das er in dem Hause vorzugsweise sprechen hörte, hatte er sich auch bald angeeignet und fand an der engl. Literatur besonderes Vergnügen. Burns wurde und blieb sein Lieblingsschriftsteller. Aus Ebert's Anmerkungen zu Young's Nachtgedanken machte er sich einen Auszug, die Citate mit den griechischen Wörtern nachmalend, eine literarische Betriebsamkeit und Selbsthülfe, die wir als ihm eigen bezeichnen müssen und ohne welche er nie auf seine nachherige Laufbahn gelangt wäre. Selbst den Virgil versuchte er ohne Kenntniß der Grammatik und der Sprache, nur mit Hülfe des Lexikons, zu lesen. Zugleich erwachte auch in ihm ein neues Talent, zwar nicht sein eigenstes, aber doch ein seine spätern literarischen Arbeiten charakterisirendes und mehr oder weniger dabei vorherrschendes, das der Poesie. Auf einer seiner einsamen Wanderungen in der schönen Umgegend Hamburgs entfloß ihm zuerst ein leidliches Lied, „der genügsame Landmann,“ das er in ein schlechtes Blatt, „Beobachter an der Alster“ einschickte und bald die Freude hatte, gedruckt zu sehen. Mehrere andere folgten, die er später, als die unter den Umständen sehr verzeihliche Selbstüberschätzung vorüber war, vernichtete. Er glaubte sich zum Dichter berufen und schrieb dies auch an den Pfarrer Drost, der ihm aber erwiderte, er möge erst richtig deutsch schreiben lernen, ehe er Verse machte, und ihm rieth, sich ganz der Handlung zu widmen oder zu einem Advokaten als Schreiber zu gehen. Dadurch ließ er sich indessen nicht irre machen und wurde in seinem Wahne noch durch folgenden Vorfall bestärkt, den er sich fast zu erzählen schämt. Er hatte das Vaterunser paraphrasirt und kaum war dies in den „Lesefrüchten“ abgedruckt, so

suchte ihn ein Greis aus dem Mittelstande auf, um ihm als zweiten Klopstock seine Huldigung zu bringen. Doch hatte diese poetische Beschäftigung, außer der Anregung seiner geistigen Kräfte überhaupt, auch noch ein anderes Heil für ihn. Er lebte in dem an Verführungen reichen Hamburg fast müssig, hatte einen bedeutenden Lohn, den ein Anderer, da das Geld fast ungezählt im Komptoir umherlag, leicht noch hätte vermehren und leichtsinnig durchbringen können. Statt dessen nahm er nicht einmal seinen vollen Gehalt, sondern nur so viel er brauchte, was nicht viel war, da er, außer netten Kleidern und Flötenspiel, keiner Liebhaberei etwas opferte, und entging in moralischer Hinsicht allen den Anfechtungen, mit welchen ein so unstätes Leben unvermeidlich zu drohen scheint. Da ist wohl die Poesie sein Engel gewesen, wie er früher an einer Haarlocke einer Kammerzofe, in die er sich, als er noch bei Guiton im Hause war, vergafft, ein Amulet gegen mancherlei Versuchungen gehabt hatte. Fast zwei Jahre war er unter solchen Beschäftigungen in dem Kaufmannshause gewesen, als er, allmälich sich immer unbefriedigter findend, eines Tages mit einer Rolle seiner Gedichte zu Gurlitt *), dem Direktor des Johanneums, ging und ihm sein Gesuch, in diese Schule aufgenommen zu werden, vortrug. Der alte Mann wies ihn, nachdem er in den Papieren geblättert, mit den freilich harten Worten, die er später hundertfach wieder vergütigt hat, zurück: „Mein Lieber, ich sehe da wohl einige Anlagen, aber Sie scheinen mir zu alt, diese zu kultiviren; glauben Sie mir, wer vor dem 20. Jahre Nichts lernt, lernt nimmer was Rechtes." So verblieb B. noch bei seinen Herren, obwohl diese unterdeß bankerott gemacht hatten. Im Oktober wagte er aber einen neuen Versuch, diesmal bei dem Lehrer der Mathematik, Professor Hipp. Dies war der Wendepunkt seines Schicksales. Der edle Mann gab ihm mit dem größten Opfer seiner Zeit täglich unentgeldlich zwei Privatstunden im Lateinischen und andern Schuldisciplinen, wobei er ihn dadurch, daß er ihm weislich alle Hoffnung zum Studieren benahm, nur noch mehr anfeuerte. So wurde er bis zum Frühlinge für Tertia des Johanneums reif und trat im März 1817 in die Schule ein, wo er, mit von Wonnegefühlen gepreßter Brust, als ein 21jähriger bärtiger Tertianer unter Schulknaben Platz nahm. Von nun an hören die Wechselfälle, die sein Leben, das Leben eines einstigen Professors der orientalischen Sprachen, zu einem so

*) Dessen Biogr. siehe im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 592.

merkwürdigen machen, auf und wir haben nur noch den ruhigen Lauf desselben und besonders den Gang seiner Studien zu verfolgen. Das Haus seines bisherigen Principals Köhler verließ er nun und bezog eine freie Wohnung, die ihm ein anderer Kaufmann angeboten hatte. Auch war durch freie Schule, durch Freitische und durch Geldunterstützungen, deren einige ihm der brave Drost ausgewirkt hatte, so wie durch Privatunterricht für seine äußere Existenz gesorgt. Zunächst nahm er nur an dem Sprachunterrichte Theil, worunter auch das Hebräische war, in welchem er indessen durch Selbststudium schon einigen Grund gelegt hatte. Schon nach einem halben Jahre wurde er nach Sekunda und dann nach einem Jahre in die erste Klasse versetzt. Aller seiner Lehrer gedenkt er mit rührender Dankbarkeit, besonders aber des würdigen Gurlitt. In Prima erhielt er bereits die Richtung auf das Studium, in welchem er „für das ganze Leben Trost und unerschöpfliche Freuden finden sollte,“ das der orientalischen Sprachen. Der Theologie, welcher er sich erst gewidmet hatte, entsagte er, besonders weil er immer mehr inne ward, weder jemals von den strengern kirchlichen Dogmen überzeugt werden, noch eine solche Ueberzeugung erheucheln zu können. Zu dieser kritischen Auffassung des Christenthumes, ein Hauptcharakterzug des Mannes, welchen wir schon hier anführen müssen, hat Gurlitts Unterricht viel beigetragen. Erwähnen wir dabei zugleich, daß er bei allem Unglauben, wie es die Orthodoxie nennen möchte, ein wahres Muster von kindlicher Frömmigkeit und gottergebenem Sinne sein ganzes Leben über war und sich so besonders in der letzten schweren Leidenszeit bewährte. Wieder zu seinen orientalischen Studien auf den Schulbänken zurückkehrend, so benutzte er zum Hebräischen das Wörterbuch von Castell, von Michaelis edirt, und ruhte nicht eher, bis er die arabischen Wörter darin lesen konnte. Bei der Schwierigkeit indessen, das Arabische ohne Lehrer zu lernen, wandte er sich bald dem Persischen zu und brachte es darin schon auf der Schule ziemlich weit, aus den feurigen Dichtern des Morgenlandes immer neue Nahrung für sein poetisches Gemüth saugend. Zu Ostern 1820 ging er mit dem Zeugnisse der Reife von dem Johanneum auf das Gymnasium über, eine Zwischenstufe zwischen Schule und Universität, offenbar was man sonst Lyceum nennt. Hier setzte er seine orientalischen Studien eifrig fort, besonders während des Semesters, wo er die Stelle eines Gehülfen bei der Stadtbibliothek bekleidete. Er verfertigte sogar, so gut es gehen wollte, einen Katalog der dort aufbewahrten ver-

sischen und arabischen Handschriften. Dieser Umstand ward auch Veranlassung zu seiner ersten brieflichen Bekanntschaft mit dem berühmten Orientalisten Silvestre de Sacy zu Paris (die indessen niemals in eine persönliche verwandelt worden ist). „Eines Tages," erzählt v. B., „besuchte ein Reisender diese Manuscriptenkammer, erkundigte sich bei mir mit vielem Interesse nach den wichtigsten Werken, besah mit einiger Aufmerksamkeit einen Band des Hariri und äußerte dann, daß die Scholien und Varianten dem Baron de Sacy wohl von Wichtigkeit seyn möchten, da er eben das ganze Werk edire. Sogleich faßte ich den kühnen Gedanken, an de Sacy zu schreiben und ihm eine Kollation der Makâmen mit dem Kodex anzubieten. Es war glücklicherweise zu spät; denn, lieber Gott, wie hätte ich bei dem allerschwersten der arabischen Schriftsteller mit meinen Schülerkenntnissen mich bloßstellen müssen!" Doch kann v. B. diesen Schritt, da er eine höfliche Antwort erhielt und von da an de Sacy's Gunst besaß, wohl niemals bereut haben. In dieser Zeit nahm er auch den Adel wieder an. Indessen mußte er auf Mittel denken, die Universität beziehen zu können. Die oldenburgische Regierung (denn das Jeverland war jetzt oldenburgisch) bewilligte ihm endlich nach vielen Weitläufigkeiten, wie es scheint ein für allemal, 33 Thaler, unter der Bedingung, daß er einen Revers unterschreibe, über der wahren und evangelischen Religion halten und ohne Erlaubniß nicht außer Landes gehen zu wollen. Das schlug v. B. aus und wandte sich an die Hamburger Behörden, welche ihm auch vier= bis fünfhundert Mark auf drei Jahre zusicherten. Ueber die irrige Angabe in dem Konversationslexikon der Gegenwart, daß die Freimaurerloge ihn unterstützt habe, äußert sich v. B. sogar mit einiger Bitterkeit, offenbar wegen des Zerfalls, in den er zu Königsberg mit diesem Orden gerathen war. Im Mai 1821 verließ er endlich seine zweite Heimath und bezog, besonders Gesenius wegen, die Universität Halle. Sein Studentenleben ist ein durchaus tüchtiges zu nennen. Außerdem, daß er auf das eifrigste studierte, vorzüglich bei Gesenius und Wegscheider hörend, war er auch der jovialste Theilnehmer aller Studentenangelegenheiten und der fröhlichste Genosse seiner größtentheils um 5 bis 6 Jahre jüngern Kommilitonen. Dabei fand er noch Muße am akademischen Singvereine Theil zu nehmen, Jean Paul *), der unter den Deutschen sein Lieblingsdichter geblieben ist, zu studieren und sich zwei persische Wörterbücher, das des Ri-

*) Dessen Biogr. s. im 3. Jahrg. des N. Nekr. S. 1085.

chardson und das des Castell, abzuschreiben. Ich habe mich auch in spätern Jahren oft gewundert, wie er in wissenschaftlicher Beziehung so viel fördern und dabei alles hinnehmen konnte, was das Leben bietet. Rasches Arbeiten und Benutzen jedes Augenblickes, das ihm eigen war, erklärt dies. Die sieben Harzreisen, die er von Halle aus gemacht hat (in anderthalb Jahren), müssen vergnüglich genug gewesen seyn. Er trug dabei eine rothe Mütze, mit arabischen Sprüchen bemalt, oder einen weißen Damenstrohhut mit Blumen und Bändern, ferner einen deutschen Rock mit gesticktem Kragen und eine weiße Schärpe, mit hebräischen Sentenzen gestickt. Das Merkwürdigste aber, was er als Student erlebte und mitmachte, war die sogenannte secessio in montem sacrum, d. h. der mit diesem klassischen Namen belegte Auszug der hallischen Studenten. Schon nach einjähriger Studienzeit empfahl sich v. B. durch Gesenius's Vermittlung dem Ministerium durch eine Arbeit, eine Uebersetzung nebst Kommentar einer Episode aus dem Ferdusi, die er sich in Jena durch Kosegartens Güte abgeschrieben hatte, und erhielt höheren Orts Aussicht auf Unterstützung und Beförderung, schon mit der Andeutung von Königsberg als seinem einstigen Wirkungskreise. Dies bestimmte ihn, um jeden bösen Schein zu vermeiden, aus der Burschenschaft auszutreten, so wie auch zum Studium des Arabischen, das er bisher auf eine ihm unerklärliche Weise vernachlässigt hatte, statt Jena Bonn zu wählen. Eine kleine Schrift, die er zur Promotion in Jena bestimmt hatte (da eine solche daselbst auch nach drei Semestern keine Schwierigkeit finden sollte), erschien indessen selbstständig. Es war dies sein erstes Werk: „Symbolae ad interpretationem S. Cod. ex lingua Persica," (Leipzig 1822). Nachdem er noch den Sommer über besonders eifrig studiert hatte, trat er am 1. Okt. 1822 seine Reise nach Bonn an, ganz seinem damaligen Hange zum Romantischen und Abenteuerlichen folgend. Von einem riesigen Bullenbeißer begleitet, wanderte er über Nordhausen, Göttingen, Kassel, Marburg, Gießen und Wetzlar nach Koblenz und von da noch bis Andernach, dann aber, mißgestimmt, als ihm Bigotterie mit Kreuz und mystischem Gesumme entgegenkam, und um nicht „durch die Entehrung des Höchsten, der diese Wälder und Berge erschuf, gestört zu werden," überließ er sich einem Holzfloße und kam eines Abends spät in Bonn angeschwommen. Hier studierte er noch zwei Jahre, zunächst höchst eifrig das Arabische in einem sechsstündigen Privatissimum bei Freytag, dessen streng linguistische Richtung sehr heilsam v. B.'s vorherrschender Nei-

gung zum Archäologischen, Aesthetischen und Poetischen entgegentrat. Eine Preisarbeit, die er geliefert, ließ er drucken, oder druckte sie vielmehr selbst, eine Hantierung, zu der er sich bei seinen Werken oft genöthigt gesehn hat. Es ist dies die „Commentatio de Motenabbio, celeberrimo Arabum poëta“ (Bonn 1824). Von den Erfolgen dieses Werkes war ihm eine lobende Recension von de Sacy im Journal des Savants der liebste. Den lange gehegten Plan, den großen Orientalisten in Paris selbst aufzusuchen, gab er allmälich auf. Gegen sein eigentliches Vorhaben begann er nun auch das Indische, in das ihn Schlegel einführte. Schlegels Unterricht war von dem, was wir bei Freytag erwähnt, gerade das Gegentheil und mußte ihn ganz besonders ansprechen; dankbar erkennt er es aber an, daß er nachher von Kopp in Berlin strenger auf das Grammatische und Sprachliche hingewiesen wurde. Spanisch und Italienisch lernte er bei dem gründlichen Dietz. Im Sommer wohnte er oft außerhalb der Stadt, seine Zeit zwischen ernsten Studien und Genüssen der herrlichen Natur theilend. Hier erfuhr er eine Hauptentscheidung seines Lebens. Mitten in einem Irrwahne, als er sein Glück an die Hand eines koketten, nicht mehr ganz jungen Fräuleins fesseln wollte, führte ihm der Himmel einen „Engel des Friedens“ in seiner nachherigen Gattin zu. Es war dies Babette, geb. v. Martial, Tochter eines rechtschaffenen, durch Gutherzigkeit von einem wohlhabenden Gutsbesitzer zu mittelmäßigen Umständen heruntergekommenen Mannes, die unlängst, um die Sorgen ihrer Eltern zu erleichtern, zu einer Heirath genöthigt, jetzt, von ihrem rohen Manne getrennt, im elterlichen Hause lebte. So hatten sich zwei Menschen fürs Leben gefunden, die nachher auch der Tod wieder so früh vereinigte. Das Glück unseres v. B. wurde noch erhöht durch die Anwesenheit seines Schulfreundes Kramer (jetzt Advokat in Hamburg), der hier seine Studien fortsetzte. Es mehrten sich auch die Aussichten auf eine baldige Anstellung. Für den Winter 1824—1825 ging er auf Veranlassung des Ministeriums nach Berlin, um sich für die ihm bestimmte Wirksamkeit in Königsberg vorzubereiten. Hier hörte er, wie schon erwähnt, besonders Kopp und hospitirte fleißig bei den übrigen Notabilitäten. Im März 1825 reiste er darauf nach Königsberg, wo er von der philosophischen Fakultät die Doktorwürde hon. c. erhielt und als Privatdocent auftrat, mit einer jährlichen Remuneration von 400 Rthl., die bei seiner Anstellung als außerordentlicher Professor (11. Febr. 1826) als vorläufiges Gehalt fixirt wurde. Im Sommer 1827 wurde

er dann mit seiner geliebten Babette, deren Fesseln aus ihrer frühern Ehe nur sehr schwer zu lösen gewesen waren, zu Bonn getraut und sah sein häusliches Glück gegründet. Den äußern Sorgen sah er sich bald durch das Ordinariat (April 1828) und allmäliche Gehaltszulagen enthoben, wozu auch häufig Remunerationen kamen, deren er bei der stets wachsenden Gunst des Ministeriums auf seine bescheidene Bitte beständig gewärtig seyn konnte. Er wurde Vater von drei lieblichen Kindern; zwei entriß ihm ein früher Tod. Die geselligen Verhältnisse Königsbergs, ein Ruhm der Stadt und, wie v. B. meint, des Nordens überhaupt, lernte er von der angenehmsten Seite kennen. Mit Professor Voigt, dem bekannten Geschichtsschreiber von Preußen, schloß er einen innigen Freundschaftsbund und überall fand er, wie in seinem ganzen bisherigen Leben, die Offenheit und das Zutrauen, womit er den Menschen entgegentrat, auf das herzlichste erwiedert. Ganz besonders werth war ihm aber sein Umgang mit dem Hause des Oberpräsidenten v. Schön, dieses hochherzigen Beförderers alles Guten und weisen Pflegers von Wissenschaft und Kunst, der so gastlich die Gelehrsamkeit in das Leben einführt. Theils interessirte er sich nun näher für v. B.'s Fach, theils fand er in diesem einen Theilnehmer an seinen vaterländischen Interessen. Nach den Neigungen desselben, die wir schon kennen, tummelte er sich auch bald in archäologischen Untersuchungen seiner neuen Heimath, besonders so weit sie sprachlich waren, unterstützte damit Voigt's historische Forschungen, deutete einen dort gemachten Fund arabischer Münzen aus, sammelte litauische Volkslieder u. s. w. Er und Voigt waren sehr häufig v. Schön's Begleiter auf seinen Reisen in Litauen. Nach dem Bisherigen und nach diesen besondern Umständen seines geselligen Lebens möchte man sich aber durchaus ein falsches Bild von der Rolle machen, die er dabei spielte. Wie sein Aeußeres überhaupt wenig imponirend war, seine Gestalt schmächtig, etwas gebückt und fast klein, seine Stimme schwach, so trat er auch in geselligen Kreisen eigentlich gar nicht auf. In seinem Studentenleben mag es anders gewesen seyn; für die spätern Jahre aber gilt durchaus das Bild, das er in folgenden Worten von sich entwirft: „Außerdem fühlte ich mich unter einer größern Menschenmenge und zumal durch die Gegenwart von Frauen im höchsten Grade befangen; ich hatte, so zu sagen, ein Bret vor dem Kopfe, konnte ohne peinliche Anstrengung kein lautes Gespräch fortführen und diese unselige Scheu, die mir aus den frühern Lebensverhältnissen ankleben mochte, ging späterhin bei meiner trüben

Stimmung so weit, daß ich selbst unter den besten Freunden, welche gewiß meine Worte nicht auf die Wagschale zu legen geneigt waren, stumm dasaß, obwohl ich selber aus ihren Gesprächen und aus dem allgemeinen Frohsinne einen hohen Genuß schöpfte. Das Letztere mochte man mir nachfühlen und vielleicht aus diesem Grunde mich dulden, denn sonst weiß ich in der That nicht, wie man noch immer den steinernen Gast einladen und sogar, wie ich mir schmeichle, überall gern sehen konnte. Wie oft aber bin ich mit einer ängstlichen Zerknirschung und innern Beschämung, daß ich den ganzen Abend kein Wort zur Unterhaltung beigetragen, aus einem Kränzchen gar lieber Freunde, oder aus dem vertrauten Familiencirkel des Oberpräsidenten nach Hause gegangen! Allein ich konnte meine Scheu nicht überwinden und das Bewußtseyn derselben vermehrte nur noch meine Verlegenheit." So war es, besonders aber, daß man ihm seine innerliche Theilnahme an der Fröhlichkeit anmerkte; jeder liebte den geraden, biedern, anspruchlosen und für Alles, was ihn umgab, kindlich empfänglichen Mann, wie man in ihm den Gelehrten hochachtete. Seine wissenschaftlichen Arbeiten stießen anfangs in Königsberg auf große Schwierigkeiten. Der jährliche Fond für sein Fach, in dem die Bücher ohnehin fast am theuersten sind, betrug bei der dortigen Bibliothek, mit Einschluß der hebräischen Texte, nur 50 Thlr. und auch diese waren seit vielen Jahren größtentheils zu andern Zwecken verwandt. So fand er keine Grammatiken, keine Texte, keine Wörterbücher. Jetzt wurde angeschafft; aber als einmal der ganze jährliche Fond für das Sanskritwörterbuch von Wilson verwandt war, verbrannte dies bei einem Buchbinder. Seine Lage, als er den indischen Dichter Bhartrihari herausgeben wollte, schildert er selbst auf folgende Weise: „Man denke sich einen klassischen Philologen von mittelmäßigen Kenntnissen, der mit einigen Bruchstücken der Epiker und einem dürftigen Glossarium an einen einsamen Ort verschlagen, plötzlich einen unbekannten Lyriker, und wäre es auch nur Anakreon, zu Gesichte bekommt und ihn zu veröffentlichen beginnt, ohne vorher die Sprache eines ähnlichen Dichters gekannt zu haben, so hat man ein Bild, wie es mir mit Bhartrihari erging." Oft mußte er sich um Kleinigkeiten in Berlin und anderswo Raths erholen, woraus allmälich eine umfassende, gelehrte Korrespondenz entstand, die einen der schätzbarsten Theile seiner Hinterlassenschaft bildet. Jenen Mangel, aber ohne seine Schuld, trägt daher auch sein Hauptwerk: „das alte Indien mit besonderer Rücksicht auf Egypten" (2 Bände,

Königsberg 1830), entstanden aus seinen schon als Student angelegten Sammlungen und aus Vorträgen in Königsberg vor einem Kreise gebildeter Männer, in hohem Grade an sich. Statt aus den Quellen selbst schöpfen und diesen Weg kritisch verfolgen zu können, mußte er meistentheils in mittelbarer Weise aus den verschiedenartigsten in dies Gebiet einschlagenden Werken, besonders Reisebeschreibungen, abstrahirend zusammenstellen. Doch hat das Buch sehr verdienstlich gewirkt, besonders unter gebildeten Laien, für die es zunächst bestimmt war. Hiermit will v. B. selbst aber keineswegs die Fehler entschuldigen, welche seinen Werken aus „einer gewissen Flüchtigkeit und dem Mangel an genauen grammatischen Kenntnissen, für die er nun einmal keinen Sinn hatte," anklebt. Man hat ihm oft noch den Autodidakten angemerkt. Ein anderes Werk von ihm: „die Genesis, historisch-kritisch erläutert" (Königsberg 1835), ist besonders vom orthodoxen Standpunkte angegriffen worden, wodurch er sich freilich am wenigsten getroffen fühlen konnte. Mehrere kleinere Schriften, so wie eine große Menge von Aufsätzen in gelehrten Journalen, übergehen wir, mit einer andern treffen wir ihn noch kurz vor seinem Ende in Halle beschäftigt. Hier erwähnen wir noch eines Bändchens „Vermischte Gedichte und Uebersetzungen" (Königsberg 1826), unter welchen sich auch mehrere englische befinden, und diese wohl von größerm poetischen Werthe als die deutschen. Sonst bekundet diese Sammlung nicht das poetische Talent, wie einzelne dichterische Ergüsse in seinen Werken und der über sie alle verbreitete Hauch der Poesie. Den Mangel an gelehrten Hülfsmitteln empfand er bei seinen Vorlesungen weniger; denn für die Beschäftigung mit Anfängern reichten die seinigen hin. Nur zwei seiner Schüler hat er durch den ganzen Kursus des Arabischen, Indischen und der verwandten Sprachen hindurchgeführt, den früh verstorbenen genialen Professor der Medicin Dietz*) in Königsberg, und Professor Schultz, eben da, seinen Nachfolger. Außer diesen Kollegien las er auch noch mehrere für Theologen, als hebräische Alterthümer, Genesis, Hiob, Koheteth und Hoheslied, Proverbien, ausgewählte Psalmen und die kleinen Propheten, welche zu seiner Freude recht stark besucht wurden. Das Glück seines Lebens trübte sich aber allmälich, als eine bedenkliche Kränklichkeit seiner Gattin, die ein Brustleiden vermuthen ließ und nach B.'s Meinung in dem dortigen, auch ihm nachtheiligen, Klima ihren Grund hatte, immer

---

*) S. N. Nekr. 14. Jahrg. S. 1033.

mehr zunahm. Rascher, als er es ahnte, schritt das Unglück daher. Schon im J. 1831 hatte er mit großer wissenschaftlicher Ausbeute eine Reise nach London gemacht. Im J. 1837 trat er abermals eine solche an, besonders dazu veranlaßt durch eine Einladung der edlen Familie des Lords Landsdowne, dessen zweiten (nunmehr ältesten) Sohn er eine Zeit lang in einer Art von Pensionat im Hause gehabt hatte. Ende Februar reiste er von Königsberg ab, erkrankte in Berlin an der Grippe, bekam in Hamburg einen Rückfall und schwebte hier sechs Wochen lang in Lebensgefahr. Endlich reiste er ab, aber den Keim des Todes in der Brust tragend. Denn obwohl er sich in England durch die Pflege der Familie Landsdowne, durch Wanderungen auf der Insel Wight, durch literarische Muse und durch den Umgang mit seinem herrlichen Freunde Rosen, den er zuerst im Winter 1824—1825 in Berlin kennen gelernt hatte, zu erholen vermeinte, so rieth ihm doch schon im Juli der Arzt, die neblige Luft dieses Landes zu fliehen und seine Heimath aufzusuchen. In Bonn traf er mit seiner Gattin zusammen, welche eine Brunnenkur in Ems, aber ohne sichtbaren Erfolg, gebraucht hatte. Beide waren so erschöpft, daß der Arzt ihnen nur durch einen Winteraufenthalt im Süden Rettung verheißen durfte. So verlebten sie denn den Winter 1837—1838 in Hyères, unter mannichfachen Entbehrungen an diesem ungastlichen Orte, er, mit seiner bekannten literarischen Rastlosigkeit und der Leichtigkeit, sich fremde Sprachen anzueignen, unter andern auch mit dem provencalischem Idiom und der provencalischen Literatur beschäftigt. Ende April reisten sie von Hyères durch Oberitalien und die Schweiz nach Deutschland, wohl etwas gestärkt, doch nur hingehalten, so daß ein Arzt in Heidelberg, besonders ihm, eine Rückkehr nach Königsberg dringend widerrieth. Seine Gattin eilte daher dorthin, holte die Kinder und ihre Mutter und im August 1838 fand sich in Wiesbaden die ganze Familie vereinigt. Beide Gatten hatten die Schwindsucht und man konnte nur fragen, wer zuerst den Andern ins Grab sinken sehen würde. Die Gattin war es, die zuerst entschlief, am 7. März 1839, „ruhig und sanft, wie ein Engel, wie sie mir schon im Leben erschienen war.“ Der verlassene Gatte zog nun mit Schwiegermutter und zwei Kindern (das dritte hatte eine Familie in Wiesbaden zu sich genommen) nach Halle, wo er, da ihm von dem Ministerium ein längerer Urlaub, mit Beibehaltung seines Gehalts, bewilligt war, wie auch der König durch ein Gnadengeschenk die Kosten solcher Reisen erleichtert hatte, noch einige Jahre in wissenschaft-

licher Beschäftigung zu verleben gedachte, eine Hoffnung, die er auch noch wenige Wochen vor seinem Tode aussprach. Ob er bei längerem Leben jemals den Schmerz um seine über alles geliebte Gattin überwunden hätte, wer möchte es sagen? so aber glich sein ganzes Daseyn nur einer stillen Wehmuth, zum Lächeln aufgeheitert durch die Freundschaft und Dienstfertigkeit, die ihn empfing und jeden seiner Wünsche zu erfüllen strebte, und beglückt durch das Gefühl, Allen so recht von Herzen dankbar zu seyn. Besonders waren es seine alten Lehrer Gesenius und Wegscheider, deren oft wiederholten Besuchen er manche heitere Stunde verdankte. v. B. war, wo er lebte, unter einer Welt von Freunden, wenn wir im Laufe dieser Erzählung auch nur drei namhaft gemacht haben. Außer leichterer Lektüre beschäftigte er sich mit Ordnung seiner literarischen Sammlungen und legte die letzte Hand an seine vortreffliche Autobiographie. Eine besondere Freude hatte er noch, für die Herausgabe eines indischen Gedichtes „Ritusanhâra sive tempestatum cyclus, carmen Kâlidâsi" (Leipz. 1840) einen lange vergeblich gesuchten Verleger zu finden. In der Vorrede setzte er dem edlen Rosen, der ihm bereits vorangegangen war, wenige Tage nachdem sie sich in London Lebewohl gesagt, ein rührendes Denkmal der innigsten Freundschaft. Dieses letzte Werk trägt ganz die Schönheit, freilich oft auch Leichtfertigkeit der Behandlung, wie die frühern an sich und hier noch ein Mal auf sein literarisches Leben zurückblickend, können wir nicht anders sagen, als daß er sich um seinen nächsten Wirkungskreis doch ein noch größeres Verdienst, als um die Wissenschaft überhaupt erworben habe. Die Leichtigkeit der Spracheaneignung, das erste Anzeichen seiner Bestimmung zu etwas Höherem, ist ihm gewissermaasen auch nachtheilig gewesen. — Kaum hatte er den letzten Bogen seines Werkes korrigirt, so war er auch nicht einmal mehr zu leichter Lektüre befähigt. Als sich der Dulder am 5. Febr. 1840 zu Bette legte, äußerte er, sein Ende näher fühlend, daß er vom nächsten Morgen an nicht mehr aufstehen wolle. Aber schon bald nach Mitternacht war, während er ruhig schlummerte, der Engel zu ihm getreten. Niemand der Umstehenden hatte den Uebergang aus dem zeitlichen in den ewigen Schlaf belauschen können. An einem trüben, regnigten Wintermorgen betreten wir ihn in seine letzte Lagerstatt; zwei Pakete Briefe seiner entschlafenen Babette, „in den Sarg zu legen oder unentsiegelt zu verbrennen," ruhen neben seinem Haupte. — Außer den genannten Werken erschien noch

von ihm: Carmen arabicum Amâli dictum, breve religionis islamaticae systema complectens. Regiom. 1826.

Agathon Keber.

* 60. Thomas Graf,

Stadtpfarrer zu St. Moriz und Subrektor der lateinischen Stadtschulen zu Ingolstadt in Oberbaiern;

geb. d. 21. Dec. 1787, gest. d. 8. Febr. 1840.

Der arme talentvolle Landkrämerssohn Graf von Oberweiling bei Velburg im Landgerichtsbezirke Parsberg in der Oberpfalz war so glücklich, einen Wohlthäter zu finden, welcher seiner Neigung und seinen Fähigkeiten zum Studiren zu Hülfe kam. Es war der Pfarrer seines Geburtsortes *). Dieser bemühte sich, ihm die Mittel zu seiner Ausbildung zu verschaffen. Nachdem er ihm die ersten Kenntnisse in der lateinischen Sprache beigebracht und ihm den nothwendigen Lebensunterhalt, in Verbindung mit Andern, ausgemittelt, brachte er ihn, obschon erst im 14. Lebensjahre, auf das Gymnasium zu Amberg, wo sich G. so auszeichnete, daß er in einem Jahre (1799) sieben öffentliche Schulpreise erhielt, was ein solches Aufsehen erregte, daß der damals mit seinem Hofe zu Amberg anwesende Churfürst, nachmaliger König Maximilian Joseph von Baiern **), sich den braven, fleißigen Schüler vorführen ließ und mit einer augenblicklichen Gabe von 300 fl., dann einem jährlichen Kabinetsstipendium beschenkte. G. fuhr fort, auch auf dem Lyceum zu Amberg und auf der Universität zu Landshut, welche er für das Studium der Theologie bezog, sich hervorzuthun und erreichte am 3. Okt. 1808 das Ziel seiner Wünsche, die Priesterweihe. Nun trat er in den Dienst der Seelsorge auf dem Lande und wirkte in derselben als Hülfspriester, als Pfarrprovisor und als Cooperator an verschiedenen Orten in der Diöces Eichstädt, zu Buchsheim, Rettenbach, Pelling, Velburg und Deining bis in das Jahr 1818. Da wurde er von seiner Cooperatur zu Deining in der Oberpfalz zum Lehramte an das königl. Gymnasium zu München, als Professor der II. lateinischen Vorbereitungs-

*) Georg Prößl, geboren den 18. Dec. 1765 zu Amberg in der Oberpfalz, ein wackerer, gastfreundlicher, heiterer Menschenfreund, welcher Gutes wirkte, wo er nur konnte, zuerst Pfarrer zu Windischeschenbach in der Oberpfalz, dann zu Altdorf und hierauf zu Rottenburg bei Landshut, endlich Pfarrer, Distriktsschulinspekter und Dekan zu Wettbrun bei Ingolstadt, wo er am 9. August 1836 starb.

**) Dessen Biogr. s. im 3. Jahrg. des N. Nekr. S. 968.

schule, berufen. Eifrigst unterzog er sich nun mehrere Jahre hindurch der Jugendbildung, allein die Folgen einer schweren, langwierigen Krankheit zwangen ihn, sich im J. 1823 vom Lehramte zurückzuziehen. Dafür erhielt er, seinem Wunsche gemäß, die ansehnliche Pfarrei zu Sendling bei München, wo er auch als k. Distriktsschulinspektor ernannt und in der Folge von dem Klerus seines Dekanats als Kämmerer erwählt wurde. Nachdem er dieses Pfarramt 13 Jahre zu allseitiger Zufriedenheit verwaltet, wurde er zu Ostern 1834 auf die Stadtpfarrei bei St. Moritz zu Ingolstadt befördert. Dort wurde ihm auch in der Folge das Subrektorat der lateinischen Schulen übertragen. Doch sein gemeinnütziges Wirken daselbst erstreckte sich nicht auf volle 6 Jahre. Auch war ihm dasselbe öfters durch Krankheitsanfälle, besonders Gichtleiden, erschwert. Im J. 1839 traf ihn das Unglück allmälicher Erblindung am grauen Staare auf beiden Augen. Er war gefaßt zur Operation; ehe jedoch der Staar noch ganz reif hierzu war, machte, zum allgemeinen Leidwesen seiner Gemeinde, ein Schlagfluß am obengenannten Tage seinem Leben ein Ende. Eingedenk der Wohlthaten, die er in seiner Jugend als armer Schüler empfangen, vermachte er dem Knabenseminar zu Eichstädt ein Kapital von 2000 fl. Seinem Geburtsorte hatte er ein kleines Stiftungskapital für Arme, Schule und Kirche zugewendet.

* 61. Gottfried August Pietzsch,

emeritirter Diakonus zu Freiburg a. d. U., (Provinz Sachsen);

geb. d. 8. Okt. 1759, gest. zu Naumburg a. d. Saale d. 8. Febr. 1840.

P. war der älteste Sohn armer Eltern, die zu Schkeuditz (einem jetzt preußischen Städtchen der Provinz Sachsen) wohnten. Da der Knabe große Lernbegierde zeigte, so bestimmten ihn die Eltern zum Studiren und er bereitete sich auf der Schule zu Merseburg für die Universität Leipzig vor, die er im J. 1780 bezog, um sich der Gottesgelahrtheit zu widmen. Oft hatte er mit Mangel zu kämpfen, allein die Liebe zu den Wissenschaften bewahrten dem fleißigen Jünglinge die nöthige Heiterkeit. 1784 bestand er die Kandidatenprüfung zu Dresden und ging dann als Hauslehrer der Familie v. Rex nach Freiburg. Hierauf ward er im J. 1789 zum Diakonus zu Freiburg und Pastor in Zscheiplitz erwählt, worauf er sich bald verheirathete. Die aus dieser glücklichen Ehe entsprossenen vier Kinder gingen, bis auf einen noch lebenden Sohn, den Eltern in die Ewigkeit voran. Durch den Tod zweier Kinder und wiederholte Krankheit seiner

Gattin litt P. sehr und nach einer 9jährigen Amtswirksamkeit als Geistlicher erfüllte ihn, in Folge eingetretener Nervenschwäche, bei jeder Amtsverrichtung eine unüberwindliche Angst. Alle Versuche, sich davon zu befreien, blieben fruchtlos, weshalb er sich entschloß, sein Amt niederzulegen. Sein Nachfolger war von 1800 bis 1820 Joh. Fr. Ludw. Schomburg, welcher dann als Pastor nach Voigtstedt (Ephorie Artern) befördert wurde. Die Hoffnung, an einem andern Orte vielleicht noch Hülfe zu finden, bestimmte ihn, in das nahe gelegene Naumburg zu ziehen, wurde jedoch nicht erfüllt, obschon sich mit den Sorgen um das Amt auch das Uebel verminderte. Um ferner der Menschheit zu nützen, beschloß P., sich dem Erziehungsgeschäfte zu widmen und eröffnete im J. 1802, von Freunden unterstützt, in Naumburg eine Erziehungsanstalt, die eine Reihe von Jahren Segen verbreitete. Selbst im spätern Alter machte er sich um die Bildung der Jugend dadurch verdient, daß er im Januar 1830 eine Sonntagsschule eröffnete. Da ihm allerhöchsten Orts ein jährlicher Gnadengehalt bewilligt worden war, so ertheilte er nicht nur seinen Unterricht unentgeldlich, sondern honorirte auch den Lehrer, welcher die Zöglinge im Rechnen und Zeichnen unterrichtete. Auch in einzelnen Stunden der Wochentage war er lernbegierigen Jünglingen und Knaben zu ihrer Bildung förderlich. Außerdem zeugen viele von ihm verfaßte Schriften von seiner Thätigkeit, so wie er auch mehrjähriger Mitarbeiter an dem Neuen Nekrologe der Deutschen war. Nachdem er auf diese Weise bis in sein 80. Lebensjahr gewirkt, sehnte er sich nach Ruhe und fühlte, daß sein Ende nicht mehr fern sey. Mitten unter seinen Büchern, neben seiner treuen Gattin sitzend, rief ihn der Todesengel am Abend des obengenannten Tages. Sein einziger Sohn ist königl. Regierungsrath in Erfurt. Die Witwe überlebte den Tod ihres Gatten nur 9 Monate; sie starb zu Naumburg am 12. Nov. 1840. — Die Schriften, welche P. herausgab, sind: Der Prediger, oder Charakterzüge aus dem Leben eines weisen Predigers. Leipz. 1800. — Erbauungsbuch für Kranke u. a. Dulder. Ebd. 1804. — Worte der Belehrung und der Ermunterung an meine Söhne. Zeitz 1809. — Auszüge aus dem Tagebuche u. Briefen eines Kranken während seines Aufenthalts im Karlsbade. Weißenfels 1811. — Hausregeln z. Beförderung einer vernünftigen Erziehung d. Kinder. Leipzig 1818. — Meine Lebenserfahrungen über einige wichtige Gegenstände d. Erziehung. Zeitz 1821. — Der hohe Beruf des weiblichen Geschlechts. Ebd. 1822. 2. Aufl. 1829. — Adolph u. Wilhelm, d. ungleichen Brüder. Kaschau 1823. —

Mütterliche Belehrungen und Ermahnungen an eine verheirathete Tochter, in Briefen. Neustadt 1823. — Erbaulicher Lebenslauf Heinr. Frommanns, des ehrwürdigen Landpredigers.. Ebd. 1823. — Ferdinand Klugens Abendunterhaltungen mit seinen Kindern. Kaschau 1824. — Väterliche Unterhaltungen m. wohlerzogenen Jünglingen u. Jungfrauen. Naumburg 1826. — Gustav Redlichs ernste Rückblicke in die vergangenen Tage seines Lebens. Zeitz 1829. — Wilhelm Ehrlichs, eines ehrenwerthen Bürgers einzigem Sohne Lehr- u. Wanderjahre. Ebd. 1830. — Heinr. Gotthold's, eines evangelischen Stadtgeistlichen Unterhaltungen. — Franz Oswald, oder der hohe Beruf des männl. Geschlechts. Zeitz 1830.

Naumburg. C. Bhk.

* 62. Michael v. Lenhossék,

Doktor der Medicin, k. ungarischer Statthaltereirath, Sanitätsreferent und Protomedikus von Ungarn, Präses der medic. Fakultät zu Pesth und daselbst Direktor des medicinisch-chirurgischen Studiums der k. Universität, Ritter des k. schwedischen Wasaordens, Gerichtstafelbeisitzer der Komitate Gran, Pesth, Preßburg und Sümegh und Mitglied zahlreicher Akademien und gelehrten Gesellschaften, zu Ofen;

geb. d. 11. Mai 1773, gest. d. 12. Febr. 1840.

v. Lenhossék wurde zu Preßburg geboren. Seine erste Bildung genoß er in seiner Vaterstadt, wo er nach vollendeten Vorbereitungsstudien sich mit ausgezeichneter Vorliebe dem Studium der Medicin widmete, welches er in Wien begann und in Pesth vollendete, woselbst er auch den 16. August 1799 zum Doktor der Medicin promovirt wurde. — Schon während seiner Studienjahre zeichnete er sich, obwohl durch längere Zeit an den Augen leidend, durch unermüdeten Fleiß, Talent und Leutseligkeit aus, wurde auch daher von allen seinen Vorgesetzten geachtet und von allen seinen Kollegen wahrhaftig geliebt. Nach abgelegten Rigorosen wurde er als Doktor der Medicin von dem damaligen Kardinale Fürst Primas Joseph Battyány, welcher den talentvollen jungen Mann schon früher kennen gelernt hatte und richtig zu schätzen wußte, noch in demselben Jahre als ordentlicher Physikus in dem Graner Komitate angestellt. Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, in eine ausführliche Würdigung der erheblichen und zahlreichen Leistungen einzugehen, welche ein so bewegter Wirkungskreis, besonders in jener an Aerzten ärmeren Periode und unter bekanntlich vielfachen, die Hülfe des Arztes in hohem Grade erheischenden Zeitereignissen forderte. So bewährte der junge Arzt durch umsich-

tige und unverdrossene Thätigkeit, gänzlicher Aufopferung seiner selbst, besonders in jener kriegerischen Zeit, wo eine wüthende Typhus-Epidemie in dem dortigen Kriegsspitale mehrere seiner Vorfahren dahinraffte und mörderisch wirkte, nicht nur in vollem Maase das in ihm gesetzte Vertrauen auf praktischem Felde, sondern er widmete sich auch mit unbegrenztem Fleiße dem Studium der Wissenschaften und mit solchem Erfolge, daß ihm die Lehrkanzel der Physiologie und höheren Anatomie an der pesther Universität im J. 1809 übertragen wurde, in welchem Jahre auch er den Adelsbrief erhielt. — Bis zu diesem Zeitpunkte hatte nur eine Schrift: Untersuchungen über Leidenschaften und Gemüthsaffekte, als Ursachen und Heilmittel der Krankheiten, Pesth 1804, v. L.k's Namen auf dem literarischen Gebiete vortheilhaft eingeführt. Von nun an aber wendete er sich mit ungetheilter Betriebsamkeit der Kultur seines Lehrfaches, der Physiologie, zu. Seine später hierüber erschienenen Schriften haben seinen Namen der ganzen gelehrten Welt eben so rühmlich bekannt gemacht, als er seinen zahlreichen Schülern, deren viele gegenwärtig an Oesterreichs Lehranstalten erfolgreich wirken, unvergeßlich geworden ist. Zwei Mal ist v. L. bei dieser Universität zum Dekan und ein Mal mit der Rektorwürde derselben beehrt worden. Nachdem er an dieser vaterländischen Hochschule bis zum Jahre 1819 segenreich gewirkt hatte, wurde ihm in demselben Jahre die Lehrkanzel obgedachter Wissenschaften bei der wiener Universität, als ebenbürtigen Nachfolger Prohaska's, verliehen. — Während in die Periode v. L.'s Wirksamkeit als öffentlicher Lehrer in Pesth die Abfassung seines größern physiologischen Werkes fällt, gab jene in Wien dem kleinern, zum akademischen Gebrauche bestimmten und der werthvollen „Darstellung des menschlichen Gemüthes," die Entstehung. — Es war im J. 1825, als v. L. von dem Kaiser Franz *) zum k. Statthaltereirathe, Sanitätsreferenten, Protomedikus von Ungarn und Direktor des medicinisch-chirurgischen Studiums an der k. Universität zu Pesth ernannt wurde, zufolge dessen er nach Ofen kam, wo er seinem hohen und schweren Berufe durch 15 Jahre bis zu seinem Tode mit Treue, Gewissenhaftigkeit und unermüdeter Thätigkeit oblag. Mit welcher genauen und tiefen Sachkenntniß, mit welcher Ausdauer und Hingebung v. L. fortan die vielfach verzweigten Geschäfte geleitet und mit welchem warmen Eifer er dabei einerseits die Stellung der praktischen Aerzte und die Bildung der sich Bilden-

*) Dessen Biogr. siehe im 13. Jahrg. des N. Nekr. S. 227.

den, anderseits die Sanitätsverhältnisse des Landes und das Wohl der Leidenden immerwährend im Auge gehalten hat, ist noch im frischen Andenken Aller, die ihn und das ungarische Medicinalwesen kannten. — Doch selbst unter dem eine unausgesetzte Thätigkeit in Anspruch nehmenden Berufe war v. L. den literarischen Beschäftigungen nichts destoweniger als untreu. Wir finden daher aus dieser Periode, außer mehreren vorwaltend aus amtlicher Stellung geflossenen Schriften, an der Monographie der Wuthkrankheit (1837) den sprechendsten Beleg, abgesehen von dem regen Eifer, womit er sich für alle literarischen Arbeiten der Männer seines Kreises interessirte und womit er so gern einen ähnlichen Verein zu wissenschaftlichen Leistungen zu Stande zu bringen wiederholt anregte und versuchte, und abgesehen von der warmen Theilnahme, womit er sich jüngst erst in der Versammlung deutscher Naturforscher einfand und darin unter andern eine sehr beherzigungswerthe plan- und zweckmäßigere Einrichtung des physiologischen Schulunterrichtes empfahl. — Die Anerkennung, welche dem Verewigten im In- und Auslande vielseitig zu Theil wurde, sicherte ihm einen europäischen Ruf. Namentlich ist ihm durch seine auch zum Gebrauche bei öffentlichen akademischen Vorlesungen eingeführten physiologischen Werke besondere Auszeichnung zu Theil geworden. Vom Kaiser von Rußland und Könige von Frankreich wurde v. L. ein kostbarer Ring übersendet; vom Könige von Schweden erhielt er den Wasaorden; von 21 gelehrten Gesellschaften wurde er zum Mitgliede ernannt und mit deren Diplom beschenkt, und zwar im J. 1804 von der medicinischen Privatgesellschaft zu Mainz, 1805 von der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, 1818 von dem erlanger Physikat und der medicinischen Gesellschaft und von der k. k. medicinisch-chirurgischen josephinischen Akademie in Wien, 1820 von der medicinischen Gesellschaft für Natur und Heilkunde zu Bonn, 1822 von der medicinisch-chirurgischen Akademie zu Neapel, 1823 von der medicinisch-chirurgischen Akademie zu Petersburg, dann von der k. medicinisch-chirurgischen Akademie zu Wilna, 1826 von der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft zu Berlin, 1828 von der Akademie der Wissenschaften zu Turin, 1830 von der k. Akademie zu Prag, 1832 von der leopoldinisch-karolinischen Akademie zu Breslau, dann von der hetrurischen Akademie de valle Tyberina, der Wissenschaften und Künste der Akademie; ferner: von dem Vereine für Heilkunde in Preußen und endlich noch in demselben Jahre von der Gesellschaft für Naturwissenschaft und Heilkunde zu Heidelberg, 1833 von der Akademie

der Wissenschaften zu Bonn, 1834 von der medicinischen Gesellschaft und der Naturforscher in der Moldau, 1838 von der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien; ferner von Akademien und gelehrten Gesellschaften zu Padua, der Akademie der Wissenschaften zu Bologna und der k. franz. Akademie der Wissenschaften und insbesondere der Medicin zu Paris. — Die Schriften v. L.'s, deren meiste dem Drucke übergeben wurden, zeichnen sich, nächst der sorgfältigen Auffassung und Richtung der Thatsachen, durch ein nüchternes und konsequentes Urtheil und dabei durch stete Rücksicht auf die praktische Anwendung des Dargebotenen aus, wie auch nicht minder ihnen Ruhe, Parteilosigkeit und Klarheit der Darstellung eigen ist und stetes Streben, das rein menschliche und religiöse Element nie aus dem Auge zu lassen. Folgende Werke verdanken ihm ihren Ursprung: Untersuchungen über Leidenschaften und Gemüthsaffekte, als Ursachen und Heilmittel der Krankheiten. Pesth 1804. — Introductio in methodologiam Physiologiae corporis humani. Ibid 1808. — Physiologia medicinalis. 5 Bde. Ibid. 1816—1818. — Institutiones Physiologiae organismi humani usui academico accomodatae. 2 Bde. Viennae 1822. — Darstellung d. menschlichen Gemüthes in seinen Beziehungen zum geistigen und leiblichen Leben; für Aerzte und Nichtärzte höherer Bildung. 2 Bde. Ebend. 1824. — Die Religion und Arzneikunde in ihren wechselseitigen Beziehungen; dargestellt von Angelo Antonio Scotti; mit einer Vorrede und Bemerkungen nach dem Italienischen. Ebend. 1824. — Taxa medicamentorum pro Regno Hungariae etc. Bud. 1829. — Summa praeceptorum in administrando variolae vaccinae negotio, per Regnum Hungariae observandorum. Ibid. 1829. — Observanda circa Febrim scarlatinam. Ibid. 1826. — Institutio pro mortuorum revisoribus in liberis regiisque civitatibus Regni Hungariae constitutis. Ibid. 1828. (Auch in das Deutsche und Ungarische übersetzt.) — Institutio circa medico-legalem cadaverum humanorum investigationem pro Physicis, Medicis et Chirurgis Regni Hungariae. Ibid. 1829. (Ebendaselbst in das Deutsche und Ungarische übersetzt.) — Diatribe, seu de recta morum ratione, ut summo tuendae valetudinis praesidio. Civibus academicis die 27. Junii 1830 dicavit Michael Lenhossék. — Animadversiones circa curandam Choleram Orientalem et alios epidemicos morbos in Regno Hungariae nunc vigentes. Ibid. 1831. (In das Deutsche, Ungarische und Italienische zugleich übersetzt.) — Introductio de Lue pecorum pro Dominiis Chirurgisve. Ibid. 1836. (Auch in das Deutsche über-

setzt.) — Die Wuthkrankheit pathologisch und therapeutisch dargestellt. Pesth u. Leipzig 1837. — Außerdem lieferte er aber werthvolle Aufsätze zu Lübek's patriotischem Wochenblatte für Ungarn; Indományos Gyüitemény; zu der medicinisch-chirurgischen Zeitung von Salzburg; zu den medicinischen Jahrbüchern des k. k. österr. Staates; zu den Beobachtungen aus dem Gebiete der gesammten praktischen Heilkunde von österr. Aerzten u. zu den rheinischen Jahrbüchern für Medicin und Chirurgie von C. F. Harles. — Wenn v. L.'s literarische Werke von seiner gründlichen, umfangenden Gelehrsamkeit und rastloser Thätigkeit zeugen, so war sein ganzes Leben der Ausdruck religiöser Pietät, ächt humaner Gesinnung, gemeinnützigen Strebens und unerschütterlicher Treue gegen Fürst und Vaterland. — Obgleich in seiner amtlichen und literarischen Stellung vielseitig in Anspruch genommen, konnte Jeder, der Rath und Hülfe bedurfte, vertrauungsvoll sich ihm nahen, und seine seltne schnelle Auffassungskraft, seine reiche Erfahrung und herzgewinnende Gemüthlichkeit machten es möglich, daß Rath und Hülfe, wenn dies anders im Bereiche seiner Kräfte lag, gewiß ertheilt wurde. Durch sein immer heiteres und fröhliches Gemüthe erhöhte v. L. den Genuß gesellschaftlichen Umganges und freundschaftlicher Verhältnisse ungemein.

* 63. Joseph Löhle,

Direktor und Miteigenthümer der lithographischen Anstalt von Piloty und Löhle zu München, Ritter des herzogl. luccesischen St. Ludwig Civilverdienstordens;

geb. d. 26. Okt. 1807, gest. d. 13. Febr. 1840.

Er war der jüngste Sohn des k. baier. Hofküchenmeisters Franz Fidel Löhle und zu Regensburg geboren. Nach dem im J. 1813 erfolgten Tode seines Vaters erhielt er die erste Jugendbildung im k. Erziehungsinstitute zu Neuburg a. D., welches er aber, wegen entschiedener Vorliebe für die Kunst, noch vor Vollendung der Gymnasialstudien verließ und an der k. Akademie der Künste zu München mit Zeichnungen im historischen Fache mit günstigstem Erfolge sich beschäftigte. Dort machte er die Bekanntschaft des durch seine vorzüglichen Leistungen im Fache der Steinzeichnung in bleibendem Andenken stehenden G. Bodmer, dessen treuer Freund und Gefährte er ward. Sie waren gemeinschaftlich die ersten selbstständigen Herausgeber lithographirter Bilder und das von ihm unternommene, in ganz Deutschland vielseitig verbreitete Bild, König Otto's, Königs von Griechen-

land, Abschied zu München am 6. Dec. 1832, machte zuerst seinen Namen in ehrenvoller Weise bekannt. Im J. 1833 verband sich L. mit dem im historischen Fache rühmlichst bekannten Lithographen Ferd. Piloty zur gemeinschaftlichen Herausgabe der lithographirten Abbildungen aus der königl. Pinakothek zu München und der Gemäldegallerie zu Schleißheim, welches Werk von diesem Zeitpunkte an sich fortwährend entschieden verbesserte und in allen Ländern Europa's einen höchst ehrenvollen Ruf erwarb. Unter seiner Leitung machte, durch gesammelte vielseitige Erfahrungen, vorzüglich der lithographische Kunstdruck in München wesentliche Fortschritte und in Anerkennung dieses Strebens nach Vervollkommnung der Lithographie verlieh ihm der Herzog von Lucca im Jahre 1838 den St. Ludwigs-Civilverdienstorden. Kurz vor dem im J. 1837 erfolgten, für die Kunst allzufrühen Hinscheiden seines Freundes Bodmer erwarb L. durch Kauf seine sämmtlichen Werke und setzte deren Herausgabe mit seinem Associé Ferd. Piloty neben dem Pinakothekwerke fort. — Dieser herbe Verlust machte indessen auf den zurückgebliebenen treuen Freund den tiefsten Eindruck und stimmte sein Gemüth vor der Zeit zum Ernste des spätern Mannesalters, obgleich er in einer sehr glücklichen Ehe und einer seltnen Harmonie mit mehreren Brüdern lebte. In Mitte seines Wirkens und in voller Jugendkraft überraschte ihn der Tod nach kurzem Unwohlsein am obengenannten Tage und er folgte seinem Freunde Bodmer, nachdem er gleich ihm erst kurz das 33. Lebensjahr angetreten hatte. Sein offenes, freundliches Benehmen und seine Menschenfreundlichkeit erwarben ihm die allgemeine Liebe seiner Mitbürger und Untergebenen. Außer seiner Gattin hinterließ er eine 10jährige Tochter.

* 64. Karl Heinrich Julius Riedel,

Buchhändler zu Wiesbaden;

geb. d. 27. April 1800, gest. d. 13. Febr. 1840.

Riedel, der Sohn des verstorbenen Kommerzienrathes Samuel R., war geboren zu Neustadt an der Aisch im Königreiche Baiern. Schon in seinem 11. Jahre trat er in der Buchhandlung von Palm und Enke in Erlangen in die Lehre, wo er als Lehrling, dann als Kommis 9 Jahre blieb und hierauf in der Korn'schen Buchhandlung zu Breslau 6 Jahre arbeitete. Nachdem er hierauf zu Darmstadt in der W. Leske'schen *) Handlung 4 Jahre der Expedition der großh.

*) Die Biogr. Leske's s. im 15. Jahrg. des N. Nekr. S. 976.

heſſ. Zeitung vorgeſtanden, ward er 1830 Geſchäftsführer der H. W. Ritter'ſchen Buchhandlung in Wiesbaden. Schöne Tage brachen für ihn an, als er die Witwe des verſtorbenen Buchhändlers Ritter heirathete und ſomit die Leitung eines geachteten Buchhändlergeſchäftes erhielt. Doch war die letzte Zeit ſeines Lebens von einem eignen Mißgeſchicke getrübt. Als er nämlich eines Abends durch eine etwas dunkle Straße ging, ſtieß Jemand ohne Wiſſen und Willen mit einer Leiter gegen ihn, wodurch er eine kleine Verletzung in der Gegend des Magens erhielt, die jedoch von keiner Bedeutung zu ſeyn ſchien, da die Schmerzen bald nachließen. Später ſtellte ſich jedoch, beſonders beim Bergangehen, eine ſchmerzende Beengung ein; aber eine Ahnung von ſeinem ſo bald und unerwartet eintretenden Lebensende war ihm nie gekommen. Am Abend des obgenannten Tages wollte er einen kleinen Spaziergang machen; kaum einige hundert Schritte von ſeiner Wohnung entfernt, fühlt er ſich unbehaglich, kehrt nach Hauſe zurück, begehrt ein Glas Wein, ißt etwas dazu, worauf ſich Brechen und Beängſtigung einſtellt, und wenige Zeit darauf iſt er bereits ins beſſere Jenſeits hinübergegangen. Bei der Sektion fand ſich am Magen eine runde Oeffnung von $1\frac{1}{4}$ Zoll im Durchmeſſer; dieſe war mit in Fäulniß übergegangenem Fleiſche geſchloſſen und hatte nur eines kleinen Anſtoßes bedurft, um aufzubrechen. Eine längere Lebensdauer hätte vielleicht die unter dieſem Fleiſche ſich bildende zarte Haut verſtärkt. — Eine ſeltne, gegen Alle, die ſich ihm näherten, bewieſene Gutmüthigkeit, war der Grundzug in R.'s Charakter, ſo daß er wohl von ſich rühmen konnte, mit Wiſſen Niemanden beleidigt und alſo auch wohl keinen Feind zu haben. Gewiß mit Recht ſagt von ihm K. M. Schulz in ſeiner Grabrede: „Wir ſtehen an dem Grabe eines Mannes, der die von Gott ihm angewieſene Stelle treu und ehrenvoll ausgefüllt hat. Daß er den wohlverdienten Ehrennamen eines rechtſchaffenen Mannes mit in ſein Grab nimmt, das zu erwähnen habe ich gar nicht nöthig; denn einſtimmig wird ihm dieſes Zeugniß von Allen gegeben, welche ihn kannten, und eben ſo einſtimmig folgt ihm an ſein Grab das ehrenvolle Zeugniß, daß er ein eben ſo thätiger, als ordnungsliebender und einſichtsvoller Geſchäftsmann war, daß er in einem Berufe, welcher nothwendig in weit ausgebreitete Verbindungen und Verwicklungen führt und mit Menſchen aller Art in die mannichfaltigſten Berührungen und Verhältniſſe ſetzt, ſich ſtets das Zutrauen und die Achtung aller derjenigen zu erhalten verſtand, mit denen er zu thun hatte. Aber neben dieſer Stellung im Geſchäftsleben hatte

ihm Gott auch in seinem häuslichen Kreise eine Stellung gegeben, deren Pflichten nur mit einem vorzüglichen Herzen erfüllt werden konnten. Er hatte es übernommen, die Stelle eines, gleich ihm, nach Menschenurtheil viel zu früh, Geschiedenen zu ersetzen und wie hat er dieser eben so schweren, als heiligen Pflicht genügt!"

Mainz. Joseph Kehrein.

* 65. Andreas Ludwig Christoph Kettembeil,

ehemaliger westphälischer Tribunalrichter zu Nordhausen;

geb. d. 5. Sept. 1768, gest. d. 16. Febr. 1840.

Kettembeil, ältester Sohn des ehemaligen Bürgermeisters K. zu Heringen, wurde daselbst geboren und von seinen Eltern in seinem 12. Jahre auf das Gymnasium nach Nordhausen gebracht. Schon damals erkannte er die Wahrheit, daß nur eine tüchtige Schulbildung die Grundlage eines jeden spätern Studiums sey, welches er auch in seinen spätern Jahren oft wiederholte; deshalb verließ er mit trefflicher Schulbildung in seinem 19. Jahre das Gymnasium zu Nordhausen, um in Jena den Rechtswissenschaften sich zu widmen. Mit dem angestrengtesten Fleiße, verbunden mit großer Liebe zu dem erwählten Studium, blieb K. daselbst 2 Jahre, wo er jedoch seinen Umgang, wenn gleich kein Feind von dem sogenannten Studentenleben, doch nur auf einen kleinen gewählten Kreis, hauptsächlich seiner Landsleute, beschränkte. Zur Fortsetzung seines Studiums ging er von Jena auf die Universität Leipzig, wo er ebenfalls ein Jahr blieb und alsdann, nachdem er an diesem Orte als sächsischer Advokat geprüft war, nach Nordhausen zurück, um sich hier als Advokat häuslich niederzulassen. Mehrere Jahre hindurch übte er auch daselbst die Advokatur aus, wurde aber alsdann, da Nordhausen zu dieser Zeit eine freie Reichsstadt war, als Konsistorialsekretär angestellt, welchen Posten er auch bis zum Jahre 1805 verwaltete. Im Juni d. J., da bereits Nordhausen dem preußischen Staate einverleibt worden war, wurde unser K. als zweiter Stadtrichter zu Nordhausen angestellt und behielt diese Stelle bis zum Jahre 1808, wo er durch die in dieser Zeit eingetretenen Staatsveränderungen als zweiter westphälischer Tribunalrichter zu Nordhausen angestellt wurde. Seine schon in dieser Zeit sich vermehrende Kränklichkeit hielt ihn indessen nicht ab, auch diesem Amte mit unermüdlichem Eifer und Diensttreue bis zum J. 1815 vorzustehen. Durch die abermalige herbeigeführte Staatsumwälzung, durch welche Nordhausen dem preuß. Staate

wieder angehörte, trat K. zum zweiten Male in k. preuß. Dienste, als dritter Assessor des dortigen Gerichts, konnte diese Stelle jedoch nur kurze Zeit verwalten, da er schon in diesem Jahre, wegen heftiger körperlicher Leiden, um seine Entlassung aus dem Staatsdienste nachsuchen mußte. — Wenn im Allgemeinen das Leben und Wirken dieses Mannes denen, welche den Verstorbenen nicht genau und persönlich kannten, nur als ein gewöhnliches, mit den verschiedenen Zeitverhältnissen übereinstimmendes und daher von keinem großen Interesse für Viele erscheinen muß, so ist dessen ungeachtet wohl selten ein Mann der Achtung, der Liebe und Verehrung würdiger gewesen, welche ihm so vielfach gezollt worden ist, als der Verstorbene. Die strengste Rechtlichkeit in Erfüllung seiner ihm übertragenen Dienstgeschäfte, selbst mit Aufopferung seiner Gesundheit, ein fortwährendes Studium zur Vervollkommnung seiner Kenntnisse in demselben, der klarste und hellste Geist, welcher sich bei seinen Geschäften fortwährend zu erkennen gab, bekunden K. als rechtlichen Staatsdiener. Was derselbe im Stillen in dem Kreise seiner Familie gewirkt und geschaffen hat, wird nur Denjenigen bekannt seyn, welche das Glück hatten, ihn zu kennen. Im eigentlichen Sinne des Wortes kannte K. selbst kein größeres Glück, als Andere mit wohlmeinendem Rathe zu trösten und Nothleidende durch nicht unbedeutende Gaben zu unterstützen. Die letzte Eigenschaft besonders war es, welche ihm so sehr eigenthümlich war, daß er wirklich auch außerhalb Nordhausen den Namen eines Wohlthäters der Armen sich mit Recht erworben hatte und auch so genannt wurde. Als Verehrer und Beschützer der schönen Künste, und namentlich der Musik und der Malerkunst, verdient K. mit vollem Rechte erwähnt zu werden. Seine Liebe und Neigung zu diesen Künsten hatte sich schon in seinen frühern Jahren gezeigt und vermehrte sich fortwährend in seinen spätern Lebensjahren. Er war großer Kenner dieser Künste, übte beide mit dem größten Eifer aus und hatte es in denselben zu einer bedeutenden Fertigkeit gebracht. Die größten körperlichen Schmerzen, welche hauptsächlich in gichtischen Beschwerden bestanden, konnten ihn nicht abhalten, die Malerkunst zu vergessen; er ertrug die Schmerzen, wurde heiter und lebhaft und gab die treffendsten Urtheile über diese Gegenstände, sobald er Gelegenheit hatte, sich mit Künstlern zu unterhalten. Ueberhaupt war der Verstorbene leidenschaftlicher Verehrer alles Schönen und jeder Künstler fand freundlichen Zutritt in seinem Hause, wurde von ihm mit Rath und That unterstützt und seine Empfehlung und sein Beistand

waren es oft, welche zu dem spätern glücklichen Fortkommen derselben beigetragen haben. Nächst diesen Hauptbeschäftigungen des Verewigten in seinem Privatleben studirte und prüfte er häufig und mit großem Interesse, auch noch in seinen spätern Jahren, viele der gediegensten geschichtlichen Werke und eine kleine auserwählte Bibliothek in diesem Fache kam ihm dabei sehr zu statten. Nie in seinem Wissen still zu stehen, sondern wo möglich immer Vorwärts zu schreiten, war auch hierbei sein Hauptgrundsatz. Unserm K. war übrigens nur sehr selten vergönnt, außer seinem Hause solche Vergnügungen und Freuden zu genießen, welche ihm wohl durch seine günstigen pekuniären Verhältnisse verstattet waren. Seine beinahe 40jährige Kränklichkeit, welche, wie oben bemerkt wurde, hauptsächlich in den heftigsten Gichtbeschwerden bestand und welche, nach des Verst. Meinung, durch eine frühere unrichtige ärztliche Behandlung herbeigeführt seyn sollte, erlaubte ihm nur höchst selten die unschuldigsten Freuden der Welt zu genießen. Er fühlte sich selbst nur glücklich in seinem Hause und mit unbeschreiblicher Geduld ertrug er seine körperlichen Leiden in dem Kreise seiner Familie, wobei er so heiter und in sein Schicksal so ergeben war, wie es nur dem edelsten Charakter und dem reinsten Gemüthe eigen seyn kann. Seine häufige Unterhaltung von der Religion und von Gott bekundeten ihn als wahren Christen und sein Glaube an Unsterblichkeit, Vergeltung und Fortdauer nach dem Tode half ihm mit der größten Fassung seine Leiden ertragen und erheiterten sogar sein Leben.

66. Dr. Johann Wilhelm Linde,

Superintendent u. Schulinspektor zu Danzig;

geb. im Januar*) 1760, gest. den 16. Febr. 1840**).

Zwar nicht in Danzig, aber doch in dessen damals sogenannter Schwesterstadt Thorn geboren, verlebte er, als Sohn eines nicht wohlhabenden Schlossers***), seine frü-

*) An welchem Tage dieses Monates? hat von ihm selbst nicht ausgemittelt werden können. Er pflegte aus Wahrscheinlichkeitsgründen den 14. für seinen Geburtstag anzunehmen.

**) Nach: Dr. Johann Wilhelm Linde. Von Dr. Gotthilf Löschin. Danzig 1840.

***) Ein jüngerer Bruder von ihm ist der um die slavische Literatur so hochverdiente Sam. Gottl. v. Linde. Geboren zu Thorn im J. 1771, begann dieser ausgezeichnete Gelehrte seine literarische Wirksamkeit in Leipzig (wo er seine akademische Bildung erhalten hatte) als Lektor der polnischen Sprache, wurde sodann Bibliothekar des damals in Wien lebenden polnischen Grafen Joseph Ossolinski, 1803 Rektor des Lyceums und

besten Jahre in beschränkten Verhältnissen, genoß jedoch die in ihren Folgen nicht zu berechnende Wohlthat, an Vater und Mutter (einer geb. Langenhan) von seiner zartesten Kindheit an das edle Vorbild emsigen Fleißes, ehrbarer Sitte und frommer Gottergebenheit vor Augen zu haben. Nachdem er die erste Elementarbildung in der neustädter Schule seiner Vaterstadt erhalten hatte, wurde er im Jahre 1772 in die vierte Klasse *) des dortigen Gymnasiums aufgenommen und fand hier sowohl in dem damaligen Rektor Kries, der den Unterricht im Griechischen und in der Alterthumskunde ertheilte, als auch in den Lehrern Netzker, Hennig und Semmel, die ihm zur Kenntniß des Lateinischen, Französischen und Hebräischen, der Mathematik und der Weltgeschichte die erste Anleitung gaben, wohlwollende und treue Führer, die sich des talentvollen Jünglings mit dem redlichsten Eifer annahmen und von ihm mit der dankbarsten Liebe verehrt wurden. Die beiden zuletzt genannten flößten, als Schüler Ernesti's, in dessen Lobe sie unermüdlich waren, ihm den sehnlichen Wunsch ein, seine Studien in Leipzig unter der Anleitung dieses trefflichen Mannes fortsetzen zu können und verhalfen ihm durch ihre Fürsprache, da er so unbemittelt war, daß er, um den nöthigen Aufwand für Bücher u. dergl. bestreiten zu können, nicht nur mit großer Anstrengung Privatunterricht ertheilen, sondern auch als Chorschüler Sonntags und Mittwochs vor den Thüren wohlhabender Bürger singen mußte, zu dem Kaltenhofen'schen Stipendium, mit welchem er im Jahre 1778 jene Hochschule bezog, jedoch den 71jährigen Ernesti (der 1781 starb) von Altersschwäche schon so gebeugt und ermattet fand, daß er sich seines Unterrichtes nur wenig erfreuen konnte. Um so wichtiger aber wurde für ihn der damals mit so großem Beifalle von (Sam. Friedrich Nathanael) Morus ertheilte, den er mit dem größten Fleiße (er hörte sämmtliche von

Oberbibliothekar zu Warschau, späterhin (wo er auch das Adelsdiplom erhielt) Präsident des lutherischen Konsistoriums, Generaldirektor der Landesbibliothek und nach der polnischen Revolution 1830 und 1831 Direktor des Schulwesens in der Provinz Masovien. Im Jahre 1838 legte er seine öffentlichen Aemter freiwillig nieder, um sich ganz seinen literarischen Forschungen, vornehmlich einer nochmaligen und zwar erweiterten Bearbeitung seines berühmten Wörterbuches der polnischen Sprache, dessen hohen Werth seine „dankbaren Landsleute" durch eine große, ihm zu Ehren geprägte und mit seinem Bilde gezierte Medaille anerkannten, widmen zu können.

*) Nach einem harten Kampfe, den seine Eltern mit der ängstlichen Sorge in Betreff der zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung erforderlichen, ihnen fast gänzlich fehlenden äußeren Mittel zu bestehen gehabt hatten und weshalb sie denn auch schon entschlossen gewesen waren, ihn zu einem Uhrmacher in die Lehre zu geben.

diesem berühmten Theologen damals gehaltene Vorlesungen) benutzte und sich dadurch des Vorzuges würdig machte, daß er von dem trefflichen Lehrer in eine von demselben gestiftete Gesellschaft junger Literaten mit aufgenommen wurde, die sich unter dessen Anleitung im Disputiren und in schriftlichen Ausarbeitungen übten. Auch Platner, Dathe, Reiz, Körner, Martin und Dan. Beck wurden hier seine Lehrer und gewannen einen mit Dank von ihm anerkannten, erfolgreichen Einfluß auf seine Ausbildung. Ehe er Leipzig verließ, vertheidigte er öffentlich, unter dem Vorsitze des (späterhin als Theolog berühmt gewordenen) ihm befreundeten M. Keil, die von demselben zur Widerlegung der Wolfenbüttelschen Fragmente geschriebene Dissertation de regno Messiae. Er begab sich sodann, wozu ihm Morus den Rath gegeben hatte, zu Ostern des Jahres 1781 nach Halle und fand hier, von diesem würdigen Manne angelegentlichst empfohlen, eine sehr freundliche Aufnahme, vornehmlich bei Nösselt, der ihn sofort in das (damals von ihm dirigirte) königl. Seminar eintreten ließ und ihn dadurch, neben der Wohlthat des Unterrichtes, den er hier zu genießen hatte, auch der einer freien Wohnung und Beköstigung und eines monatlichen Stipendiums theilhaftig machte; eine in seiner Lage ihm überaus wichtige Hülfsleistung, der er sich dadurch würdig zeigte, daß er schon nach wenigen Monaten die erste Stelle unter den Seminaristen einnahm. Neben Nösselt, der ihm, was ebenfalls nicht ohne günstigen Erfolg für seine Ausbildung bleiben konnte, die Aufsicht über seine bedeutende Bibliothek anvertraute, wurde hier auch der nur um 6 Jahre ältere August Hermann Niemeyer*) sein Lehrer und bald auch — was er bis zu seinem im Jahre 1828 erfolgten Tode geblieben ist — sein Freund. Außerdem benutzte er Karsten's und Knapp's Unterricht und den lehrreichen Umgang mit Semler und Joh. Aug. Eberhard, die ihn mit literarischen Hülfsmitteln auf das Bereitwilligste unterstützten. — Von Nösselt und Niemeyer aufgemuntert, betrat er nun auch die schriftstellerische Laufbahn und zwar mit einer Uebersetzung des von ihm schon in seinen Knabenjahren sehr gern gelesenen Jesus Sirach, die im Jahre 1782 erschien und der Niemeyer eine Abhandlung „über die Methode, die Moral in Sittensprüchen zu schreiben" beifügte **). Noch unge-

*) Dessen Biogr. siehe im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 544.

**) Sittenlehre Jesu, des Sohnes Sirach, neu übersetzt und erläutert mit kritischen Anmerkungen von J. W. Linde. Leipzig 1782. Eine neue, völlig umgearbeitete Ausgabe besorgte er im Jahre 1795.

wiß, welchen Weg er, nach nun erfolgter Beendigung seiner akademischen Studienjahre, für sein ferneres Fortkommen einzuschlagen habe, sah er das, durch Ewerbeck's Mitwirkung an ihn ergangene, Anerbieten des Danziger Rathsherrn und Kämmerers Joh. Georg Döring (starb 1792), die erziehende Leitung des jüngsten Sohnes *) desselben zu übernehmen, für einen ihm willkommenen Wink des Himmels an und begab sich im Herbste des Jahres 1782, nachdem er vorher noch das damals so gepriesene Philanthropin in Dessau besucht und in demselben einer öffentlichen Prüfung beigewohnt hatte, nach Danzig. Schon am 30. Jan. des nächstfolgenden Jahres (1783) stellte er sich vor dem geistlichen Ministerium der Stadt zu dem theologischen Tentamen und wurde mit der Censur „Wohl und vergnüglich" (als der damaligen ersten) in die Zahl der Kandidaten des Predigtamtes aufgenommen; worauf er dann oftmals — und zwar gleich anfangs mit entschiedenem Beifalle — vornehmlich in der St. Marienkirche, die Kanzel betrat. Zum Vorbilde in Betreff dessen, was er als geistlicher Redner zu leisten habe, nahm er sich vor Allen Zollikofer, dessen fleißiger und lernbegieriger Zuhörer er in Leipzig gewesen war und dem er nacheiferte, ohne jedoch dabei seine Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit aufzugeben. Aus dem Döring'schen Hause ging er im Jahre 1784 als Lehrer in das des (nachmals geadelten) Kaufmannes Franzius über, der ihm durch die Reise, die er mit ihm und dem ältesten Sohne im nächstfolgenden Jahre (1785) nach Stettin, Berlin, Hamburg und Lübeck unternahm, einen ihm bis ins späteste Alter unvergeßlich gebliebenen Genuß verschaffte. Er lernte Klopstock, Claudius und andere berühmte Männer, die damals an diesen Orten lebten, kennen und blieb mit manchem derselben in einem durch Briefwechsel fortgesetzten Umgange. Im Jahre 1786 erwählte ihn das Collegium scholarchale zum Konrektor an der (im Jahre 1817 mit dem Gymnasium vereinigten) St. Marien-Schule und er wurde am 9. Mai in sein neues Amt von dem Rektor M. Höchster feierlich eingeführt. Was er in demselben leistete, gewann ihm sehr bald die allgemeine Achtung und Liebe seiner Schüler und dies um so mehr, da es gerade damals in Danzig gar sehr an brauchbaren Schulmännern fehlte. Sein tiefdringender, unbestechlicher Blick fand bei einem jeden seiner Lehrlinge sehr bald das individuelle Bedürfniß auf und er wußte dann mit ruhig abmessender Umsicht die nöthige Abhülfe herbeizuführen.

*) Gottfried Wilhelm Döring, wurde 1792 Agent, starb 1809.

Ohne durch Aeußeres imponiren zu können, vermochte er doch durch Würde und Ansehen auch den Rohesten in den Schranken des gebührenden Respektes zu erhalten; war streng ohne hart, ernst ohne unfreundlich und in seinem Urtheile billig ohne ängstlich oder schwachmüthig schonend zu seyn; hielt auf gründliches und gediegenes Wissen, ohne alle pedantische Mikrologie und gewann sowohl in intellektueller, als auch in sittlicher Hinsicht auf seine Zöglinge — die er nicht nur in seiner Schule, sondern auch in den Familien Weickhmann und Zernecke fand — den wohlthätigsten Einfluß. Er war dabei auch für seine theologischen Studien nicht unthätig, lieferte für einige gelehrte Zeitungen Recensionen exegetischer und dogmatischer Schriften und gewann im Jahre 1790 den zu Erfurt für die gelungenste Abhandlung „über die Gravität oder äußere Würde des Predigers" ausgesetzten Preis *). Am 30. Jan. 1792 **) wurde er, nachdem ihn der Rath am 18. mit dem Prediger Plaga zu Rambeltsch den nachsitzenden Ordnungen präsentirt hatte, von dem Schöppengerichte und von allen vier Quartieren der dritten Ordnung einstimmig zum Prediger an der Heil.-Geist-Kirche ernannt, in welcher er am Sonntage Sexagesima seine Antrittspredigt hielt. Bald konnte sie den Zuhörerkreis, der sich, vornehmlich aus den gebildeten Ständen, um ihn sammelte, fast nicht mehr fassen, so anziehend und fesselnd fand man das Eigenthümliche seiner Vortragsart. Er suchte nämlich als Redner — und ist sich hierin bis zu seiner Abschiedspredigt gleich geblieben — mehr durch wohlbegründete Ueberzeugung auf den Willen, als durch vorübergehende Rührung auf das Gefühl seiner Zuhörer einzuwirken; hatte dabei überall eine praktische, das Leben in allen seinen Verhältnissen und Richtungen — selbst den sonst in der Regel auf der Kanzel nicht zur Sprache gebrachten — umfassende Tendenz; kannte, als tiefsehender und scharfsinniger Beobachter, die mannichfachsten Seelenzustände in ihren Gründen und Aeußerungen und so auch das Leben in seinen wechselnden Gestalten und Erscheinungen und wußte daher in allen seinen Predigten — fast mehr aber noch in seinen Beichtreden — Jedem, der ihn hörte, etwas gerade seine Persön-

---

*) Seine gediegene Lösung dieser Aufgabe erschien in der von Beyer herausgegebenen Sammlung der über diesen Gegenstand gelieferten Abhandlungen zu Leipzig 1791.

**) An eben dem Tage, an welchem, und zwar eben so einstimmig, sein Freund Niemeyer (der jedoch diesen Ruf nicht annahm) zum Senior des Danziger Ministeriums und Pastor an der St. Marien-Kirche erwählt wurde.

lichkeit und seine Verhältnisse Betreffendes und mit Nutzen darauf Anzuwendendes ans Herz zu legen. Die Glaubensansichten, welche er vor seinen Zuhörern aufstellte, waren die eines mit gründlicher Sach- und Wortkenntniß der heiligen Schriften ausgerüsteten, mit den philosophischen Systemen aller Zeitalter vertrauten, tiefeingehenden Denkers und hielten sich auf der einen Seite eben so weit von dem stolzen, alles Unbegreifliche verwerfenden Rationalismus, als auf der andern von dem unklaren, jede Vernunftthätigkeit gefangen nehmenden Mysticismus entfernt. Christus war ihm der Weg und die Wahrheit; Paulus erschien ihm als nie genug zu bewunderndes Vorbild ächter Lehrweisheit. Wie tief erschöpfte er, ohne zum Allegorisiren oder willkührlichen Hineintragen seine Zuflucht nehmen zu dürfen, den Sinn seiner Textworte und der stets so treffend von ihm angeführten Bibelsprüche und wie ungezwungen, zur Sache dienend und natürlich war die Anwendung, die er wahrhaft erbauend davon machte! — Seinen Zuhörern kam er nicht leicht durch wiederholte, auch dem Schwächern verständlich werdende Zergliederung des logischen Zusammenhanges seiner Rede bei dem Auffassen derselben zu Hülfe; sondern nahm eine strenge, ungetheilte Aufmerksamkeit in Anspruch, die dann aber auch in dem, was manchem nicht ununterbrochen Folgenden bisweilen fragmentarisch zu seyn schien, stets die sinnreichste Verbindung wahrnahm. Sein Ausdruck war ohne allen gesuchten Schmuck und doch nicht trocken und ermüdend; zwar vornehmlich den Verstand, aber doch stets auch die Phantasie und das Gefühl beschäftigend; mitunter fast gewagt und der gewöhnlichen Kanzelsprache fremd zu nennen, aber stets ungemein treffend und genau bezeichnend. Sein äußerer Vortrag ermangelte aller eingeübten deklamatorischen Kunst, war aber demohngeachtet lebhaft, kräftig und würdevoll und gerade durch seine natürliche, ruhige Einfachheit und sanfte Wärme nicht selten ergreifend und innig rührend. Seine sonore und reine Stimme wurde weder durch Exaltation und heftige Aufregung seines Innern schreiend und übertäubend, noch ließ er sie durch weichmüthige, in Thränen ausbrechende Wehmuth ersticken und zerschmelzen und so blieb sie fast bis zu seiner letzten Predigt selbst an den entferntesten Enden seiner Kirche dem Zuhörer vernehmbar. In seinem Konfirmandenunterrichte bewährte sich die seltene Lehrgabe, womit er schon als Schulmann so segensreich gewirkt hatte, mit gleichem Erfolge. Er widmete diesem Unterrichte den treuesten Fleiß; suchte die Lernenden — nach dem ihnen stets vorgehaltenen Bilde des Heilandes — zu einem prak-

tischen, sich in allen Verhältnissen des Lebens thätig und fruchtbringend zeigenden Christenthume anzuleiten; stattete sie mit einem Schatze ihnen verständlich gemachter Bibelsprüche aus und wendete auf die Beurtheilung und Verbesserung der schriftlichen Ausarbeitungen, welche sie ihm liefern mußten, eine unermüdliche Sorgfalt. Und wie viel wußte er auch da, wo er nicht als Lehrer auftrat, im Umgange mit jungen Kandidaten und Schulmännern, deren sich manche mit kindlicher Ergebenheit seines verständigen Rathes bedienten; in geselligen Kreisen, die er — aller Einseitigkeit abhold — so gern aus Personen verschiedener Stände gemischt sah; an den Tafeln der Vornehmen, wo er, der so Mäßige, vornehmlich nur durch geistige Nahrung gelabt werden konnte, und selbst in dem Alltäglichen Verkehre mit Geschäftsleuten, Untergeordneten u. dergl. für die Beförderung des Guten und Edlen, für die Verbreitung wahrer, heilbringender Lebensweisheit und dadurch also auch — wie der würdige Prediger überall es soll — für das Reich Christi zu wirken! Wer mit ihm umging, darf wohl sagen, daß er sich nie ihm genähert habe, ohne von ihm zu lernen; denn in jeder Unterhaltung, wie dürftig sie ihm auch geboten werden mochte, wußte er aus der Spreu des alltäglichen das Samenkorn herauszufinden, aus dem sich etwas Geistreiches entwickeln ließ und gern pflegte er von allen Ereignissen des Tages, selbst wenn sie unbedeutend zu seyn schienen, Kenntniß zu nehmen, um mit dem Standpunkte, auf welchem er zu wirken hatte, vertraut zu bleiben und überall neuen Stoff zu seinen tief eingehenden Beobachtungen über Welt und Menschen zu gewinnen. Die Freiheit des Denkens, die er für sich selbst in Anspruch nahm, gestand er auch jedem Andern ohne alle Beschränkung zu; bestritt Meinungen, die mit den seinigen nicht übereinstimmten, nie mit leidenschaftlicher Heftigkeit und ließ sich noch weniger dazu verleiten, ein hartes Verdammungsurtheil darüber auszusprechen; so wie ihm denn jeder lieblose und anmaasende Zelotismus gänzlich fremd war. So wußte auch wohl Niemand in amtlichen und Privatverhältnissen das „So viel an Euch ist, haltet mit Jedermann Frieden" mit größerer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit zur Anwendung zu bringen, als er. Nie lebte er mit irgend Jemand in wirklicher Feindschaft; begegnete auch dem, der sich aus Laune, Neid oder Mißverständniß von ihm abwendete, mit der mildesten Schonung und bot überall gern die Hand zur Erhaltung oder Wiederherstellung friedlicher Verhältnisse. Seine öffentliche Wirksamkeit erweiterte sich, nachdem er manchen Ruf zu andern Aemtern — so in Dan=

zig zum Diakonate an der St. Trinitatis- und an der St. Johannis-Kirche, späterhin zum Rektorate an dem damaligen akademischen Gymnasium und zu dem mit demselben verbundenen Pastorate zu St. Trinitatis; so auch zum Seniorate in Thorn (1808) und zu einer ehrenvollen Stelle in Berlin (1805) — mit seiner Stellung zufrieden, abgelehnt hatte, nach Danzigs Rückkehr unter das preuß. Scepter zuerst im Jahre 1816 durch seine Aufnahme in die städtische Schuldeputation. Als Mitglied derselben wohnte er den alljährlichen Prüfungen in höhern und niedern Lehranstalten regelmäßig und mit der regsten Aufmerksamkeit bei, ließ sich durch keine Blendwerke täuschen, durch nichts Imponirendes überraschen und bestechen; sondern drang überall auf Gründlichkeit, richtiges Verstehen und für das Leben anwendbare Nutzbarkeit des Schulunterrichtes und wußte den Lehrern manchen dazu anleitenden Wink zu geben. Dazu fand sich der Gelegenheit noch mehr, als er 1817 zum Schulinspektor der Nehrung und 1825 auch zum Superintendenten derselben ernannt wurde. Mit der überall von ihm gezeigten Berufstreue hielt er auch hier die gesetzmäßigen Kirchen- und Schulvisitationen ab, ließ sich selbst durch zunehmende Körperschwäche nicht dazu bewegen, sie einmal auszusetzen, oder auch nur aufzuschieben und ging dabei mit der größten, eindringendsten Genauigkeit zu Werke, die freilich manchem Lehrer, der sich ungern aus seinem gewohnten Gange bringen und nicht ohne Mißmuth in seiner behaglichen Ruhe stören ließ, nicht immer gelegen war. Seine Mußestunden, die durch Schlaflosigkeit, an der er oft zu leiden hatte, auf eine freilich unwillkommene Weise vermehrt wurden, nutzte er zu fortgesetzten Studien, vornehmlich auf dem Gebiete der theologischen und philosophischen Wissenschaften; blieb fast bis zum letzten Tage seines Lebens mit den Fortschritten der Literatur auf das Genaueste bekannt und sammelte — ohne, wie wohl mancher Andere, im höheren Alter darin müde zu werden — eine mit den besten Werken, besonders in den genannten Fächern, ausgestattete Bibliothek, die er sowohl selbst auf das Fleißigste benutzte, als auch Andern mit großer Bereitwilligkeit nutzbar zu machen suchte. Auch seine schriftstellerischen Arbeiten setzte er fort, lieferte 1790 eine „Denkschrift auf Herrn Unselt, Prediger in Güttland bei Danzig;" gab 1793 „Zwei Predigten bei der Huldigung Danzigs an Preußen" und 1797 zwei andere „auf den Tod des Prinzen Ludwig von Preußen und der verwittw. Königin Christ. Elisabeth, Gemahlin Friedrich's II." heraus, denen 1823 eine „von der Danziger Bibelgesellschaft zum Drucke

verordnete" Predigt „über die Unentbehrlichkeit der Bibel" folgte und sorgte für eine den Forderungen der Kritik entsprechende Textausgabe des ihm so werthen Sirach, die unter dem Titel „Sententiae Jesu Siracidae, Graece. Textum ad fidem codicum et versionum emendavit et illustravit J. Guil. Linde" zu Danzig im Jahre 1795 *) erschien und der sich noch in demselben Jahre eine „zweite, völlig umgearbeitete Auflage" seiner Uebersetzung dieses Schriftstellers anschloß. Zwei Jahre später (1797) gab er (zu Königsberg) eine Trostschrift, die den Titel „Irenäus über das Kriegsübel, zur Beruhigung an seinen Freund" führt (in 17 Briefen), in Druck; sodann 1800 (ebenfalls zu Königsberg und zwar ohne den Namen des Verfassers) „Reinhard und Ammon, oder Predigtenparallele, als Beitrag zur Homiletik, vornehmlich über das Kapitel von der Eintheilung und Ausführung" **) und 1811 (zu Leipzig) „Jesu Universalreligion, als Seitenstück zu Reinhard's Schrift: über den Plan Jesu." Außerdem lieferte er Beiträge zu Tzschirner's „Memorabilien," zum halleschen „Journal für Prediger," zum danziger „Aehrenleser" und zur „danziger Abendzeitung." Einem so hohen Grade geistiger Ausbildung und einer so regen und fruchtreichen Wirksamkeit konnte es auch an der verdienten Anerkennung nicht fehlen und diese wurde ihm sowohl im Kreise seiner Mitbürger, als auch von außen her auf eine erfreuliche Weise zu Theil. Man wußte in Danzig zu schätzen, was man in ihm besaß und ging ihm unter den dort lebenden Gelehrten auch mancher in amtlicher Rangordnung vor, so gewiß doch Niemand in der des Ansehens und der öffentlichen Geltung. Er gehörte zu den Zierden der glänzendsten Gesellschaften; wer bei den wechselnden Verhältnissen der Stadt die erste Stelle in derselben einnahm, zog ihn mit auszeichnender Achtung in seine Nähe und so war er sowohl an der Tafel eines Kalkreuth ***), als

---

*) Sie ist seinem Niemeyer, „fautori et amico spectatissimo," gewidmet.

**) In Reinhard's Geständnissen, seine Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend (Sulzbach 1810), heißt es S. 156: „Ich läugne keinesweges, daß meine Haupteintheilungen und Predigtentwürfe häufig auch da zu einförmig sind, wo mehr Willkühr in der Anordnung und mithin auch mehr Abwechselung bei dem Gange der Meditation möglich gewesen wäre. Mit Recht hat dies schon vor mehreren Jahren Herr Prediger Linde, der Verfasser der lehrreichen Schrift: „Reinhard u. s. w.," nicht nur bemerkt, sondern auch manche für mich sehr schonende Betrachtungen darüber angestellt. Es ist sehr gegründet, wenn er eine Hauptursache dieses einförmigen Disponirens in einem gewissen Hange zur Symmetrie sucht u. s. w."

***) Dessen Biogr. siehe im 8. Jahrg. des N. Nekr. S. 1566.

auch an der eines Rapp geehrt und gern gesehen. Zu den bereits genannten ehrenvollen Berufungen, die an ihn ergingen, kam, als Zeichen solenner Würdigung seiner Verdienste, die ihm *) von der theologischen Fakultät zu Greifswald im Jahre 1824, bei dem Säkularfeste der Einführung des Christenthumes in Pommern, ertheilte Doktorwürde hinzu und in wie reicher Fülle wurden ihm am 9. Mai des Jahres 1836, bei der Feier seines Amtsjubiläums, von allen Seiten her die Beweise der Liebe, des Dankes und der Achtung in werthvollen und sinnreichen Geschenken und in den herzlichsten Aeußerungen dargebracht! Militär- und Civilbehörden, Geistliche aller christlichen Konfessionen, Lehrer an höheren und niederen Schulen, ältere und jüngere Freunde, vormalige Schüler und Konfirmanden, freundliche Nachbarn und treue Untergebene nahten sich ihm mit ihren Glückwünschen; seine Vaterstadt Thorn nahm ihn unter ihre Ehrenbürger auf und auch vom Throne seines von ihm so hochverehrten Monarchen her ward ihm durch die Zusendung des rothen Adlerordens dritter Klasse ein Zeichen der Huld und des landesväterlichen Wohlwollens gegeben **). Engherziger Abgeschlossenheit fremd und gern aus der Einsamkeit des Studirzimmers in den Kreis freundlicher, ihm lieber Umgebungen zur gegenseitigen Mittheilung übergehend, war er für den stillen Genuß des häuslichen Glückes ungemein empfänglich und es wurde ihm auch dieses im reichen Maaße zu Theil. „Wie beglückte ihn," sagt er hierüber in dem, was er 7 Jahre vor seinem Tode (zum einstigen Ablesen nach demselben von der Kanzel) über seine Lebensverhältnisse niedergeschrieben hat, „seine liebevolle Gattin, Konkordia Eleonore Ohlert, Tochter des Predigers Ephraim Ohlert zu Thiensdorf, mit der er seit 1793 verbunden war! Welche Freude und Wonne gewährten ihm seine von der Wiege an durch ihn selbst gebildeten vier Töchter! Und wie zwar klein, aber gewählt war der Zirkel von Freunden, die sich zu seinem Hause hielten! Nur eine Wunde darf nicht vergessen werden, die ihm der Tod in seinem 12jährigen Sohne schlug, der, wenn er noch lebte, gewiß der Mutter und der Schwestern Stütze und Ehre seyn würde. Aber auch diese Erwähnung soll nur dazu dienen, zu erwägen, daß sich der Verklärte viel zu gering hielt der Barmherzigkeit, die der Herr ihm und den Seinen erzeigt hat." — Seine in jeder Hinsicht

---

*) Zugleich auch den Konsistorialräthen Bertling und Blech.

**) Eine umständliche Beschreibung dieser Jubelfeier findet sich in dem „Danziger Dampfboote," Jahrg. 1836, Nr. 57, S. 279.

sehr mäßige, die Regeln der Diät ununterbrochen befolgende Lebensweise und das ruhige Gleichgewicht, in welchem er den Zustand seines Innern in allen Verhältnissen zu erhalten wußte, sicherte ihm, ungeachtet seines sehr schwächlichen Körperbaues, den Gebrauch seiner Kräfte bis ins hohe Greisenalter, wo ihn im November des Jahres 1835 eine sehr schwere Krankheit befiel, von der er zwar durch fast wunderbare Hülfe Gottes wieder genas, am Sonntage nach Neujahr 1836, was selbst seinem Arzte kaum glaublich geschienen hatte, seine Kanzel wieder betrat, zu allen seinen übrigen Geschäften wieder zurückkehrte und sein Amtsjubiläum, wenn auch in sichtbarer Körperschwäche, so doch mit reger Theilnahme seiner Seele feierte, demohngeachtet aber ein, seitdem nicht mehr aufzuhaltendes Absterben aller seiner Kräfte wahrnahm. Er zog sich nun nach und nach aus dem Kreise seiner Geschäfte immer mehr in die stille Ruhe zurück, legte im J. 1838, wo er auch aus der Schuldeputation austrat, die Superintendentur und Schulinspektion über die Nehrung nieder, schloß im Mai des darauf folgenden Jahres seinen Konfirmandenunterricht und verließ am 1. Adventssonntage (1839) mit der Erklärung, daß er seine Wirksamkeit hinfort auf die Spendung des Abendmahls und auf die derselben vorhergehende Beichtermahnung beschränken werde, auch seine Kanzel, die er seit jener Krankheit nur noch mit kräftiger Unterstützung hatte besteigen können, für immer. Allein zu dieser sich von ihm vorbehaltenen Thätigkeit gelangte er nicht mehr. Ein Fall, den er drei Tage nach seiner Abschiedspredigt in seinem Zimmer bei dem Aufheben eines Buches that, lähmte den schon so matt gewordenen Körper völlig und mit den letzten Kräften desselben begannen auch die der Seele immer bemerkbarer abzunehmen, obgleich er fast bis zum Augenblicke seines Todes, wenn eine freundliche, ihm stets lieb gewesene Verhältnisse und Ideen berührende Ansprache ihn aus seiner in Phantasieen versunkenen lethargischen Betäubung weckte, immer noch des zusammenhängenden Denkens und der lebhaften Rückerinnerung an frühere Zeiten fähig war. So erlosch, fast schneller noch als die Seinigen es erwarteten, der letzte Funke seines aus so heller Klarheit auf eine ihm sehr fühlbar und sehr schmerzlich gewordene Weise in immer trüberes Dunkel übergegangenen Lebens.

67. Karl Traugott Kändler,

kön. sächs. Major, Wirthschaftschef u. Ritter d. kaiserl. russ. Annenordens zu Bautzen;

geb. den 10. März 1790, gest. den 17. Febr. 1840 *).

Er war zu Meißen geboren, fühlte schon in der Jugend die entschiedenste Neigung zum Kriegerstande und trat am 1. Okt. 1807 als Fahnenjunker in das Infanterieregiment Sänger, dann avancirte er zum Lieutenant und zum Oberlieutenant im ersten leichten Infanterieregiment, später im ersten Schützenbataillon, in welchem er zum Hauptmann heraufrückte. In 5 Feldzügen, 1809 in Oesterreich, 1812 in Rußland, 1813 in Deutschland, 1814 in den Niederlanden und 1815 in Frankreich hat er sich ausgezeichnet. Wo die sächsischen Waffen sich Ruhm erwarben, war K. immer unter den Tapfersten gewesen. Sein Muth fand bei seinen Obern stets Anerkennung und 1814 erhielt er wegen seiner unerschrockenen Tapferkeit in Belgien den kais. russ. St. Annenorden. Seit dem 1. Sept. 1825 kam er in das Regiment Prinz Anton, jetzt Prinz Albert, und kommandirte, mit unbedingtem Vertrauen seiner Obern und treuer Ergebenheit seiner Mannschaft, die erste Kompagnie des Regiments bis zum Jan. 1838. Jetzt ward er zum Major erhoben und kam als Regimentswirthschaftschef nach Bautzen, nachdem er zuvor lange Jahre in Zittau gestanden hatte, wo man den braven Mann allgemein ehrte und liebte. — Er war sehr glücklich verheirathet mit Fr. Amalie, geb. Lochmann, und Vater von 5 liebenswürdigen Kindern, welche seine Freude waren.

* 68. Karl Wilhelm Krüger,

großherz. mecklenb.-schwerinischer Justizrath zu Wittenburg;

geb. im J. 1786, gest. zu Lehsen den 17. Febr. 1840.

Der Geschiedene wurde zu Wittenburg geboren und war unter mehreren Kindern der älteste Sohn des daselbst am 13. April 1823, 67 Jahre alt, verstorbenen Amtshauptmannes Justus Karl Krüger und dessen noch lebenden Gattin C. S., geb. Stammer. Schon frühzeitig wurde er von diesen Eltern der Domschule (dem jetzigen Gymnasium Fridericianum) zu Schwerin anvertraut und genoß hier in den obern Klassen den Unterricht des damaligen Professors

*) Nach dem N. Laus. Magaz. Hft. 1. 1840.

J. G. Schmidt (jetzigen Lehrers am königl. Katettenkorps zu Berlin) und des verstorbenen Konrektors Bruger, welche derzeitig der Schule vorstanden. Um Ostern 1805 bezog er sodann die Universität zu Göttingen, wo er sich mit Liebe und Eifer den juristischen Studien widmete, die er hierauf zu Rostock beendete. Nach seiner Rückkehr ließ er sich im J. 1809 als Advokat und Prokurator bei der Justizkanzlei in Schwerin immatrikuliren und wurde nun alsbald zum Senator, so wie in der Folge zum interimistischen Stadtrichter daselbst befördert. Am 12. Nov. 1819 erhielt er die zweite Justizrathsstelle bei der großherzogl. Justizkanzlei in Rostock, wobei er schon den 26. Mai 1820 zum ersten Rath aufrückte. Wegen fortdauernder Kränklichkeit wurde er, auf sein Ansuchen, den 8. April 1837 aus dieser Stellung mit Pension entlassen, worauf er sich nach seinem Geburtsorte Wittenburg begab. — Er starb während eines Besuches bei seinem Bruder, dem Hofrath Krüger zu Lehsen, nach einem nur 2tägigem Krankenlager, am obengenannten Tage.— Seit dem 17. Juni 1811 war er verheirathet mit Karoline Georgine Friederike Zinck, gewesener herzogl. Hofsängerin in Ludwigslust, welche Gattin ihm aber bereits am 15. Sept. 1829, 38 Jahre alt, im Tode voranging. Von seinen Kindern ist ein Sohn, Adolph, ebenfalls am 10. März 1831 verstorben.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 69 Ernst Adolph Friedrich Moltrecht,

Senator und Justizkanzlei-Advokat zu Penzlin im Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin;

geb. im J. 1802, gest. den 19. Febr. 1840.

Er war der zweite Sohn des im Januar 1840 verstorbenen Senators und Kaufmanns Adolph Moltrecht in Penzlin und daselbst geboren. Den ersten Unterricht erhielt er von Privatlehrern, bis er auf die Gelehrtenschule zu Neubrandenburg kam. Hierauf studirte er die Rechte zu Rostock und wurde nach vollendeter akademischer Bildung unterm 8. Dec. 1830 als Advokat, Prokurator und Notarius bei dasiger großherzogl. Justizkanzlei recipirt. Seitdem lag er ununterbrochen der juristischen Praxis an seinem Geburtsorte ob und hatte bei seinen Kenntnissen der Rechte, seiner Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit sich allgemeines Zutrauen im Publikum erworben. Auch wurde er im J. 1835 von seinen Mitbürgern zum Rathsmitgliede erwählt. Zum allgemeinen

Bedauern erlag er jedoch einem Zehrfieber in dem blühenden Alter von erst 38 Jahren. Er hinterließ, außer seiner Mutter, einen Bruder, Adolph Ernst Joh. Friederich, Doktor der Medicin und ausübender Arzt zu Penzlin seit 1819, so wie eine Schwester.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 70. Wilhelm Gotthelf Lohrmann,

Direktor der königl. sächsischen Kammeralvermessung zu Dresden;

geb. den 31. Jan. 1796, gest. den 20. Febr. 1840.

L.'s Vater, der Bürger und Ziegelmeister Wilhem Gotthelf Lohrmann zu Dresden, war ein sehr achtungswerther und in seinem Geschäfte erfahrner Mann, welcher für die Erziehung seines Sohnes nach besten Kräften wirkte, um ihn einst zu einem tüchtigen, dem Staate nützlichen Mann heranzubilden, und seine Mutter, geb. Michaelis, suchte schon früh, als eine fromme gottesfürchtige Frau, einen kindlich frommen Sinn und strenge Religiosität in dem Knaben zu wecken. Von 1802 an besuchte L. die damals in vorzüglichem Rufe stehende Garnisonschule zu Dresden; unter Leitung ihres würdigen Rektors, des Garnisonkantors Pfeilschmidt, genoß er vortrefflichen Unterricht und erwarb sich stets die höchste Zufriedenheit seiner Lehrer. Geistig und körperlich reif verließ er 1810 diese Schule und besuchte von 1811 an die Bauschule zu Dresden. Ein außerordentliches mathematisches Talent, das sich schon früh in dem Knaben offenbarte, entwickelte sich hier noch mehr, seine Leistungen erregten bald Aufmerksamkeit und ihnen verdankte er, daß er schon 1815 eine Anstellung als Landvermesser erhielt und ihm vom Ministerium des Innern der ehrenvolle Auftrag ward, sein Vaterland zu durchreisen, um den Plan zu einer Landesvermessung zu entwerfen, wobei sowohl sein Ruf immer mehr wuchs, als sich auch seine Gesundheit durch Gewöhnungen an Strapazen kräftigte. Das Jahr 1817 war für L. von besonderer Wichtigkeit, denn am 1. April ward er als Kondukteur bei der Landesvermessung angestellt. Anstrengende Berufsarbeiten ließen L. sehr wenig Musestunden, in diesen aber beschäftigte er sich mit dem Studium der Astronomie und namentlich mit der graphischen Darstellung der sichtbaren Mondoberfläche. Diese letztgenannte im höchsten Grade mühsame, bis jetzt unübertroffene Arbeit begann er im Jahr 1821, auch sind sämmtliche Zeichnungen vollendet, leider fehlt aber zu diesem kostbaren Werke der erläu-

ternde Text, an dessen Bearbeitung er durch dringende Berufsgeschäfte verhindert ward. Zwei kleine Schriften: „Das Planeten-System der Sonne." Dresden in der Ritterschen Kunsthandlung 1822, und „Beschreibung des mathematischen Salons." Dresden bei Arnold 1835, haben L. ebenfalls zum Verfasser. Am 3. Juli 1822 unternahm er eine Reise durch Deutschland und die Schweiz, von welcher er am 4. Septbr. zurückkehrte. Am 1. Febr. 1823 ward L. zum Vermessungsinspektor befördert und im darauf folgenden Jahre gab er die erste Abtheilung seiner Topographie der Mondoberfläche in 16 Kupfertafeln heraus. Am 28. Febr. 1827 sah L. sein sonst so ungestörtes häusliches Leben durch den Tod seiner Gattin getrübt, mit welcher er sich im J. 1819 verheirathet hatte, die ihm 8 Jahre lang liebend zur Seite gestanden und eine sorgende Mutter ihrer Kinder gewesen war, deren sie ihm 6 geschenkt hatte. So hart ihn dieser Schlag auch traf, so übte er dennoch keine nachtheiligen Folgen auf sein Berufsleben aus. Ein Beweis der hohen Zufriedenheit, die ihn seine Leistungen erwarb, war, daß er am 28. Nov. desselben Jahres zum Oberinspektor am mathematischen Salon ernannt wurde. Im folgenden Jahre übernahm er die ehrenvolle Stelle als Vorsteher der technischen Bildungsanstalt und verheirathete sich abermals am 17. Febr. desselben Jahres mit der zweiten Tochter des verstorbenen Generalstabsmedikus Dr. Raschig *). Nach 5 Jahren, welche er in seiner vielfachen Berufsthätigkeit in allgemeiner Anerkennung zubrachte, trat er auch öffentlich mit mündlichem Vortrage vor ein gebildetes und aus den höheren Ständen bestehendes Publikum, indem er am 9. März 1833 seine Vorlesungen über Astronomie eröffnete. Aus seinem ruhigen, durch keine Störung bis jetzt unterbrochenen Amtsleben rief ihn im J. 1836 eine an ihn ergangene Aufforderung, nach England zu reisen, um daselbst die vorzüglichsten Eisenbahnen zu besuchen, die ausgeführten oder in Ausführung begriffenen derartigen Bauwerke in Augenschein zu nehmen und die Erfahrungen, die man bei Eisenbahnbauten in England gemacht, so wie die Grundsätze kennen zu lernen, die man bei dergleichen Unternehmungen zu befolgen hat. Er unternahm die Reise mit dem rühmlich bekannten Techniker Kaufmann Wiek aus Harthau bei Chemnitz und erhielt durch gute Empfehlungen Eintritt in die Institution of the Civil Engeniers in London, so wie auch bei dem berühmten Mechaniker Roberts in Manchester. Auch bei den vielfachen Versuchen un-

*) Dessen Biogr. s. im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 513.

ferer Zeit, Eisenbahnen zu gründen, wußten die Vorsteher solcher Vereine die gründlichen Kenntnisse und den erfindungsreichen Geist L.'s gar wohl zu würdigen, indem sie bei der Errichtung der leipzig-dresdner Bahn ihn zu Rathe zu ziehen nicht versäumten und ihn im J. 1838 mit der Leitung der Anlage einer solchen Bahn in der Oberlausitz und dem Erzgebirge beehrten. Nachdem er schon längere Zeit schätzbare Beiträge zu den Mittheilungen des statistischen Vereins geliefert hatte, übernahm er nach des verdienten Direktors desselben, des Kammerraths von Schlieben *) Tode die Herausgabe der beiden letztern Lieferungen des erwähnten Werkes und am 17. Jan. 1840 ward ihm ein neuer und vielsagender Beweis des vollsten Zutrauens und der größten Zufriedenheit seiner Behörden zu Theil, indem man ihn zum Direktor der Kammeralvermessung ernannte. Dies aber sollte der letzte und höchste Punkt seiner irdischen Laufbahn seyn, denn kaum einen Monat nach Antritt seiner neuen Stelle unterlag er einem heftigen Nervenfieber. Fünf Kinder und eine trauernde Gattin verloren in ihm einen sorgenden liebevollen Vater, einen treuen Gatten; unzähliche Mittellose und Arme einen Helfer und Wohlthäter; fünf Kinder waren ihm bereits in die Ewigkeit vorausgegangen und noch wenige Monate vor seinem Tode betrauerte er den Verlust seines ältesten Sohnes. Sein langjähriger Freund und Amtsgenosse Professor Dr. Löwe sprach am Grabe Worte trauernder Freundschaft und Liebe.

71. Aug. Chr. Wilh. Gimmerthal,

vormal. Gymnasialprofessor und Schuldirektor zu Sondershausen;

geb. im J. 1774 (?), gest. den 21. Febr. 1840 **).

Sein Vater war Prediger in Jecha, einem nahe bei Sondershausen gelegenen Dorfe, weshalb es ihm auch leicht war, die Schule der genannten Stadt von Jugend auf zu besuchen und sich unter Leitung der beiden Rektoren, Böttger und Gottschalk, für die akademische Laufbahn vorzubereiten. Er begab sich 1795 nach Jena, um hier Theologie zu studiren; zugleich aber gab er, als Freund und Verehrer der alten Sprachen, seinen Studien auch eine philologische Richtung. Da er nach Ablauf seiner akademischen Jahre Gelegenheit zu einer Hauslehrerstelle in Jena fand, so war es

*) Dessen Biogr. s. im 17. Jahrg. des N. Nekr. S. 811.

**) Jahresbericht über d. sämmtl. Schulen der Residenzstadt Sondershausen. Sondershausen 1840.

ihm vergönnt, noch länger in dieser Universitätsstadt zu verweilen und die reichen Bildungsmittel derselben zu seiner höheren geistigen Ausbildung zu benutzen. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland beschäftigte er sich mit Privatunterricht bis zum J. 1803, wo er, nach dem Abgange des bisherigen Konrektors Chop, der als Prediger nach Berka versetzt wurde, dessen Stelle an der Schule zu Sondershausen übernahm. Nach dem Tode des Rektors Gottschalk wurde ihm das Rektorat übertragen, welches er bis 1829 treu und gewissenhaft verwaltete. Da in diesem Jahre die sondershäuser Schule in ein Gymnasium verwandelt wurde, so blieb G. bei demselben als ältester Professor bis 1835, wo er, bei einer abermaligen Umwandlung jener Schulanstalt, neben seiner Professur zugleich auch das Direktorium über die Realklasse und die Bürgerschulen Sondershausens bekam. Doch schon 1836 nöthigte ihn seine Kränklichkeit, zu resigniren. Er wurde auf eine ehrenvolle Art entlassen und mit Pension in Ruhestand versetzt. Die Zeit dieses Ruhestandes wurde ihm besonders dadurch verbittert, daß die schon früher verspürte Schwäche seiner Augen in eine gänzliche Erblindung überging. Es wurde ihm zwar durch eine glückliche Operation das Licht derselben wieder geschenkt, indeß er konnte dies Glück nicht lange genießen, da er schon wenige Monate darauf starb, nachdem er, mit Inbegriff seiner Quiescenz, dem Staate 36 volle Jahre gedient hatte. — G. besaß viele Eigenschaften, welche ihn achtungswerth machten. Mit einem scharfen Verstande verband er gründliche Kenntnisse in der alten und neuen Literatur, so wie besonders in der Geschichte, und so lange ihm seine geschwächte Sehkraft das Lesen erlaubte, war er immerfort bemüht, den Kreis seines Wissens nach allen Seiten hin zu erweitern. Daher fehlte es ihm auch nicht an den Mitteln, sowohl seinen Unterricht in der Schule lehrreich und fruchtbar zu machen, als auch die geselligen Kreise durch seine belehrenden und geistreichen Mittheilungen aufs angenehmste zu unterhalten. Und da er außerdem ein höchst anspruchsloser, bescheidener, sanft- und gutmüthiger Mann war, der gern mit allen Menschen Friede hielt, so wurde er auch allgemein geschätzt und geliebt und sowohl seine Schüler, als auch seine Kollegen im Schulamte werden sich seiner stets mit Liebe und Dankbarkeit erinnern. — Die literarische Thätigkeit des Verstorbenen war nur wenig auf wissenschaftliche Gegenstände gerichtet, ob es ihm gleich nicht an Kenntnissen fehlte, um sich auch in dieser Art bemerkbar zu machen, sondern Alles, was er für die Presse schrieb, hatte bloß eine tagesgeschichtliche Bestimmung. Er

hatte nämlich die zu Sondershausen erscheinende politische Zeitung „der Teutsche" gegründet und diese besorgte und pflegte er, so lange es ihm seine Augen erlaubten, mit besonderer Vorliebe und zum Beifalle seines ganzen Publikums; denn er besaß nicht nur einen sehr richtigen Takt, um unter den verschiedenen Artikeln immer diejenigen zu wählen, welche für den Kreis seiner Leser am meisten ansprechend waren, sondern verstand auch die Kunst, die oft trockenen Zeitungsnachrichten durch witzige und sinnvolle Bemerkungen zu würzen und schmackhaft zu machen.

72. Johann Georg Daniel v. Memminger,

königl. würtemb. Oberfinanzrath, geschäftsführendes Mitglied des königl. statistisch-topographischen Bureaus, Mitglied der königl. Zolldirektion, Ritter des Ordens der würtemb. Krone, zu Stuttgart;

geb. den 16. April 1773, gest. den 21. Febr. 1840 *).

M. wurde zu Tübingen geboren. Die Verhältnisse seines Vaters, eines Bürgers und Handwerkers, schienen dem Knaben keineswegs eine ausgezeichnete Laufbahn zu versprechen; allein Talent und Fleiß, wodurch sich derselbe schon frühzeitig in der Schule auszeichnete, bewogen auf Zureden der Lehrer seinen Vater, der ihn anfänglich ein Handwerk erlernen lassen wollte, ihn zu dem Studium der Theologie zu bestimmen und so den eigenen Wünschen des Sohnes entgegenzukommen. Eine Zeit lang besuchte M. das Gymnasium in Stuttgart, wo die freundliche Ansprache, welche der Jüngling in dem Hause des im J. 1808 verstorbenen Leibarztes v. Jäger fand, vieles zur Ausbildung und Förderung desselben beitrug. Im J. 1792 trat er durch die Aufnahme in die Klosterschule zu Maulbronn in die Bildungslaufbahn ein, welche künftige Religionslehrer des würtemberger Landes zu durchlaufen haben, und begann sofort 1794 das akademische Studium in dem theologischen Stifte zu Tübingen, wo er sich 1796 den Grad eines Magisters oder Doktors bei der philosophischen Fakultät erwarb. Gleich Anfangs war er in den Seminarverband unter der Bedingung aufgenommen worden, sich vorzugsweise für eine Lehrstelle auszubilden und verwenden zu lassen. Daher galten seine Studien nicht sowohl der Theologie, als denjenigen Fächern, in welchen der künftige Beruf besondere Kenntnisse und Uebung erforderte. Die Tüchtigkeit, welche er sich hier erwarb, fand auch bald genug die Anerkennung der Behörde. Im Jahre

*) Würtemb. Jahrb. 1. Hft. 1839.

1798 wurde M. an der lateinischen Schule in Canstatt als Adjunkt (Vicarius perpetuus) angestellt und im Jahr 1802 mit der ersten Lehrstelle an derselben definitiv bekleidet. Von seiner Wirksamkeit in diesem Amte zeugen mehrere tüchtige Schüler und seine Schule ist nie hinter den Anforderungen zurückgeblieben, welche die eigenthümlichen Studieneinrichtungen Würtembergs an Vorbereitungsanstalten, wie die genannte, machen und welchen zu genügen in früheren Zeiten um so mehr Kraft und Eifer in Anspruch nahm, da von einem und demselben Lehrer die Heranbildung seiner Schüler für das praktische und Gewerbsleben, wie für den Gelehrten- und Staatsdienerberuf in gleichem Maaße erwartet wurde. Uebrigens waren M.'s persönliche Neigung und Studien weniger den todten Sprachen und einem ferner liegenden Alterthume, als der lebendigen Gegenwart, der allseitigen Erforschung heimathlicher Verhältnisse und aller jener Merkwürdigkeiten zugewendet, welche Würtemberg in der Struktur und den Erzeugnissen seines Bodens, so wie in seinen gesellschaftlichen Zuständen und seiner Geschichte darbietet. Lange sammelte M. für eine umfassende Beschreibung des Landes und namentlich für dessen Statistik, welche, wie sich aus verschiedenen Theilen ein ganz neuer Staatskörper gestaltet hatte, ebenfalls aus den mannichfaltigsten Quellen erhoben und ganz neu geschaffen werden mußte. Es lag aber nicht in der Art des Verewigten, mit zusammengerafftem Material und halbfertigen Kompositionen zu Markte zu eilen; daher wartete er weislich, bis aus den mancherlei Umgestaltungen eine bleibende, auf der sichern Basis des Verfassungsvertrages ruhende Staatsform und ein bis in das Kleinste ausgebildeter Organismus der Verwaltung hervorgegangen war, welcher die Gewähr seiner Dauer in sich selbst trägt. Inzwischen ließ M. von Zeit zu Zeit einzelne Früchte seiner patriotischen Studien an das Licht treten, wie er denn namentlich in den Jahrgängen 1809 — 1813 des Morgenblattes theils kleinere historische Untersuchungen, theils Beobachtungen, welche er auf Wanderungen in die Nähe und Ferne anstellte, in anziehenden Bildern niedergelegt hat *).

---

*) Schon ums Jahr 1800 machte er eine Reise nach der Schweiz und Oberitalien, welche nicht ohne Einfluß auf die Richtung, welcher er später folgte, geblieben seyn mag. Ueberhaupt besaß er einen reiselustigen Sinn und verfolgte mit ungemeiner Aufmerksamkeit alles irgend Interessante; dies beweist eine große Zahl von zum Theil sehr detaillirten Notizenbüchern, welche sich unter seinen Papieren vorfanden und einen Reichthum von schätzbaren Wahrnehmungen enthalten. — Die Aufsätze, welche von ihm im Morgenblatte erschienen, sind folgende: 1809. Nr. 33 f. Von ei-

Den reichsten Stoff aber für Beobachtungen und Forschungen aller Art bot dem offenen Blicke M.'s sein Wohnort selbst, Canstatt, mit seinen nächsten Umgebungen dar. Hier, wo auf dem Raume einer Quadratmeile alle Hauptformationen des Neckarlandes zusammentreten, wo in den Ablagerungen des vaterländischen Stromes das Grab kolossaler vorweltlicher Schöpfungen aufgeschlossen ward, wo reichliche Heilquellen, wo die Ueberreste einer Römerstadt, die Erinnerungen an die alemannische Vorzeit, die Wiege des würtemb. Herrscherhauses, kurz alle Momente sich vereinigen, welche das Interesse an vaterländischer Geschichte, Natur- und Landeskunde anzuregen geeignet sind, fühlte sich der Verewigte vorzugsweise aufgefordert, in einem vollständigen, historisch-topographischen Gemälde seinen Beruf zu dieser Art literarischer Thätigkeit zu beurkunden. Dasselbe erschien unter dem Titel: Canstatt und seine Umgebungen. Stuttgart 1812. Gleichen Fleiß wendete er einige Jahre später einer Beschreibung der beiden Residenzstädte zu, die unter dem Titel: Stuttgart und Ludwigsburg mit ihren Umgebungen. Stuttgart 1817, ans Licht trat. Einem längst gefühlten Bedürfnisse beabsichtigte M. durch die Herausgabe eines würtembergischen Jahrbuches abzuhelfen, wodurch, wie er selbst in der Vorrede zu dem ersten Jahrgange (Stuttgart 1818) sagt: „für Verbreitung und Aufbewahrung des Merkwürdigsten gesorgt und eine allgemeinere und sicherere Kenntniß des Vaterlandes verbreitet werden sollte. Es soll nicht bloß für den Augenblick, sondern zugleich auch für künftige Zeiten sorgen und durch getreue Ueberlieferung das auf die Nachkommen bringen, was entweder in Kurzem gänzlich vergessen oder später nur mit Mühe zu erforschen seyn würde." Die sehr zweckmäßige Anlage, so wie der reichhaltige und eben so lehrreiche als unterhaltende Stoff gewann dem Unternehmen gleich Anfangs die Theilnahme des Publikums und es erfreute sich der Mitwirkung mehrerer unterrichteter Männer des Vaterlandes. Von dem Jahrbuche erschienen bis zum Jahr 1822 vier Bände. — In diese Zeit fällt auch die, mehrere Jahre hindurch fortgesetzte Thätigkeit M.'s für die

---

nem Fußreisenden über die würtemb. Alp. — 1810. Nr. 159 f. Fußreise über die würtemb. Alp, an den Bodensee. — 1811. Nr. 166. Der Graf Ulrich von Buchhorn und seine Gemahlin Wendelgard. — 1812. Nr. 199 f. Die Teck. — 1812. Nr. 228 f. Canstatt. — 1813. Nr. 45. Urach und seine Umgebungen. — 1813. Nr. 66. Fund einer römischen Goldmünze zu Canstatt. — Auch findet sich in Lehr's k. w. Hof- und Staatskalender v. J. 1811 ein Aufsatz von M. unter dem Titel: Ausflug auf die Alp im Sommer 1810.

allgemeine Encyklopädie von Ersch*) und Gruber, in welcher die meisten, die Geographie Würtembergs betreffenden Artikel ihm angehören. — Im J. 1820 trat M. mit seiner Beschreibung oder Geographie und Statistik von Würtemberg nebst einer Uebersicht seiner Geschichte hervor (Stuttgart) und ließ noch in demselben Jahre einen Auszug unter dem Titel: Kleine Geographie und Geschichte von Würtemberg (Stuttgart) erscheinen. Wer sich erinnert, wie dürftig und unzureichend die geographische Literatur Würtembergs bis zu diesem Zeitpunkte beschaffen gewesen, indem seit Röder's nach und nach veralteten Arbeiten nichts Umfassendes mehr erschienen war, so daß selbst Pflaum's magerer Abriß (1812) für einen sehr willkommenen Lückenbüßer hatte gelten müssen, der wird die dankbare Aufnahme sehr erklärlich finden, welche dieses Werk, ungeachtet der in seiner ersten Gestalt, namentlich auch in seinem besondern oder topographischen Theile, ihm anhängenden Mängel gefunden hat **). Um diese Zeit fand sich der König auf den Antrag des Finanzministers v. Weckherlin***) bewogen, eine besondere Stelle für die Vaterlandskunde unter dem Namen: Statistisch-topographisches Bureau zu errichten. Das große Unternehmen der Herstellung eines neuen Katasters über Grundeigenthum, Gebäude und Gewerbe und insbesondere die zum Behufe des ersteren angeordnete detaillirte Landesvermessung versprach eine Menge der fruchtbarsten Materialien, welche man für die Landesstatistik und Geographie und überhaupt für die Wissenschaften nicht verloren gehen zu lassen beabsichtigte. Es war der Wille der Regierung, dem neu angeregten Interesse der Würtemberger für alles Vaterländische entgegen zu kommen und, während früher die Umstände geboten haben mochten, mit statistischen Dingen geheim zu thun, nunmehr die edle Offenheit zu bethätigen, welche, von dem Charakter des Regenten ausgehend, den Geist der Staatsverwaltung nach allen ihren Theilen bezeichnet. Es war eine glückliche Wahl, welche den 28. Novbr. 1820 unsern Verewigten als das wissenschaftliche Mitglied des Bureaus †)

---

*) Dessen Biogr. s. im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 48.

**) In eben diesem Jahre erschien auch die von M. besorgte, gänzlich umgearbeitete Auflage der neuesten Kunde vom Königr. Würtemberg mit Karten und Kupfern. Weimar.

***) S. N. Nekr. 6. Jahrg. S. 952.

†) Mit dem Titel als Professor, der im J. 1824 mit dem eines Finanzrathes vertauscht wurde. Von den dem Bureau bei seiner Gründung zugetheilten zwei Räthen sollte nämlich der Eine als Geschäftsmann vornehmlich den Verkehr mit den Behörden, der Andere als Gelehrter und

mit dem Auftrage berief, sämmtliche dem Bureau zufließenden Materialien zu verarbeiten und eine allgemeine Landesbeschreibung zu verfassen. M. sah sich jetzt auf einen Posten gestellt, für welchen er sich geschaffen fühlte, einer Anstalt angehörig, die mit öffentlicher Autorität ausgerüstet, alle der Regierung zu Gebote stehenden Hülfsmittel mit eigenen Forschungen für eine vollständige, historisch-statistische und geographisch-topographische Darstellung des Landes zu verbinden hat. Es wurde zweckmäßig befunden, dieselbe nach den einzelnen Oberamtsbezirken zu verfassen und erscheinen zu lassen. Den Anfang machte die Beschreibung des Oberamtes Reutlingen (Stuttgart 1822). Ihr folgten Münsingen (1825), Ehingen (1826), Riedlingen (1827), Rotenburg (1828), Saulgau (1829), Blaubeuren (1830), Urach (1831), Canstatt (1832), Waldsee (1834), Ulm (1835), Ravensburg (1836), Biberach (1837), Tettnang (1838). Als weiteres Organ der Mittheilungen des Bureaus und des von dem Könige den 22. Jan. 1822 gestifteten und mit obigem in Verbindung gesetzten Vereins für Vaterlandskunde traten seit 1822 an die Stelle des frühern Jahrbuches die jährlich in zwei Heften erscheinenden würtembergischen Jahrbücher, welche als fortgesetzte Landesgeschichte, als Magazin für alles Vaterländisch-Merkwürdige und als Vereinigungspunkt der Bemühungen verschiedener für die Landeskunde thätiger Männer zu betrachten sind, welche Leistungen vereinzelt weniger Beachtung finden, gegen Vergessenheit weniger gesichert seyn würden. Endlich sah sich M. durch seine Stellung eben so sehr aufgefordert, als in den Stand gesetzt, seiner im Jahr 1820 erschienenen Geographie von Würtemberg eine größere Vollendung und Ausdehnung zu geben, und so erfolgte schon im J. 1823 die zweite völlig umgearbeitete und stark vermehrte Ausgabe, welcher 1826 die ebenfalls sehr bereicherte Ausgabe des Auszuges folgte. An der gänzlichen Vollendung einer neuen, sehr vorgeschrittenen Umarbeitung des größeren Werkes hat ihn der Tod verhindert; sie ist später erschienen und liefert den Beweis, mit welcher Strenge gegen sich selbst der Verfasser bemüht war, ein der schönen Aufgabe und seines eigenen Namens würdiges Denkmal zu hinterlassen *). Geht aus dem Gesagten im Allgemeinen schon die verdienst-

---

Schriftsteller vornehmlich die Bearbeitung und Bekanntmachung des Materials übernehmen.

*) Noch ist hier zu erwähnen die im J. 1824 auf Anordnung der Regierung herausgegebene und von M. wenigstens redigirte Schrift: Die Schwefelquelle zu Boll. Stuttgart.

volle Thätigkeit des Mannes hervor, so kann man der Unermüdlichkeit desselben um so weniger seine Bewunderung versagen, wenn man die Schwierigkeit dieses Geschäfts, das unendliche Detail des vielartigen, zerstreuten, oft verworrenen Materials kennt, welches herbeizuschaffen und zu verarbeiten war. Wenn es galt, irgend eine interessante Notiz aufzutreiben, eine Frage zu lösen, oder ein Bedenken zu heben, über welches mancher Andere hinweggegangen wäre, da ließ er sich oft wiederholte Gänge und die Mühe einer besondern Korrespondenz nicht verdrießen, um sich selbst und der Sache Genüge zu thun. Wo ihm aus der Nähe oder Ferne bekannt wurde, daß irgend eine Vorliebe, wenn auch in beschränktem Dilettantismus, mit Forschen oder Sammeln sich beschäftigte, da suchte er, solche Thätigkeit aufmunternd und ehrend, für seine Zwecke zu gewinnen. Im gerechten Bewußtseyn seiner Leistungen war er nicht gleichgültig gegen Anerkennung; aber uneigennützig förderte er auch fremde Bestrebungen, wenn sie irgend der Sache, für die er mit ganzer Seele lebte, der Erweiterung der Vaterlandskunde dienten. Beifällige Urtheile der Sachkundigen im In- und Auslande wurden ihm fortwährend zu Theil; nur eine raschere Folge der Oberamtsbeschreibungen lag in den Wünschen Vieler. Allein wiewohl er hierbei durch die Mittheilungen einsichtsvoller Männer meist aus den betreffenden Bezirken selbst vielfältig unterstützt wurde, was er jedesmal am Schlusse der Schrift dankbar anzuerkennen sich zur Pflicht machte, und wiewohl die Assistenz angehender Beamten des Bureaus ihm manche einzelne Mühe ersparte, so lag doch die Hauptlast der Arbeit auf des Einen Mannes Schultern, dessen Geschäftskreis sich überdies allmälich sehr erweitert hatte. Anfänglich bloß für die Arbeiten des Gelehrten und Schriftstellers bestimmt, rückte er später in die Stelle eines geschäftsführenden Mitgliedes des gesammten, seit 1834 durch Beigebung mehrerer Mitglieder in seinem Personalstande vermehrten Bureaus und der demselben untergebenen Kartenanstalt ein, wurde den 11. Febr. 1828 zum Mitgliede der königl. Zolldirektion mit dem Charakter als Obersteuerrath ernannt und im J. 1834 mit der Redaktion des alle drei Jahre erscheinenden Staatshandbuches beauftragt. Der König, welcher stets die Früchte seiner Arbeiten mit besonderem Interesse aufnahm, zeichnete ihn im Jahr 1829 durch die Ertheilung des Ordens der würtembergischen Krone aus und verlieh ihm den 21. April 1834 in Anerkennung seiner Leistungen den Titel eines Oberfinanzrathes. Schon im Jahr 1818 (den 30. April) war er zum Mitgliede der Central-

stelle des landwirthschaftlichen Vereins und den 15. Februar 1822 zum ordentlichen Mitgliede des Vereins für Vaterlandskunde ernannt worden. Auch andere Vereine und gelehrte Gesellschaften ehrten ihn durch die Aufnahme in ihre Mitte, im J. 1813 die herz. sachsen-weim. Societät für die gesammte Mineralogie in Jena (als corresp. Mitglied); 1831 die sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmäler (als wirkliches Mitglied); 1834 die Société française de statistique universelle in Paris (Ehrenmedaille); 1836 der archäologische Verein in Rottweil (korrespondirendes Mitglied) und in demselben Jahre der historische Verein für den Oberdonaukreis des Königreichs Baiern (Ehrenmitglied). Nachdem er sich bis in das höhere Alter einer im Ganzen kräftigen Natur und mit wenigen Unterbrechungen eines erwünschten Gesundheitszustandes erfreut hatte, befiel ihm im Laufe des letzten Winters ein nervöses Schleimfieber, das die bangsten Besorgnisse erregen mußte. Doch vermochte er, unterstützt von der sorgfältigsten Pflege, die Macht der Krankheit zu überwinden und ging, wenn auch langsam, seiner Wiederherstellung entgegen. Schon gedachte er die unterbrochene Wirksamkeit mit neuem Eifer aufzunehmen, als ganz unvermuthet ein Nervenschlag in der ersten Stunde des oben genannten Tages seinem wohl angewendeten und fruchtbringenden Leben ein Ziel setzte. Allgemein und tief ward der Verlust empfunden, welchen die Wissenschaft so wie der öffentliche Dienst durch diesen überraschenden Tod erlitten hat. Noch an demselben Tage ließ der König durch den Finanzminister von Herdegen der gebeugten Witwe *) seine besondere Theilnahme ausdrücken. Aufrichtig beklagten sein Hinscheiden die vielen Freunde, welche er sich durch seine mannichfaltigen amtlichen und außeramtlichen Verbindungen erworben und denen er mit seiner Erfahrung und seinem reichen Wissen auf alle Weise zu nützen bemüht war. Sein Leben und sein Wirken ist von bleibendem Werthe und der Redner an seinem Grabe hatte volles Recht, die Worte zu sprechen: „Was ein Mann zu leisten vermag, der das, was er seyn und werden soll, mit ganzer Seele ergreift und seine ganze Kraft aufwendet, um das vorgesteckte Ziel zu erringen, das hat er bewiesen und darum ist sein Beispiel ermunternd für Viele, die etwas zu

*) Den 25. März 1805 verband sich M. mit Louise, geb. Klett, Tochter des gewesenen Kam.-Verwalters Klett in Offenhausen. Von 5 Kindern, welche sie ihm gebar, erreichte nur eine Tochter ein Alter von vier Jahren.

werden und zu leisten entschlossen sind und das Pfund, das ihnen anvertraut ist, nicht in die Erde vergraben."

73. Wilhelm Karl Adolph Perschke,

Bürgermeister zu Landshut (Schlesien);

geb. den 24. Dec. 1782, gest. den 21. Febr. 1840 *).

Er war zu Sulau in Schlesien, wo sein Vater, Chrn. Glieb. P., als Rektor und Nachmittagsprediger lebte und von hier im J. 1785 nach Weissig im Herzogthume Crossen als Pastor zu einer schles.-märk.-sächs. Gemeinde berufen wurde. Der Knabe wuchs ohne Schulunterricht, ausgenommen im 7. Jahre 6 Monate in Sagan, bei spärlicher Unterweisung des hypochondrischen Vaters auf, lebte viel in der freien Natur und in ihr besonders als Zeichner. Er zeichnete und malte auf Papier und im Gemüthe sehr viel ohne alle Anweisung. Voß **), Hölty, Matthisson ***), Klopstock, Kleist und von Haller waren, nebst Weiße's und Campe's Kinderschriften, seine Bildner, so daß er bei wenigem Französisch und Latein im 14. Jahre im deutschen Style weit vorgerückt war. Da diese Kenntnisse nicht berücksichtigt wurden, ward er auf der Fürstenschule in Meißen, wohin ihn der Vater im Jan. 1796 als kurfürstl. Alumnus brachte, weil die umliegenden Lyceen elend und die Anstalt in Züllichau zu kostbar war, der Unterste in Quarta. Er strengte sich an und arbeitete sich bald herauf. Außer Latein und Griechisch und ein wenig Mathematik nebst Physik wurde jedoch nichts erträglich gelehrt. Aber Arbeiten, Arbeitsabwechselung als Erholung anzusehen, lernte er dort für die ganze Zeit seines Lebens; es war bei aller Sklaverei doch eine glückselige Zeit. Zu Mich. 1802 ging er ins väterliche Haus zurück und zu Ostern 1803 nach Frankfurt a. d. O. Durch das in Meißen ausgebildete Zeichnen und durch andere Lektionen vervollständigte er seinen jährlichen Wechsel um mehr als 200 Rthl. Von Meister lernte er Rechtsphilosophie; Madihn war ihm gänzlich unverdaulich. Krug's philosoph. Kursus hörte er ganz, aber der höchst trockene Vortrag ließ ihn kalt, wogegen ihn die Elementarphilosophie ansprach. Reichen Gewinn aller Art zog er aus dem Kollegiencyklus des eben so gelehrten, als liebenswürdigen und geistreichen Hüllmann und Behrends medicina forensis ließ

---

*) Nowack's schles. Schriftstellerlexikon Hft. 3.

**) Dessen Biogr. siehe im 4. Jahrg. des N. Nekr. S. 171.

***) — — — — 9. — — — S. 235.

ihn fast bedauern, daß er nicht Mediciner war. Zu Ostern 1806 ging P. ins väterliche Haus zurück und lehrte fleißig in des Vaters Olivier-Pestalozzischem Institute. Im Juli wurde er beim Obergerichte zu Breslau pro auscultatura examinirt, worauf er augenblicklich seine Studien für das zweite Examen antrat. Doch die Schlacht bei Jena, die Belagerung Breslau's, welche er mit aushielt, so wie eine Unzahl vor allen zu versorgender südpreuß. Officianten zerstörten seine Hoffnungen. Er war entschlossen, Theologie zu studiren, sich dem Vater abjungiren zu lassen und mit ihm das pädagogische Institut fortzusetzen. Anstatt der Genehmigung erhielt er die Nachricht von des Vaters Tode. Ein Jahr lang dirigirte er zum Besten der zweiten, trefflichen Mutter das Institut, ging zu Pfingsten 1809 nach Breslau zurück, bestand das Referendarexamen, während er die halbe Woche hindurch Hauslehrer in einer adeligen Familie, 2 Meilen von Breslau, war und noch außerdem viel Lektionen gab. Am 1. Dec. 1810 wurde er als Stadtrichter zu Mittelwalde angestellt. — Er sah 1811 Wien und verheirathete sich am 19. Mai 1812 sehr glücklich mit Charl. Schmieder aus Greiffenberg. Sein Posten ließ ihm Muße, literar. und artistische Studien fortzusetzen. Mit 2 Kindern ging er im Herbst als auf 12 Jahre ernannter Bürgermeister nach Landshut, wo er 1828 wieder auf 12 Jahre in dasselbe Amt eingewiesen wurde. Er fand in allen Zweigen der Verwaltung ungemein viel zu ordnen und neu zu organisiren, im Registeratur- und Kassen-, Kirchen-, Schul- und Fundationswesen, und fühlte sich, ungeachtet vielfältiger Anfechtungen, ganz in seinem Elemente. Auch vieljährige wichtige Processe hatte er durchzufechten. Ein sehr lebhaftes Rechtsgefühl ließ ihn da, wo er Unrecht gegen Andere und deren Rechte, die ihm zur Vertheidigung anvertraut waren, zu erblicken glaubte, rücksichtlos die Wahrheit aussprechen in einer scharf geführten Feder, wodurch er viermal fiskalischen Untersuchungen ausgesetzt war, ohne jedoch eine Strafe zu erleiden. Zufällig war er im J. 1815 mit einem scheußlichen Krankheitsstoffe angesteckt worden, litt 7 Jahre furchtbar daran, ward jedoch endlich gerettet auf eine Weise, die er bei Talincot's Chirurgie S. 248 des hier als siebentes aufgeführten Werkes angedeutet hat. Dennoch hat er in den furchtbarsten Körper- und Seelenleiden nicht einen Augenblick aufgehört, thätig zu seyn und seine Gattin und Kinder sind ihm rettende Engel gewesen. — Von P. rühren her folgende aus seinem Amtsleben hervorgegangene schriftstellerische Arbeiten: Das Verfahren bei der Hypoth.-Kapitals-Ver-

walt. frommer Stiftungen; für die Decernenten, Rendanten und die übrigen Verwalter solcher Stiftungen, und für alle, welche Hypoth.-Kapitals-Vermögen besitzen, als Vormünder verwalten od. sonst damit zu thun haben, zum Selbstunterr. Liegnitz 1825. 2. Aufl. 1839. — Ueb. d. schles. Leinwandshandel u. die gegenw. Noth der Weber. Eine wahrh. Darstellung, veranlaßt durch die darüber erschienenen Berichte in den bresl. u. berl. Zeit., von dem Magistr. u. der Kaufm.-Societät zu Landshut. Breslau 1827. — Ueber die Vervollkommnungsfähigkeit d. Feuerschadens-Assekuranz-Vereines der schles. Städte, mit Ausschluß Breslau's. Nebst einer Beilage über den Belagerungs-Brandschaden-Proceß d. Provinzialstädte, mit den breslauer Vorstädten u. dem daraus entstandenen Regreßproceß. Hirschberg 1827. (Gegen den köngl. Fiskus.) — Versuch einer Metakritik d. Krititik der Hrn. v. Raumer, Streckfuß, Horn, Wehnert u. Thiel üb. d. preuß. Städteordnung, als ein Kommentar zu dem Ges. Leipzig 1829. — Kritik des Jesus Sirach und die Städteordn. Ein Nachtrag zu P.'s Metakritik. Ebend. 1829. — Beschreibung und Geschichte der Stadt Landshut in Schles. Als Beitrag zur Verfassungsgeschichte deutscher Städte. Größtentheils aus noch ungedruckten Quellen geschöpft. Landshut (Breslau) 1829. — Verzeichniß der öffentlichen von Wallenberg-Fenderlinschen Bibliothek zu Landshut in Schlesien, nebst eingestreuten Erläuterungen und einer Geschichte dieser Stiftung. Landshut 1829. — Mittheilungen aus einer handschriftlichen Briefsammlung des 16. Jahrh. auf d. hiesigen v. Wallenberg-Fenderlinschen Bibliothek; zur Erinnerung an Ph. Melanchthon 2c. Ebend. 1830. — Scenen aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla von Brieg. Aus Geschichtsquellen bearbeitet. Ebend. 1830. — *Alte und neue Nachrichten des Thurmknopfes der evangelischen Kirche zu Landshut von 1771 bis 1837. Als Manuskript gedruckt. Hirschberg 1837. — Ferner eine Reihe von Aufsätzen in den schles. Prov.-Blätt., z. B. über das Zeichnen in Schulen u. Gymnasien. (1829 und 1830, durch 11 Hefte); über die Apothekenpreise in Schlesien. — Recensionen in der literar. Beilage; in Janke's Abhandlungen, z. B. Recension des Streckfußschen Katechismus für Stadtverordn.; in dem allgem. Anzeiger zu Gotha; in der kammeral. Zeit., z. B. über Pensionsversicherungen der städtischen Beamten; über den Mangel der Theilnahme der Gebildeten an der Städteordnung und über die Erweckung derselben; in der schles. Chronik unter der Chiffre π, später π II., z. B. über

Armenwesen, über Volksfeste, namentlich Königsschießen, über die Gewerbschule in Landshut.

* 74. Eberhard van Spankeren,

emeritirter Superintendent und jubel. Pfarrer, zu Eupen (Rheinpr.), Ritter des rothen Adlerordens mit der Schleife ꝛc.;

geboren den 18. März 1761, gestorben den 21. Febr. 1840.

Sein Geburtsort war Meurs und auf dem dasigen Gymnasium empfing er auch seine Vorbildung, die er auf der Universität Duisburg vollendete. Bereits im 19. Jahre seines Alters trat er ins evangelische Pfarramt und bekleidete dasselbe 5 Jahre lang bei der Gemeine zu Waldniel und Brüggen, dann noch 5 Jahre lang zu Jüchen, hierauf 2 Jahre zu Wald und endlich 48 Jahre lang zu Eupen, so daß er unter 60jähriger Amtsthätigkeit ein Alter von 79 Jahren erreichte. Er ward im J. 1813 zum evangelischen Schul-Organisations-Kommissarius in dem damals ausgedehnten Arrondissement Malmedy und zugleich zum Mitgliede der städtischen Schulkommission in Eupen, so wie im J. 1816 zum Inspektor der evangelischen Schulen in den Kreisen Eupen, Montjoie, Gemünd und Malmedy ernannt und im J. 1821 zum Assessor, darauf im J. 1835 zum Superintendenten der evangelischen Kreissynode Aachen erwählt, nachdem ihm bereits im J. 1830 das Amt eines provisorischen Präsidenten des ehemaligen reformirten Lokalkonsistoriums zu Stollberg übertragen worden war. Schon im J. 1819 fanden seine Verdienste eine ehrenvolle Anerkennung von Seiten des Königs durch Verleihung des rothen Adlerordens 3. Klasse, dem bei seinem Amtsjubiläum im J. 1830 neue rühmliche Anerkennung und Beweise des Wohlwollens, so wie kurz noch vor seinem Tode bei der Feier des letzten Ordensfestes die huldreiche Ertheilung der Schleife zu seinem Adlerorden 3. Klasse hinzugefügt wurden. Leider lähmte jedoch im J. 1838 ein erster Schlagfluß seine Jahre lange eifrige Amtsthätigkeit, so daß er sich zur Niederlegung seines Amtes als Superintendent und Schulinspektor veranlaßt sah und ihm in seinem jetzigen Nachfolger bei der Gemeine zu Eupen, Pastor Michels sein Pfarrgehülfe zur Seite gegeben wurde, bis endlich ein sanfter Todesschlaf ihn seinem irdischen Leidenszustande entrückte.

Dr. Arendt.

* 75. Ernst Friedrich Leopold Damm,

Sekretär im königlich sächsischen Appellationsgerichte zu Dresden;

geb. d. 2. Mai 1809, gest. d. 22. Febr. 1840.

Der Verstorbene wurde im Städtchen Wiehe, im Unstrutthale gelegen, geboren, wo sein ihn überlebender Vater, Mag. Johann Friedrich D., die Stelle als Oberpfarrer begleitet; seine ihn ebenfalls noch überlebende Mutter ist eine geborne Ferber aus Leipzig. Den ersten Unterricht genoß er von seinem Vater selbst, kam später auf die Klosterschule Donndorf, wo damals noch der ehrwürdige Veteran der deutschen Schulbildung, Professor Kraft, wirkte, den D. besonders liebte und schätzte, nachher zur weitern Ausbildung für die Universität auf die Gelehrtenschule Kloster Roßleben, wo er insbesondere das vorzügliche Wohlwollen des Rektors, Professors Dr. Wilhelmi, rühmte und dessen Gelehrsamkeit und andere guten Eigenschaften immer im lebhaften und dankbaren Andenken bei ihm verblieben. Ostern 1827 ging er auf die Universität Leipzig. Anfangs wollte er sich dem Studium der Medicin widmen, ging aber zu dem der Rechtswissenschaft über. Anhaltend fleißig besuchte er die Vorlesungen eines Heimbach, Weise, Günther, Klein, Treitzschke, Otto, Pölitz, Wachsmuth u. a. m., nahm Repetitoria bei Heinze, Berger und Claudius, so daß er schon am 30. Nov. 1830 seine Theses juris controversi unter dem Vorsitze des allgemein verehrten Domherrn, Ordinarius, Ritter Dr. Karl Friedrich Günther, vertheidigte und zur Freude seiner Eltern und theuren Verwandten, namentlich seines Onkels, des Oberstadtschreibers, Ritter Werner, am 30. Dec. 1830 bei der Juristenfakultät in Leipzig sein Examen als Baccalaureus juris utriusque und königl. sächs. Notar rühmlichst und ausgezeichnet bestand. Am 21. Januar 1831 nahm er den Acceß beim Stadtgerichte zu Leipzig, lieferte Ostern 1832 seine Advokatenspecimina, wozu er sich die Akten aus dem königl. sächs. Kreisamte Leipzig erbeten hatte, zur vorzüglichen Zufriedenheit und wurde darauf zum Protokollant im Stadtgerichte zu Leipzig ernannt und verpflichtet, in welcher Stellung er bis September 1833 wirkte, wo er zum Aktuarius im Konsistorium zu Leipzig berufen wurde. Beim Scheiden aus dem leipziger Stadtgerichte bekam er für sein Verdienst und seinen Pflichteifer einen silbernen, schön gearbeiteten Pokal, stark vergoldet, mit dem leipziger Rathswappen und der Umschrift: „in fidem meritorum“ geziert, aus den Händen des Stadtrichters, Ritters Johann August Adolph Winter,

im Namen des Gerichts, eine Auszeichnung, die selten einem so jungen Manne widerfährt, die aber den Beweis liefert, daß der Verstorbene tüchtig in seinen Kenntnissen und Berufsarbeiten gewesen seyn muß. Als Aktuarius im Konsistorium wurde er am 25. Sept. 1833 vereidet und wirkte daselbst bis zu dessen Auflösung Ostern 1835, wo er die Vokation als vierter Sekretär vom Appellationsgerichte zu Dresden erhielt. Jetzt, wo er bei Annahme dieser ehrenvollen Stelle zugleich Leipzig, gleichsam seine Vaterstadt, in der er viele Gönner und Freunde zählte, die ihn ehrten und liebten, verlassen sollte, schwankte er, ob er in Staatsdiensten fortwirken, oder als praktischer Advokat in Leipzig verbleiben sollte, denn „extra Lipsiam non est vita, si est vita, non est ita“ war bei ihm wohl im Gedächtnisse. Er entschied sich endlich durch Zureden hoher Gönner dahin, in Staatsdiensten zu verbleiben, verließ sein Leipzig, wo er sich stets so wohl und zufrieden befunden, und ging nach Dresden ab. Seine Einweisung und Verpflichtung fand im Appellationsgerichte am 1. Mai 1835 statt, an welchem Tage des folgenden Jahres, als am 1. Mai 1836, in eben diesem hohen Gerichte seine Ernennung zum dritten Sekretär schon erfolgte. Trotz dem, daß der Verstorbene Alles besaß, um glücklich und zufrieden zu leben, so war er doch die letzten Jahre immer mit sich unzufrieden und fühlte sich am wohlsten und glücklichsten bei seinen Amtsarbeiten und in seiner Kanzlei, in welcher er die allgemeine Achtung seiner hohen Vorgesetzten, so wie die Liebe und Ergebenheit aller seiner Untergebenen genoß. Nach kurzem Krankenlager, entfernt von seinen braven Eltern, starb er plötzlich in Folge eines nervösen Fiebers am obengenannten Tage in der Blüthe seines jugendlichen Lebens, bedauert von Allen, die ihn kannten.

— L. — — J. B. E. —

* 76. Helmerich Julius Süßmilch,

Kandidat der Theologie zu Jever;

geb. d. 17. Juli 1810, gest. d. 24. Febr. 1840.

Geboren in Jever, wo sein Vater Gerhard S. Kaufmann ist, besuchte er von frühester Kindheit an die dortigen Schulen und verließ um Ostern 1830 die Provincialschule daselbst mit guten Zeugnissen, um die Universität Halle zu beziehen. Dort widmete er sich mit vielem Fleiße dem Studium der Theologie, bis im Herbste 1831 die herannahende Cholera ihn veranlaßte, Halle zu verlassen und nach Mar-

burg zu gehen. Hier blieb er bis zum Herbste 1832 und ging dann zur Vollendung seiner Studien nach Göttingen. Um Ostern 1833 kehrte er nach Jever zurück und nachdem er die erste Prüfung wohl überstanden hatte, zog er Ostern 1835 als Hauslehrer zum Pastor Kuhlmann zu Dedesdorf, im Herzogthume Oldenburg. Im Herbste 1838 bestand er auch das Hauptexamen mit Ehren, aber nun zeigten sich auch die Folgen seiner anhaltenden und anstrengenden Studien. Unterleibsbeschwerden, woran er schon verschiedentlich gelitten, nahmen so überhand, daß er um Ostern 1839 seine Stelle in Dedesdorf niederlegen mußte und sich nach Jever begab. Hier, wo er bei weniger anhaltenden Arbeiten sich mehr Bewegung machte, besserte sich sein Gesundheitszustand und im Herbste schien er ganz wieder hergestellt, als der am 18. Nov. 1839 erfolgte Tod seiner Mutter, Katharina Sophia geb. Tannen, ihn so erschütterte, daß sein Uebel mit erneuerter Heftigkeit wiederkehrte. Um Weihnachten gesellte sich nun auch ein Asthma dazu und ein Lungenleiden, welches, nachdem er nur 3 Tage bettlägerig gewesen, seinem Leben ein Ende machte. Während dieser letzten Krankheit wurde ihm die Stelle eines Vakanzpredigers zu Minsen angetragen, die er jedoch anzunehmen sich damals nicht im Stande fühlte. Dem Vater gingen mit ihm viele Hoffnungen zu Grabe, deren Erfüllung er so nahe sah, und eine Braut beklagt mit ihm den herben Verlust.

* 77. Heinrich Georg Clausen,

Stiftsprobst im Stifte Seeland, Ritter des Danebrogsordens und Danebrogsmann, zu Kopenhagen;

geb. d. 12. März 1759, gest. d. 25. Febr. 1840.

Clausen wurde in dem Dorfe Carlum im Amte Tondern geboren. Sein Vater, Prediger daselbst, war sowohl wegen seines Wandels, als auch wegen seiner Predigergaben und seines Amtseifers geachtet, so wie er auch zugleich Sinn für das Schöne besaß, Eigenschaften, die sich auch auf den Sohn fortpflanzten. Früh zeigte der Knabe, welcher der Nächstjüngste von 4 Brüdern war, besondere Lust zum Lesen und Lernen und seine innigen Wünsche waren, in eine lateinische Schule zu kommen, wozu sich ihm auch die Aussicht öffnete, indem sein Vater nach Wilstrup bei Hadersleben versetzt wurde, eine Versetzung, welche, für die Kinder zugleich ein Uebergang aus einer Wüste in ein Paradies, bei unserm C. früh den Sinn für die Schönheiten der Natur öffnete, welcher ihn stets begleitete. Bald aber

nach des Vaters Ableben wurde der Knabe von einem Verwandten, Konsistorialrath Glud, angenommen, welcher ihn in die lateinische Schule zu Horsens schickte. Hier kam er zu dem Rektor Tauber ins Haus, unter dessen milder Leitung er Liebe zu den Wissenschaften fassen lernte, und sog die Grundsätze der Schuldisciplin ein, welche in Kopenhagens Schulgesetze ausgesprochen sind. Im J. 1777 kam er, arm, ohne Verwandte oder Bekannte, nach Kopenhagen, um Student zu werden; aber die Auszeichnung, welche er beim Exam. artium erhielt, verschaffte ihm bald Informationen, wie auch Eingang in ein gebildetes Haus. Nachdem er das zweite Examen bestanden hatte, war er entschlossen, das Studium der Theologie zu wählen. Charakteristisch ist, daß er nie akademische Stipendien suchte, indem er befürchtete, es möchten ihn diese zu abhängig machen. Zu der Zeit, als C. zum Amtsexamen sich vorbereitete, hatten die Bewegungen in der theologischen Welt begonnen, welche zuletzt das alte System umstießen, und diese Bewegungen zogen sein ganzes Interesse auf sich, indem er ganz sorgfältig das, was dafür und dagegen geschrieben wurde, studirte, um sich ein selbstständiges Urtheil zu bilden. Hier schuf er sich die Ansichten, welche er nachher so kräftig aussprach und bis an sein Ende festhielt, so wie Bastholms Predigten, welche er beständig hörte, seinen Sinn für die geistliche Beredtsamkeit entwickelten. Aber während dieser ernsthaften Studien fand er auch Zeit, sich auf fremde Sprachen zu legen — was damals eine Seltenheit war — und er machte sich mit der französischen und englischen Literatur bekannt. Nachdem er mit Ehren sein Zeugniß empfangen und an den vom Bischofe Balle geleiteten Uebungen der homiletischen Gesellschaft Theil genommen hatte, nahm er den Posten eines Informators bei dem Stiftsamtmanne in Lolland, Kammerherrn Juel-Wied-Friis auf Juelling, an, wo er sich 5 Jahre aufhielt und in dieser Zeit seine künftige Ehefrau, eine Tochter des Probsts Schiern zu Helstedt, kennen lernte. Die Verhältnisse, in die er hier kam, eröffneten ihm die Aussicht zu einem Privatamte; dieses war aber seinem Unabhängigkeitsgefühle zuwider und er zog es vor, in einem königlichen Amte angestellt zu werden, welches ihm auch glückte, indem er zum residirenden Kaplan in Mariboe ernannt wurde. Die 7 Jahre, welche er hier zubrachte, flossen angenehm in einem häuslichen Leben und im Umgange mit einem Kreise von gebildeten jungen Männern hin, von welchen der Probst Holm der einzige noch Lebende ist; dagegen war ihm sein kirchliches Verhältniß unbehaglich, denn er predigte zur Vesper und die Kirche des

Nachmittags zu besuchen, stimmte nicht mit der gewohnten Lebensweise der Bürger überein. Dieses kränkte einen Mann, der seine Amtswirksamkeit mit so vielem Ernste betrachtete und sich seines redlichen Fleißes bewußt war, und C. suchte daher um Versetzung nach. Die Kapellaneien bei der Holms- und des Erlösers Kirche zu erlangen, glückte aber nicht, obgleich er deshalb in Kopenhagen auch vor der königlichen Familie predigte; dagegen wurde er 1796 in Kallundborg in derselben Stellung, als die war, welche er vorher bekleidete, angestellt. Aber hier war er kaum ein Jahr, als die andere Kapellanei an der Frauenkirche in Kopenhagen erledigt wurde und seine Freunde bewogen ihn dazu, dieses Amt zu suchen. Er, Pavels und Liebenberg waren die wichtigsten Rivalen und die Wahlpredigten, welche gehalten wurden, erweckten die größte Theilnahme des Publikums. Das Konsistorium, welches das Amt besetzte, gab C. die meisten Stimmen. Jetzt eröffnete sich für C. ein Wirkungskreis, welcher ihm ungemeine Bedeutung gab, nicht bloß für die Hauptstadt, sondern, bei seinem Einflusse auf die angehenden Geistlichen, auch auf das ganze Land. Die Charakteristik der Zeit war eine große religiöse und moralische Erschlaffung; eine sinnliche Denkart war allgemein und die Kirchen standen größtentheils leer; aber C. wußte das Volk in das Gotteshaus zu ziehen und der große Raum der Frauenkirche war fast überfüllt, wenn er predigte. Er besaß eine fließende Beredtsamkeit und angenehme Manieren, redete mit großer Energie und lebendigem Gefühle; seine Sprache war schön und die Anordnung klar. Die christlichen Vorstellungen, welche C. sich besonders zugeeignet hatte, waren zunächst die, welche unmittelbar Anwendung auf alles Leben haben; auf diese stützte er sich aber auch mit einer Treue und Kraft, welche Andere nothwendig ergreifen mußte. „Er war," wie man sagt, „ein Gesetzprediger und redete in Jakobs Geist;" dieses war aber gerade, was jene unreligiöse Zeit bedurfte und dadurch bahnte er den Weg für das wahre evangelische Predigen, womit andere hernach auftraten. Doch war er nicht bloß auf der Kanzel wirksam; eine Gesellschaft von jungen Theologen war im J. 1799 zusammengetreten, um sich als Prädikanten auszubilden, und dieser stand C. mit vielem Interesse vor, bis sie nachher durch seine Mitwirkung in ein Pastoralseminarium überging. Aber auch den übrigen Interessen der Zeit, außer der Kirche, folgte er mit lebendiger Theilnahme. Selbst frei und selbstständig, wie wenige, war er ein warmer Freund der fortstrebenden Freiheit und dieses Mitgefühl, so wie Alles, was seine Ueberzeugung war,

sprach er offen und ohne Rücksicht aus. In Verbindung mit mehreren freigesinnten Männern, unter welchen wir bloß P. A. Heiberg und Rahbek nennen wollen, stiftete er eine Gesellschaft „für die Wahrheit," von deren Schriften er eine Zeit lang Mitherausgeber war. Doch konnte er nicht mit der Gegenpartei übereinstimmen und eine Predigt, „was Unterthanen ihren Vorgesetzten schuldig sind," setzte ihn bei dieser Partei in einigen Mißkredit. Die Verordnung vom 27. Sept. 1799, welche die Druckfreiheit beschränkte, zog ihm einen unversöhnlichen Haß zu und er verhehlte so wenig seine Denkart in dieser Rücksicht, daß er vor dem Generalprokureur, Chr. Colbiöresen, seinem persönlichen Freunde und Gönner, mehr als ein Mal sein Bedauern darüber aussprach, daß die Regierung durch die ängstliche Selbstumschanzung die wahrheits- und freiheitsliebende Vertheidigung des Verfassers gegen unbillige Tadelsucht untersagt hatte. Wie aber C.s Predigt den Gegnern mißfiel, eben so fand auch die Kanzlei Mißfallen an der Rede, welche er am Reformationsfeste 1804 hielt, namentlich an der Aeußerung, daß „Männer von ausgezeichnetem Einflusse und auf der ersten Ehrenstufe auch die äußere Ehrerbietigkeit bei Seite setzten, welche sie der Religion des Landes schuldig wären, selten oder nie der öffentlichen Gottesverehrung beiwohnten, sogar die dazu in den Gesetzen festgesetzte Zeit zu ganz anderem und entgegengesetzten Gebrauche bestimmten und während sie durch ihr Beispiel Anstoß gäben, ihre Mitbürger an der Theilnahme ihrer Andachtsübung hinderten; welche sie selbst versäumen;" in diesen Worten fand man, daß sie eine Herabwürdigung der „dänischen Regierung, deren Beamten, Einrichtungen und Anstalten enthielten," weswegen C. eine Erklärung abgefordert wurde. Diese Erklärung gab er auch ab, aber so frei und nachdrücklich, daß das Ungewitter ganz verbannt wurde und die Kanzlei ihm Rechtfertigung zollen mußte. Im Laufe dieses Jahres gab er eine Sammlung Predigten heraus, wie er 1806 ein Bedenken über Bischof Boisens Plan zur Verbesserung der öffentlichen Gottesverehrung schrieb. Als Dänemark und die Hauptstadt das große Unglück im Jahre 1807 traf, befand C. sich gerade mit seiner Familie auf einer Reise, seinen Bruder in Altona zu besuchen. Aber die Trauerbotschaft hatte ihn nicht sobald erreicht, als er im Gefühle, daß seine bedrängte Gemeine gerade jetzt seines Beistandes bedürfe, gleich zurück reiste und nach mehreren vergeblichen Versuchen glückte es ihm endlich, über den Belt zu kommen. Sobald er in der Hauptstadt angekommen, war sein erster Gang hin zur Kirche und darauf nach seinem Hause; beide

fand er in Ruinen. Er hatte Alles, was er besaß, verloren, worunter sich ein Theil Kunstwerke befanden, welche er mit großer Liebe und Freude gesammelt hatte. Besonders aber bedauerte er tief den Verlust der herrlichen Kirche mit den stolzen Denkmälern, unter deren Gewölben er seine glücklichsten Zeiten verlebt hatte. Indessen gewann er bald wieder Standhaftigkeit und erneuerte Arbeitslust und der Verlust, den er erlitten hatte, wurde ihm in ökonomischer Rücksicht in dem folgenden Jahre erstattet, indem er bei der Versetzung seines Kollegen und der Verlegung des Gottesdienstes nach der Trinitätskirche einziger Kaplan an der Frauengemeinde wurde. Drei Jahre später, als Blum auf den Bischofsstuhl nach Odensee berufen wurde, ward er Stiftsprobst und Hauptprediger und das Jahr darauf erhielt er den Ritterorden. Vor dieser Beförderung war er zum Lehrer in der Homiletik und Katechetik (mit dem Prädikate eines Professors) in dem königlichen Predigerseminar ernannt worden und selbst noch nachdem er Stiftsprobst geworden war, übernahm er öffentliche Geschäfte, welche außer seinem eigentlichen Berufe lagen. Im J. 1813 wurde er Mitglied einer Kommission, um die Kirchengesetze zu revidiren, eine Sache, wofür er sich besonders interessirte, war aber zuletzt unzufrieden damit, daß die Angelegenheit nicht den Fortgang bekommen konnte, welchen er wünschte, und der oft genährte Vorsatz, um seinen Austritt anzusuchen, würde nicht unausgeführt geblieben seyn, wenn nicht die Hoffnung geblieben wäre, in dem eingeschränkten Kreise Etwas zur Aufhelfung des Kirchenwesens ausrichten zu können. Größere Befriedigung hatte er dadurch, daß er Mitglied von der im J. 1814 errichteten Direktion für das Bürger= und Armenschulwesen wurde, obgleich er auch hier das Gewicht von der Verbindung fühlte, welches hemmend auf dem Unterrichtswesen der Hauptstadt lag, so wie er auch nachher mit der beiderseitigen Unterrichtsmethode zu kämpfen hatte, deren alleinseligmachendes Auftreten ihn nicht ansprach und deren steife systematische Anwendung er bestritt, indem er das Recht der Schulaufseher zu vindiciren suchte, um es nach den Verhältnissen zu modificiren. Nach dem Kriege hatte die religiöse Denkart hier, wie anderswo, eine andere Richtung zu nehmen begonnen, welche C., mit der festen und durch eine so kräftige Wirksamkeit bewährten Ueberzeugung, sich nicht aneignen konnte und wollte und gegen welche er — was bei einer so gediegenen Natur dasselbe seyn mußte — in Opposition trat. Aber der Zeitgeist machte sich natürlicher Weise stets geltender und griff immer tiefer in alle Verhältnisse, so

daß es zuletzt nicht fehlen konnte, daß das unbesorgte Gefühl, wovon in einem bewegungsreichen Zeitraume der Greis selten freigeht, sich ihm oft aufdringen mußte, in seiner eignen Zeit sich fremd zu finden. Aber die lebendige Theilnahme, womit er fortfuhr die fortschreitende Bewegung im weitern, ausgedehntern Kreise zu umfassen, mußte dazu dienen, in manchen Richtungen ihn mit ihr auszusöhnen und was seine Wirksamkeit betrifft, so hatte er allzu tief in die Gemüther eingegriffen und besaß noch zu viele Lebenskraft dazu, daß sie ihm nicht noch manche Freunde und Zuhörer beibehalten sollte. Wie er hernach im J. 1818, als sich ihm die Aussicht auf den Bischofsstuhl in Rigen eröffnete (bei welcher Gelegenheit er den Rang eines Bischofs bekam), keine hinreichende Veranlassung fand, seine Wirksamkeit mit irgend einer andern zu vertauschen, so war es auch nicht nachher der Fall und ein ziemlich bedeutender Kreis fuhr fort, sich um seinen Rednerstuhl bis ans Ende zu versammeln. Und wie sehr er auch, wie wir vorher bemerkten, von der veränderten Richtung abwich, so blieb doch der Zeitgeist in seinem allgemeinen Einflusse, um den Gesichtskreis zu erweitern und den geistigen Blick zu erhalten, nicht ohne bedeutende und wohlthätige Wirkung auf seine Anschauungsweise und Lehrart. Wie das Eigenthümliche und einmal Abgeschlossene in seinen Meinungen mehr und mehr in den Hintergrund trat, oder sich mit mehr Mäßigung als vorhin äußerte, so setzte sich die Gesetzpredigt unwillkührlich in nähere Vereinigung mit der des Evangeliums; höhere und reinere Gesichtspunkte traten von selbst hervor; der religiöse Grundton klang voller und wärmer durch und was vorhin sich dem Strengen und Heftigen genähert hatte, wurde durch den natürlichen Ausdruck des Alters gemildert; eine gewisse elegische Stimmung, welche über die Grenze der Vergänglichkeit hinaus forschte, umfaßte das Jenseitige mit immer steigender, immer stärker ausgesprochener Sehnsucht. Aber einen größern äußern Konflikt hatte er in Betreff des Rituellen mit der höchsten kirchlichen Autorität Dänemarks. Wie die Regierung schon von Anfang des Jahrhunderts die Unvollkommenheit des Rituale anerkannt hatte, so hatte C., als Mitglied der vorher erwähnten Kommission, darauf gedrungen, daß eine Revision bewirkt würde, zum wenigsten in den Formularen bei der Trauung, bei dem Abendmahle und bei der Taufe. Namentlich war die Kommission, wovon auch der Generalprokureur Mitglied war, mit Rücksicht auf das Letzte mit einem Antrage bei der Kanzlei im J. 1828 eingekommen, worauf man antwortete, daß man,

bei der Anerkennung des Eifers der Kommission, es bedenklich fände, zu der Zeit irgend eine Veränderung vorzunehmen. Aber 4 Monate darnach, während der Generalprokureur abwesend war, kam das bekannte Kanzleischreiben heraus, welches die Geistlichen verpflichtete, „ohne Auslassung und Zusatz," den vorgeschriebenen Formularen zu folgen. Diese Bestimmung, welche zufolge des vorherigen Schritts der Regierung wohl inkonsequent genannt werden mußte, wie sie schon zufolge der Verhältnisse zu dem Ganzen auch aus dem Grunde für unzeitig anzusehen war, da sie nicht genau beobachtet werden konnte, traf besonders die Prediger hart, welche von einer frühern Periode an fortgefahren hatten, die harten und nicht zeitentsprechenden Ausdrücke dieser Formulare zu modificiren. Die Modifikationen, die C. gleich vom Anfange seiner priesterlichen Wirksamkeit benutzt hatte, waren der Regierung wie Jedermann bekannt und hatten in einer so langen Reihe von Jahren bei Hohen und Niedrigen Beifall gefunden. Nun aber schloß er sich näher an die Ausdrücke der Formulare und wenn Jemand das wörtliche Hersagen des Rituale wünschte, so konnte die Taufe von einem andern Prediger verrichtet werden. Inzwischen ereignete sich bei einer Taufhandlung der ärgerliche Auftritt, welcher ohne Zweifel den meisten unserer Leser bekannt ist. Der Bischof trug darauf an, daß dem alten vieljährigen Lehrer in der Gemeine eine Dispensation, in Rücksicht auf einzelne Theile des Taufformulars, zugestanden werden möchte, ein Vorschlag, welcher auf alle Weise passend schien; aber eine königliche Resolution gab C. die Mißbilligung der Regierung zu erkennen und unterrichtete ihn darüber, daß er sich fernerhin an das Rituale und Altarbuch zuverläßig zu halten hätte. Dieses, welches er unter andern Umständen sich schwerlich würde nahe genommen haben, hinterließ jetzt, da es im Namen des Königs ausgesprochen war, einen schmerzlichen Eindruck; denn für Friedrich VI.*) hegte er eine besondere Ehrerbietung. Doch hatte C. die Genugthuung, daß Kopenhagens Geistlichkeit einen Antrag, ohne sein Wissen koncipirt, eingab, worin auf eine Revision des Rituale angetragen wurde, — ein Schritt, welcher ohne Zweifel nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die Veranstaltungen gewesen war, welche die Kanzlei 4 Jahre nachher vornahm, um dieses Ziel zu erreichen. Diese Anfechtungen brachten indessen keine dauernde Bekümmerniß in C.s Leben hinein und dieses verdankte er dem

---

*) Dessen Biogr. s. im 17. Jahrg. des N. Nekr. S. 932.

häuslichen Glücke, welches er in seinem Alter, bis auf einige Unterbrechungen (wozu der Tod seiner Frau 1817 und seines jüngsten Sohnes 1823 gehörte), genoß. Sein Haus war ein Vereinigungspunkt für eine zahlreiche und glückliche Familie von Kindern und Enkeln, welche im Sommer sich um ihn auf dem anmuthigen Landhause Söebaken versammelten, wo er die Sommerferien zubrachte und sich sonst, in so weit es seine Geschäfte verstatteten, aufhielt. — Im J. 1833 erfuhr die so außerordentlich feste und kräftige Konstitution das erste Anzeichen von Schwäche, welche jedoch nur vorübergehend war und bloß traurige Folgen in einer schwächern Gestalt nachließ. Dieses veranlaßte ihn aber, seine Wirksamkeit einzuschränken und im folgenden Jahre wurde er seiner Stelle im Pastoralseminar und in der Schuldirektion entbunden, so wie 1836 von dem Unterrichte der Konfirmanden befreit. Seine kirchlichen Verrichtungen führte er indessen noch mit Leib und Seele aus und es war sein Wunsch und seine Hoffnung, seine Amtswirksamkeit bis zu seinem Jubiläum, welches 1839 eintraf, fortsetzen zu können. Aber dieses sollte nicht in Erfüllung gehen. Im September 1837 wurde er, im frohen Kreise seiner Kinder, von einem apoplektischen Zufalle getroffen, welcher sich wenige Tage nachher erneuerte. Wohl erholte er sich wieder und hatte noch die Hoffnung, zu seiner gewohnten Wirksamkeit zurückkehren zu können, aber die Zeit brachte ihm nur vermehrte Schwäche und im März 1838 gab er sein Ansuchen um Abschied ein, weil er es nicht verantworten zu können glaubte, weder vor seinem Gewissen, noch vor seiner Gemeine, ein Amt länger zu behalten, als er es verwalten könnte. Seine Abschiedsworte an die Frauengemeine, welche davon zeugten, daß sein Geist noch kräftig, obgleich sein Körper geschwächt war, wurden nach einer Einleitungsrede seines ältesten Amtsbruders an der Kirche vor der Gemeine am Sonntage den 29. April gesprochen. Denselben Tag überreichte der Dekan der theologischen Fakultät, Professor Hohlenberg, ihm das theologische Doktordiplom und den Tag darauf versammelten sich die Geistlichen zu Kopenhagen in seinem Hause, wo sein alter Freund, Probst Holm, ihm ihr herzliches Lebewohl aussprach. Nach so vollendetem Tagewerke behielt er noch am späten Abende des Lebens Kraft, sich selbst beschäftigen zu können. Das Gesicht stand glücklicherweise der Seele bei. Er konnte sogar eine Zeit lang Freude darin finden, sich auf das Italienische zu legen — die Vergleichung der verwandten Sprachen untereinander hatte ihn allezeit interessirt — auch las er mehrere italienische Prosaisten. Später schränkte er

sich auf die Sprachen ein, mit welchen er vertrauter war und kehrte oft zu seinen Lieblingen von frühern Tagen: zum Horaz und Cicero, Friedrich II. und Rousseau, zum wandsbecker Boten und zu den Gedichten seines altonaer Bruders zurück. Auch beschäftigte er sich mit dem griechischen neuen Testamente. Die zwei Sommer brachte er noch auf dem Lande zu; seine Kinder besuchten ihn ab und zu und während die Seele mehr und mehr ihre Elasticität, ihr Vermögen, dem Eindrucke von außen zu begegnen und von seinem Eignen mitzutheilen, verlor, schrieb er noch bis an den letzten Tag Briefe, worin die Klarheit des Gedankens und Ausdruckes von der stillen Wirksamkeit zeugte, welche fast unmerklich in dem Innern fortgesetzt wurde. Der starke, auswärts gerichtete Wirksamkeitstrieb hatte sich einwärts gerichtet und die Kraft war geläutert zur christlichen Stärke der Geduld. Zwar war ihm das Gefühl der Schwäche schwer, aber keine Klage kam jemals über seine Lippen; der sanfteste Friede, die frömmste Resignation erfüllte seine Seele, eine edle Frucht des 80jährigen wirksamen Lebens. — Folgende an seiner Bahre gesprochenen Worte, mit Auslassung des Historischen, charakterisiren den Heimgegangenen treffend, weshalb sie auch hier einen Platz finden mögen. „Ein wirksames Leben liegt hier eingeschlossen und dieses Wirken, welches den 80jährigen Gang durchs Leben bezeichnet hat, verdankt er nicht zufälligen Verhältnissen, es ist aus dem innern Wesen des Mannes entsprungen und trägt das Gepräge dieses Wesens. Die Bedingung aller Wirksamkeit ist die klare Erkenntniß von dem Gegenstande und den Mitteln der Wirksamkeit, Festigkeit in der Ueberzeugung von ihrer Wahrheit und ihrem Werthe, begrenzt von dem Wirkungskreise nach dem Umfange der Kräfte. Wo man diese Bedingung vermißt, wird das begonnene Werk bald zerstört, oder von innerer Verzweiflung oder äußerm Widerstande zurückgedrängt werden. Diese Klarheit und Festigkeit im Denken und Wollen war die Grundform in dem Sein und Wirken des Heimgegangenen, welches in seinem äußern Wesen abgeprägt war. Das haltungslose Kreuzen zwischen verschiedenen Richtungen, die furchtsame Bedenklichkeit, das erkannte Gute geltend zu machen, das vorsichtige Berechnen der möglichen Folgen, wo es Wahrheit und Recht galt, war seiner Natur entgegen und das Ursprüngliche war früh durch das äußere Einwirken des Lebens entwickelt. Seine Ueberzeugung von der Grundfrage des Lebens blieb ihm heilig, weil sie bei ihm über jeden Zweifel erhoben war und in einem langen, von vielen Seiten bewegten Leben ihre Probe

aushielt. Und daher hat die Welt in allen Theilen dieses Lebens nur ihn als den selbstständigen Mann gekannt, welcher, sich stets gleich, niemals seine Ueberzeugung verließ oder verfehlte. Zu keiner Zeit ist er einem andern Leitsterne bei seinem Thun und Lassen gefolgt, als der Gewissenhaftigkeit; auf keine Stelle hat er sich hinstellen lassen, ohne nach bester Einsicht und mit Eifer zu wirken, und Keiner von ihnen, welche in ihrem Wirken andern Wegen und anderer Richtung gefolgt sind, mehr oder weniger ihr Wirken seinem entgegensetzen, haben seine Wirksamkeit anders erkennen und bezeichnen können, als die offene und aufrichtige, als die, worin ein reiner, edler und ernster Wille sich abgespiegelt hat." — Seine Schriften sind: Prädiken ved Præste-Ordination i Frue-Kirke. Kiöbh. 1790. — Prädikener, holden i Mariboe. Das. 1795. — Prädikener, holden i Frue-Kirke. I—III. Deel. Das. 1800—1805. 3die Opl. i 2 Bind. Das. 1813. — Tre Prädikener om hvad hörer til et lykkeligt Aegteskab. Das. 1806. — Prädikener med Hensyn til Tidsomständighederne holden i Trinitatis-Kirke. Kiöbh. 1813. — Reden bei Einweihung der wieder hergestellten St. Petrikirche in Kopenhagen, am 14. Juli 1816, gehalten vom Bischof Münter *), Stiftsprobst Klausen u. Dr. Kochen. Ebend. 1816. — Prädikener med Hensyn til Reformations-Jubelfesten i Aaret 1817. Das. 1817. — Apologetae ecclesiae christianae ante Theodosiani Platonis ejusque philosophiae arbitri. Ibid. 1817. — Aurel. Augustinus sacrae scripturae interpres. Ibid. 1827. — Quatuor evangeliorum tabulae synopticae. Ibid. 1829. — Ferner hat er von rationalistischem Standpunkte aus in der durch eine deutsche Uebersetzung (Neustadt 1828 und 1829) unter uns bekannten Schrift: „Kirchenverfassung, Lehre und Ritus des Katholicismus und Protestantismus," zur Schilderung des bezeichneten Gegensatzes in ritueller und kirchenpolitischer Hinsicht sehr schätzbare Beiträge geliefert. Eine kleine Schrift: „über den theologischen Parteigeist," erschien gleichfalls in deutscher Uebersetzung zu Neustadt 1832. — Zu verschiedenen Zeitschriften lieferte er Beiträge.

* 78. Dr. Friedrich Karl Heinrich Maaß,

Direktor des Domgymnasiums zu Halberstadt;

geboren den 5. August 1768, gestorben den 25. Februar 1840.

Er war zu Krottorf geboren und erhielt den ersten Unterricht im elterlichen Hause, indem sein Vater, der geschätzte,

---

*) Dessen Biogr. siehe im 8. Jahrg. des N. Nekr. S. 313.

würdige Ortsprediger, es sich angelegen seyn ließ, den vielversprechenden Knaben schon frühzeitig in die Vorhöfe der Wissenschaften einzuführen. Zur weitern Ausbildung brachte ihn sein Vater Ostern 1782 auf das Domgymnasium zu Halberstadt, das schon damals sich unter Struensee's Leitung eines hohen Rufes erfreute und selbst aus fernen Gegenden Jünglinge herbeizog. Nach einem Aufenthalte von 4½ Jahren verließ er als Primus omnium das Gymnasium und bezog, von den besten Segenswünschen seiner Lehrer begleitet, Michaelis 1786 die Universität Halle, in der Absicht, sich den theologischen Studien zu widmen, für welche er, trotz des unversöhnten Widerspruches, von dem die Theologie seiner Zeit zerrissen war, eine gewisse Vorliebe aus dem väterlichen Hause her bewahrt hatte. Kühner Muth, sittlicher Ernst und rastloser Eifer, wie ihn der 18jährige M. besaß, gehörte dazu, die Masse des Unerquicklichen und Unverdaulichen zu verarbeiten, welche man den Jüngern der Gottesgelahrtheit damals in den Hörsälen der Hochschulen auftischte. Nach Vollendung des Trienniums übernahm M. eine Hauslehrerstelle in Schlesien, die er einige Jahre darauf mit einer andern bei dem Amtsrathe in seinem Geburtsorte vertauschte, bis er Ostern 1794 die vierte Kollaboratur am Domgymnasium zu Halberstadt erhielt. Für manches Unangenehme, das ihm in dieser neuen Stellung widerfuhr, fand er Ersatz in der Achtung und Liebe, welche die Schüler seinen gediegenen Kenntnissen und seinem liebenswürdigen Charakter zollten, und fast noch mehr in dem Freundschaftsbunde, den er mit seinem gleichgesinnten Kollegen Augustin schloß. Indessen blieb der Wunsch, seine Lage zu verändern, bei ihm vorherrschend, weshalb er sich 1796, wiewohl vergeblich, um die vakante Pfarrstelle zu Zilly bewarb. Erst 1797 ging er in Erfüllung, indem M., der kurz vorher von der philosophischen Fakultät zu Helmstädt für die eingereichte Dissertation: de cultu Gratiarum, die Doktorwürde erworben hatte, vom Magistrate zu Brandenburg den ehrenvollen Ruf zum Prorektorate der Salder'schen Schule erhielt. M.'s Verdienste fanden nach seinem Abgange von Halberstadt gerechtere Anerkennung und Würdigung, als dies früher der Fall gewesen war. Es beeilte sich daher das Domkapitel, ihn zu der erledigten Inspektorstelle des Schullehrerseminars nach Halberstadt zurückzurufen. Das auf ihn gesetzte Vertrauen, diese Anstalt zu heben, rechtfertigte M. in dem kurzen Zeitraume von Ostern 1798 bis Michaelis 1800, wo er dem Seminare vorstand, auf das glänzendste. Ein größerer, wenn gleich nicht angenehmerer Wirkungskreis ward ihm

1800 eröffnet, wo ihm das Domkapitel das nach Fischer's Tode vakante Rektorat über das Domgymnasium übertrug. Die Verwaltung dieses Amtes war indessen für M. keine kleine Aufgabe, indem er, obschon er den Titel des Rektors führte, in seinen Anordnungen von dem Konsistorialrathe Nachtigal, welcher zum Oberinspektor und Ephorus des Gymnasiums ernannt war, vielfach gehemmt ward. Für einen so selbstständigen Charakter, wie ihn M. besaß, war dies unerträglich. Darum kann man sich nicht wundern, daß er, schon nach Jahresfrist, noch einmal den Versuch machte, eine Predigerstelle zu erhalten, und wenn gleich wir uns freuen, daß M. von der Gemeinde zu Wegeleben, wo er sich zu der vakanten Oberpredigerstelle bewarb, nicht gewählt und somit dem höheren Schulfache erhalten wurde, für welches er, seiner gediegenen klassischen Bildung nach, sehr tüchtig war, so können wir doch auch der Verstimmung, welche der vereitelte Wunsch bei M. herbeiführte, unsere Theilnahme nicht versagen. Und noch Schwereres zu erdulden hatte ihm das Schicksal vorbehalten. Seine treffliche Gattin, Sophie Charlotte, Tochter des Justizamtmanns Poley zu Krottorf, mit welcher er sich am 27. Mai 1800 vermählt hatte, ward ihm am 5. März 1802 durch den Tod entrissen und wenige Monate darauf sah er sein einziges Töchterchen Mathilde zu Grabe tragen. Wenn eheliches Glück, das ihm der Himmel nur auf so kurze Zeit gewährte, ihm den Lebensmuth nicht erhalten konnte, so strebte M. vor Allem dahin, durch treue, gewissenhafte Erfüllung seiner Berufspflichten sich die Frische des Geistes, und durch den Umgang mit einigen auserwählten Freunden, zu denen namentlich die Jugendvertrauten, der Oberdomprediger Dr. Augustin, der Domprediger Pomme und der Regierungsrath a. D. Gronau gehörten, die Heiterkeit des Gemüthes bis auf seine letzten Lebenstage zu bewahren. Freundlicher gestalteten sich die amtlichen Verhältnisse, als nach dem 1819 erfolgten Tode Nachtigal's M. zu dessen Nachfolger im Direktorate ernannt wurde. Seitdem hat er ungehindert seine Kräfte zum Nutzen der ihm anvertrauten Anstalt verwandt. Durch ausdauerndes Studium der Wissenschaften hatte er sich einen reichen Schatz der mannichfaltigsten Kenntnisse erworben und zugleich jene, besonders für einen Direktor höchst nachtheilige Einseitigkeit, mit Vernachlässigung der übrigen Wissenschaften nur ein Lieblingsfach zu studiren, weise vermieden. Auch verschmähte er es, sich durch schriftstellerische Arbeiten einen großen Namen in der gelehrten Welt zu erwerben, indem er es für Unrecht hielt, Zeit und Kräfte der Anstalt zu entziehen, an welcher

er mit so glücklichem Erfolge und sichtbarem Segen wirkte. Doch sind außer einigen Schulprogrammen „Festreden, gehalten in dem Domgymnasium zu Halberstadt" (Halberstadt 1835) von ihm erschienen, welche von allen Gebildeten mit großem Beifalle aufgenommen sind. Außerdem widmete er der zu Halberstadt bestehenden „literarischen Gesellschaft," der er seit 1794 angehörte, die regste Theilnahme. Unerwartet rief den immer noch jugendlich kräftigen Greis aus seinem Wirkungskreise am obengenannten Tage der Tod ab. In heiterster Stimmung kehrte er kurz vor Mitternacht am 24. Febr. aus dem frohen Kreise trauter Freunde zurück, als kaum eine Stunde darauf ein Schlagfluß seinem thätigen Leben plötzlich ein Ziel setzte. Obschon die Behörde das besondere Glück hatte, in dem Dr. Theodor Schmid, der als Oberlehrer mehrere Jahre an dem Domgymnasium mit dem günstigsten Erfolge gearbeitet hatte, einen würdigen Nachfolger im Direktorate zu finden, so wird M. doch bei seinen Schülern wie bei Allen, die ihn näher kannten, fortwährend in gesegnetem Andenken bleiben. Daß aber auch bei Schülern kommender Geschlechter, die auf dem Domgymnasium sich in den Schacht der Weisheit einarbeiten wollen, der Name Maaß einen schönen Klang behalte, dafür haben die ehrenwerthen Erben des seligen M., die Frau v. Fischer in Bremen, Tochter des rühmlichst bekannten ehemaligen Professors Maaß *) zu Halle, und Pauline Maaß, Tochter des verstorbenen königlichen geheimen Obertribunalrathes Maaß zu Berlin, Sorge getragen, indem sie aus Pietät gegen den entschlafenen Oheim dessen werthvolle, mehr als 5000 Bände umfassende Bibliothek dem Gymnasium zum Geschenke machten, wo sie nun, für sich ein Ganzes bildend, als Bibliotheca Maassiana aufgestellt wird.

Dr. Karl Beschoren.

* 79. Ludwig v. Reiche,

k. preuß. Major a. D. und ehemal. Direktor des lithographischen Institutes des Kriegsministeriums zu Berlin;

geb. den 17. März 1774, gest. zu Weimar den 25. Febr. 1840.

v. Reiche, geboren im Hannoverschen, trat im April 1788 bei dem damaligen Infanterieregimente von Romberg — später von Wedell — welches in Bielefeld in Garnison stand,

---

*) Dessen Biogr. siehe im 1. Jahrg. des N. Nekr. S. 153.

als Junker in den preuß. Kriegsdienst und avancirte 1792 zum Officier. Mit dem genannten Regimente machte er den Krieg 1792 bis 1795 gegen Frankreich mit und wohnte in demselben im August 1792 der Kanonade bei Valmy, 1793 den Gefechten von Altstedt, Limbach, Herzogshand, Eschweiler und Zweibrücken und 1794 den Gefechten von Aldorf, Edenhofen, Roth und Kaiserslautern bei. — In den Jahren 1800 bis 1804 war er in Westphalen bei den Vermessungsarbeiten beschäftigt, die der General v. Le Coq leitete und die zu der bekannten später herausgekommenen Specialkarte von Westphalen dienten. Bei dieser Gelegenheit lernte er in Cleve seine nachherige Gemahlin, Antonie von Rodenberg kennen. Während der für Preußen so verhängnißvollen Katastrophe von 1806 stand er bei dem dritten Musketierbataillone des obengenannten Regimentes, welches einen Theil der Garnison von Nienburg a. d. Weser ausmachte. Er theilte die Entmuthigung nicht, die sich nach der Niederlage von Jena der Gemüther bemächtigte. Das Hornwerk der Festung, in welchem er befehligte, wies die andringenden Franzosen mit Kanonenschüssen zurück; die Festung jedoch kapitulirte — im November 1806 — und er wurde kriegsgefangen. Der Tilsiter Friede hatte die Verminderung der Armee zur Folge und unter den Verabschiedeten befand sich auch der damalige Hauptmann v. Reiche. Der Staat benutzte die Zeit des Friedens, neue Kräfte zu sammeln und die Vaterlandsfreunde, des Augenblickes der Befreiung mit Ungeduld harrend, vereinigten sich im Stillen, um zum neuen Kampfe gerüstet zu seyn, sobald die Stunde der Entscheidung schlagen werde; ihr gemeinsames Leben rief den Tugendbund ins Leben, den Verein, der die Ersten des Volkes zu seinen Mitgliedern zählte und in der Königin Louise seine hohe Beschützerin verehrte. Als im Jahre 1809 der Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich bevorstand, schien für Preußen der günstige Augenblick zu nahen; die Patrioten des Tugendbundes strebten dahin, auch den Norden Deutschlands gegen den gemeinsamen Feind zu bewaffnen und sie durften hoffen, die dem Staate entrissenen westphälischen Provinzen bei einem glücklichen Erfolge der österr. Waffen bald gegen die Franzosen im Aufstande zu sehen. Es galt, dazu die Vorbereitung zu treffen, in Westphalen selbst die nöthigen Verbindungen anzuknüpfen, an bestimmten Punkten daselbst Waffenvorräthe zu sammeln und Männer, welche sich der Ausführung dieser Maasregeln unter den Augen der wachsamen französ. Polizei unterzogen, übernahmen ein Wagniß, das sie einer fortdauernden Lebens-

gefahr aussetzte. Von der feurigsten Liebe für sein Vaterland beseelt und zu jedem Opfer bereit, übernahm v. R. den Auftrag der gefahrvollen Sendung; die Worte der Königin Louise bei einer Privataudienz in Königsberg befestigten seinen Entschluß und hingerissen von der Gewalt des Momentes, ergriff er die Hand der hohen Frau und schwur dem Hause Preußen Treue bis in den Tod. — Mit einem Vorrathe von Bernsteinwaaren versehen, verließ er Königsberg, nahm in Berlin Abschied von Weib und Kind und durchstreifte, als Bernsteinhändler umherreisend, Westphalen bis zum Rheine. Er fand überall Erbitterung gegen die französ. Herrschaft, überall das Verlangen nach Befreiung von dem fremden Joche, bei allen Ständen Bereitwilligkeit, zu Unternehmungen die Hand zu bieten, die zu jenem Ziele zu führen vermöchten. Von dieser Gesinnung ließen sich die kräftigsten Erfolge erwarten, sobald sie außen einen Stützpunkt fand; aber die Schlacht von Regensburg ging für Oesterreich verloren und Norddeutschland mußte seine Hoffnung schwinden sehen, die es auf ein siegreiches Vordringen der österr. Waffen gesetzt hatte. Schill's Unternehmen mißglückte, Dörrenberg mußte aus Kassel entfliehen und mit Schmerz erkannten die Vaterlandsfreunde, daß die Stunde der Befreiung noch nicht erschienen sey. — v. R. war genöthigt, Westphalen zu verlassen und die Verfolgungen der französ. Polizei zwangen ihn zur Eile. Als er in einem Gasthause die auf dem Tische liegenden Tagesblätter durchlas, ersah er plötzlich aus einem derselben, daß der Zweck seiner Reisen entdeckt sey und die französ. Regierung ihn mit Steckbriefen verfolge. Aufgefangene Korrespondenzen, dieselben, die den Minister v. Stein *) nöthigten, den preuß. Staat zu verlassen, hatten den Franzosen die Insurrektionspläne für Westphalen verrathen und v. R. wurde von ihnen öffentlich als Landesverräther bezeichnet. Er befand sich damals in der Nähe des Rheins und hatte einen weiten Weg zurückzulegen, bevor er hoffen konnte, in Sicherheit zu seyn; überall, wohin er kam, fand er bereits die Blätter mit der gegen ihn gerichteten Bekanntmachung. Um der Verhaftung zu entgehen, bedurfte es großer Vorsicht und mehrmals war er in Gefahr, den französ. Gensd'armen in die Hände zu fallen. Seine Rettung verdankte er seiner Geistesgegenwart, die ihn nie verließ, der genauen Kenntniß des Landes, welche er sich bei seinen frühern Vermessungsarbeiten erworben hatte, und dem patriotischen Sinne der Einwohner. Kaum in

*) Dessen Biogr. siehe im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 572.

Berlin angelangt, erfuhr er, daß auch dorthin die französ. Polizei seine Spur verfolge. Er begab sich deshalb zum österr. Heere, trat dort in die fränkische Legion, kommandirte eine Kompagnie derselben bis zum Frieden vom 14. Okt. 1809, der dem Kriege mit Frankreich ein Ende machte, und kehrte darauf in sein Vaterland zurück. — Bei seinem lebendigen Geiste war es ihm nicht möglich, lange unthätig zu bleiben und da die Zeitverhältnisse ihm nicht erlaubten, dem Dienste des Staates seine Kräfte zu widmen, so versuchte er, sich ein anderes Feld für seine Thätigkeit zu schaffen. Sein Talent für die Zeichenkunst gab ihm dazu die Mittel. Die Art des Unterrichtes in derselben nach der Schmidt'schen Methode war damals neu und fand großen Beifall; er nahm Unterricht bei dem Erfinder der Methode, der sich damals in Berlin aufhielt, dem Maler Petro Schmidt, und vervollkommnete sich in kurzer Zeit so weit, um selbst als Lehrer auftreten zu können. Bald hatte er sich eine kleine Akademie gebildet zum Unterrichte für Erwachsene im freien Handzeichnen, im militärischen Situationszeichnen, topographischen Aufnehmen und die Zahl seiner Schüler und Schülerinnnen war nicht unbedeutend. Im Jahre 1813 endlich erschien der längst ersehnte Augenblick; der König rief sein Volk zu den Waffen. Berlin war noch von den Franzosen besetzt; v. R. begann hier ohne Zögern die Bildung eines freiwilligen Jägerbataillons; er exercirte seine neugeworbene Truppe auf dem Dönhofsplatze, während die französ. Soldaten als Zuschauer umherstanden. Als die Franzosen endlich die Stadt räumten und die Russen ihren Einzug hielten, ward ihm das Glück, dazu erwählt zu werden, dem Könige diese freudige Botschaft nach Breslau zu überbringen. Bei der Formation seines Bataillons, welches nachher seinen Namen führte, hatte er mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen, die sein schaffender Geist alle zu besiegen wußte. Sein Bataillon stieß zur Nordarmee und an der Spitze desselben wohnte er im Jahre 1813 den Gefechten von Vellahn, dem Treffen an der Göhrde, dem Angriffe und der Einnahme von Bremen, dem Sturme von Zütphen und Arnheim, so wie den Gefechten von Aalst und Crevecoeur bei. An der Göhrde und in dem Angriffe auf Bremen zeichnete er sich besonders aus. — Im Jahre 1814 focht er in den Gefechten bei Hochstraaten in Flandern, wohnte der Belagerung von Gorkum bei und kommandirte demnächst das Korps, welches die Festung Venlo belagerte. Um dem Korps die Verstärkung zu geben, dessen es dringend bedurfte, rief er in dem benachbarten Clevischen Frei-

willige auf und begann die Formation des nachherigen clevischen Landwehrregimentes. Die Umstände erlaubten hierbei kein langes Zögern; es handelte sich darum, in kurzer Frist dem Feinde eine schlagfertige Mannschaft entgegenzustellen. Mit seinem gewohnten Feuereifer verfolgte er dies Ziel, alle Hindernisse bekämpfend, jede Nebenrücksicht schonungslos zurückweisend. Mancherlei Kollisionen mit Behörden wie mit Privatpersonen waren hierbei unvermeidlich und sie gaben einer feindlichen Partei, die sich gegen ihn gebildet hatte, willkommene Veranlassung zu einer anonymen Denunciation, die sie wieder ihn beim Generalgouvernement zu Aachen einreichte. Um die Richtigkeit der Anschuldigungen darzuthun, verlangte er die Untersuchung derselben und letztere hatte seine vollkommene Rechtfertigung zur Folge. Das Kriegsgericht, welches im Jahre 1816 zu Berlin gehalten wurde, sprach ihn nicht allein völlig frei, sondern die Mitglieder desselben fanden sich zugleich veranlaßt, in den Richterspruch die Erklärung aufzunehmen, daß er unter schwierigen Verhältnissen seinen Pflichten als Soldat in ausgezeichneter Art Genüge geleistet habe. — Dennoch sollte ihm eine schmerzliche Kränkung bevorstehen. Er hatte sich im Kriege vier Orden erworben, der König ernannte ihn in Anerkennung seiner Verdienste zum Major, nachher zum Kommandeur des clever Landwehrregimentes, das kriegsrechtliche Urtheil, herbeigeführt durch boshafte Anschuldigungen, die ihm manche Stunde seines Lebens verbittert hatten, ertheilte ihm die glänzendste Rechtfertigung und er durfte wieder hoffend in die Zukunft blicken; — wenige Tage jedoch nach der Publicirung jenes Richterspruches ward ihm seine Dienstentlassung verkündet. — Die unerwartete Pensionirung im kräftigsten Mannesalter vernichtete die schönsten Hoffnungen seines Lebens; aber so hart das Unglück ihn traf, es vermochte seinen Muth nicht zu beugen und sein Leben in Unthätigkeit hinzubringen, wäre bei seinem regsamen Geiste ihm eine Unmöglichkeit gewesen. — Er nahm von neuem zur Zeichnenkunst und zum Unterrichte in derselben seine Zuflucht. Bald fesselte auch die Lithographie, die damals auch außerhalb München sich zu verbreiten begann, seine Aufmerksamkeit und seinem Talente gelang es bald, die Behandlungsweise derselben sich zu eigen zu machen. Er errichtete mit beschränkten Mitteln eine kleine lithographische Anstalt, die ihre Zweckmäßigkeit dadurch bekundete, daß der Staat sie im Jahre 1818 für das königl. Kriegsministerium übernahm und bei letzterem, späterhin erweitert und ausgebildet, besteht sie noch jetzt. v. R. war bis zum Jahre 1820 Direktor dersel-

ben und der König verlieh ihm in Anerkennung seiner Leistungen in diesem Fache die goldene Denkmünze für Kunst und Wissenschaft. In der spätern Zeit beschäftigte er sich hauptsächlich mit Verbesserungen und Erfindungen im Gebiete des Geschützwesens, wie der militärischen Feuerwaffen im Allgemeinen und erreichte darin manche glückliche Erfolge. Der Tod überraschte ihn bei einem Aufenthalte in Weimar und endigte sein vielbewegtes Leben nach kurzem Krankenlager am obengenannten Tage. — Ein rastloser Thätigkeitssinn und unermüdliche Beharrlichkeit beseelten ihn bis zum letzten Moment seines Daseyns. Feurige Vaterlandsliebe, treue Anhänglichkeit an seinen König, lebendige Theilnahme an des Staates Wohl und Wehe gehörten zu den Hauptzügen seines Charakters. Sein menschenfreundliches Wohlwollen, eine seltene Herzensgüte, die stets zum Helfen bereit war, wo die Noth drängte, pflegten ihm bald die Zuneigung von Allen zuzuwenden, die mit ihm in nähere Berührung kamen und hatten in seinen dienstlichen Verhältnissen ihm stets die ungetheilte Liebe seiner Untergebenen erworben.

* 80. Karl Wichterich,

gräfl. solms-rödelheim'scher Hofrath zu Rödelheim (Hessen);

geb. im J. 1768, gest. den 25. Febr. 1840.

Der Vater dieses Mannes war Pfarrer in Kirchlotheim in der zum Großherzogthume Hessen gehörigen, zwischen dem Waldeck'schen und Kurhessen abgetrennt liegenden Herrschaft Itter, starb aber zu früh, um seinen Sohn erziehen zu können und ohne Hinterlassung von Vermögen. Dieser fand in dem damals als hess. Staatsminister wirksamen berühmten Präsidenten v. Moser, einen Mann von menschenfreundlicher Gesinnung, eine Stütze, die ihm auch dann nicht entzogen ward, als dieser Staatsmann im Jahre 1780 gestürzt wurde. Er wurde von demselben in den Stand gesetzt, sich auf der Hochschule zum Geistlichen auszubilden und kam dann durch dessen Vermittelung in Relation mit dem Grafen von Solms-Rödelheim, der ihm die Erziehung seiner zwei Söhne, Karl (des jetzigen Grafen) und Friedrich (jetzt in österr. Militärdiensten) anvertraute. Diese begleitete er als Hofmeister später, als sie die Hochschule bezogen. Hierauf lebte er zurückgezogen und von der Liebe der Mitglieder des gräflichen Hauses beglückt, in Rödelheim, bei Frankfurt a. M. Hier bildete er sich einen dem Wohle dieser Gemeinde gewidmeten Wirkungskreis, besonders in der Verwaltung der dortigen Armenanstalten. Sein besonderes Streben war, die Armen

in den Stand zu setzen, sich ihren Unterhalt selbst zu erwerben, wobei ihn die Nähe der reichen und gewerbevollen Stadt Frankfurt, wo er von vielen Freunden geehrt ward, unterstützte. Diese, Mitglieder des gräfl. Hauses und fast alle Einwohner des Städtchens folgten seinem Sarge, als er am 28. Febr. zu Grabe getragen wurde. Der Segen der Armen, die sein Andenken bewahren, ist das unsichtbare Denkmal, das er sich selbst errichtet hat.

* 81. Georg Buderus,

großh. hess. Bergrath auf Friedrichshütte bei Solms-Laubach;

geb. den 9. März 1777, gest. zu Frankfurt a. M. den 26. Februar 1840.

Das Leben dieses Mannes bietet eine seltene Verbindung der großen Einfachheit und Anspruchlosigkeit mit einer Wirksamkeit dar, die in ihrem Gebiete, dem industriellen, wirklich großartig zu nennen war, so leise und nur den näher Stehenden bemerkbar sie sich auch entwickelte. Diese Thätigkeit war ein klarer Fluß, der ohne fernhin tönendes Geräusch, ohne sein Gebiet durch gewaltsame Durchbrüche und Ueberfluthungen zu vergrößern, sich mit sicherer Ruhe zum Strome erweiterte. Bergrath Buderus, der jüngste Sohn des Bergraths Johann Wilhelm Buderus, dessen vielgeehrten Namen noch jetzt die Firma seiner Enkel fortführt, wurde auf dessen Wohnorte, dem still und freundlich gelegenen Eisenwerke Friedrichshütte geboren. Der ländlich einfache, eben so sittlich, als verständig klare Sinn des Vaters vererbte sich auf den Sohn und dieser sah am väterlichen Beispiele, wie durch beharrliche und geordnete Thätigkeit aus dem Kleinen Großes gemacht werden kann. Der Jüngste unter vier Brüdern, verlor er seine Mutter schon im fünften Jahre, doch nicht die mütterliche Pflege, die ihm die Schwester der Mutter, seine nachmalige Stiefmutter, fortwährend spendete. Vor seiner Konfirmation kam er auf das Gymnasium zu Idstein im Herzogthume Nassau und nach seiner dort vollzogenen Konfirmation nach Frankfurt a. M., um in dem Hasenklever'schen Hause einen dreijährigen praktischen Kurs der Kaufmannschaft zu machen. Von dort trat er unmittelbar in das väterliche Geschäft ein, an dem auch seine Brüder, aus mannichfaltigeren Berufskreisen zu dem früh vertrauten zurückkehrend, später Theil nahmen. Im Jahre 1804 verheirathete er sich mit der Tochter des (einst mit Goethe *) und dessen Mutter nah verbundenen) geistreichen Raths

*) Dessen Biogr. siehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 197.

Crespel zu Laubach. Im folgenden Jahre fiel ein düsterer
Schatten in sein neugegründetes Leben: sein Vater starb.
Schwereres folgte: er sah die Brüder vor sich sterben; nur
eine Schwester, von der zweiten Mutter, blieb ihm, im na-
hen Laubach verheirathet. Er war jetzt der Chef des stets
wachsenden Geschäftes und der väterliche Verwalter des viel-
verzweigten Hauses, in welchem fünf damals noch unmün-
dige Neffen wohnten. Aber er hatte auch noch den Schmerz,
zwei von diesen vor sich hinwelken zu sehen, die eben in das
blühende Mannesalter und in den Geschäftskreis eingetreten
waren. Seine unermüdliche Thätigkeit, täglich mit dem
frühesten Morgen beginnend, wo er persönlich alle Haus-
genossen aus dem Schlafe zu pochen pflegte, füllte alle Lük-
ken aus. Allmälich stellten sich ihm, im gemeinsamen Besitz-
thume thätig, die drei Bruderssöhne zur Seite, die jetzt mit
seiner Witwe und Schwester und mit vielen Verwandten und
Freunden sein Andenken bewahren: Georg B. zu Hirzenhain
im Großherzogthume Hessen, Friedrich Buderus auf Auden-
schmiede im Herzogthume Nassau und Richard Buderus auf
Christianshütte ebendaselbst. Er selbst wohnte abwechselnd
auf Friedrichshütte und in Frankfurt a. M., die zahlreichen
Besitzungen der Familie, zum Theile seine Schöpfungen, öf-
ters bereisend. Durch diese Besitzungen gehörte er den oben
genannten beiden Ländern an; daß er deren Bürgern nicht
bloß durch die materiellen Vortheile werth war, die er ihnen
gewährte, sondern daß er auch in hohem Maase Liebe, Ver-
trauen und Achtung derselben besaß, bezeugte u. A. die wett-
eifernd von Hessen und Nassau ihn gleichzeitig treffende Wahl
zum Landstande. Auch war er Mitglied vieler gelehrten
Gesellschaften, obgleich mehr der Praxis als der „grauen
Theorie" angehörend. — Nie robust, fing er doch erst kurz
vor seinem in Frankfurt a. M. erfolgten Tode ernster an zu
kränkeln und bestimmte ahnend einen Lieblingsort, das oben
genannte Hirzenhain, den Wohnplatz seines ältesten Neffen,
zu seiner Ruhestätte. Dort, wo ein großen Theils durch
ihn gegründetes Leben blüht und schallt, schläft er im selbst-
gewählten Garten und wohl Wenige sehen dort das Eisen-
denkmal, die dem alten Bergmanne nicht von Herzen ein
Glück auf! nachrufen.

Dr. D.

82. Johann Gottlieb Schober,

Pastor zu Waldau u. königl. Superintendent der 2. Bunzlauer Diöces; geb. den 8. Okt. 1767, gest. den 27. Febr. 1840 *).

Er wurde in Görlitz geboren. Seine Eltern waren Joh. Christoph Schober, Bürger und Bierschröter daselbst (geb. 1712 den 18. Dec. in Wendisch-Muskau, gest. 1792 den 20. Mai) und Maria Elisabeth, geb. Heyern (geb. 1727 den 26. Februar zu Haagendorf, gest. den 31. Juli 1790). Bis in sein sechstes Jahr genoß er den Unterricht eines deutschen Schullehrers und kam dann auf das Gymnasium, wo er sich unter Altenberger, Lubisch, Hortschanski, Petri, Grosser, Neumann, Schwarz und Baumeister zur Universität vorbereitete. Baumeister war sein besonderer Gönner und der Verstorbene gedachte stets mit Liebe und Dankbarkeit dieses Mannes, der sich den Namen eines ruhmwürdigen und gelehrten Schulmannes unter seinen Zeitgenossen erworben hatte und auch für die Nachwelt sicherte. Ostern 1786 verließ er seine Vaterstadt und bezog die Universität Leipzig, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Neumann, der damalige Rektor, sagt in dem Schulzeugnisse von dem Abgehenden: „quem per XII. annos ita cognovimus, ut, si res votis ageretur, quam plurimos Schoberi similes exoptavemus. Praeclaris enim naturae dotibus exstructus, singulari studio inter aequales excelluit. Accessit humanitas, modestia et integritas vitae morumque, quae praeceptorum animos ei conciliaret." Wahrlich das schönste Lob, was einem abgehenden Schüler von seinem Lehrer zu Theil werden kann. Auch unterstützte ihn der Magistrat zu Görlitz während der Universitätsjahre durch ein nicht unbedeutendes Stipendium. In Leipzig hörte er in der Theologie Keil, Rosenmüller und besonders Morus, in dem er auch hier, wie in Görlitz an Baumeister, einen edlen Gönner fand; in der Philosophie Platnern; in der Geschichte Beck; in der Mathematik Hindenburg; in Sprachen Hempel, Beck und Sturm. Schon als Student übte er fleißig die geistliche Beredtsamkeit auf den Kanzeln der Stadt und der Umgegend. Michaelis 1789 verließ er Leipzig und zog heim in seine Vaterstadt, wo er zuvörderst den Unterricht mehrerer Kinder aus angesehenen Familien übernahm, bald aber Kollaborator am Gymnasium und Mitglied des damaligen Predigerkollegiums wurde. 1776 am 21. Febr. trat er das Pfarramt in

*) N. Laus. Magaz. 1840. 4. Heft.

Heidersdorf an, nachdem er zuvor in Leipzig ordinirt worden war, und am 17. April desselben Jahres verehelichte er sich mit Christiane Gottliebe Kleeditz, M. David Heinr. Kleeditzes, gewesenen Pfarrers in Liebenau bei Pirna, nachgelassene Tochter. Mehrfach bot sich ihm Gelegenheit dar, Gersdorf zu verlassen und in neue Wirkungskreise zu treten, aber die Liebe zu seiner Gemeinde hielt ihn immer zurück. So wurde er 1808 von dem Magistrate zu Görlitz an die Peter- und Paulkirche berufen, hielt auch daselbst am 20. Dec. eine Gastpredigt, verweigerte aber, dem Rufe, der ihn in seine Vaterstadt zurückführen sollte, zu folgen. Im folgenden Jahre ward er nach Jänkendorf bei Niesky berufen, schlug es aber gleichfalls ab und ebenso einen zweiten Ruf von Seiten des görlitzer Magistrats an die Dreifaltigkeitskirche. Manches Trübe und Unangenehme aber mußte er während der Kriegsjahre erfahren und als endlich der Frieden hergestellt war, entriß ihm der Tod seine Lebensgefährtin am 8. März 1815 und dieser schmerzliche Verlust bestimmte ihn, das durch den im November 1814 erfolgten Tod des Pastor M. Vogel erledigte Pfarramt in Waldau zu übernehmen, zu dem er am 11. Juni 1815 durch den damaligen Kollator Dr. Karl Gottlieb v. Anton war berufen worden. Bevor er dieses neue Amt antrat, in welchem er mit unermüdlichem Fleiße und liebevoller Sorgfalt bis zu seinem Tode arbeitete, reiste er im August dieses Jahres nach Merseburg, wo er am 3. August, als erwählter Deputirter der Landgeistlichen in der preuß. Oberlausitz, der Huldigung des Königs von Preußen beiwohnte. Am 8. Okt., seinem Geburtstage, trat er das ihm übertragene Pfarramt in Waldau an und hatte an selbigem Tage die Freude, ein von ihm vorbereitetes Werk vollendet und ausgeführt zu sehen, nämlich die Einweihung des neuerbauten Schulhauses in Ober-Waldau, zu dessen Bau er durch von ihm veranstaltete Sammlungen das nöthige Geld verschafft hatte. So also ward ihm das Glück, seinen Antritt sogleich mit einer schönen That zu feiern, welcher im Laufe der Zeit noch so viele andere nachfolgten. 1819 den 21. Nov. wurde er durch die Hand eines Amtsbruders und Freundes mit Ernestine Elisabeth Christiane, verehelicht gewesene v. Warnsdorf, geb. v. Kiesenwetter verbunden. Für seine Gemeinde wirkte er mit fortwährender Anstrengung, ohne zu ermüden. Fast nie bedurfte er einer Unterstützung in seinem Amte, sondern konnte selbst bei zunehmendem Alter sein weitläufiges Kirchspiel immer selbst versorgen. Zu solchen amtlichen Thätigkeiten ist auch wohl mit Recht zu zählen, daß der Verstorbene 1825 ein neues

Gesangbuch einführte, was in Frankfurt a. d. O. erschienen war und zu dem er selbst mitgewirkt hatte; eben so, daß er am ersten Advent desselben Jahres zum erstenmale das Amt nach der Vorschrift der neuen preuß. Agende hielt, ohne den geringsten Widerspruch bei seiner Gemeinde zu finden, die sich ihm mit wahrer Zuversicht ganz anvertraute. Sein Wirkungskreis sollte noch weiter und ausgebreiteter werden und ward es, indem er durch ein Reskript vom 21. April 1832 zum Superintendenten der zweiten Bunzlauer Diöces ernannt und als solcher den 10. Juli desselben Jahres von dem Generalsuperintendenten Ribbeck eingesetzt wurde. So wirkte er thätig und freudig fortan, bis im November dieses Jahres seine sonst dauerhafte Gesundheit zu wanken begann. Das Uebel bildete sich bald zur Brustwassersucht aus, die nach vielen Leiden seinem Leben am obengenannten Tage ein Ende machte.

* 83. Karl August Seidler,

königl. preuß. Koncertmeister zu Berlin;

geb. den 13. Sept. 1778, gest. den 27. Febr. 1840.

Von frühester Jugend an entwickelte S. ein ganz entschiedenes Talent für die Musik, welches sich in dem Grade bemerkbar machte, daß er bereits in seinem 10. Lebensjahre in die Kapelle des Königs Friedrich Wilhelm II. aufgenommen wurde. Der Kunstsinn und die Virtuosität dieses Monarchen auf dem Violoncell sind bekannt und in dessen Koncerten wirkte S. sehr thätig als Violinspieler, wo er sich durch reine Intonation, schönen Ton, Eleganz und Sauberkeit des Vortrages, neben Haack, Möser, Semmler und Düport, ganz vorzüglich auszeichnete. Von 1806 an machte S. mehrere größere Kunstreisen, hielt sich zuletzt in Wien auf und heirathete daselbst die Tochter des Kapellmeister Wrenitzky. Im Jahre 1816 führte S. diese seine Gattin nach Berlin, wo sie, bis vor ganz kurzer Zeit, das Publikum durch ihre vortrefflichen Leistungen als dramatische Sängerin erfreute und entzückte. S. selbst wurde, neben Möser, königl. Koncertmeister und wirkte seitdem thätig und anspruchslos in seinem Berufe, bis im Jahre 1837 der erste Schlaganfall während einer Opernvorstellung seiner Thätigkeit unerwartet ein Ziel setzte und seine Pensionirung nothwendig machte. Ueberall bleibt dem Entschlafenen ein achtungsvolles Andenken gesichert.

Isidorus orientalis.

* 84. Ludwig Maria Kaiser,

Landammann und Pannerherr zu Stans (Schweiz);

geb. im J. 1765, gest. den 28. Febr. 1840.

Der Vater dieses verdienten Mannes, des Nestors der Staatsmänner des kleinen Freistaates Nidwalden, war der hochangesehene Landeshauptmann und Landammann Felix Franz Kaiser. Geboren in Stans und frühzeitig den Studien gewidmet, zeichnete sich unser K. schon in den Gymnasialklassen zu Luzern durch einen besonders schnell auffassenden Geist aus und überflügelte seine Mitschüler mit leichter Mühe. In Mailand, Pavia, Modena, wo er seine Studien fortsetzte und die großen Dichter Italiens kennen lernte, entwickelte sich seine Liebe zur Beredtsamkeit und seine Begeisterung für Dichtkunst und manche gelungene Gedichte, Lieder, Oden, Balladen und Satyren und mehrere Schauspiele sind die Früchte seiner Muse. Besonders machten ihn die zwei Dramen: Die Schlacht bei Sembach und der Neujahrstag zu Unterwalden 1308, in welchen er selbst auch als Direktor und Schauspieler im Theater zu Stans auftrat, vortheilhaft bekannt, wie er denn auch durch seine vielseitigen Kenntnisse und den Besitz von sechs Sprachen mit Recht unter die mehr als gewöhnlich Gebildeten gezählt wurde. Als 1792 in Spanien das nidwaldensche Regiment Jann errichtet wurde, trat er als Grenadierhauptmann in dasselbe ein. Er hielt sich meistens in den östlichen Küstenstädten und auf der Insel Majorka auf, wo er nebst der spanischen auch noch die englische Sprache erlernte. Seine militärische Laufbahn war übrigens kurz und bietet keine besondern Momente dar; er verließ den Militärdienst, um sich dem Stadtsdienste zu widmen. Zur Zeit der helvetischen Revolution wurde er von dem Direktorium zu Aarau zum Distriktsstatthalter in Stans ernannt, in welchem Amte er seine Pflicht mit nur zu militärischer Pünktlichkeit erfüllte, so daß er bei'm Landmanne sich mehr Abneigung als Zuneigung erwarb *); ja durch seine freimüthigen Aeußerungen, durch eine starke Vorliebe

---

*) Zschokke schildert in seinem Aufruhr zu Stans (2. Band der ausgewählten Schriften) seinen Charakter und seine damalige Wirksamkeit folgendermaasen: Ludwig Kaiser, ein junger, talentvoller Mann, voll Liebe des Vaterlandes, dem er seine Mühe und sein Schwert geweiht hatte, redlich, unverhohlen, standhaft, war nicht geschmeidig und volkisch. Gewohnt unter Kriegern zu leben, rauh, ernst, buchstäblich und streng in seinen Pflichten, gewann er die Hochachtung derer, die ihn kannten, aber auch den mit Furcht vermischten Haß des Volkes und der geistlichen Führer.

zum neuen Systeme und einen beständigen, energischen Widerspruch gegen die geistlichen Führer des wider die helvetische Regierung und wider die Franzosen empörten Landvolkes kam es so weit, daß er von einigen allzupatriotischen Eiferern lebensgefährliche Verfolgung erdulden mußte und gezwungen wurde, seine Stelle niederzulegen *). Trotz seiner Beredtsamkeit konnte er das Unglück des 9. Sept. 1798 nicht verhindern, sondern hatte vielmehr unter den Ruinen des Vaterlandes auch den Tod seines eigenen Bruders zu betrauern. Jedoch übernahm er später die ihm abermals übertragene Stelle der Distriktstatthalterschaft wieder, bis im Sommer 1799. Im J. 1803 reiste er mit Ignaz v. Flüe von Sachseln, als Abgesandter Nidwaldens zur Konsulta der helvetischen Vermittlungsakte nach Paris, kehrte aber, die Unterzeichnung dem Kollegen überlassend, von Sehnsucht nach der Heimath ergriffen, bald wieder ins Vaterland zurück und ward in den durch die Mediation wieder erstandenen Landrath gewählt. Als in Nidwalden 1811 eine Armenverwaltung und neue Polizeiordnung eingeführt wurde, ward K. der erste verfassungsmäßige Polizeidirektor und trat als solcher als neues Mitglied in den Kreis der vorsitzenden Regierungsbeamten. Während des schnellen Wechsels der verschiedenen Regierungen in der Schweiz hatte sich seine politische Ueberzeugung immer mehr dem alten, vor der Revolution herrschenden Regierungssysteme zugeneigt und so kam es, daß er, als 1814 die fest am Alten hängende Partei in Luzern den Sieg über die Freisinnigen zu erkämpfen strebte, thätig mitwirkte, wofür er nach dem glücklichen Gelingen des Planes das Stadtbürgerrecht von Luzern erhielt. Eben so neigte er sich, als er im nämlichen Jahre Landammann geworden, bei der Errichtung des neuen Bundes 1815 im Widerspruche mit dem größten Theile seiner Kollegen auf die

*) Es war der 7. April 1798, der Tag, an welchem die Geistlichen und das Volk den Eid auf die neue Verfassung leisten sollten. Im Kapuzinerkloster zu Stans waren die Geistlichen des Kantons versammelt; draußen im Kapuzinergarten stand der Statthalter, von den zusammengeströmten Bauern umringt. Er suchte die Verblendeten zurückzuführen, er sprach vom Zwecke des Eides und der Gefahrlosigkeit der Religion. Umsonst. Seine Worte wurden Oel in die angeschürten Flammen. Grimm blitzte aus Aller Augen. Sein Ernst vermehrte ihre Wuth. Der Schwarm drohte ihm den Tod und die Drohung ward That. Einer der Rasenden warf ihm einen Strick um den Hals, unter wildem Jauchzen der Andern. Mit Mühe ward er durch die Gemäßigtern befreit und gezwungen, in die Versammlung des Klerus flüchtend, sein Leben zu retten. Sie befahlen ihm, seine Stelle niederzulegen und der Versammlung Abbitte zu thun; dann wurde er als Gefangener auf das Rathhaus geschleppt. (Zschokke a. a. O.)

Seite der Unzufriedenen, die, den ehemaligen Obervogt Helger an der Spitze, gegen die Annahme desselben protestirten. Später aber nach der militärischen Besetzung des Landes durch die Eidgenossen kam er selbst in den Fall, als Gesandter in Zürich die Wiederaufnahme seines Kantons in die Eidgenossenschaft zu verlangen und die Folgeleistung zu unterzeichnen, nachdem indessen Kloster- und Thalgemeinde Engelberg Obwalden einverleibt worden. Nach abermaligen Wirren 1818 widmete er sich ganz den Wissenschaften, den stillen Freuden des Landlebens und dem Dienste des Staates, von dem er 1822 auch die Würde des Pannerherrn annahm und den er sehr oft auf der Tagsatzung vertrat. Von öftern apoplektischen Zufällen heimgesucht, überraschte ihn der Vorbote des Todes im Gottesdienste eines gesellschaftlichen Feiertages, der einer seiner Lieblingstage war, und ohnmächtig in das Haus eines benachbarten Arztes getragen, starb er daselbst am Abend des folgenden Tages. Er hinterließ ein bedeutendes Vermögen, aber keine Nachkommenschaft. Seine poetischen Erzeugnisse, von denen sich Vieles und Treffliches in seinem Nachlasse fand, sind ungedruckt, einige in periodischen Schriften zerstreute Gedichte und die beiden oben angeführten Dramen ausgenommen, die 1793 und 179. in Zürich erschienen.

* 85. Wilhelm Bodenburg,

Regierungssekretär zu Minden;

geb. im Jahre ......, gest. d. 29. Febr. 1840.

Bodenburg, Sohn eines Landpredigers im Magdeburgischen, verlor den Vater noch vor seiner Geburt, die Mutter, als er 2 Jahre alt war. Er besuchte die Schule zu Klosterbergen und studirte in Halle die Rechtswissenschaften. Seine staatsdienstliche Laufbahn eröffnete er in Magdeburg, wo er, nach vollendeten Studien, als Referendarius bei dem dortigen Magistrate angenommen wurde. Nach der unglücklichen Katastrophe von 1806 und nachdem ein Theil der Elbprovinzen zu dem damaligen Königreiche Westphalen geschlagen war, trat B. bei der Präfektur des Saaledepartements in Halberstadt als Büreauarbeiter ein. In dieser Eigenschaft war er daselbst vom Monate Juni 1808 bis zum Monate August 1810 beschäftigt. Von jenem Zeitpunkte ab bis zum Monate Januar 1811 arbeitete er auf dem Büreau des Steuerdirektors zu Halberstadt. Durch ein Dekret des westphälischen Finanzministers vom 19. Januar 1811 wurde B. zum Kontrolleuradjunkt im Saaledepartement ernannt und

fungirte in dieser Eigenschaft bis zur Reokkupation im November 1813. Seit Februar bis Ende 1814 diente er im k. preuß. Kriegskommissariate, namentlich beim Blokadekorps vor Magdeburg, und seit Januar 1815 als Gehülfe des Distriktskontrolleurs zu Schönebeck. Beim Wiederausbruche des Krieges im J. 1815 trat er abermals in das Kriegskommissariat ein und machte den Feldzug gegen Frankreich mit. Bei Organisation der k. Regierung zu Minden, im J. 1816, wurde er als Regierungssekretär daselbst angestellt und bekleidete diese Stelle bis zu seinem Tode. Langjährige Körperleiden vermochten seinen stets ungeschwächten Geist nicht zu beugen. Von ächt christlichen Gesinnungen beseelt, mit nicht gewöhnlichen wissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet, fand er in den Tröstungen der Religion und in dem Umgange mit gebildeten Freunden Beruhigung und Aufheiterung. Er erfüllte die Pflichten seines Amts bis zu dem Augenblicke, wo ein sanfter Tod ihn von seinen schweren Leiden befreite.

* 86. Joh. Georg. Christ. Heinr. Wachenhusen,

Justizkanzleiadvokat und Amtsauditor zu Dömitz;

geb. im Jahre 18.., gest. zu Güstrow d. 29. Febr. 1840.

Er wurde zu Neukalden geboren und war unter 8 Kindern der Sohn des am 27. Jan. 1831 verstorbenen großh. mecklenburg-schwerin'schen geheimen Justizraths und Vicedirektors der Justizkanzlei zu Güstrow, Dr. Johann August Wachenhusen *); seine noch lebende Mutter, Friederike, ist eine geb. Granzow und die Tochter des verstorbenen Postmeisters in Lübtheen. Nachdem er auf der Domschule in Güstrow für seine juristischen Studien vorbereitet worden war, lag er denselben seit Michaelis 1829 mit allem Eifer zu Rostock und Göttingen (?) ob und wurde nachdem bei seiner Rückkehr in die Heimath, den 24. Januar 1834, als Advokat und Notar bei der Justizkanzlei zu Schwerin immatrikulirt. Hierauf wählte er die Beamtenlaufbahn und fand zuerst den 7. Febr. 1834 eine Anstellung als Auditor absque voto bei dem großh. Domanialamte Hagenow, von wo er jedoch schon am 15. Dec. desselben Jahres in gleicher Eigenschaft zum Amte Dömitz versetzt wurde. Eben so ausgezeichnet durch hohe Rechtlichkeit, als durch vorzügliche Kenntnisse, hatte er in der kurzen Dauer seiner bürgerlichen Wirksamkeit sich bereits das volle Vertrauen seiner Vorge-

*) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 98.

setzten und die aufrichtige Liebe seiner zahlreichen Freunde erworben. — Er starb zu Güstrow, nach vieljährigen Leiden, in der Blüthe seiner Jahre.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 87. Ferdinand Teuffer,

Untergerichtsadvokat in Schleswig-Holstein, zu Pinneberg;

geb. im Jahre 179., gest. Ende Febr. 1840.

Teuffer war zu Altona geboren und der Sohn des angesehenen Kaufmannes Moritz T. Seine Mutter, Elise Christiane, geb. Eckstein, war eine Schwester von der Mutter des bekannten Ferdinand Johann Wit, der mit unserm T. fast von gleichem Alter war. Ohne Zweifel war T. ein vielversprechendes und talentvolles Kind und es wurde gewiß von den Eltern nichts gespart, seine Anlagen auszubilden. Aber die Excentricität, wodurch sich Wit frühzeitig einen Namen zu erwerben wußte, scheint auch nachtheilig auf den Vetter T. gewirkt zu haben, der wo möglich Wit noch zu überbieten suchte und auch in spätern Jahren nicht zu einem ruhigen Leben sich entschließen konnte. Frühzeitig Student, widmete er sich erst den theologischen Wissenschaften, erwählte in der Folge die Medicin zu seinem Studium und legte sich endlich auf die Jurisprudenz. Er besuchte verschiedene Universitäten, namentlich auch die Landesuniversität Kiel. Später lebte er im Sommer 1826 in Glückstadt, machte dann verschiedene Reisen und kam zu Anfang 1828 nach Glückstadt zurück, ward aber bald darauf wegen intendirten Duells rc. zu 2jährigem Festungsarreste verurtheilt und nach der Festung Friedrichsort abgeführt. Im Mai 1830 seiner Haft entlassen, lebte er dann zu Arnis und Kappeln im Schleswig'schen und bereitete sich auf das juristische Amtsexamen vor, das er auch Michaelis 1831 auf dem Schlosse Gottorf sehr rühmlich bestand. Unterm 2. April 1833 ward ihm die Bestallung eines Untergerichtsadvokaten in den Herzogthümern Schleswig und Holstein und er wählte als solcher Glückstadt zu seinem Wohnsitze. Da sein Vater, dem er fast sein ganzes Vermögen durchgebracht hatte, die Hand von ihm abzog und ihn auf den Ertrag seiner Praxis verwies, welcher indessen höchst unbedeutend war, so sah er sich nun zu den größten Entbehrungen veranlaßt. Er führte daher einen höchst sonderbaren Lebenswandel, widmete die Nacht meistens dem Lesen und Studiren und am Tage schwärmte er gewohnter Maasen umher, wobei er seinen Freunden und Bekannten nicht wenig lästig fiel. Da es in Glückstadt nicht mehr gehen wollte,

begab er sich nach Pinneberg, wo er sich am 30. Juni 1838 mit Margaretha Haß verlobte. Allein auch hier änderte sich seine Lebensweise nicht und endlich sah sich die dortige Polizei veranlaßt, ihn wegen Vagabondirens in gefängliche Haft zu bringen. In derselben starb er, der Sage nach, an einer schrecklichen Krankheit. Unstreitig war T. ein Genie, aber ein verunglücktes. Der Dichter Gustav Gardthausen, einer seiner wenigen Freunde, widmete ihm im kieler Korrespondenzblatte einen langen poetischen Nachruf, der von Manchen als trefflich gerühmt wird und auch u. a. in den hamburger literarischen und kritischen Blättern der Börsenhalle wieder abgedruckt steht. — Ueberspannt und verwirrt, wie sein Leben, sind auch T.'s Schriften. Er ließ nämlich drucken: Unparteiische Ansichten zur Rechtfertigung des trefflichen Kirchenlehrers Klaus Harms gegen allerlei Blendwerke des Teufels, der da das Gute zu verderben droht. Tondern 1819. — Hear him, oder Mülleriana, d. h. juristische Kaiserschnitte aus Haarbeuteln in Korrespondenzblättern. Eine Vorrede zum kieler Korrespondenzblatt ad vocem Nr. 97 u. 98. Decemb. 1832. Schleswig 1833. — Beiträge zu den hamburger literarischen und kritischen Blättern der Börsenhalle, namentlich 1839 eine Vergleichung der Provence mit der lüneburger Haide und ein Curriculum vitae. — T.'s Vater überlebte seinen einzigen Sohn nur kurze Zeit. Er starb den 28. Okt. 1840 im 70. Lebensjahre, geboren war er am 12. Juli 1771.

Crempdorf. Dr. H. Schröder.

* 88. Heinrich Wilhelm Matthias Olbers,

Astronom zu Bremen und Doktor der Medicin, Chirurgie und Philosophie, Ritter des k. dän. Danebrogordens, des k. preuß. rothen Adlerordens 3. Klasse und des k. hannov. Guelphenordens, Eines der acht auswärtigen Mitglieder der Akademie der Wissenschaften des k. Instituts von Frankreich, auswärtiges Mitglied der k. preuß. Akademie zu Berlin, des k. niederländ. Instituts und der italienischen Societät, Ehren- oder wirkliches Mitglied der k. Gesellschaft der Naturforscher zu Bonn, der k. Societäten zu Göttingen, London, so wie der k. astronom. Societät daselbst, ferner zu Edinburg und Stockholm, der Societäten zu Haarlem, Marburg, Heidelberg, Hamburg, der Societäten der Naturforscher zu Berlin und Moskau, des Instituts zu Bologna, der Akademieen zu Palermo, zu Boston, so wie der nützlichen Wissenschaften zu Erfurt, der k. Akademie der Medicin zu Paris, der medicin. Gesellschaft zu Berlin und der westphälischen Gesellschaft, Korrespondent der k. baier. Akademie 2c.;

geb. d. 11. Oktober 1758, gest. d. 2. März 1840 *).

Der Name Olbers fällt wie eine große, schöne, schwere, auf deutsche Herrlichkeit geprägte Medaille gewichtvoll in die

*) Nach Privatmittheilungen und mehreren gedruckten Quellen.

Hand. So weit an beiden Hemisphären über sterbliche Scheitel die Millionen funkelnder Weltkörper in der Stille heiliger Nächte auf- und untergehen, tragen eben diese Weltkörper den Namen Olbers umher. Er gehört, wie die Namen Thales, Pythagoras, Ptolomäus, wie Copernicus, Keppler und Galilei der Unsterblichkeit an und wenn auch die Geschichte der ärztlichen Wissenschaft ihn nicht ihren Heroen beizählt: die Geschichte der ärztlichen Kunst und Humanität muß ihn ihren ausgezeichneten Jüngern beigesellen. Denn wie dieser mächtige Genius, dieser Kenner und Entdecker astronomischer Welten im Wissen und Forschen so hoch stand und dabei bescheiden, duldsam, verträglich und unbefangen als Gelehrter zu allen Zeiten sich zeigte: war er auch in seinem Dienste der Menschheit, im Berufe seiner vieljährigen glanz- und segensreichen ärztlichen Praxis eben so edel, hülfreich und liebevoll, kindlich gut, rein, treu und wahr als Mensch, tüchtig, gemeinsinnig und theinehmend als Bürger, wie nicht minder wahrhaft zärtlich und liebenswürdig als Haus- und Familienvater — kurz, er war ein lebendiges Gemeingut in seinem Wohnorte, er war einer von denen, die man mit Wahrheit in Shakespear's einfachen Worten erschöpfend preist: „Er war ein Mann, und Du hast Alles gesagt." — O. wurde zu Arbergen, eine Meile von Bremen, geboren und kam mit seinem Vater, Johann Georg, der im J. 1760 Prediger an der Domkirche wurde, nach Bremen. Er besuchte hier die Domschule und war einer der ersten Schüler. Schon im J. 1772 starb sein Vater, der ein Mann von großer Gelehrsamkeit war, gute mathematische Kenntnisse besaß und eine besondere Liebe für die Sternkunde hatte. Diese Liebe erbte sich fort auf den Sohn, dessen Entdeckungen später den Namen Olbers unsterblich machten. Es war in seinem 14. Jahre, wo der fleißige Knabe bei einem Abendspaziergange zufällig das Siebengestirn erblickte, das er noch nicht kannte. Schnell verschaffte er sich die nöthigen Karten und Bücher, um zu erfahren, zu welchem Sternbilde es gehöre. Von jetzt an studirte er mit dem größten Eifer Astronomie und bald kannte er alle Sternbilder. Im J. 1777 ging er nach Göttingen, um Medicin zu studiren, setzte aber eifrig seine astronomischen Studien fort, wozu ihm der Unterricht Kästner's, dessen Vorlesungen über Mathematik er hörte, vom höchsten Nutzen waren. Dabei besuchte er unter Kästner's Anleitung die Sternwarte, dessen Bibliothek er auch benutzen durfte. Im J. 1779 beobachtete er den ersten Kometen und berechnete die Bahn desselben, worüber ein Artikel in den berliner astronomischen Jahrbü-

chern erschien. Seit dieser Zeit beschäftigte er sich hauptsächlich mit der Berechnung der Kometen. Man verdankt ihm eine neue und bequeme Methode, die Bahn eines Kometen aus drei Beobachtungen zu berechnen, die er in Weimar im J. 1797 im Drucke erscheinen ließ. Am 28. December 1780 wurde er in Göttingen zum Doktor der Medicin ernannt. Seine Dissertation handelte: De oculi mutationibus internis. Von dort begab er sich im J. 1781 nach Wien und kehrte über Prag und Dresden nach Bremen zurück. Er wurde ein sehr beschäftigter, vielgesuchter Arzt und richtete in seinen Mußestunden seine Blicke zu den Sternen. Obgleich von zeitlichen Gütern gesegnet, konnte er sich doch nie entschließen, sich das Leben bequem zu machen und zu seinen Kranken zu fahren, sondern machte alle Besuche zu Fuß. Mit Liebe und Aufopferung arbeitete er für seine Mitbürger, mit unermüdlichem Fleiß und glänzendem Erfolge für die Welt. Im kollegialischen Leben übte seine Kordialität, sein uneigennütziger Eifer für die Kunst, sein offenes, anspruchsloses Wesen, seine Willfährigkeit, mit Rath und That in allen Fällen gefällig zu seyn, einen wahrhaften Zauber. Es leben viele seiner Kunstjünger in Bremen und der Umgegend dieser Stadt, die seine Humanität in einem hohen Grade erfahren haben, denen er in ihrer anhebenden Thätigkeit sicher an die Hand ging und sie zu seinen würdigen Nachfolgern heranbilden half. Literarisch hat er sich wenig auf dem medicinischen Felde bewegt. Außer einer Erklärung über die in Bremen durch den Magnetismus vorgenommenen Kuren (im deutschen Museum, Oktober 1788), einer Mittheilung einer krampfhaften Krankheit, in der ihm die wechselsweise Anwendung des Alkali und Opium genutzt (Struve Triumph der Heilkunde 1803 und 1804), so wie ferner einer Beobachtung von Wasserscheu mit unglücklichem Verlaufe (in Hufeland's Journal 1815 Juli) und einem Aufsatze, de l'influence de la lune sur les saisons in d. Annales du Bureau des Longitud. 1832 (auch deutsch in Froriep's Notizen 1832 Bd. II.) ist nichts von ihm vorzufinden. Ganz anders berühmt machte er sich hingegen in der Astronomie — der Krone der Naturwissenschaften. Sie war ihm, wie meistentheils die Fächer, in welchen die eminenten Köpfe Außerordentliches ans Licht fördern und insondernheit die Sternkunde so Vielen gewesen ist *), anfangs ein Steckenpferd, ein

*) Wie dies noch jetzt der Fall ist, stellt sich deutlich bei dem Autodidakten Prof. Mädler, dem berühmtesten Selenographen der Gegenwart, heraus. Vergl. die biographische Skizze über denselben im Brockhausschen Konversationslexikon der Gegenwart. 1840. Bd. 3. Heft 19.

Nebenzweig seiner Studien, ein Unterhaltungsthema seiner Spaziergänge. Wie sicher, frei und meisterschaftlich er sich später auf dieser Bahn bewegte, ist selbst in die populäre Kunde dieser Wissenschaft so sehr übergegangen, daß wir auch hier aus Prof. W. E. Weber's trefflicher Denkrede auf den Verstorbenen in der bremischen Gelehrtenschule folgende Stelle entnehmen dürfen. „O. war früh zur Ergründung des allerräthselhaftesten Theils der Himmelskunde der Kometenbahnen begeistert und blieb dieses Studium bis zuletzt in seinen Betrachtungen dominirend. Erwägt man die namenlose Angst, welche seit dem Anbeginne der Geschichte von diesen seltnen, geheimnißvollen Gästen sich den Gemüthern eingepflanzt hat, so daß antike, wie moderne Völker in ihnen einstimmig die Vorboten göttlicher Strafgerichte und nahenden Weltunterganges zu erkennen gewähnt haben und noch jetzt wähnen, so wird es zu einem gewichtigen und unzweifelhaft großartigen Momente unserer heutigen Aufklärung, daß wir durch O.'s scharfsinnigen Fleiß in den Stand gesetzt sind, wissenschaftlich bestimmt zu wissen, daß in beiläufig 8800 Jahren ein Komet der Erde so nahe kommen wird, als jetzo der Mond von ihr entfernt ist; daß in 4 Millionen Jahren ein anderer erscheinen muß, welcher sich ihr bis auf 3 oder 4 Meilen nähert; daß aber endlich in 120 Millionen Jahren allerdings ein solcher abenteuernder Stern mit unserm Planeten zusammenstößt und dann wahrscheinlich dessen Zerstörung bewirkt. Wir können also sagen, O. hat die Nation von der Jahrtausende alten Kometenfurcht wissenschaftlich befreit. Der abnorme, das in genauer arithmetischer Progression anwachsende Verhältniß, welches in den Entfernungen der Planeten von einander stattfindet, ganz und gar zerstörende Zwischenraum, den man ehemals zwischen dem Mars und dem Jupiter wahrnahm, war den Sternkundigen längst aufgefallen; bereits Keppler hatte vermuthet, daß in der Mitte dieses Zwischenraumes ein Planet fehle und der auch auf diesem Gebiete mit grandioser Wissenschaftlichkeit ausgestattete Kant die Gewißheit dieser Thatsache als ein Postulat der Theorie mit Unumwundenheit ausgesprochen. Am Schlusse des 18. Jahrhunderts vereinigten sich die deutschen Astronomen v. Zach*) und Schröder, sammt unserm O. an ihrer Spitze, den vermißten Weltwanderer zu suchen. Aber ohne von dieser Verabredung zu wissen, hatte, unmittelbar am Geburtstage des 19., dem 1. Jan. 1801, Piazzi in Palermo auf zufälligen Anlaß an jener Stelle die Ceres gefunden.

*) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 643.

Das kleine, dem unbewaffneten Auge keineswegs erkennbare Sternlein, mußte zwischen dem mächtigen Mars und dem noch gewaltigern Jupiter als eine neue Unregelmäßigkeit erscheinen; manche wollten es nicht für einen Wanderstern, sondern lediglich für einen Kometen gelten lassen. O. erhellte auf eine Weise, die zugleich den Liebling der Natur, dem sie ihre Siegel lächelnd löst, und den Meister beurkundete, dem kein Argument der Kunst verborgen ist, die denkwürdigste Frage. Bei den Nachforschungen, welche die Bahnberechnung des neuen Planeten hervorrief, gewährte ihm sein Genius in den nämlichen Himmelsgegenden die Entdeckung der Pallas (am 28. März 1802); eine dritte dieser schwesterlichen Sphären, die Juno, fand Harding in Göttingen am 1. Sept. 1804. Da entfachte sich an dem astronomischen Glücke die Energie selbstbewußter, syllogistischer Spürkraft. Bei der beinahe gleichen mittlern Entfernung der drei entdeckten Welten von der Sonne berechnete O., daß dieselben in ihren Knoten, d. h. den Durchschnittspunkten ihrer Bahnen, nahe zusammentreffen müssen und schloß daraus, sie seyen lediglich die Trümmer eines großen Planeten, welcher ehemals den Abstand zwischen Mars und Jupiter in dem ordnungsgemäßen Verhältnisse ausgefüllt und zugleich durch angemessenen Umfang dem eben so ordnungsgemäßen Verhältnisse fortschreitender Größe entsprochen habe; er schloß nicht minder, daß, insofern noch mehrere Bruchstücke jenes Weltkörpers sich im Raumballe des Sonnensystems umschwingen möchten, dieselben am sichersten in der Nähe des Durchschnittspunktes, im nördlichen Flügel der Jungfrau und des ihm an der andern Seite des Himmels entgegengesetzten, müßten aufzufinden seyn; er durchforschte diese Punkte und entdeckte nun, als ein Jäger, der ein ungesehenes Wild aus zweifelhaften Spuren erspäht hat, am 29. März 1807 die Vesta. Wir verfolgen nicht weiter die sinnenvollen Wahrnehmungen des großen Verewigten in jenen lichten Räumen, die er jetzt bewohnt. Auch das Erwähnte sagt genug, wie er, geistig genommen, den ihm vorgelegten Bau der Schöpfung nach deren ihm klar gewordener Uranlage gleichsam als ein sinniger Werkmeister berechnet, die im Laufe der Zeit entstandenen Lücken entdeckt, das Fehlende aufgefunden und das Kunstwerk der ursprünglichen Idee nach im schöpferischen Gedanken hergestellt hat. Auf einer solchen Idee kunstreicher Einheit und Ganzheit im Weltgebäude trieb ihn offenbar überhaupt der Geist, von dem er bei seinen Beobachtungen ausging; diese Idee suchte er aufzuzeigen und darzustellen, darum lenkte er mit Vorliebe seine Betrachtung auf die

trümmerhaften, disparaten, scheinbar gesetzlosen Theile des Universums, wohin unter anderm auch der anhaltende Eifer zu rechnen ist, welchen er den Sternschnuppen und Meteorsteinen widmete, und auf dieser Idee weilte er, als ihm bereits die zunehmenden Jahre und die wachsende Mühsamkeit, den gewohnten Nachtwachen obzuliegen, den Besuch jener jedem Bremer in Zukunft heiligen Stätte nicht mehr zuließen, von welcher sein Kunstverwandter Littrow *) so einfach als ruhmreich sagte: „Aus O.'s Sternwarte, d. h. aus einem seiner Wohnzimmer, sind Beobachtungen und Entdeckungen hervorgegangen, deren jede einzeln auch das größte Observatorium für immer unsterblich machen würde." Was seine Familienverhältnisse angehen, haben wir hier noch zu berühren, daß er 1785 seine erste Vermählung feierte, aber schon ein Jahr darauf die Erkohrne seiner Jugend, seine Gattin, geborne Köhne, verlor, die ihn zum Vater einer in Anmuth und Liebenswürdigkeit ihm gleichen Tochter machte, welche aber leider 1818 auch verschied, von der ihm jedoch 6 Enkel aufblühten. Er vermählte sich wiederholentlich 1789 mit einer gebornen Lüssen, die ihm 31 Jahre wacker zur Seite stand und ihn noch mit einem Sohne, dem jetzigen verdienten Senator Dr. jur. Georg Heinr. O. beschenkte. Von den 6 Enkeln seiner Tochter erster Ehe hatte er die Freude, noch 3 verheirathet zu sehen und von zweien derselben 7 Urenkel zu erleben, deren jüngstes 2 Tage vor seinem Ende geboren worden. Als seine zweite Gattin 1820 auch dahinging und er den Greisenjahren entgegenschritt, legte er seine ärztliche Thätigkeit nieder, nur den geliebten Sternen lebend. Am 28. Dec. 1830 feierte er sein 50jähriges Doktorjubiläum unter sehr großer Theilnahme. Er wurde an diesem Tage Med. Doctor honorarius Gött. und Bonn und auch Philos. Dr. honor. Hanov., Berol. und Bonn. Der Senat und die Bürgerschaft Bremens beschlossen, seine Büste öffentlich aufzustellen, am 11. Juli 1833 ward auch sein marmornes Brustbild auf der Stadtbibliothek in seinem Beiseyn mit einer eignen patriotischen Feier enthüllt. Die Rede des Präsidenten an den Gefeierten schloß mit den Worten: „So wollen wir denn heute in republikanischer Art und Gesinnung, die kein Geben ohne ein Nehmen und kein Nehmen ohne ein Geben kennt, das Fest der Vermählung Ihres Ruhmes und Ihres Glückes mit dem Glücke und dem Ruhme unseres Gemeinwesens feiern und fröhliche Gläser erklingen lassen auf das Wohl einer glorreichen Nachkommenschaft. —

*) Dessen Biogr. s. in diesem Jahrg. des N. Nekr. unterm 30. Nov.

Es ist ein reines patriotisches Fest, ungetrübt durch irgend ein eigensüchtiges Ansinnen an Sie und Ihre Wissenschaft, gleich jenem, welches einst der schöngelockten Berenice ein Denkmal am Firmamente verschaffte. Denn nicht zu den Sternen hinauf, sondern von dem Sternenhimmel herunter geht unser Begehren. Wir erfassen heute mit Ihnen die Pallas und die Vesta und weihen sie zu Dioscuren unserer Republik!" — O. genoß überhaupt während seines Lebens viele Auszeichnungen seiner Verdienste. Er wurde Ritter des königl. dänischen Danebrogsordens 1825, des königl. hanoverschen Guelphenordens 1830 und des königl. preuß. rothen Adlerordens 3. Klasse 1839. Von 1796 an wurde er nach und nach Mitglied und Korrespondent folgender gelehrten Gesellschaften: der kaiserlich-leopoldinischen Gesellschaft der Naturforscher, der königl. Gesellschaften der Wissenschaften zu Göttingen und London, der königl. Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, der königl. astronomischen Societäten zu London, Edinburg und Stockholm, der kaiserl. Gesellschaft der Naturforscher zu Moskau, der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, des Institutes zu Paris in der mathematischen und physikalischen Klasse, der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin und München, der königl. holländischen Akademie, der mathematischen Gesellschaft zu Erfurt, des Instituts zu Bologna, der Akademieen zu Palermo und zu Boston, der Académie de Médecine zu Paris, der Societäten zu Haarlem, Marburg, Heidelberg, Hamburg rc. Zu den zahlreichen Anerkennungen seiner Würde gehört auch die, daß O., als der vollkommenste Repräsentant seiner Vaterstadt, zu jenem unheimlich vorbedeutungsvollen Tauffeste abgeordnet wurde, welches einen in der Wiege mit Königreichen überschütteten Knaben unter der Zeugenschaft aller Zungen und Glaubensbekenntnisse zum Friedensstifter Europa's einweihen sollte, so wie daß ihn der Kaiser Frankreichs in seinen gesetzgebenden Körper berief, was ihn auf längere Fristen von der seit der Universität nicht mehr verlassenen Vaterstadt hinwegführte. Wie fast alle berühmten Astronomen, so erreichte auch O. ein hohes Alter und schloß in den Armen seines Sohnes die ruhmvolle Bahn seines segensreichen Lebens. Er litt in den letzten Wochen an einer immer zunehmenden Wassersucht mit oft sehr heftigen Asthmaanfällen, war aber dabei nicht bettlägerig, trank sein Bier, rauchte mitunter seine Pfeife, behielt seinen Geist klar und scharf bis zu den letzten Tagen, in welchen er undeutlich zu sprechen anfing. Sein trefflicher Sohn hat ihn mit Aufopferung seiner eigenen Ruhe aufs

zärtlichste gepflegt und ihm alle Abende von 8—12 Uhr aus wissenschaftlichen Werken aller Art vorgelesen (das letzte Werk war Ranke's eben erschienene Schrift über Reformation). Die vollkommenste Charakteristik des großen Dahingeschiedenen dürfte in folgende wenige Worte zusammenzufassen seyn, welche die öffentliche von seinem trostlosen Sohne verfaßte Todesanzeige enthalten: „Am 2. März Morgens 5½ Uhr entschlief sanft unser theurer Vater Dr. Heinr. Wilh. Olbers im 82. Jahre seines ruhmwürdigen und segensreichen Lebens. Gott hatte ihm die reiche Kraft seines Geistes bis zur letzten Stunde erhalten und ihm geholfen, die vielfachen körperlichen Beschwerden, an denen er litt, mit freundlicher Ergebung zu tragen. Darin, wie in jeder Tugend und Liebenswürdigkeit, hat er uns, seinen Enkeln und seinen den Verlust eines solchen Mannes noch nicht ahnenden Urenkeln ein unerreichbares Vorbild hinterlassen, das wir mit der dankbarsten Liebe stets im gerührten Herzen bewahren werden. Liebevoll, wie er gegen Jeden war, ist ihm überall Liebe und Verehrung entgegen gekommen, ihm war, wir glauben es, das seltene Glück beschieden, keinen Feind und Neider zu haben und so sind wir in unserem Schmerze der stillen Theilnahme Aller, die den Entschlafenen kannten, gewiß."

* 89. Friedr. Raban Wilhelm Anton von der Decken,

königl. preuß. Landrath zu Kuhoft in Westphalen;

geboren den 27. Nov. 1777, gestorben den 3. März 1840.

v. d. Decken wurde zu Münster geboren, studirte später daselbst die Rechte und erhielt 1798 das Amt eines Tribunalassessors. Sein feuriger Geist vertrug sich indessen nicht lange mit dem zögernden Schritte des jus; in genialem Rausche opferte er im Kreise einiger Vertrauten das corpus juris den Flammen und warf sich in die Arme der Natur. Er widmete sich der Landwirthschaft, stand verschiedenen adeligen Gütern vor und verheirathete sich 1802 mit seiner ersten Frau, die ihm im Laufe der Jahre 5 Söhne und 4 Töchter gebar. Im J. 1809 pachtete er die Domäne Kuhoft, unterhalb des geschichtlich merkwürdigen Ravensberges gelegen, und erhielt bald darauf das Amt eines Maire; zur Zeit der Restauration im Nov. 1813 aber führte ihn sein patriotisches Herz in die Reihen der Retter unserer Freiheit. Er trat bei dem 4. westphälischen Landwehrregimente als Ka-

pitän und Kompagnieführer ein, machte die Feldzüge von 1814 — 1815 mit und wurde nach Beendigung derselben als Kapitän bei der Garde-Landwehr eingestellt. Im J. 1818 wurde er zum Landrathe des Kreises Halle ernannt und verwaltete dieses Amt bis zum J. 1831, wo er sich pensioniren ließ. 1828 verlor er seine Gattin und schritt darauf im nächsten Jahre zur zweiten Ehe mit der Witwe seines verstorbenen Freundes, des frühern Landrichter Dunker zu Halle. Sie schenkte ihm 3 Kinder, von denen 2 den Vater überlebt haben. Seit seiner Pensionirung lebte er ganz den Wissenschaften, namentlich den geologischen, die ihn schon früher sehr angezogen hatten, bis ihn dann am oben genannten Tage ein bösartiges Nervenfieber hinwegraffte. — Dies ist die Skizze von dem äußeren Leben eines Mannes, der in seinem ganzen Wesen eine außergewöhnliche Erscheinung war. Mit vorzüglichen Geisteskräften ausgestattet, konnte er mit dem Alltäglichen sich nicht begnügen, und durch und durch denkende Natur, war es ihm Gewohnheit, Grund, Zusammenhang und Abzweckung der Dinge zu erforschen. Polarität, Wahlverwandtschaft war der Boden, auf dem viele seiner Gedankenreihen erwuchsen, und je mehr er sich von der Naturwissenschaft zur abstrakten Religionsphilosophie und systematischen Theologie hinwandte, desto mehr mußte man staunen über seine geniale und tiefe Auffassung der christlichen Lehren. Der Doktor der Theologie, Karl Schrader, Verfasser des bekannten Paulus, war, während er dies Werk verfaßte, im beständigen Verkehre mit dem Verstorbenen. Und dem scharfen Denken ging die kräftigste Phantasie zur Seite, die mit Blitzesschnelle den Gedanken in ein Bild zu fassen und zur Anschauung darzustellen wußte, so daß es stets genußreiche Stunden waren, dem Denker auf seinen oft verschlungenen Wegen zu folgen und nicht selten gab ein Wort von ihm den Keim zu einer ganzen Ernte von Gedanken. Denn in der Extase seines Wesens wirkte er als Genius und war über Berechnung erhaben. Sein poetisches Gemüth zeigte sich, wie in seiner ganzen äußeren Erscheinung, so auch vorzüglich in der Art, wie die Musik die Seele seiner Mußestunden war. Wer erinnert sich nicht, der ihn gekannt, seines geistvollen Violinspiels! Auch hier war er, wie überall, originell und schöpferisch und beseelte die Cirkel durch unerschöpflichen, genialen Humor. Im Häuslichen war er der genügsamste Mann, einfach, wie ein Weiser und wie er selbst Beschränkung durch Formen und künstliche Fesseln haßte, ließ er auch als Erzieher der Seinen die Persönlichkeit frei sich entwickeln und schuf dadurch ein Familienleben, welches

bei der Selbstständigkeit aller einzelnen Glieder doch ein seltenes Ensemble von frohen mit sich einigen Menschen zeigte. Hier war Ursprünglichkeit der Natur. Die Menge hat ihn natürlich nie verstanden, wie das bei außergewöhnlichen Menschen ja immer der Fall ist, aber das Volk hat ihn geliebt, denn er war populär im edelsten Sinne des Wortes und ein Mann. Und einen solchen versteht das Volk wohl herauszufinden. Vor Allem aber bleibt dem Geschiedenen die Liebe seiner Freunde, die den Fußstapfen seines Geistes folgten und sich in seine Kreise bannen ließen, die sein Gemüth zu achten und seinen Charakter zu ehren wußten. Hat er auch nie in Druckschriften den Reichthum seines Geistes niedergelegt, so wirkt sein Wort doch in denen, die ihn geliebt, und ist eine lebenweckende und lebenschaffende Kraft, welche Richtungen bedingt, die über das Grab hinaus reichen.

* 90. Wilhelm Langbein,

Konrektor an der Gelehrtenschule zu Friedland im Großherzogthume Mecklenburg=Strelitz;

geb. im J. 1801, gest. den 5. März 1840.

Er wurde zu Schönebeck, unweit Friedland, geboren und war der älteste Sohn von den 10 Kindern erster Ehe des dortigen, am 14. Oktober 1831 verstorbenen Predigers Andreas Christian Gottlieb Langbein *); seine im Nov. 1816 mit Tode abgegangene Mutter Johanne, geb. Weißenborn, war die Tochter des verst. Pastors ebendaselbst. Sein Vater, der neben der gewissenhaften Ausübung seiner Amtspflichten das Studium des klassischen Alterthumes, der morgenländischen Sprachen und der Mathematik mit besonderer Neigung fortsetzte, übernahm auch seine Ausbildung bis zur völligen Reife für die Universität selbst und wußte frühzeitig in ihm sowohl das Streben nach gediegenem Wissen, als eine innige Frömmigkeit zu erwecken. Der Eifer, mit welchem er den Unterricht benutzte, und das emsige Bemühen, womit er durch unausgesetzten Fleiß seine Kenntnisse zu vermehren strebte, verstatteten es ihm, schon in einem noch sehr jugendlichen Alter zur Universität nach Berlin abgehen zu können, woselbst er das Studium der Philologie mit dem der Theologie verband. Nach seiner Rückkehr in die Heimath und einer wohlbestandenen Kandidatenprüfung übernahm er hierauf Weihnachten 1825 das Subrektorat an der Gelehrtenschule zu Friedland, wo er in der Mathematik, in

*) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 908.

der Geschichte und den Sprachen unterrichtete. Im Jahr 1828 rückte er bei derselben zum Prorektor auf, in welcher Eigenschaft er den 16. April introducirt wurde, so wie um Ostern 1832 zum Konrektor. War es ihm gleich nicht von der Vorsehung vergönnt, länger als nur 15 Jahre seine Thätigkeit bei der Anstalt auszudehnen, so wird doch sein Andenken bei Vielen in langer segensreicher Erinnerung bleiben. Neben seinem Amte machte er sich auch noch verdient durch die Mitleitung einer theologischen Lesegesellschaft für das strelitzische Land, welcher bereits sein Vater vorgestanden und wodurch unter Predigern, Kandidaten und Schullehrern eine unberechenbare Masse von Kenntnissen verbreitet wurde. Er starb in Folge eines Nervenfiebers in dem blühenden Alter von erst 39 Jahren, mit Hinterlassung einer Witwe, Sophie, geb. Matthias, und 5 unmündiger Kinder; ein Sohn, Rudolph, war bereits vor ihm, den 9. April 1831, verstorben. — Außer einigen Recensionen und kleinen Aufsätzen für Zeitschriften hat der Verewigte noch als Gratulationsschrift zur 50jährigen Amtsjubelfeier des Pastors J. G. P. Rudolphi in Friedland, geschrieben: Psalmus nonagesimus breviter explicatus. Berolini, typis Trowitschii et filii, 1836.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 91. Dr. Reinhard Christian Wilhelm Aurelius Steimmig,

großherzogl. badischer Medicinalrath u. Medicinalreferent bei dem badischen Hofgerichte des Unterrheinkreises zu Mannheim, Ritter des zähringer Löwenordens;

geb. den 25. Juli 1785, gest. den 5. März 1840.

Der Vater dieses als Mensch und Arzt ausgezeichneten Mannes war Physikus zu Bretten, einem Städtchen der ehemaligen Rheinpfalz, welches im J. 1802 dem Kurfürsten von Baden zufiel, und war als Arzt geschätzt. Dort wurde ihm sein ältester Sohn Reinhard Christian Wilhelm Aurelius geboren. Der Knabe wurde seinem Großvater mütterlicher Seits, dem herzogl. würtemb. Specialsuperintendenten Krippendorf zu Knittlingen, der sein Mitpathe war, anvertraut und unter dessen Aufsicht und Mitwirkung unterrichtet. Er zeigte, als er zum Jüngling heranwuchs, Neigung für Wissenschaft, besonders für das Studium der Medicin. Um sich zum akademischen Studium vorzubereiten, bezog er das Gymnasium in Mannheim, dessen Lehrer in ihm einen fleißigen und begabten Schüler schätzten. Als er diese Bildungsanstalt

verließ, ertheilte ihm der Rektor Schüßler ein günstiges Zeugniß. Unter solchen Auspicien bezog der junge Mann im Jahr 1801 die Universität Heidelberg, wo er sich bis zum J. 1803 dem Studium der Philosophie und Heilkunde hingab. In diesem Jahre wendete er sich nach Jena, wo er seine akademischen Studien beendigte. Nach gut bestandener Prüfung und Erlangung der Doktorwürde ließ sich der junge Mediciner in seiner Vaterstadt nieder, um dort als praktischer Arzt zu wirken. Das Zutrauen, welches er sich in der Ausübung seiner Kunst erwarb, führte zu seiner Anstellung im Staatsdienste. Schon im J. 1813 wurde er zur Verwaltung des erledigten Physikats Gochsheim berufen und im folgenden Jahre, 1814, wurde er Physikatsarzt des bedeutenden Bezirkes Wertheim am Main, mit dem Wohnsitze in der Stadt Wertheim, welche damals auch der Sitz des Direktoriums des Main- und Tauberkreises war. Dadurch erhielt der damalige Kreisdirektor von Fischer (der nachmalige Finanzminister) Gelegenheit, die Tüchtigkeit St.'s zu erproben; er bewirkte seine Beförderung zum Medicinalreferenten bei dem Kreisdirektorium und veranlaßte, daß ihm später, als weiteres Zeichen der Anerkennung seines Verdienstes, der Titel Medicinalrath ertheilt ward. Mit diesem Wirkungskreise verband St. die Pflege einer ausgedehnten Praxis, die ihn oft zu Reisen in das Ausland und zu hohen, zum Theil fürstlichen Patienten, z. B. in Darmstadt, nöthigte. Durch seine Eigenschaften als Mensch und Arzt wurde er der fürstlich löwensteinischen Familie nahe geführt und mehrere Mitglieder derselben beehrten ihn mit ihrer Freundschaft. Im J. 1822 wurde das genannte Kreisdirektorium aufgelöst und St. daher in seiner Eigenschaft als Medicinalreferent pragmatisirt; seine Verdienste als solcher wurden aber dadurch anerkannt, daß der Regent ihn mit dem Ritterkreuze des zähringer Löwenordens dekorirte. Als der Medicinalreferent bei der Regierung und dem Hofgerichte des Unterrheinkreises zu Mannheim, geheime Hofrath Dr. Schuler, seinem Gesuche gemäß, in den Ruhestand versetzt wurde, ward St. zu seinem Nachfolger ernannt und er verließ Wertheim im Geleite der Zeichen vollster Hochachtung und Liebe. Wenige Tage vor seiner Abreise wurde ihm, zum bleibenden Denkmale seines segensreichen Wirkens und als ein Zeichen des ihm dafür von der gesammten Bürgerschaft Wertheims gezollten innigen Dankes, von dem Gemeinderathe das Diplom des Ehrenbürgerrechtes jener Stadt überreicht. Die schöne und von vielfachem Verkehre belebte Stadt Mannheim nahm den Berufenen mit Liebe und Ver-

ehrung auf. Er widmete sich seinem amtlichen und privatärztlichen Berufe mit dem gewohnten Eifer, ohne sich durch sein bereits vorgerücktes Alter und ein körperliches Uebel, das ihn aufforderte, sich zu schonen, eine Grenzlinie zu ziehen. Da ward er plötzlich am oben genannten Tage, als er eben einen Kranken besuchen wollte, auf der Straße von einem Nervenschlage überfallen, der ihn schnell tödtete. — St. hinterließ eine tief betrübte Witwe, die Tochter eines hessischen Beamten und Schwester des geheimen Rathes Hallwachs in Darmstadt. Obgleich die Ehe kinderlos war, so lebten doch die beiden Gatten in glücklichster Eintracht. Gegenseitige Zuneigung hatte das Band geknüpft. Als Arzt war der Verstorbene ausgezeichnet durch einen Reichthum von Kenntnissen und die Schärfe seines praktischen Blickes. Sein Erscheinen am Krankenbette war wohlthuend und freundlich. Als Mensch war er uneigennützig, aufopferungsfähig und für alles Schöne und Gute empfänglich. Seiner schriftstellerischen Feder verdankt das Publikum eine kleine Schrift: Erfahrungen und Beobachtungen über das Scharlachfieber und seine Behandlung, und ein Wort über die Belladonna als vermeintliches Schutzmittel dagegen. Karlsruhe 1828.

* 92. Johann Heinrich Kranz,

kurhessischer Kanzleirath u. Archivar beim Obergerichte zu Kassel;

geb. den 9. Sept. 1771, gest. den 6. März 1840.

Er wurde zu Christenroda geboren, einem kleinen Dorfe bei Neukirchen in der Oberprovinz Kurhessen, wo sein Vater, ein in seiner Art wohlhabender Mann, das Leinweberhandwerk trieb. Schon als Knabe hatte unser K. keinen Sinn für die lärmenden Spiele und Vergnügen der Dorfjugend, er verbarg sich, wenn er als Mitgenosse dazu abgeholt werden sollte, blieb daheim, übte sich im Rechnen und Schreiben und machte darin solche Fortschritte, daß der Ortsschulmeister seinem Vater einst sagte, er möge seinen Sohn anderswo hinbringen, weil er ihn nichts mehr lehren könne. Da der Knabe gegen Ackerbau und Handwerk Abneigung fühlte, so brachte ihn sein Vater nach der Konfirmation zum Rathe Krusemann in Hersfeld als Schreiber, wobei ihm die Mutter zum Abschiedsspruche die Worte mitgab: Fürchte Gott und halte seine Gebote. Diese Worte sind ihm unvergeßlich geblieben; sie waren der Leitstern seines ganzen Lebens. Dem oben genannten Rathe Krusemann wurde er durch Bescheidenheit, Fleiß und Aufmerksamkeit auf alles ihm Uebertragene theuer und werth. Neben den Arbeiten, die er bei diesem zu

besorgen hatte, benutzte er die spärlichen Freistunden, um sich im Lateinischen zu üben, er nahm daher Unterricht bei einem hersfelder Gymnasialschüler, wogegen er denselben im Rechnen unterrichtete. Außerdem machte er sich aus wissenschaftlichen Schriften oder aus Büchern der schönen Literatur, wo er solcher nur habhaft werden konnte, in seinen Nebenstunden Auszüge, eine Nebenbeschäftigung, die er sein ganzes Leben hindurch, ungeachtet seiner mühsamen Amtsarbeiten, unausgesetzt fortgesetzt hat. Mit sehr guten Zeugnissen von Hersfeld aus versehen, kam er nach Wolfhagen zum Amtmann Corräus, dem er im Amts- und Rechnungsfache die treuesten Dienste leistete. Da dieser Beamte aber (zur Zeit der französischen Revolution, wo auch Anfangs der neunziger Jahre der Freiheits- und Gleichheitsschwindel einige unbedeutende Landstriche in Hessen ergriffen hatte) bei den damaligen wolfhagener Unruhen zu große Nachsicht bewies, so wurde er seines Amtes entsetzt, was eine Aenderung im Wohnplatze unseres K. zur Folge hatte. Bei einer Rechnungsablegung, die entweder zu Wolfhagen oder zu Cassel geschah, wurde er dem strengen, scharfblickenden, aber gerechten Staatsminister von Baumbach bekannt, der, wie die Folge lehren wird, den mit Wenigem zufriedenen treuen Arbeiter, wenn er gleich Subaltern war, nicht aus den Augen verlor. Nach der Dienstentsetzung des obengenannten Corräus kam unser K. nach Zierenberg als Aktuar zum Justizbeamten und Rentmeister Schödde, einem außer dem Brodfach in der schönen Literatur bewanderten Manne, der als Polizeibeamter nicht nur auf die Kultur des Landes und der Sitten, sondern auch auf das Unterrichts- und Kultuswesen seines Amtsbezirkes einen vor allen umliegenden Gemarken hervorstehenden wohlthätigen Einfluß gehabt hat. Bei diesem thätigen Beamten, wo er Gelegenheit fand, sich mehrseitig auszubilden, blieb er mehrere Jahre und verehlichte sich im J. 1799 mit Anna Elisabeth, Tochter des dasigen Schreinermeisters Pötter. Hier wurde ihm ein Knabe geboren, der aber schon nach 5 Tagen starb. Kurz nach dieser Zeit wurde er durch den Minister von Baumbach bei der Regierung in Cassel als Reposituraſsistent mit einem jährlichen Gehalte von 100 Thalern und einer kleinen Sporteleinnahme angestellt. Nur ein Mann wie K., der von Jugend auf an das einfachste Leben, an Einschränkungen und an die Kunst, entbehren zu können, gewöhnt war, konnte bei einer solchen Einnahme bestehen. Als er ohngefähr 1½ Jahr bei der Regierung gestanden hatte, besuchte ihn einmal unvermuthet mit seiner Tochter (der jetzt noch lebenden, durch ihren Wohlthä-

tigkeitssinn allgemein verehrten Frau Oberstin Friederike von Baumbach in Möllrich) der Minister von Baumbach und richtete die Frage an ihn, ob er mit seinem Gehalte von 100 Thalern auskommen könne? K. klagte und beschwerte sich nicht; 14 Tage nachher erhielt er eine Zulage von 100 Thalern. Sein Minister, in Anerkennung der Brauchbarkeit und des Diensteifers des Verstorbenen wendete ihm manches lukrative Geschäft zu und wählte ihn auch zu seinem Privatsekretär. Außer diesen Berufsgeschäften verwendete er manche Stunde des Tages zur Aufstellung von Vormundschaftsrechnungen und entzog sich oft die nächtliche Ruhe. Nicht die Sucht Geld zu erwerben, sondern Hülfsbedürftigen unter die Arme zu greifen, für welche sein Herz so beispiellos warm schlug, trieb ihn zu dieser Thätigkeit. In der Zeit des Königreichs Westphalen arbeitete er im Bureau des damaligen Staatsraths Leist, der ihn sehr schätzte und vor manchem Mitarbeiter auszeichnete. Diese Bureauarbeiten besorgte er aber von 5 bis 7 Uhr Morgens, worauf er auf die Regierung, seinen Dienstplatz, ging, und Abends von 6 bis 8 Uhr, ein Beweis seiner unermüdlichen Thätigkeit. Im J. 1821 wurde er Archivar bei der kurfürstlichen Regierung und im J. 1839 ward er zum Kanzleirath ernannt. Der Verstorbene hinterläßt nur einen Sohn, Heinrich Justus Kranz, geb. im J. 1803, der jetzt als ein kenntnißreicher, geliebter und achtungswerther Prediger in Wettesingen in Kurhessen angestellt und mit Wilhelmine, der Tochter des in Hanau verstorbenen Raths Schnackenberg verehelicht ist. Die Witwe unseres K. lebt in Cassel. — Alle, die den Vollendeten kannten, stimmen darin überein, daß er ein Muster der Dienstfertigkeit, der Anspruchslosigkeit und einer seltenen Mildthätigkeit, seiner Dienstbeflissenheit nicht zu gedenken, im Leben gewesen ist. Wer ihn um Unterstützung ansprach, ging nie hülflos von ihm; es waren nicht Almosen, die seine wohlthätige Hand hingab, nein, ganze Summen wendete er an, um den dem Verarmen nahen Bürger- oder Landfamilien wieder aufzuhelfen. Oft war er Bürge für Landleute, denen Haus und Hof verkauft werden sollten, und Tausende hat er durch solche Bürgschaft verloren. Er genoß trotz aller Anstrengung und seines Amtseifers einer guten Gesundheit. An einer Erkältung, die ihm eine Geschäftsreise zugezogen hatte, erkrankte er nur wenige Tage und seine von thätiger Menschenliebe stets glühende Seele trennte sich am oben genannten Tage von der irdischen Hülle. Ohne äußern Prunk, aber mit Thränen der Trauer seiner Amtsgenossen, mit Gefühlen der Achtung Aller, die ihn kannten, mit den Seufzern

so manches vom Schicksale Gebeugten, dem er im Leben Trost, Rath und Hülfe war, ist er seiner Ruhestätte übergeben worden. Kein Denkmal macht seinen Grabhügel kenntlich; es ist aber die Grabschrift mit unauslöschlichen Zügen eingeschrieben in das Buch der vielen Herzen, die der verklärte Gerechte sich im Leben gewonnen hatte.

* 93. Johann Bernhard Anton Schöne,

Rector chori und Lehrer der Bürgerschule zu Vechta;

geb. den 7. Sept. 1751, gest. den 6. März 1810.

S. wurde in Vechta geboren, wo seine Eltern bemittelte, achtungswürdige Bürger waren. Anfangs beabsichtigte er, Theologie zu studiren und besuchte, nachdem er den Gymnasialunterricht in seiner Vaterstadt genossen hatte, die höheren Lehranstalten zu Münster, dann aber änderte er seinen Entschluß sich dem geistlichen Stande zu widmen, und nachdem er vorher einige Jahre in mehreren Familien als Hauslehrer thätig gewesen war, wurde er am 10. Okt. 1780 in seiner Vaterstadt als Lehrer der Bürgerschule und Rector chori angestellt. Um die Zeit seiner Anstellung entstand für das damalige Hochstift Münster eine neue Aera in Betreff des Unterrichts- und Schulwesens. Der Minister von Fürstenberg wandte, nachdem er von seinen frühern Geschäften sich zurückgezogen hatte, seine großen Geistesanlagen ganz dem Schulwesen zu und suchte solches in allen seinen Zweigen zu verbessern. Das Große, was um diese Zeit in einem kleinen Lande in dieser Hinsicht geschah, wird noch lange dankbare Anerkennung finden und vielleicht in einem größeren Umkreise, als der ist, den das damalige Hochstift Münster umfaßte. Eine solche Zeitperiode mußte wohlthätig auf den damals im kräftigsten Mannesalter stehenden S. wirken. Er hatte eine vorzügliche Ausbildung erhalten, war mit Liebe zum Fache und Talent für den Unterricht ausgerüstet und so konnte es nicht fehlen, daß die Bürgerschule zu Vechta in der Umgegend sich vorzüglich auszeichnete. Daher kam es denn auch, daß aus der Ferne wie aus der Nähe ihm Kinder zum Unterricht zugesandt wurden. Unermüdet thätig in seinem Fache, suchte er nicht allein in den gewöhnlichen Schulstunden das Ziel, welches er sich gesetzt hatte, zu erreichen, sondern auch in der sogenannten Abendschule, in welcher er neben dem gewöhnlichen Schulunterrichte auch zugleich die Anfangsgründe der lateinischen Sprache lehrte. Es war ihm freilich nicht gegeben, seine gediegenen Kenntnisse auf eine besonders auffallende Weise glänzen zu lassen,

wie solches in neuerer Zeit und besonders von Halbwissern wohl zu geschehen pflegt, denn dazu war er zu ausgebildet, zu bieder und zu fromm; aber daß er die Aufgabe, die ein Jugendlehrer sich stellen muß, gelöst und auf eine vorzügliche Art gelöst habe, darüber ist nur Eine Stimme unter allen Bewohnern Vechta's. In diesem Sinne wirkte er während einer langen Reihe von Jahren und seine Verdienste wurden nicht allein von seinen Mitbürgern, sondern auch von seinen Vorgesetzten anerkannt, die bei mehreren Gelegenheiten ihn auszeichneten. Vorzüglich war dies aber der Fall, als ihn das seltene Glück zu Theil wurde, daß er am 4. Nov. 1830 das 51ste Schuljahr seiner Amtsführung eröffnen konnte. Dieses Jubelfest wurde feierlich begangen und wie von seinen Mitbürgern, ohne Unterschied der Konfession, so von allen ihm vorgesetzten Behörden empfing er ehrenvolle Beweise der dankbaren Anerkennung. Das Hochamt an demselben celebrirte sein ältester noch lebender Schüler, zwei andere seiner Schüler ministrirten als Leviten; die Predigt hielt ein anderer Schüler von ihm, der Kreisdechant Siemer, und 14 Geistliche, Schüler von ihm, folgten ihm im feierlichen Zuge zur Kirche, die sehr zahlreichen Schüler nicht gerechnet, die aus allen andern Ständen, zum Theil schon mit silbernen Locken, sich ihm anschlossen. Obgleich damals schon 79 Jahre alt, setzte er doch bis zum Jahr 1834 seinen Unterricht in ununterbrochener Thätigkeit fort; er konnte von der Beschäftigung, die er so lieb gewonnen hatte, sich nicht trennen und mit Heiterkeit unterhielt er sich gern mit jüngeren Personen darüber, wie lieb ihm dieselbe sey und welche Erfahrungen darin er in den vielen Jahren gesammelt habe. Zwar nicht auf seinen Wunsch, jedoch auch nicht gegen denselben, wurde im Jahr 1834 ihm ein Substitut beigeordnet, denn die höhere Behörde fand in ihrem Wohlwollen, welches sie immer an den Tag legte, daß er der Ruhe bedürfe; diese wollte sie ihm gewähren und er erkannte die gütige Absicht mit Dank an. Aber das ist es, was jeden Menschen in dem ihm angewiesenen Wirkungskreise groß macht; er konnte sich von dem, was er als eine ihm obliegende Pflicht anerkannt hatte, nicht trennen, im Gefühle dieser Pflicht glaubte er immer thätig seyn zu müssen, so lange es ihm noch möglich war und nur in den letzten Lebensjahren, als er fühlte, daß die Kräfte ihm allmälich schwanden, glaubte er von dem Besuche der Schule sich dispensiren zu dürfen, obgleich er längst davon überzeugt war, daß auch ohne ihn der Unterricht in der von ihm eingeführten Weise mit derselben Thätigkeit und Liebe zum Fache fortgesetzt werde. — Er war verheirathet gewesen mit

Maria Anna Rienkerken, allein das glückliche Eheband ward bereits am 12. Dec. 1812 durch den Tod derselben gelöst. Nun lebte er, ohne sich wieder zu verheirathen, seinen aus dieser Ehe ihm gebliebenen Töchtern, von denen ihm eine zahlreiche Nachkommenschaft geboren ist. In seinem letzten Lebensjahre aber mußte er noch den Schmerz empfinden, seine älteste Tochter, die Witwe des Advokaten Karhoff, durch den Tod zu verlieren. — Einfach in seinem Wesen, immer bemüht, seine Kenntnisse zu erweitern — noch in seinen letzten Lebensjahren mochte er zu Zeiten gern mit dem Lesen lateinischer Klassiker und mit der Mathematik sich beschäftigen — hatte er die Gabe, mit Gebildeten und Ungebildeten auf eine angenehme Weise sich zu unterhalten.

* 94. Johann Heinrich v. Ferber,

vormaliger chursächsischer Major zu Melz, Erbherr auf Melz, Karbow, Pribern und Kritzow, im Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin;

geb. d. 2. Okt. 1764, gest. d. 7. März 1840.

Aus einem berühmten adeligen, zuerst aus den k. k. österr. Staaten nach Mecklenburg und Pommern herüber gepflanzten Geschlechte stammend, war der Geschiedene zu Melz bei Röbel geboren und unter 10 nunmehr sämmtlich verstorbenen Kindern der vierte Sohn des am 19. Mai 1818 mit Tode abgegangenen Rittergutsbesitzers Friedrich August v. F. auf Melz, Solzow, Priborn und Karbow; seine Mutter, Gottliebe (gest. d. 20. Jan. 1787), war eine geborne von Müller aus dem Hause Stavenhagen. Seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt er hier durch Privatlehrer, bis er im J. 1780 gemeinschaftlich mit seinen Brüdern auf die Universität nach Göttingen kam, um sich dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaft zu widmen. Bald hernach änderte er jedoch seinen Entschluß und trat nun in die chursächsischen Militärdienste, in welchen er bis zur Charge eines Majors aufrückte, sodann aber seinen Abschied nahm und sich auf seine väterlichen Güter in stiller ländlicher Abgeschiedenheit zurückzog. Am 17. Juni 1799 vermählte er sich zu Mirow im Mecklenburg-Strelitzischen mit der Baronesse Sophie M. H. v. Keyserlingk, Tochter des am 23. Jan. 1795 zu Neustrelitz verstorbenen königl. preuß. Obersten Hans Heinr. v. Keyserlingk, welche ihn mit mehreren Kindern überlebt hat, von denen die Söhne gegenwärtig im Besitze der väterlichen Güter sind und die eine Tochter, Louise, seit dem 22. Juli 1833 die Gattin des Rittergutsbesitzers Alfred v. Haugwitz auf Speck u. s. w. ist. Zwei Töchter, Her-

mine und Emilie, waren dagegen in einem sehr blühenden Alter vor ihm zur Ewigkeit hinübergegangen.

Schwerin. Fr. Brüssow.

95. Friedrich v. Dürler,

Sekretär der Armenpflege, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften zu Zürich;

geb. im J. 1804, gest. den 8. März 1840 *).

Von väterlicher Seite aus einer angesehenen, adeligen Familie von Luzern, von mütterlicher von Zürich stammend, ward er in letzterer Stadt geboren und erhielt auch seine Ausbildung in den Lehranstalten Zürichs. Zum Kaufmanne bestimmt, trat er später wirklich in diesen Stand ein; aber verschiedene Umstände, vorzüglich auch die wenige Lust, welche er von jeher dafür hatte, vermochten ihn bald, dem Komtoir den Abschied zu geben und sich andern Beschäftigungen zu widmen, welche er in den letzten Jahren vorzüglich in der Stelle als Sekretär der Armenpflege der Stadt Zürich fand. In diesem unscheinbaren Amte, welches, da es alle Zweige des städtischen Armenwesens umfaßt, seinen Mann vollkommen beschäftigt, erwarb er sich durch verständige und gewissenhafte Besorgung seiner Geschäfte viele von der Stadtverwaltung anerkannte Verdienste. Seine Musestunden benutzte er zum Studium der vaterländischen Geschichte und der Naturkunde, besonders der Physik, wie er sich denn auch zum Mitgliede der physikalischen, antiquarischen und Künstlergesellschaft in Zürich und 1838 auch der schweizerisch-naturforschenden Gesellschaft aufnehmen ließ. In keinem dieser Vereine unthätig, machte er sich doch vor allen um den antiquarischen verdient, indem er einer der Mitstifter desselben war und häufig Exkursionen in die umliegenden Gegenden machte, um antiquarischen Ausgrabungen beizuwohnen. Auch für die Verbreitung und Hebung des Turnens wirkte er vortheilhaft; aber vor Allem hat er sich durch seine Fußreisen in den Alpen und die Besteigung des Tödi als kühner Bergsteiger nationale Berühmtheit erworben. Im Jahre 1837 besuchte er mit seiner Mutter das Bad Stachelberg im Kanton Glarus und da er hier von der gelungenen Ersteigung des Tödi, eines der höchsten Berge in der schweizerischen Alpenkette, durch einige Hirten hörte, faßte er den Entschluß, es auch zu versuchen, was bis dahin noch keinem

*) Nach den Verhandlungen der schweizerisch-naturforschenden Gesellschaft 1840 und andern Quellen.

Naturforscher gelungen war, obgleich der um die Topographie Graubündtens sehr verdiente Pater Plazidus a Spescha schon 1796 und seither der als Bergsteiger bekannte Staatsrath Escher von der Linth und der Botaniker Dr Hegetschweiler*) vergebliche Versuche gemacht hatten. Den 18. Aug. 1837 machte sich Junker v. D. mit den drei Hirten, welche den Gipfel vor einigen Tagen erstiegen zu haben versicherten, auf den Weg, nachdem er vorher sein Testament niedergeschrieben und darin für seine Führer und die Schule zu Linthal bedeutende Summen legirt hatte. Auf der Sendalp wurde Nachtquartier gehalten, aber schon Nachts um 1 Uhr brachen die Reisenden wieder auf und schritten bei herrlichem Mondscheine unter dem donnernden Wiederhalle der brechenden Gletscher über Schutthalden und Eisbänder weiter. An einer steilen Wand wurden Fußeisen angeschnallt und Stricke hervorgezogen, mit welchen sie sich je fünf Schritte von einander zusammenbanden. Aber bald, nachdem sie auf einer mitgenommenen Leiter einen Gletscher überstiegen und mit großer Vorsicht auf den Kanten scharf zulaufender Eisrücken zwischen dunkeln, mit Wasser gefüllten Klüften balancirend hingeschritten, mußten die Stricke wieder gelöst werden, weil überall Schneemassen hinabstürzten, denen man kaum mit der größten Gewandtheit ausweichen konnte. So ging es fort über Gletscher und Eisspalten. Auf einem Eishügel fand v. D. die letzten Spuren organischen Lebens, todte Libellen und Blätter, welche der Wind aus weiter Ferne hierher getragen; traurig und verwundert über das Erscheinen lebendiger Wesen saßen daneben zwei Krähen. Nach 12 Uhr wurde der Gipfel des Berges erreicht und eine rothe Fahne als Signal für die im Bade Stachelberg Zurückgebliebenen aufgepflanzt. Leider konnten, da der Barometer im Heraufsteigen zerbrochen war, keine Untersuchungen damit angestellt werden; v. D.'s Puls, der im Thale 80 Mal in einer Minute schlug, schlug hier 111 Mal. Das Hinuntersteigen war im Allgemeinen weniger beschwerlich, aber an vielen Stellen gefährlicher. Sowohl v. D. als die Führer stürzten oft in Spalten, aus denen sie aber augenblicklich wieder heraufgezogen wurden, und kaum hatten sie einen der gefährlichsten Durchpässe, die Schneerose passirt, so stürzte eine Ladung von Eis und Felsenstücken hinab, welche sie so in Schrecken setzte, daß sie schnell über Eis und Schutt dahinflogen. Schon den folgenden Morgen kamen sie wieder im Bade an. So bestanden v. D. und seine wackern Gefährten glücklich eine Bergbesteigung, die vor ihnen noch

*) Dessen Biogr. siehe im 17. Jahrg. des N. Nekr. S. 287.

Niemanden gelungen war und wahrscheinlich nicht so bald wiederholt werden wird, da die Gefahren dabei viel größer sind, als bei Ersteigung des Montblancs. Er ahnete damals, als er so muthig den Schrecken der Gletscherwelt entgegenging, nicht, daß er drei Jahre später seinen Tod an einem Berge finden würde, den Tausende ohne die geringste Gefahr schon erstiegen. Als rüstiger Fußgänger besuchte er nämlich oft erst Abends den nur 1½ Stunde von Zürich entfernten Uetliberg, wo man eine sehr schöne Alpen- und Fernsicht genießt. So lockte ihn auch am 8. März 1840 die schöne Witterung zu diesem Spaziergange. Erst bei der Dämmerung kehrte er zurück und schlug trotz des Abmahnens der ihn begleitenden Gesellschaft einen sehr steilen Weg ein, um, wie er sagte, in einem Kaffeehause für die Nachfolgenden Quartier bestellen zu können. Am nächsten Morgen fand man ihn mit gebrochenem Genicke an einem steilen Abhange liegen: er scheint auf einem oberhalb befindlichen Eiswalle ausgeglitscht und abwärts auf den Kopf gestürzt zu seyn. Sein Hündchen saß traurig auf dem Leichname und wollte Niemanden sich nähern lassen. Von einer fast unerhörten Menge wurde er zu Grabe begleitet und allgemein bedauert, da sein joviales, ritterliches Wesen Jedermann angezogen hatte und neben der allgemeinen Liebe, die er genoß, auch die Todesart des geübten Bergsteigers Jeden ergriff. Seine trauernde Mutter vollzog pünktlich sein bei der Ersteigung des Tödi abgefaßtes Testament. — Ob und wie vielen Antheil er an der 1840 anonym in Zürich erschienenen Schrift: „Das Panorama von Zürich und Schilderung der in Zürichs Umgebungen sichtbaren Gebirge, nebst Beschreibung der im Jahre 1837 ausgeführten Ersteigung des Tödiberges" hat, in der seine gefahrvolle Wanderung geschildert ist, kann ich nicht bestimmen.

96. Dr. Karl Mühry,

kön. hanov. Hofmedikus, Lehrer an der chirurg. Schule zu Hanover und Badearzt am Seebade zu Norderney;

geb. den 4. Mai 1806, gest. den 9. März 1840 *).

Auf der Grundlage einer sorgfältigen Erziehung und eines umfassenden Unterrichtes durch die Bildungsanstalten und Lehrer seiner Vaterstadt Hanover, suchte er in Göt-

*) Nach: „Medicinische Fragmente" von Dr. Karl Mühry. Herausgegeben von Dr. Adolph Mühry, Assistenz-Wundarzte im königl. hanov. Garderegimente, Lehrer an der chirurgischen Schule zu Hanover. Hahnsche Hofbuchhandlung zu Hanover 1841.

tingen die Studien der medicinischen Wissenschaften auf (1825), nachdem er deren Anfänge schon in Hanover auf der chirurgischen Schule kennen gelernt hatte. Im Jahre 1829 erhielt er die Doktorwürde durch eine werthvolle und anerkannte Dissertation (De spinae dorsi distorsionibus et de pede equino.), worin er nach Abhandlung der Rückgratsverkrümmungen die Ansichten und Verfahrungsweise seines Lehrers Langenbeck, dem er sich besonders angeschlossen hatte, bekannt machte. Nachdem er (1830) dem Staatsexamen vollkommen Genüge geleistet hatte, trat er eine wissenschaftliche Reise an durch Deutschland und fand namentlich zu Hamburg, Berlin, Dresden, Wien und München die in der Medicin, Chirurgie und Augenheilkunde und in der Kenntniß der Welt überhaupt gesuchte weitere Ausbildung. Eine Ausdehnung seiner Reisen in das Ausland wurde gehindert durch das Herannahen der welthistorischen Krankheit, der Cholera; er kehrte zurück (1831), um ihr in Hanover zu begegnen, wohin sie aber, wie bekannt, glücklicherweise sich nicht verbreitete. Auch die damaligen Ausrüstungen des 10. deutschen Armeekorps zum Marsche nach Luxemburg, an dem er Theil genommen haben würde, kamen nicht bis zur Ausführung. Er übernahm nun in Hanover die praktische Ausübung seiner Kunst, die er, neben der trefflichen Anleitung seines Vaters, zunächst einem Armendistrikte der Stadt zuwandte. Später wurden ihm auf der chirurgischen Schule die Vorlesungen über Physiologie und nachher über Materia medica übertragen (1833). Zu dieser Zeit (1834) wurde seine schwankende Gesundheit die Veranlassung, das Seebad Norderney zu besuchen, wodurch er zuerst mit einem Elemente zusammengeführt wurde, das bald der besondere Gegenstand seines Eifers werden sollte. Im Jahre 1836 stellte er in seiner Schrift „Ueber das Seebaden und das norderneyer Seebad" seine Beobachtungen und die Stellung, welche das Nordmeer und die Anstalt auf Norderney einnehmen, dar. Dies Buch trat in mancher Hinsicht gegen bestehende Ansichten in der Seebadelehre, sowie gegen bestehende Autoritäten auf, aber nicht sowohl direkt, als durch die Mittheilung von Erfahrungen und Meinungen an sich. Im Jahre 1836 wurde er zum zweiten Badearzte zu Norderney ernannt und widmete dann fortdauernd seinen Eifer sowohl der Erforschung der Natur des Meeres, als der Förderung des Wohles der Anstalt und der Heilung Suchenden. Seine Bemühungen blieben auch nicht ohne erfreuliche Anerkennung. Wenn auch, was die Norderneyer Badeanstalt selbst dabei betrifft, derselben zu gleicher Zeit

die wirksamsten Begünstigungen und Verbesserungen von Seiten höheren Orts zugewandt wurden und sie dadurch zu einem ihren natürlichen Vorzügen entsprechenden Range unter den Seebädern geführt und emporgehoben wurde, so ist doch seine aus seiner Stellung dabei zweckmäßig unterstützende Beihülfe nicht zu verkennen und ist auch nicht verkannt, daß er binnen sechs Jahren auf eine würdige Weise seinen Namen an den der Anstalt geknüpft hat. Norderney wurde zu der Zeit das besuchteste Seebad in Deutschland. Im Jahre 1839, nachdem er 1837 mit der vom Könige von Preußen für Kunst und Wissenschaft ausgesetzten goldenen Medaille beehrt und nachdem er 1838 zum wirklichen Hofmedikus ernannt worden war, gelang es ihm auch, einen lang gehegten Plan zur Ausführung kommen zu sehen. Zur Aufstellung einer allgemeinen Lehre des Seebadens und der Seebäder (welche in ihrer unvollendeten Gestalt veröffentlicht wird), wobei er sich nicht auf Deutschland beschränken, sondern den Gegenstand gleichsam von einem europäischen Gesichtspunkte betrachten wollte, war ihm ein Besuch zu eigner Ansicht der an den Küsten fremder Länder bestehenden vorzüglichsten Seebäder, so wie auch das Kennenlernen fremder Besonderheiten sowohl im Allgemeinen, als auch für seinen nächsten Zweck von großer Bedeutung. Das bekannte Stipendium Blumenbachianum wurde ihm dazu von dessen berühmten Patron *), diesem mehr als europäischen Gelehrten, überwiesen und dies wurde aus gnädigster Theilnahme und Bewilligung des Königs noch durch eine gleichkommende Summe erhöht. Er bereiste Holland, Belgien, Frankreich und besonders England. Von den mannichfachen Bemerkungen, die er dort sammelte, sind die für sein beabsichtigtes Werk bestimmten, in ihrer ursprünglichen Briefform gelassen und ausgezogen, mitgetheilt worden **). Außerdem wird man auch eine besondere wissenschaftliche Frage, die bislang noch nicht aufgeklärte Ansicht über die Natur der Kuhpocken betreffend, für welche sich gerade zur Zeit in England eine neue, wichtige und vielleicht entscheidende Thatsache ergeben hatte, weiter ausgeführt, dargeboten finden. Diese Reise war das Ende seines Wirkens. Sehr beschwerliche Strapazen in den Wintermonaten, oft im stürmischen Wetter die Meeresküsten entlang und in dem unfreundlichen Klima von

---

*) Dessen Biogr. siehe in diesem Jahrgange S. 124.
**) In den „Medicinischen Fragmenten von Dr. K. Mühry, herausgegeben von Dr. Adolph Mühry. Hanover 1841. Hahn."

England ertragen, schadeten seiner schwankenden körperlichen Gesundheit und störten damit sogar die sonst ungetrübte Heiterkeit seines Geistes. Aufmerksame Leser werden in den erwähnten Briefen die Zeichen davon wohl erkennen können. Schwer ist schon öfter England angeklagt wegen seiner eines kontinentalen Körper und Gemüth mit unbekannter Last bedrückenden Atmosphäre. Diese Anklage, welche ich aus mehr als einer Erfahrung für begründet halte, muß hier wiederholt werden. Zurückgekehrt nach sechsmonatlicher Abwesenheit, konnte nicht die heimathliche Ruhe, verbunden mit freundlichster Aufnahme und mit thätigster Theilnahme seine Genesung bewirken. Er starb bald darauf am obengenannten Tage, aufrichtiges und tiefes und allgemeines Bedauern erregend.

97. Georg Scheiblein,

k. baier. geistlicher Rath, Jubelpriester, Ritter des k. baier. Ludwigsordens, Direkter des geistlichen Korrektionshauses und Pfarrer zu Schmerlenbach;

geb. d. 19. Juli 1766, gest. d. 9. März 1840 *).

Scheiblein war der Sohn des Bürgers und Secklermeisters Wilhelm S. zu Aschaffenburg und dessen Ehefrau Agatha, gebornen Ronn. Seine Liebe zum Lernen bestimmte seinen Vater, ihn studiren zu lassen. Nachdem S. daher die Elementar- und lateinischen Vorbereitungsschulen zu Aschaffenburg mit den besten Zeugnissen der Sittlichkeit und des Fleißes durchgemacht hatte, wurde er nach Mainz, jener damals noch blühenden und berühmten Residenzstadt des großen Kanzlers des deutschen Reichs und Churfürsten-Erzbischofs, auf das dortige Gymnasium gebracht. In allen Klassen erwarb er sich nebst den besten Sittenzeugnissen viele Prämien. Kaum war er den Privatinstruktionen entwachsen, als der fleißige Gymnasiumsschüler selbst schon Instruktionen ertheilte und dadurch von der dritten Gymnasialklasse an in den Stand gesetzt wurde, seinen Eltern nicht nur die Studirkosten zu ersparen, sondern ihnen auch von Zeit zu Zeit kleine Beiträge für ihre eigne Haushaltung zufließen zu lassen. Denn mit kindlicher Liebe hing er an seinen Eltern, besonders an seiner Mutter. Gleich beim Beginne seiner wissenschaftlichen Laufbahn hatte sich S. als Ziel derselben vorgesteckt, ein Arbeiter im Weinberge des Herrn zu werden;

*) Nach: Rückerinnerung an den hochwürdigen Herrn Georg Scheiblein ꝛc. Aschaffenb. 1840.

muthig verfolgte er auch dieses Ziel, obgleich seine Bildungszeit in jene Umwälzungsperiode fiel, in welcher dem Priesterstande, dem er sich widmen wollte, nur Gefahr und Verfolgung in Aussicht gestellt war. In einem Alter von kaum 19 Jahren wurde S. in das geistliche Seminar zu Mainz aufgenommen, wo es ihm höchste Aufgabe war, sich zum frommen, orthodoxen Priester auszubilden, da auch von diesem Institute heterodoxe Ansichten und Meinungen nicht ferne genug gehalten wurden. Je mehr sich dieselben kund gaben, mit desto größerm Eifer und desto feurigerer Liebe umfaßte er die kirchliche Lehre, die er mit den schlagendsten Gründen gegen jeden Angriff zu schützen wußte. Am Feste des heil. Kirchenlehrers Augustin hielt er eine lateinische akademische Rede, wegen deren Gediegenheit er mit der Würde eines Licentiaten der Theologie geschmückt wurde. Nach vollendeter priesterlicher Bildungszeit wurde S. zum Priester geweiht, so daß er am ersten Sonntage des Septembers 1789 in der Pfarrkirche seiner Vaterstadt Aschaffenburg seine erste heilige Messe lesen konnte und bald darauf in der Seelsorge eine Anstellung erhielt. Er wurde Kaplan zu Mudau, einer sehr beschwerlichen Waldstation, dann zu Dorfprozelten, Wiesthal und zuletzt zu Bingen. Ueberall hinterließ er Spuren seiner eifrigen Thätigkeit und Wirksamkeit, namentlich zu Bingen, wo er auch die lateinische Schule als fleißiger Lehrer besorgte und allenthalben durch seine Dienstfertigkeit, Genügsamkeit und weise Umsicht Ehre, Lob und Vertrauen einerntete. Der eifrig funktionirende junge Priester lag aber dennoch lieber dem Gebete und Studium ob, als daß er zeitraubende Gesellschaften, in die er öfters geladen wurde, besucht hätte; dadurch stärkte er sich aber auch zur geduldigen und standhaften Ertragung der Beschwernisse seines Standes, die er bald in vollem Maase fühlen sollte. Bingen war dem Heerde des französischen Revolutionsfeuers zu nahe, als daß nicht auch diese Rheinstadt davon hätte ergriffen werden sollen. Ein so eifriger Priester, wie S. war, wurde daher von den Entzündeten und Klubbisten, wie sie sich nannten, gelästert und verfolgt; ja es drang zu den Ohren seiner tieftrauernden Mutter die gleichwohl falsche Nachricht, ihr Sohn wäre ein Opfer seines Eifers geworden. Der seinen Eltern mit zärtlichstkindlicher Dankbarkeit ergebene Kaplan S. spendete denselben jährlich die Hälfte seines gleichwohl nur geringen Gehaltes, für deren andere Hälfte er theils die nöthigsten Bedürfnisse bestritt, theils durch Anschaffung guter Bücher den Grund zu seiner nachmaligen reichhaltigen und kostbar ausgestatteten Bibliothek legte. Im J. 1798 wurde

S. auf die Stadtpfarrei zu St. Lorenz in Erfurt befördert, wodurch er eine äußerst bedeutende Stellung erhielt, die er auch rühmlich, dem Vertrauen seiner geistlichen Obern entsprechend, behauptete. Denn als Stadtpfarrer von St. Lorenz war er nicht nur Präfekt der katholischen Stadt- und Landschulen, sondern auch Direktor des katholischen Gymnasiums und Assessor beim geistlichen Gerichte. Am 7. Dec. des genannten Jahres traf er in Erfurt ein und trat mit großer Energie sein neues Ehrenamt an. Aber bald sollte er fühlen, daß Würden auch Bürden seyen. In dem am 9. Febr. 1801 abgeschlossenen lüneviller Frieden wurde bestimmt, daß alle in Deutschland bestandenen Erzbisthümer, Bisthümer, Stifte und Klöster aufgehoben und mit den Revenüen derselben die weltlichen Fürsten Deutschlands entschädigt werden sollten, für den in den letzten 10 Jahren im Kriege gegen Frankreich erlittenen Schaden. Das große geistliche Churfürstenthum und Erzbisthum Mainz wurde in Folge dieses Friedensschlusses gleich zuerst eine Beute der Säkularisation und hatte das herbe Schicksal, seine Bestandtheile so recht zertheilt zu sehen an die heterogensten Herren. So kam es denn, daß auch Erfurt, eine churmainzische Stadt, mit andern umliegenden churmainzischen Gebietstheilen an die Krone Preußen fiel. Unter der k. preuß. Regierung wurde nun der Antrag gestellt, das katholische Gymnasium, größtentheils mit Lehrern aus dem Orden des heil. Augustin besetzt, mit dem lutherischen Gymnasium daselbst zu verbinden, oder vielmehr zu vermischen. Man hoffte dadurch einen ganz besondern Zweck zu erreichen, hatte auch schon den einen und den andern Lehrer durch Gehaltserhöhungen für dies Projekt zu gewinnen gewußt; aber es scheiterte an dem festen katholischen Sinne S.'s. Mit tiefem, weit aussehendem Blicke durchschaute er den schlauen Antrag, der nichts Geringeres zu erreichen hoffte, als in Kurzem das ganze katholische Gymnasium zu dekatholiziren, was sich leider nach S.'s Abgange nur zu bald bewährte. Mit Offenheit und Bestimmtheit erklärte sich der Direktor S. gegen den gestellten Antrag. Der in der diplomatischen, wie in der gelehrten Welt berühmte Herr v. Dohm, Präsident der k. preuß. Provinz Erfurt-Eichsfeld, gab sich alle Mühe, ihn umzustimmen und dem angeführten Projekte geneigt zu machen, aber vergebens. Auf das Versprechen einer glänzenden Beförderung erwiederte S. ganz unumwunden, daß er um keinen Preis in der Welt gegen sein Gewissen handeln und seine Ueberzeugung opfern würde. Aber diese offene und aufrichtige Sprache hatte den edlen Präsidenten, weit entfernt

ihn zu beleidigen oder zu verletzen, zu der eben so aufrichtigen Herzensergießung gedrängt: „Jetzt ist S., der Unbestechbare und Unbestürmbare, mir unvergeßlich werth!" So lange S. in Erfurt war, wurde dieser Antrag nicht wieder gestellt. Er war der Retter des katholischen Gymnasiums. Mit nicht geringerer Festigkeit und Klugheit wußte S. auch den Kirchenschatz seiner Pfarrei den räuberischen Händen der am 6. Okt. 1806 die Stadt Erfurt erobernden Franzosen zu entziehen und seiner Kirche zu sichern, während alle übrigen Pfarreien dem stürmenden Verlangen der Franzmänner nach Kirchensilber nicht länger widerstehen konnten. Auch ihm, dem Pfarrer von St. Lorenz, forderten die französischen Kommissäre die Schlüssel zum Kirchenschatze ab. Aber S. hätte lieber sein Leben geopfert, als das ihm anvertraute Kirchengut dem Feinde gutwillig Preis gegeben. Auch der Gewalt wußte er durch Klugheit zu entgehen. Daß er den Franzosen dadurch äußerst verhaßt wurde, war nicht anders zu erwarten. Durch seine entschiedene Katholicität, mit der er die Lauheit seiner Glaubensgenossen zurechtwies, zog er sich auch den Haß mancher Katholiken zu, der jedoch seine Wirkung verfehlte. Diese suchten ihn nämlich bei dem französischen Intendanten, der schon gegen S. aus eben bemerkter Ursache eingenommen war, einzig und allein Schuld zu geben, warum zwischen den Katholiken und Lutheranern in Erfurt eine dem Zeitgeiste entsprechende Harmonie der Gemüther nicht durchgesetzt werden könne. Aber es ward ihm jetzt von protestantischer Seite selbst ein Zeugniß zu Theil, welches ihm eine genügende Satisfaktion für die ungegründete Schmähung und Verdächtigung seyn konnte. Das protestantische Konsistorium zu Erfurt erklärte nämlich in einem amtlichen Anschreiben an den französischen Intendanten, „daß die gegen Herrn S. angebrachte Anzeige eine barsche Lüge sey." Gegen eine solche autorisirte Erklärung konnte nun freilich eine solche Verdächtigung nicht aufkommen. Doch weil seinen Feinden dies nicht gelungen, suchten sie auf eine andere Art ihn gänzlich zu Grunde zu richten. Sie verdächtigten ihn jetzt bei den Franzosen einer Korrespondenz mit Frankreichs Feinden — dachten ihm also die Ehre eines Spions zu! — Eine solche Beschuldigung zündete freilich bei den argwöhnischen Feinden Deutschlands. Das geistliche Kommissariat zu Aschaffenburg wurde sogleich von diesem crimen laesae majestatis in Kenntniß gesetzt. Ueberall hin erscholl schon die Kunde: „S. wird auf die Festung Magdeburg abgeführt!" Er wurde von seinen geistlichen Obern von Erfurt abgerufen und zur Verantwortung nach Aschaffenburg

geladen. S. gehorchte, ohne den Grund der Vorladung zu kennen, noch weniger das drohende Gewitter, das ihm seine Feinde bereiteten, auch nur zu ahnen. Er fand aber auch anderseits viele Theilnahme; so trug ihm, um nur ein Beispiel zu erwähnen, der Bischof Ludwig Colmar zu Mainz die Aufnahme in die Diöcese Mainz an und versprach dem Gedrängten seine Intercession bei dem Kaiser der Franzosen. Im Bewußtseyn seiner vollen Unschuld lehnte er jedoch dieses ehrende Anerbieten des berühmten Kirchenfürsten ab und unterwarf sich der in Aschaffenburg dazu eigens kommittirten Untersuchungsbehörde. Das Resultat der Untersuchung war, daß S. ganz rein und unschuldig befunden wurde. Er sollte demnach seine Stadtpfarrei zu Erfurt wieder beziehen; allein er verzichtete freiwillig auf die Stelle, wo er von mehreren Seiten her angefeindet wurde. Er war damit zufrieden, seine Ehre gerettet, von der Untersuchungskommission unschuldig befunden und auch selbst frei vom Verdachte der Beschuldigung erklärt worden zu seyn. Gern verschmerzte er den nicht unbeträchtlichen Verlust an seinem Hausrathe, den er theilweise in Erfurt wegen der bedeutenden Transportkosten zurücklassen mußte. Zu eben dieser Zeit, als S. auf die Stadtpfarrei Erfurt verzichtete, hatte der damalige Fürst Primas, der große Dalberg, aus einem Theile der Revenüen der in seinem Lande aufgelösten Klöster eine Pfarrei zu Schmerlenbach, einem ehemaligen Benediktiner-Nonnenkloster, gegründet und zugleich einen Theil des stattlichen Klostergebäudes zu einem geistlichen Korrektionshause verwendet. Der jedesmalige Pfarrer sollte Direktor hiervon seyn. Für diese Stelle war S. wie gemacht. Dalberg ernannte ihn zum Pfarrer der neuen Pfarrei Schmerlenbach und zum Direktor des geistlichen Korrektionshauses. Am 17. Febr. 1812 bezog er die Pfarrei und trat sein neues Amt als Direktor an. Gleich beim Beginne seiner Direktion hatte er wegen Verköstigung der Korrigenden eine kränkende Fehde zu bestehen, die aber der gerechte Dalberg damit endigte, daß er die billigen Forderungen des neuen Direktors S. genehmigte. Mit ganzer Seele widmete sich S. dem neuen Berufe, die irrenden geistlichen Brüder, die ihm zur Besserung übergeben wurden, theils mit brüderlicher Liebe, theils mit väterlichem Ernste wieder auf den rechten Weg zu bringen, sie zu heilen von den Gebrechen der Seele durch zweckmäßige Bußübungen, sie aber auch weiter fortzubilden, besonders die jüngern Geistlichen, in der theologischen Wissenschaft, indem er ihnen von Zeit zu Zeit bestimmte Theses nicht nur aus dem Pastoralfache, sondern auch aus der gesammten Theologie ausarbeiten

ließ. Nicht nur die bibliotheca domestica stand ihnen dabei zu Gebote, sondern er verabreichte ihnen auch die vorzüglichsten Bücher aus seiner kostbaren Privatbibliothek. Er machte es zur bestimmten Hausordnung, daß jeder der Korrigenden, er mochte das heilige Meßopfer verrichten dürfen oder nicht, monatlich eine Beichte ablegen mußte und zur Abnahme dieser monatlichen Beichte, die so heilsam auf die Gemüther wirkte, wußte S. einen der Professoren der Theologie am k. Lyceum zu Aschaffenburg zu gewinnen, der dies Heilgeschäft mit großer Bereitwilligkeit und nicht ohne körperliche Unbequemlichkeit (oft bei dem schlechtesten Wetter im Winter) aufs Pünktlichste besorgte. Auch für die körperliche Erholung seiner Korrigenden sorgte er, indem er auf seine eignen Kosten, die nicht unbeträchtlich waren, den öden, sumpfigen, bloß mit Gras bewachsenen ehemaligen Klostergarten bearbeiten, mit den edelsten Obstbäumen bepflanzen, mit den mannichfaltigsten Blumen besäen und mit schattigen Lauben schmücken ließ und diesen in ein kleines Paradies umgeschaffenen Garten ihnen zum Genusse darbot. Nicht selten zog er sie an seinen Tisch, der häufig von vornehmen Gästen aus der Stadt Aschaffenburg und der nachbarlichen Umgebung sowohl, als auch von Männern bewährter Wissenschaft und Frömmigkeit aus der Ferne besetzt war, um sie zu ermuntern und in ihren guten Vorsätzen zu stärken. Daß dieser väterlichen Fürsorge für das geistige und leibliche Wohl der seiner Leitung Anvertrauten oft nur Undank zum Lohne ward, betrübte ihn oft tief, bewirkte aber doch keineswegs eine Aenderung in seinem Benehmen gegen sie. Als das Fürstenthum Aschaffenburg im J. 1814 an die Krone Baiern überging, wurde das herrliche in der Stadt Aschaffenburg stehende Schloß Sommerresidenz des damaligen Kronprinzen Ludwig, nunmehr regierenden Königs von Baiern, von wo aus derselbe das romantisch gelegene Kloster Schmerlenbach besuchte und sich von dem schönen und ruhigen Thale angezogen fühlte. Kronprinz Ludwig betrat auch mit gewohnter Huld die Wohnung des Pfarrers S. — doch dieser hatte eben eine Bittprocession nach Hößbach geführt und als dies Ludwig hörte, eilte er der Procession, die eben auf dem Rückwege begriffen war, entgegen, schloß sich der betenden Gemeinde an und gab sich erst nach geendigter Feier dem Pfarrer zu erkennen. Die religiöse Biederkeit und der gläubige Sinn S.'s, der sich auch im Aeußern kund gab, gefiel dem Prinzen und unserm S. wurde volle fürstliche Gnade zu Theil. Auch als Ludwig den Königsthron bestieg, bewahrte er ihm seine königliche Huld und Gnade, und so oft

als ihn Aschaffenburgs Mauern umschlossen, ward S. mit königlichem Besuche beglückt. Die uninteressirte Anhänglichkeit an das allerhöchste Herrscherhaus, die strengste Sittenreinheit, die umfassenden Kenntnisse, der regste Eifer für jede gute Sache, die ungeheuchelten, wahrhaften und doch zugleich respektvollsten Antworten S.'s gewannen die Gunst des Königs und der früher hochgestellte, nun in stiller Demuth und ländlicher Einfachheit pastorirende Pfarrer wurde am 4. Okt. 1826 tax- und stempelfrei zum k. baier. geistlichen Rathe ernannt. Diese ausgezeichnete Gnade gebrauchte S. nie für sich — ja er lehnte sogar eine ihm angetragene hohe Kirchenwürde ab — sondern einzig in Fürbitte wegen Bedrängter, die auch von der königlichen Milde sogleich erhielten, was er erbeten hatte. Auch die königlichen Prinzen und Prinzessinnen nebst dem Hofpersonale weilten gern bei dem originellen Manne, der für jeden Einzelnen eine anziehende Seite darzubieten verstand. Er wußte auch in den jüngern Prinzen und Prinzessinnen das fromme Gefühl der Andacht durch eigens zu diesem Zwecke auf sinnige Weise angeordnete kirchliche Feierlichkeiten zu wecken, zu beleben, zu erhöhen und der königliche Vater war tief gerührt, als der fromme Greis ein Fest zu Ehren der heiligen Schutzengel, den königlichen Prinzen und Prinzessinnen dargebracht, mit herzerhebender Feier und doch zugleich in ländlicher Einfachheit veranstaltete und sich die höchste Gegenwart der königlichen Jugend dazu erbat, die auch gestattet wurde. Dies veranlaßte unsern geistlichen Rath im J. 1834 zum steten Andenken an die königliche Gnade die alljährige Feier des heil. Schutzengelfestes kirchlich anzuordnen und den Bischof Adam Friedrich von Würzburg — aus dem freiherrlichen Geschlechte von Groß zu Trockau*) — selbst für die Genehmigung dieses königlich-kindlichen und gottsinnigen Festes zu gewinnen. Derselbe versprach handschriftlich, sogar eine Schutzengelbrüderschaft in der Pfarrkirche zu Schmerlenbach auf eigne Kosten stiften zu wollen und erwirkte bei dem Papste Gregor XVI. Ablässe sowohl für das jährliche Hauptfest, als auch für die vier Quatemberfreitage, an welchem die Kirche zu Schmerlenbach von den Gläubigen besucht werden wird. — Obgleich die Fundirung dieser Brüderschaft durch Schwierigkeiten und Mißverständnisse eigner Art verzögert wurde und bis jetzt noch nicht vollzogen ist, indem ein bischöflicher Erlaß den Ertrag des Klingelbeutels und des Opferstockes zur Deckung des jedesmaligen Aufwandes

*) Dessen Biogr. s. in diesem Jahrg. d. N. Nekr. S. 333.

am Feste bestimmte und ersterer nicht üblich und als Neuerung keinen Anklang fand, somit unterlassen werden mußte, letzterer aber nach Verlauf eines vollen Jahres einen einzigen Kreuzer abwarf, so beging denn doch S. alle Jahre das Fest auf seine eignen Kosten und hatte dabei sich der wetteiferndsten Theilnahme der Umgegend jedesmal zu erfreuen. Um jedoch seinem Nachfolger keine neue Last aufzuladen, bemerkte er im Pfarrbuche ausdrücklich, daß der jedesmalige Pfarrer für jetzt nicht verbunden sey, dies Fest abzuhalten, da die versprochene Fundirung noch nicht erfolgt sey. Eine arge Kränkung, die S. widerfahren, dürfen wir nicht verschweigen, um so weniger, da sie ihm höchst unverdient zugefügt wurde und so manche Formen dabei verletzend waren. S. hatte die Gewohnheit, im heiligen Eifer das Laster beim Namen zu nennen und gegen dasselbe auf der Kanzel mit donnernder Rede loszustürmen. Dies benutzten einige von seinen Feinden und suchten einen Theil seiner Pfarrkinder gegen den donnernden Prediger aufzuhetzen. Es wurde eine förmliche Klagschrift bei der weltlichen Regierung sowohl, als auch bei dem bischöflichen Ordinariate eingereicht, worin die Sache so hingestellt worden, als würde das Laster gelehrt. Obgleich die geistliche Oberbehörde den eifrigen Seelsorger S. genau aus persönlichem Umgange kannte, so ließ sie es doch geschehen, daß eine förmliche Untersuchung deshalb stattfand. Alle Gemeindeglieder der Pfarrei Schmerlenbach wurden vernommen. Obgleich der bei der eingereichten Klage am meisten Betheiligte, resp. der Urheber derselben, alles aufbot, um die Gemeindeglieder gegen ihren Pfarrer zu stimmen, weder Drohungen noch Versprechungen sparte, so wollte es ihm doch nicht gelingen. Das Resultat der Untersuchung mochte nicht sonderlich gewesen seyn, weil das Triumphgeschrei der Beschwerdeführer bald verhallte. Aber darin lag auch das Kränkende der ganzen Verhandlung, daß der ehrwürdigste Stand den muthwilligsten Anfällen Preis gegeben wurde und deshalb ward unserm S. die Kränkung doppelt bitter. Wenn auch später ihm so manche Genugthuung geleistet ward — wenn auch selbst reuige Verführte zu ihm flehten, ihnen zu verzeihen — die Schmähung ward dadurch nicht aufgehoben und dem guten Greise preßte nach Jahren noch die Erinnerung daran Thränen aus. — Seine Liebe zu den Wissenschaften beweist seine ansehnliche Bibliothek, welche alljährlich mit den neuesten werthvollen Werken im theologischen und namentlich im historischen Fache bereichert wurde. Er schrieb selbst viele Aufsätze und kurze Abhandlungen, von denen mehrere im Drucke erschienen und wegen der lakoni-

schen Kürze und pikanten Würze sehr ansprachen; ja er unterzog sich auch einige Jahre hindurch dem mühevollen und höchst undankbaren Geschäfte der Redaktion der theologischen Zeitschrift des „Katholiken." Sein Briefwechsel war sehr ausgebreitet und lebhaft, namentlich mit den Bischöfen von Fulda, Würzburg und Speier — und hatte immer nur das Wohl der heiligen Kirche und das Seelenheil seiner Mitchristen zum Gegenstande. — So in rastloser literärischer und seelsorglicher Thätigkeit rückte sein 50jähriges Priesterjubiläum heran. Am 1. September 1839, der gerade auf einen Sonntag fiel, an welchem das von ihm so sehr verehrte Fest der heiligen Schutzengel gefeiert wird, wurde dasselbe auch feierlich begangen. Nach einer Festrede, gehalten von einem Professor der Theologie am k. Lyceum des nachbarlichen Aschaffenburg, hielt der greise Jubelpriester selbst eine Anrede an die zahlreich aus der Umgegend versammelte Christengemeinde mit einer Kraft, die man ihm in seinem hohen Alter und bei seiner seit einiger Zeit geschwächten Gesundheit nicht zugetraut hätte. Einen ehrenvollen Nachklang erhielt das Fest acht Tage darauf, wo der Bischof von Fulda (von Pfaff), ein vieljähriger Freund S.'s, in einem eben so salbungsvollen als gelehrten Vortrage, die hohe Bedeutung des Festes aus einander setzte und in der Klosterkirche zu Schmerlenbach unter Assistenz eines eigens dazu eingeladenen zahlreichen Klerus aus Aschaffenburg pontificirte — eine Ehre, die der dortigen Kirche noch nicht widerfahren. — Auch König Ludwig erhöhte diese Nachfeier durch ein eigenhändiges Gratulationsschreiben vom Bade Brückenau aus, worin er seinen Glückwunsch zum seltenen Feste darbrachte. Doch nicht auf diesen einen Gnadenakt beschränkte sich die königliche Huld; der König verlieh dem Jubelpriester auch das Ehrenkreuz des Ludwigsordens. — Schon längere Zeit an Unverdaulichkeit leidend, fühlte S. sich körperlich sehr geschwächt, so daß er den Gedanken an sein nahes Ende festhielt, so wenig Ursache bei seinem sonst immer noch kräftigen Aeußeren vorhanden zu seyn schien. Und seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen, denn schon am obengenannten Tage machte der Tod seinem Leben ein Ende.

* 98. Karl Ludwig Wiegleb,

evangel. Pastor zu Vlotho (Westphalen);

geb. den 7. December 1763, gest. den 9. März 1840.

Vlotho war seine Geburtsstadt und auch diejenige, in welcher er sein irdisches Leben beschloß. Sein Vater war

daselbst Kantor und Lehrer, ein kenntnißreicher und vielfach gebildeter Mann, der den Sohn in den ältern Sprachen so weit unterrichtete, daß derselbe gleich in Quarta eintrat. Seine Mutter verlor er früh, als er noch nicht 4 Jahre alt war. Von seiner Vaterstadt ging er nach Herford, um das dasige Gymnasium zu besuchen. Es war im J. 1778. Da seine Eltern ohne Vermögen waren, so mußte er seinen Unterhalt sich durch Freitische zu verschaffen suchen. 1785 begab er sich in das Waisenhaus zu Halle und studirte dann auf der dasigen Universität Theologie. Nachdem er 1790 sein theologisches Examen bestanden hatte, hielt er sich von da bis 1806 in seiner Vaterstadt auf und seine Privatschule für Kinder der gebildeten Eltern verschaffte ihm Unterhalt und Beschäftigung. Dabei war er zugleich verpflichtet, jeden Sonntag eine Predigt zu halten. Seine Privatschule erwarb sich jedoch bald einen guten Ruf und noch in spätern Jahren hingen Schüler und Schülerinnen mit großer Liebe an dem theuern Lehrer. Im Okt. 1806 ward er als zweiter Prediger nach Hepen berufen und verheirathete sich hier am 9. Juni 1807 mit Johanna Charlotte, der Tochter des Schiffers Duisenberg, die ihm eine Tochter schenkte, welche sich am 7. Dec. 1834 mit dem Baron Heinrich Arnold Joseph v. Dircinck, Edlen v. Holmfeld, einem Sohne des Hofkammerraths und Postdirektors v. Dircinck *) in Bocholt, verheirathete, leider aber schon 1837 starb. Später ward W. als zweiter Prediger in seine Vaterstadt versetzt und als der erste Prediger starb, vereinigte man die beiden Stellen und verlieh sie unserm W. Häusliche traurige Ereignisse, so wie später in den Jahren 1833 bis 1836 manche Unannehmlichkeiten von Seiten des Presbyteriums äußerten ihre nachtheilige Wirkung auf die sonst sehr gute Gesundheit unsers W. und er hatte öftere schlagartige Anfälle, die ihn sogar einige Male in der Kirche überfielen; doch litt seine Wirksamkeit darunter keineswegs. Dessen ungeachtet drang man darauf, ihm einen Gehülfen zu geben. Er fand sich dadurch aber verletzt und widersetzte sich; späterhin jedoch entschloß er sich freiwillig, in der Person des Kandidaten Göcker, der erster Lehrer der dortigen Bürgerschule war, einen Gehülfen anzunehmen. Schnell und unerwartet endete am obengenannten Tage ein Schlagfluß sein Leben. Sein Begräbniß war höchst feierlich. Der Hülfsprediger Göcker, der Pastor Schreiber und der langjährige Kollege des Verstorbenen, der Prediger Günther an der reformirten Kirche, hielten Reden.

Arendt.

*) Dessen Biogr. steht im 14. Jahrg. des N. Nekr. S. 176.

* 99. Heinrich Ferdinand Klemm,

k. sächs. Kreissteuereinnehmer zu Leipzig;

geb. d. 2. Okt. 1783, gest. d. 11. März 1840.

Ein Sohn des Dorfschullehrers zu Frauenhain, war K. schon im 9. Lebensjahre als ganz arme Waise wegen seiner Erziehung und seines Unterhalts auf die Dürftigkeit seiner Anverwandten verwiesen. Um nur leben zu können arbeitete er seit seinem 14. Jahre als Schreiber bei Juristen, benutzte aber diese Gelegenheit, namentlich beim Advokaten Knöfel in Meißen, der sich seiner wesentlich annahm, zu Erlangung jener Geschäftskunde, durch deren treue Anwendung und stete vielseitige Erweiterung er zu immer höherer Dienstbefähigung sich selbst heranbildete. Zuerst 1804 Registrator bei den Gerichten des Stiftes zu Meißen und mit dessen Steuereinnahme beauftragt, ward er mit der sächs. Steuerverfassung überhaupt vertraut, daher 1811 als Kreissteuerrevisor angestellt und 1813 nach Dresden versetzt. Als die Kriegsunruhen seine dortige Dienstwirksamkeit störten, ward K. interimistisch als Sekretär des Kreisreservemagazins in Meißen angestellt, bis er Ende 1813 in jene nach Dresden wieder eintreten konnte, neben welcher er 1814 die Funktion als Tranksteuerrevisor übernahm. Im Jan. 1823 ward K. als Kreissteuereinnehmer zum Stifte Wurzen, bald darauf zu Aufarbeitung früherer Reste nach Plauen und im Mai 1824 nach Leipzig versetzt, wo er bis zu seinem Tode verblieb und diese Stelle, dieselbe, auf welcher Christian Felix Weiße thätig gewesen, bis zu deren Aufhebung bekleidete. Bei der Umgestaltung der sächs. Finanzverwaltung hatte K. die Veränderungen des Steuerwesens mit großer Anstrengung ins Werk zu setzen und stand mit dem angeführten Titel seit Anfang 1835 bis zu seinem Tode nicht nur der Bezirkssteuereinnahme in Leipzig vor, sondern daneben auch noch der Steuerkreditkasse und dem damit verbundenen Staatsschulden-Kassenwesen, so wie der Kommission zur Gewerbe- und Personalsteuerregulirung für die Stadt Leipzig. Die amtliche Laufbahn K.'s ergibt schon, daß er die zu den ihm anvertrauten wichtigen und umfangreichen Geschäften erforderlichen, höchst schwierig zu erlangenden Kenntnisse und in deren Anwendung größte Pünktlichkeit, Ordnung, Sorgfalt, Treue und unermüdliche Thätigkeit besaß. Allein zur seltnen Auszeichnung gereicht ihm die Vielseitigkeit und Gewandtheit, durch welche es möglich war, daß er eben so das in Sachsen seit Jahrhunderten her sich datirende Steuerwesen

während dessen Geltung ausführen, als auch dessen eingetretene gänzliche Umgestaltung in seinem Bereiche einrichten und die neue Steuerverfassung mit derselben Umsicht und Klarheit wie die frühere verwalten konnte. Aber eben so zur seltnen Auszeichnung gereicht K. die Art seiner geschäftlichen Ausbildung, welche, vom Kopisten beginnend, durch fleißige Benutzung der jedesmaligen Hülfsmittel ihm neben jener praktischen Tüchtigkeit den auf das Ganze gerichteten Umblick des höhern Steuerbeamten verlieh. Dabei verfiel K. nie in den häufigen Fehler nur praktisch, namentlich im Rechnungsfache gebildeter Beamter, in einen peinlichen Pedantismus, indem gerade die gewandte und leichte Geschäftsbehandlung, wobei er freilich manche Arbeit Anderer übernahm, den Verkehr mit ihm sehr förderte. Allen denen, die vom niedern Dienste Höheres anstreben und denen die Verhältnisse die Wahl eines zunächst mechanischen Berufes nur verstatten, dient K. zum ermuthigenden Beispiele, eben so wie zur Widerlegung der neuerlich sich befestigenden Praxis, in die mittlern Verwaltungs-, namentlich Finanzstellen, entweder ausgediente Militärs, welche in einen ganz fremden, ihnen eine bloße Versorgung erscheinenden Wirkungskreis treten, oder junge, kaum der Universität entwachsene Beamte einzuschieben, welche diese viele Erfahrung verlangenden Stellen als bloße Durchgangsposten betrachten, auf welche wohl gar vornehm herabgeblickt wird. K.'s Geschäftsführung ward bei seinem unerwartet schnellen Tode die Genugthuung, daß die Rechnung eben so, wie die der von ihm verwalteten Hauptkassen des Landes, abgeschlossen war, gleichsam als sey sie zur Uebergabe vorbereitet. — K. war zwar von mittler Größe und in letzter Zeit ziemlich stark, hatte aber einen fein organisirten Körper. Seine lebhafte Erscheinung verfehlte den gefälligen Eindruck nicht, welche seinen geschäftlichen und geselligen Verkehr auszeichnete. Ein schroffes Entgegentreten, das seiner Natur nicht gemäß gewesen, ward durch seine Lebenslagen ihm erspart. Einer scharfen Verstandeskraft, einem heitern Witze stand Gemüthlichkeit, Herzlichkeit, Treue der Gesinnung, unerschütterliche Rechtlichkeit zur Seite. K. war zwei Mal verheirathet und suchte seine Erholung im Kreise seiner Angehörigen, von denen sein ältester Sohn in den letzten Jahren ihm als Gehülfe zur Gewerbesteuerkommission für die leipziger Umgegend beigegeben war und in deren Verwaltung nach seinem Tode sein Nachfolger ward. Eine nervöse Brustentzündung, eine schon einmal in früheren Jahren bestandene

Krankheit, raffte nach kurzem Krankenlager K. in seiner vollen Kraft dahin.

100. Karl Messow,

Redakteur der süddeutschen Buchhändlerzeitung zu Stuttgart;

geb. d. 19. Okt. 1802, gest. d. 11. März 1840 *).

Messow wurde in Brandenburg an der Havel geboren. Seine Eltern (sein Vater war Tuchmacher) hatten durch den Krieg 1806 und die Ausbreitung des Maschinenwesens in ihrem Geschäfte starke Verluste erlitten und lebten in ziemlich dürftigen Umständen, in welchen der Vater auch bald starb. Unser M. besuchte bis zu seinem 14. Jahre die Bürgerschule seiner Vaterstadt und darauf daselbst das Gymnasium, das unter des gelehrten Dr. Bardt Leitung einen hohen Ruf erlangt hatte. M. war schon damals ein vorzüglicher Kopf und zeichnete sich durch ganz besondern Fleiß und Sittenreinheit aus. Die beschränkte Lage seiner Eltern erlaubte ihm nicht, sich dem Studium zu widmen, wozu er, neben seinem Talente, auch große Lust und Neigung zeigte. Er verließ bei seiner Versetzung nach Sekunda das Gymnasium, um sich dem Buchhandel zu widmen und trat am 1. Januar 1817 bei Wiesike in Brandenburg in die Lehre. Wiesike weiß ihm nur das beste, ausgezeichnetste Zeugniß zu geben; bei seinem Talente und der leichten Auffassungsgabe seines schon früh starken Geistes ging Alles, was er ergriff, schnell und glücklich von Statten. 1822 verließ er das Wiesike'sche Geschäft, um in der Dyk'schen Buchhandlung in Leipzig einzutreten. Nachdem er einige Jahre daselbst verweilt, ging er zu Trachsler nach Zürich. Es war um diese Zeit, wo der Buchhandel in der Schweiz und namentlich in Zürich sich zu heben und auszubreiten begann; das war ein Feld für unsern jungen M. Trachsler überließ ihm sehr bald die Leitung des ganzen Geschäftes, das unter dieser sich sichtlich hob und an Ausdehnung und Größe täglich gewann. Als Beweis seines ganzen Zutrauens und Dankes nahm Trachsler den Verstorbenen als Associé auf; nach Trachsler's Tode, etwa 1830—1831, übernahm M. das Geschäft käuflich. — Hier beginnt eine Periode in M.'s Leben, über die ich gern gänzlich schweigen möchte, von der auch der Selige höchst ungern sprach, ja selbst gegen seine nächsten Verwandten und Angehörigen, denen er sonst mit ganzer Liebe anhing und von welchen er seine alte Mutter mit besonderer

*) Nach der süddeutschen Buchhändlerzeitung. 1840. No. 27.

kindlicher Liebe verehrte und treu nach Kräften unterstützte, stumm und mittheilungslos blieb. Die politischen Umwälzungen während der Jahre 1830—1832 in der Schweiz sind bekannt; wir wissen, welche Elemente damals dort gegen einander stritten; es konnte nicht fehlen, daß unser M., bei seinem Sinne für alles Große, für Freiheit und Recht, bei seiner Reizbarkeit und seinem durchgreifenden, vielleicht zu radikalen Wesen den Parteiungen der Republik nicht fremd blieb, deren Bürger er geworden und als solcher mitwirken wollte. Dies mußte ihm Feinde, bittere, unversöhnliche Feinde machen, die bei solchen Zwisten, gerade in der Schweiz und gerade gegen Ausländer, keine Schonung kennen. Und wie das so geraden, etwas schroffen Charakteren stets zu gehen pflegt: sie schaffen sich auf der einen Seite bittere Feinde, auf der andern in Schwärmerei mit ihnen erglühende Freunde. Der junge Mann kannte die böse Welt noch nicht; er vertraute zu viel diesen Freunden, zumal ihre und also auch seine Seite die Oberhand gewonnen, und als nun die Tage der Bewährung kamen, wo gehalten werden sollte, was man ihm versprochen, die Tage der Noth, die ja überall kommen, da zogen diese treulosen Freunde schmachvoll die Hand von ihm zurück.... M. mußte unterliegen! Dies traurige Ereigniß, so sehr er auch mit dem regsten Eifer eines Ehrenmannes und mit Entziehung alles nur irgend Entbehrlichen seiner selbst bemüht war, später seinen Verbindlichkeiten nach Kräften zu genügen, übte doch, und wohl natürlich, einen sehr bedeutenden Einfluß auf sein ganzes Wesen aus. M. schloß sich mehr und mehr ab von aller Geselligkeit, wurde noch schroffer, scheinbar sogar härter, und bei näherem Umgange war es ihm leicht anzumerken, ein tiefer Gram fraß in seinem Innern. M. weilte nach dem so unglücklichen Schlage noch einige Zeit in der Schweiz, theils zur Regulirung seiner Privatangelegenheiten, theils später, und im Auftrage von Karl Hoffmann in Stuttgart, dessen Bruder Franz bei Gründung seines neuen Etablissements zuerst in St. Gallen und dann in Zürich behülflich zu seyn und die Leitung desselben zu übernehmen, das unter dieser auch sich glücklich hob und ausbreitete. Karl Hoffmann wünschte aber für sein stuttgarter Verlagsgeschäft unsern M. als Geschäftsführer welche Stelle derselbe auch, nach Stuttgart sich übersiedelnd, Ende 1836 antrat. Das war gerade zu der Zeit, wo der süddeutsche Buchhandel seinen blühenden Aufschwung zu nehmen begonnen und Stuttgart in seiner literarischen Regsamkeit und Produktivität von immer größerer Bedeutung für den gesammten Süden

zu werden angefangen; das konnte unserm M., der überall, wo er wirkte, stets gleich den Zuständen den Puls fühlte, nicht entgehen und er, der auf das geistige Uebergewicht in allen Dingen sah, durchschaute es bald, daß es dem süddeutschen Buchhandel und seiner Hauptstadt nur an einem Organe fehlte, welches dessen Interessen, Fortschritt, Wohl und Wehe in öffentlicher Besprechung reguliren könnte. So gründete er 1838 die „süddeutsche Buchhändlerzeitung" und mit dem Entstehen dieser war einer seiner liebsten Wünsche in Erfüllung gegangen. Die süddeutsche Buchhändlerzeitung war das erste selbstständige Blatt, das den Interessen des Buchhandels gewidmet war, das erste Buchhändlerblatt, das eine Farbe, freilich eine in den Grundtönen denen des Redakteurs entsprechende Farbe hatte. „Der Redakteur muß das Blatt leiten," sagte der Selige immer, „nicht bloß in demselben aufnehmen, was ihm von da und dort eingesandt wird, und auch Letzteres geschieht nur (wie er so gern sich ausdrückte,) „„vorbehaltlich des Hausrechts der Redaktion, auch ein Wörtchen mitsprechen zu dürfen;"" jede Zeitung muß ihre Stellung haben, setzte er hinzu, und wahrlich, die seinige hatte sich sehr bald, schon im zweiten Jahre eine solche ganz feste und bestimmte errungen. Im letzten Jahre fing M. an, häufiger zu kränkeln und über Unwohlsein zu klagen; seine Freunde riethen ihm, sich zu schonen und in seiner Häuslichkeit sich zu pflegen; davon wollte er aber nichts wissen; nichts war ihm mehr zuwider, als das Verzärteln und oft spottete er die Andern dieserhalb aus. So fuhr er fort in seiner Thätigkeit, die er, außer den Stunden im Geschäfte, neben der Leitung seiner Zeitung auch andern Arbeiten der Art, von denen ich hier nur das Adreßbuch für den süddeutschen Buchhandel, so wie die Buchhandlungsverzeichnisse, Nord- und Süddeutschland besonders, rc. nennen will, zuwandte. Indeß bestimmten ihn diese und der Wunsch, ganz unabhängig die ganze Zeit seiner Muße seinen Arbeiten widmen zu können, — mit Anfang des Jahres 1840 seine Stelle im Hoffmann'schen Geschäfte aufzugeben. So hatte er sich denn wieder, in glücklicher Häuslichkeit, umgeben von seiner Frau und seinem einzigen Sohne, lebend, eine unabhängige Stellung errungen, die, so wenig sie auch äußerlich brillant zu nennen war, doch seiner anspruchslosen Einfachheit genügte. Alle seine Mittheilungen aus dieser Zeit lauteten sehr heiter und glücklich: er schaute mit froher Zuversicht in die Zukunft; ja, in seinem letzten Briefe an mich, drei Tage vor seinem Tode geschrieben, sprach er mit der kindlichsten Freude von seinem Plane, in diesem Sommer,

nach so langer Trennung, die theure Heimath und die theuren Seinen dort wiederzusehen. — Es sollte nicht seyn! Noch ehe dieser Brief mir in die Hände kam, war dessen Schreiber nicht mehr unter den Lebenden! Ein Schlaganfall entriß ihn uns plötzlich! — Der gesammte deutsche Buchhandel hat in M. einen seiner thätigsten, würdigsten Angehörigen verloren, der in ihm für sein Wohl gewirkt hat: der süddeutsche insbesondere den treuen, kräftigen Leiter des Organs, das er hauptsächlich für die Vertheidigung seiner Interessen und seines Wohles gegründet und fortgeführt hatte.

Julius Springer.

* 101. Georg Friedrich Baumgärtel,

Doktor der Philosophie und emeritirter Schullehrer zu Leipzig;

geb. im J. 1760, gest. den 12. März 1840.

Sein Vater, Johann, ein thätiger, lebhafter und dienstwilliger Mann, war kurfürstl. sächs. Finanzsensal, seine Mutter eine geb. Weise. Beide thaten, was sie vermochten, für seine gute Erziehung. Den ersten Unterricht ertheilten ihm geschickte Hauslehrer und hernach vom J. 1772 bis 1779 besuchte er die damals unter Fischer's (den 11. Okt. 1799) Rektorate sehr blühende Thomasschule seiner Vaterstadt Leipzig. Im letztgenannten Jahre kam er auf die Universität derselben und hörte bei Seydlitz und Platner Philosophie, bei Wenk Geschichte, bei A. W. Ernesti, Reiz, Beck und Forbiger über die alten Sprachen und Literatur und bei Burscher, Körner, Morus, Forbiger, Enke und Schleusner über die verschiedenen Theile der Gottesgelahrtheit. Bei diesen Studien unterstützte ihn der leipziger Magistrat und mehrere Gönner, namentlich Professor Seidlitz, so daß er — nach zuvor eben nicht sonderlich überstandenem Examen — am 10. Febr. 1785, nach damaliger Weise, öffentlich und feierlich zum M. A. und D. Ph. creirt ward. Als der an Dr. Körner's († d. 4. Jan. 1785) Stelle zum Superintendenten nach Leipzig berufene Dr. Rosenmüller von Gießen am 16. März 1786 sein ordentliches theologisches Lehramt angetreten, hatte Baumgärtel das Glück, dessen Amanuensis und zugleich eine Zeit lang Informator von dessen viertem Sohne, Philipp, jetzigem Pfarrer in Belgershayn bei Grimma, zu werden. Auf die Empfehlung Rosenmüller's ward B. bei Errichtung der Rathsfreischule 1792 als Lehrer angestellt. Er wirkte in dieser ausgezeichneten Anstalt bis 1797, wo er als fünfter Kollege und Baccalaureus funerum an die Thomasschule, so wie auch als Lehrer an die vom Buchhändler Johann Wendler († d. 14. Okt. 1799) gestiftete Armen-

schule kam und wußte in diesen Aemtern die Zufriedenheit der Vorgesetzten und die Achtung und Liebe der Schüler sich zu erwerben. Wegen seiner hohen Jahre ward er am 1. Nov. 1831 mit Beibehaltung seines vollen Gehaltes an der Thomasschule, so wie zu Ostern 1832 an der Wendler'schen, auch mit Pension in Ruhestand versetzt. In diesem beging er 1835 unter manchen Beweisen liebevoller Theilnahme sein 50jähriges Magisterjubiläum, bei körperlichem und geistigen Wohlseyn, dessen er auch bis an seinen sanften Tod sich erfreute. Noch kurze Zeit vor demselben machte der kleine, äußerst höfliche Greis täglich ziemlich weite Spaziergänge. Er hinterließ einen Sohn und eine Tochter, die ihm zur Ehre gereichen. Jener steht als ein geschickter Uhrmacher zu Leipzig in der Achtung seiner Mitbürger und diese ist mit einem Kaufmanne daselbst seit einigen Jahren glücklich verheirathet. — B. hat als Autor sich mit folgenden Schriften gezeigt: Die Briefe des Apostels Petri übersetzt und mit Anmerkungen erläutert. Leipzig 1788. — Etwas über den sichtbaren Leichtsinn bei öffentlichen Hinrichtungen der Missethäter. Ebd. 1790. — Katechetische Entwickelung religiöser Gegenstände. 1s Bändchen. Ebd. 1799. — Abriß der Glaubens- und Sittenlehre in biblischen Sprüchen, mit Erläuterungen. Ebd. 1801. — Register zum Handbuche des protestantischen Kirchenrechts von Dr. Kers. Ebd. 1801. — Blumenkränze. Ebd. 1838.

* 102. Gustav Wilhelm Struckmann,

Doktor der Rechte und Justizrath zu Osnabrück;

geb. den 31. Okt. 1796, gest. den 12. März 1840.

St. wurde zu Osnabrück geboren. Der Vater *), damals Sekretär des Magistrats, später Regierungsrath bei der Landdrostei, war ein sehr gebildeter, kenntnißreicher, in Geschäften gewandter Mann, dessen ganze Umgebung von seinem Geschmacke und seiner auf Kenntniß gestützten Liebe zur Kunst zeugte, heiter, gesellig, von einnehmenden Sitten; die Mutter, eine ächt deutsche Hausfrau von sanftem, religiösen Sinn; beide ein Muster ehelicher Liebe, fanden sie ihr höchstes Glück im Kreise ihrer Kinder. Sie hatten 4 Söhne, unter denen Gustav der 3te war; 2 von ihnen, älter als dieser, und ein jüngerer starben frühzeitig, so daß jener mit 2 Schwestern die Liebe der Eltern theilte, wie die Geschwister durch Liebe auf das Innigste verbunden waren. In der heitersten Umgebung floß des Sohnes Jugend hin. Das vä-

*) Dessen Biogr. siehe im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 266.

terliche Wohnhaus, nach des Besitzers Plan und unter seiner Aufsicht sehr solide, geschmackvoll und in den reinsten Verhältnissen gebaut, geziert mit den schönsten Kupferstichen und Nachbildungen antiker Kunstwerke, mochte früh in ihm Empfindung für das Schöne und die Kunst wecken, welche später so erfreulich und bedeutend ausgebildet wurde; wie ein großer, das ganze Haus umgebender Garten, dem Bedürfnisse der Familie und dem veredelten Sinne für Natur entsprechend, der jugendlichen Fröhlichkeit und heitern Spielen hinlänglichen Raum bot. Gustav war ein sehr munterer, lebensfroher Knabe; doch blieb ihm jedes wilde, ungestüme Wesen fremd; sein Gemüth war ungemein weich, sein Sinn biegsam; er war durch ein Wort zu lenken und nie waren Eltern und Lehrer ihn zu strafen genöthigt. Seine Kinder- und Knabenjahre fielen in eine Zeit, wo die Vaterstadt durch den Krieg und die französische Occupation hart bedrängt wurde; aber theils war er zu jung, als daß diese Zeit ernstlich auf ihn hätte einwirken können, theils wurde sie ihm bei dem großen Vermögen seiner Eltern weniger fühlbar. Konnte der Vater sich auch in jenen ununterbrochenen Unruhen, die ihn persönlich sehr in Anspruch nahmen, mit dem Sohne nicht so viel beschäftigen, als er wünschte, so ward doch für Unterricht und Bildung nichts gespart und der fähige Knabe wuchs zu inniger Freude seiner Eltern und Lehrer heran. Früh zeigte sich in ihm eine besondere Lust zum Zeichnen und Modelliren und manche artige Arbeiten in dieser Art sind von ihm aus jener Zeit noch übrig. Nachdem St. die Vorbereitungskenntnisse für die Universität auf dem osnabrückischen Rathsgymnasium gewonnen hatte, begab er sich Ostern 1814, im 18. Jahre seines Alters, nach Göttingen, um daselbst die Rechtswissenschaft zu studiren. Er that dieses mit unverdrossenem Eifer, dem Wunsche des Vaters genügend, obgleich seine eigentliche Neigung anderen Gegenständen zugewendet war; und er wußte seine Zeit so gut zu nutzen, daß er neben der Jurisprudenz auch die Mathematik und zwar gründlich treiben und manche Stunde den Studien der Kunst widmen konnte. Auch auf der Universität, wie fröhlich er diese schönen Jahre genoß, wie gern er die Genüsse seiner Kameraden theilte, blieben seine Sitten rein und Rohheit und Zügellosigkeit blieben fern von ihm. Nachdem er $3\frac{1}{2}$ Jahre in Göttingen zugebracht, studirte er noch ein halbes Jahr in Berlin, mehr und mehr seiner Wissenschaft die interessante Seite abgewinnend, und kehrte im Frühjahre 1818 nach Osnabrück zurück, worauf er in die Zahl der Auditoren und zwar an der Justizkanzlei seiner Vaterstadt auf-

genommen wurde. Dies war nöthig für die künftige Karriere St.'s. Doch hielt er die Bildungszeit für das Leben keineswegs mit den Universitätsjahren für abgeschlossen. Reisen sollten ihm die Anschauung eines größeren Lebens geben, auf Italien, das Land der Kunst, war sein Sinn gerichtet und der Vater stimmte freudig in die Wünsche des Sohnes ein. Im Herbste 1818 trat St. in Begleitung einiger gleichgesinnter Freunde die Reise nach Italien an, die ihn durch die Schweiz führte. In jenem Lande blieb keine Stadt von Bedeutung unbesucht; in Rom weilte er am längsten, nach ihr in Neapel. Welchen Genuß diese Reise ihm gewährte, welchen Gewinn sie dem wohl Vorbereiteten brachte, das erfuhren diejenigen, denen er nach Beendigung derselben sich mittheilte, die später gewahrten, wie sein Geschmack sich gebildet, wie sein Sinn für die ächte Kunst gediehen, wie St. überhaupt das Leben reiner, großartiger zu fassen befähigt worden war. Im Spätsommer 1819 kehrte er nach Osnabrück zurück und arbeitete nun, nicht verwöhnt durch die Genüsse Italiens, sondern gestärkt für ernste Geschäfte, an der Kanzlei. Nach zwei Jahren fühlte er sich im Stande, sich dem Examen bei dem Oberappellationsgerichte in Celle zu stellen und er bestand dasselbe mit Ehren, worauf er unter die Assessoren der osnabrückischen Kanzlei aufgenommen wurde. Es war damals, in den nächsten Jahren nach der Abwerfung des französischen Joches, eine gute Zeit für diejenigen, die sich in irgend einem Fache dem Staatsdienste gewidmet hatten, namentlich für die Juristen. Schon im J. 1822 wurde St. wirklicher Justizrath und zwar, zu innigster Freude seiner Eltern, Geschwister und Freunde, an jenem Gerichtshofe seiner Vaterstadt. So in einem angesehenen, zu würdiger Thätigkeit führenden Amte lebte er noch einige Jahre im Hause des Vaters, an den, wie an Mutter und Schwestern, ihn immerfort die innigste Liebe knüpfte. Wirklich konnte man das Verhältniß zwischen Vater und Sohn nicht schöner dargestellt sehen, wie dieses sich stufenweise zu einer herzlichen, von Seiten des Sohnes ehrerbietigen Freundschaft gestaltet hatte. Inzwischen kam die Zeit, wo des Vaters sehnlicher, vollends in seiner ausnehmend glücklichen Lage natürlicher Wunsch, seinen Namen, sein Geschlecht fortgepflanzt zu sehen, erfüllt werden sollte. St. vermählte sich am 3. Juni 1828 mit Sophie Weber, der Enkelin eines Hauses, mit dem das väterliche seit vielen Jahren in freundschaftlicher Verbindung gelebt hatte. So gründete denn St., sich vom Vater trennend, ein eigenes Haus; und ein erfreulicher Anblick war es, wie der letztere bemüht war, dem jun-

gen Ehepaare die Wohnung, die dasselbe aufnehmen sollte, solide, bequem, heiter zu bereiten. Dafür beglückte ihn im Frühling des nächsten Jahres ein Enkel, der die letzten Lebensjahre des Großvaters ungemein erheiterte. Dieser starb am 15. März 1831, fünf Jahre später die Mutter, beide von dem Sohne und von den Töchtern tief betrauert. Um so fester wurde das Band, welches die Geschwister an einander schloß und auch hier erwies sich das Glück dem, von welchem wir schreiben, günstig. So lange er der Eltern als Führer, als Beistand bedurfte, waren sie ihm treu, einsichtsvoll und thätig zur Seite; er sah sich beglückt durch sein Gedeihen, sein Fortkommen in der Welt, durch das, was sein Glück machte und sie verließen ihn erst, als er in dem neu gegründeten Hause, in der Verbindung mit einer gleichgesinnten trefflichen Gattin den schönsten Halt, Erheiterung und Trost für das Leben gewonnen hatte. Daß des Mannes Wirken die natürlichste Grundlage in einem wohlbegründeten Hause finde, daß aus diesem Ruhe und Heiterkeit, ohne welche kein Geschäft gedeihen kann, hervorgehe, ist oft bemerkt worden. Dies bestätigte sich auch bei St., dessen Thätigkeit von Jahr zu Jahr kräftiger und weiter wurde. Er begnügte sich nicht mit der, welche sein stets gewissenhaft von ihm verwaltetes Amt forderte. Seit dem Jahre 1827 arbeitete er an der juristischen Zeitung für das Königreich Hanover, zu welcher er in zwanzig Abtheilungen (bis zum J. 1835) „Beiträge zur Kenntniß des osnabrückischen Eigenthumsrechts," dann im J. 1836 als Supplement „Rechtsfälle aus dem Gebiete des osnabrückischen Eigenthumsrechts" lieferte, Arbeiten, die von Kundigen sehr geschätzt werden. Dabei vergaß er der von den Knabenjahren an geliebten Kunst nicht. Nichts, was im Gebiete der bildenden Künste Neues und Bedeutendes erschien, blieb ihm fremd; seine vortreffliche Sammlung von Kupferstichen, für die er in Italien besonders thätig gewesen war, mehrte sich von Jahr zu Jahr; auch Gemälde, namentlich von osnabrückischen Künstlern, wurden erworben; an dem hanoverischen Kunstvereine nahm er den thätigsten Antheil und wo er angehende Künstler seiner Vaterstadt unterstützen konnte, geschah dieses auf das Bereitwilligste mit Rath und That. Doch — was St. zur größten Ehre gereicht — über dieser Liebe zur Kunst, die nur zu leicht von praktischer Wirksamkeit für die Gegenwart abzieht, vergaß er diese und ihre Anforderungen nicht. St. war einer der wackersten und thätigsten Bürger Osnabrücks, ja er setzte eine Ehre darein, osnabrückischer Bürger zu seyn, und seine letzten Jahre fielen

in eine Zeit, wo er durch die That bewähren konnte, daß er ein ächter Bürger dieser Stadt sey. Als gegen den Magistrat derselben sich eine Partei erhob und unter andern eine Trennung des Stadtgerichts von der Administration und Uebertragung des erstern an das königliche Amt begehrte, schrieb St.: „Einige Winke an meine Mitbürger über das hiesige Stadtgericht. 1836;" und als der Magistrat vielfältig in öffentlichen Blättern und anderweitig angegriffen wurde, suchte er in einer Schrift (1837) die irrigen Urtheile über denselben zu berichtigen. Als in demselben Jahre der König das bestehende Grundgesetz des Staates einseitig aufhob, war er einer derer, die sich, auf Gründe und Recht gestützt, am entschiedensten auf die Seite des für das Bestehende streitenden Magistrats stellte und ohne Furcht und eigennützige Besorgniß seine Meinung aussprach. Jener Akt und die aus ihm hervorgehenden Ereignisse trübten übrigens die letzten Jahre seines sonst so glücklichen Lebens; Wenige haben dieselben so schmerzlich empfunden wie er. Doch brachte ihm das Jahr 1837 auch eine unerwartete Freude, nicht sowohl durch eine Auszeichnung, die er erfuhr, als weil er in dieser erkennen mußte, daß sein edles Wirken und Streben auch in einem weitern Kreise anerkannt wurde. Als er im Sept. dieses Jahres durch das Jubiläum der Universität Göttingen nach diesem Orte, wo er einen großen Theil seiner Bildung gewonnen, gezogen worden war, wurde er freudig überrascht, als er bei dem feierlichen Aktus der Promotion in der Aula der Universität unter den neu creirten Doctoren des Rechts auch sich genannt hörte. Den schönsten Trost aber fand er im Schooße seiner Familie, in der Achtung und dankbaren Liebe seiner Mitbürger, von der er auch dadurch einen Beweis erhielt, daß er im J. 1837 durch eine von den beiden protestantischen Gemeinden Osnabrücks zum Kirchenrath an St. Katharinen erwählt wurde. Auch in dieser Würde bewies er sich ungemein thätig und erfreulich war es, zu sehen, wie er, der von frühester Zeit an Religion und Christenthum mit Herz und Verstand aufgefaßt und innig verehrt und geübt hatte und sich's angelegen seyn ließ, genauere Kenntniß der Religion in ihrer äußern Erscheinung, der Kirche, der verschiedenen religiösen Ansichten der neuern Zeit zu gewinnen, wie er für die Kirche, deren Bestand und Wohl ihm anvertraut war, und für ihre Diener sorgte. So vielseitig beschäftigt, fand St. dennoch Zeit für andere gemeinnützige Thätigkeit. In demselben Jahre, wo er zum Kirchenrath erwählt wurde, ward er auch Mitglied der Armenkommission. Wer da weiß, welche Umsicht

und Einsicht in die eigentliche Lage und die Bedürfnisse der Armen, welche Selbstverleugnung in Erforschung derselben durch Besuchung der Stätten des Elends und der Noth und anderweitig ein solches Amt fordert, der wird St.'s Thätigkeit auch auf diesem Felde nicht gering anschlagen. Ein schönes Zeugniß von seinem bürgerlichen Sinne ist auch die Kleinkinderschule, zu deren Begründung er durch Rath und That Vieles beitrug. Was sollen wir noch erwähnen, wie viele wackre Bürger, die es bedurften, er unterstützt, wie er sie in Stand gesetzt, sich durch Thätigkeit in ihrem Handwerke emporzuarbeiten? wie er Talente gefördert? liebevoll sich Verarmter angenommen? durch wie manches werthvolle Geschenk an Büchern an das Gymnasium, dessen Zögling er war, erfreut? Man sollte denken, dieser so vielfach beschäftigte Mann würde keine Zeit gehabt haben, das Leben zu genießen. Aber abgesehen davon, daß er in der Thätigkeit Genuß fand, arbeitete er so rasch, sein Blick über das, was zu thun, war so sicher und scharf, daß er immer Zeit fand, seiner Familie, seinen Freunden und der Natur, die er innig liebte, zu leben. Manche Reise machte er, am liebsten in der Begleitung seiner Gattin und seines ältesten Sohnes; mancher Tag wurde einem Besitzthume auf dem Lande, welches er im J. 1834 erwarb, gewidmet. Und auch die Zeit, die er hier zubrachte, war nicht bloß Genuß; er hatte sich mit der Landwirthschaft bekannt gemacht und übte dieselbe praktisch mit Liebe. In seiner großen Familie, unter seinen Freunden war er der heiterste Gesellschafter, wie in seinem Hause die herzlichste, geschmackvollste Geselligkeit herrschte. Die schöne Eigenschaft des Wirthes, seine Gäste zu Gemüthlichkeit und Heiterkeit zu stimmen, eine edlere Unterhaltung in Gang zu bringen, besaß er in reichem Maaße. Dabei behielt sein Sinn bis an sein Ende immer etwas Kindliches, Offenes, was eine vertrauliche Annäherung und Liebe erzeugen mußte. Am Neujahrstage 1839 wurde ihm plötzlich die jüngste Schwester entrissen, welcher schmerzliche Todesfall ihn bestimmte, sein bisheriges Haus mit dem väterlichen, welches nun die ältere Schwester allein bewohnte, zu vertauschen. Diesen Plan auszuführen, wurde der ganze Sommer in der angestrengtesten Thätigkeit hingebracht; denn viel war für das im Herbste zu beziehende Haus zu thun, um es für eine große Familie — denn St. war nunmehr Vater von vier Söhnen und einer Tochter — einzurichten; aber Alles ward, trotz den sich immer mehrenden Geschäften, auf das sorgfältigste ausgeführt. Nur eine kleine Reise gönnte er sich im September nach Pyrmont, zu der Versammlung der Natur-

forscher, von wo er sehr befriedigt und heiter zurückkehrte. Es war seine letzte. Am 30. Okt., am Vorabende seines Geburtstages, konnte er in das väterliche Haus einziehen, was mit großer Freude und in der schönsten Hoffnung geschah. Der Winter wurde unter manchen Vorkehrungen, die das Haus immer wohnlicher, den Seinigen bequemer machen sollten, unter Anstalten für den das Haus umgebenden Garten hingebracht, das Weihnachtsfest, wie immer, sehr heiter gefeiert. St.'s Gesundheit hatte bei so großer Thätigkeit und Anstrengung nicht gelitten; nur eine größere Reizbarkeit, zum Theil Folge der traurigen öffentlichen Zustände, wollten die Seinigen an ihm wahrnehmen. Der Frühling näherte sich und schon fingen die Früchte der Bemühungen St.'s für die Umgebung seines Hauses sich zu zeigen an. Eine weitere Reise, die er für dieses Jahr im Sinne hatte, wurde aufgegeben, um des schönen Hauses, des Gartens recht froh werden zu können. Er fühlte sich am väterlichen Heerde ungemein wohl und mochte sich an der Aussicht weiden, wie Kinder und Enkel unter seinen Augen an ihm gedeihen und aufwachsen sollten. Da, am 5. März, befiel ihn ein Fieber, welches man anfangs einer leichten Erkältung zuschrieb, das aber bald einen bösartigen Charakter zeigte und sich als ein nervöses bewies. Noch zeigte sich von Zeit zu Zeit Hoffnung auf Besserung, aber in der Nacht vom 11. auf den 12. März verschwand diese; am Morgen des letzten Tages entschlief er. Wie tief die Trauer der Seinigen, so groß war die Theilnahme der ganzen Stadt, die sich in einer so ausgezeichneten als herzlichen Leichenfeier zeigte. — St. lebte nicht volle 44 Jahre. Doch wenn er in seinen letzten Stunden einen Blick auf die durchlebten Jahre werfen konnte, dann mußte er sich sagen, daß sein Leben, wenn auch kurz, doch reich war an Genuß, reich an Wirksamkeit für sich und für Andere. Sein Andenken wird in seiner Vaterstadt nie erlöschen und denen, die ihn kannten, wird sein Bild immer in der Seele bleiben, das Bild eines von der Natur wie vom Glücke reich begabten Menschen, der das ihm vertraute Pfund auf das Würdigste verwaltete, der als Sohn, als Bruder, als Gatte, Freund, Bürger und Beamter, der in Allem das war, was der Mensch seyn soll.

* 103. Heinrich Escher-Schultheß,

Oberamtmann zu Wädenschweil und Regierungsrath zu Zürich;
geb. den 3. Dec. 1777, gest. den 14. März 1840.

Sohn eines biedern allgemein geachteten Vaters, der, in fortwährendem Besitze der Liebe und des Zutrauens seiner Mitbürger, bis an sein Lebensende mehrere der wichtigsten richterlichen und Verwaltungsstellen bekleidet hatte, genoß er einer sehr sorgfältigen Bildung und — obwohl zunächst zu einem kaufmännischen Berufe bestimmt — besuchte er dennoch, nach dem Wunsche seines mütterlichen Großvaters, des Bürgermeister Kilchsperger, die damaligen gelehrten Schulen seiner Vaterstadt Zürich bis in die letzten Klassen hinauf. Er war ein Schüler Steinbrüchel's und Hottinger's, die, wenn er auch später ihre Studien nicht mehr fortsetzen konnte, ihm wenigstens den Sinn der Alten, jenes lebhafte Gefühl für Recht und Schön und jene biedere Treue, die keiner Welt und keiner Zeit erliegt, in hohem Grade einzuflößen und zum bleibenden Eigenthume zu machen gewußt hatten. Im Jahre 1797 wurde sein trefflicher Vater zum Landvogt der Herrschaft Andelfingen erwählt, wohin ihn der Sohn begleitete, noch ungewiß — bei den damals so bald und so furchtbar heranziehenden politischen Stürmen — welcher Wirkungskreis sich ihm öffnen werde. Eine bald darauf in Italien sich darbietende Gelegenheit, die Handelswissenschaften zu erlernen, wurde daher mit Freuden ergriffen und er ging als 20jähriger lebensfroher Jüngling nach Livorno, um in ein daselbst etablirtes schweizerisches Handlungshaus einzutreten. Dort bot sich ihm die erste Gelegenheit dar, jene ausgezeichnete Willenskraft in sich zu entwickeln, die er in seinem spätern wechselvollen Leben noch wiederholt anzuwenden in den Fall kommen sollte. Gänzlich unbekannt mit den Handelswissenschaften und den neuern Sprachen, eine geringe Kenntniß der französischen ausgenommen, fühlte er sich zuerst ganz fremd in dem neuen Kreise; doch seinem regen Geiste und ausharrenden Fleiße gelang es bald, die Kenntnisse seines Berufes sich in so vorzüglichem Grade anzueignen, daß er schon nach 3 Jahren die Direktion eines eignen, von Schweizern in Livorno gegründeten Handelshauses übernehmen konnte, welches Geschäft er fortführte bis 1808, wo die Entwicklung des Kontinentalsystems die Liquidation seines Hauses wünschbar machte und ihn in sein Vaterland zurückführte. Er kam in die Heimath, nicht nur mit seltener Gesundheit an Leib und Seele und mit einer Reinheit

der Gesinnung, die in dem heitern blauen Auge und in seinem ganzen kräftigen, offenen und einnehmenden Aeußern auf unverkennbare Weise sich spiegelte, sondern er brachte auch in dem biedern, den väterlichen Sitten treu gebliebenen Herzen einen reichen Schatz der humansten Grundsätze und einer alle Welt mit Wohlwollen umfassenden Liebe mit und daneben, als Frucht des Umganges mit Menschen aller Art, einen so sichern Takt in Beurtheilung und Behandlung eines Jeden, daß auch wieder die Güte seines Herzens nicht allzuviel Gewicht über ihn gewann. Zudem hatte er das, was zu allen Zeiten die Auszeichnung Italiens machte, den feinen Geschmack und die Liebe zu den Künsten, so sehr in sich aufgenommen, daß namentlich die Musik — freilich auch ein Erbe seiner Mutter, die in ihrer Jugend als seelenvolle Sängerin galt — in ihm fortwährend einen begeisterten Freund und trefflichen Kenner hatte, der sich und Andern dadurch die heitersten Stunden zu bereiten und den Sinn für solche Freuden einheimisch zu machen wußte, in seiner Familie und seinen Umgebungen. Er war lange ein vorzüglicher Beförderer der musikalischen Bestrebungen seiner Vaterstadt. Von seinem Fagot pflegte man zu sagen: „Die seelenvolle Stimme seiner Mutter singe aus demselben hervor!" — Nachdem er im Jahre 1808 in eine sehr glückliche eheliche Verbindung getreten war, mit Henriette Schultheß, einer von seinen Eltern erzogenen, früh verwais'ten Tochter einer edeln Familie Zürichs, trachtete er sich bald nachher theoretisch und praktisch für die öffentlichen Geschäfte auszubilden, indem er mehrere Jahre das politische Institut besuchte und zu gleicher Zeit als freiwilliger Sekretär in der Kanzlei des Departements des Innern arbeitete. Er erhielt hierauf im Jahre 1813 die Stelle eines Unterschreibers beim Obergerichte, welche er bis 1818 bekleidete, worauf er, und zwar an die Stelle seines zu einem ökonomischen Verwaltungsamte berufenen Vaters, zum Mitgliede dieser Behörde selbst erwählt wurde. Diese neuen Pflichten machte er sich, wie Alles, was er ergriff, nicht nur zur Aufgabe eines täglichen unermüdeten Fleißes, sondern zur eigentlichen Herzenssache. Oft hörte man ihn in spätern Jahren bezeugen, wie er dem Tage einer wichtigern Entscheidung mit klopfendem Herzen entgegensehen und Nächte lang in stiller Prüfung unter sorgfältiger Durchforschung der Akten das Recht und Unrecht bei sich selbst abgewogen habe. Solche Treue blieb nicht unbeachtet. Als daher im Jahre 1822 eine der wichtigsten Stellen im Lande, diejenige eines Oberamtmannes des Bezirkes Wädenschweil (welcher zugleich die gerichtlichen

und Verwaltungsbehörden derselben zu präsidiren hatte) neu zu besetzen war, da wurde ihm von Seiten vieler Regierungsmitglieder der Wunsch ausgesprochen, daß er sich zu dieser Stelle melden möchte. Es bedurfte auch einer solchen Aufmunterung, um den sehr bescheidenen, in die eigene Kraft oft allzu mißtrauischen Mann zu dieser Meldung zu vermögen, welche dann aber seine einmüthige Erwählung zur Folge hatte. In Wädenschweil verlebte Escher, freilich auch in einer mit seinem reinen, offenen, allen edleren Freuden so zugänglichen Sinne herrlich harmonirenden Natur und unter Familienverhältnissen, die ganz nach seinem Herzen waren, von 1822 bis 1831 wohl die glücklichsten Jahre seiner öffentlichen Wirksamkeit. Er hatte nach kurzer Zeit nicht nur in den Geschäften eine solche Gewandtheit sich erworben, daß jede Seite seines Amtes von einem Geiste der Zuversicht und Ordnung, von einem neuen Leben durchdrungen ward, sondern er wußte auch bei den mannichfachen persönlichen Berührungen, zu denen seine Wirksamkeit Anlaß gab, die Achtung und Liebe seiner Amtsangehörigen in so hohem Grade zu gewinnen, daß es wohl hauptsächlich seinem Einflusse zuzuschreiben ist, daß, als die neuen Freiheitsideen von Frankreich her auch in der Schweiz Anklang fanden, die Befriedigung der aufgeregten Volkswünsche in jener Gegend mit Mäßigung betrieben ward. Nie, auch als die Aufregung am größten war, geschah von seinen Umgebungen irgend Etwas, das wider seine Person gerichtet gewesen wäre; vielmehr wurde Alles sorgfältig vermieden, was ihn im Mindesten hätte kränken können. Er gehörte aber auch von Anfang an zu denen, die ohne Leidenschaftlichkeit die Wünsche des Volkes in Prüfung zu ziehen und jede billige Rücksicht darauf zu nehmen für zeitgemäß hielten. Fast zu allen Berathungen, die damals über die wichtigsten Fragen der Verfassungsänderung gepflogen wurden, zog man ihn zu und stets ging sein Rath mit großer Milde auf diejenige Mäßigung und Nachgiebigkeit, die auch wirklich die Oberhand gewann und der vielleicht größtentheils das Land den schnellen und glücklichen Verlauf einer so bedenklichen Krisis zu verdanken hat. Im Frühjahre 1831 wurde Escher Mitglied der neuen Regierung und vielleicht Wenige, wie er, mit so großem Vertrauen beider Parteien. Durch das ausgezeichnete Zutrauen seiner Kollegen zum Präsidenten des Rathes des Innern ernannt, gab er sich mit unermüdetem Eifer und bald auch mit nicht geringer Lust seinen neuen Pflichten hin, ohne darum an seinem lebendigen Sinne für häusliche Freuden das Geringste einzubüßen. Oft, wenn er von früh

5 Uhr mit geringer Unterbrechung bis Abends 7 Uhr in Sachen der Regierung gearbeitet hatte, ergriff er noch den Wanderstab, um seine älteste Tochter, die als Gattin des Pfarrers in dem freundlich gelegenen, 1½ Stunde von Zürich entfernten Birmenstorf wohnte, mit einem Besuche zu überraschen, von dem er dann gewöhnlich am folgenden Morgen vor Anfang der Geschäfte wieder zurück war. Ein Jahr lang hatte er nun die neuen Obliegenheiten auf eine Weise erfüllt, die gewiß nicht wenig dazu beitrug, daß so über Erwarten schnell in das so aufgeregte Volk Zufriedenheit und Ruhe und ein recht fröhliches Leben zurückzukehren begann und daß im Ganzen die gewiß nicht unbedeutenden Opfer so willig gebracht wurden, die für die vielfachen neuen Schöpfungen nöthig waren. Als dann aber eine gewisse, mit keiner ruhigen, naturgemäßen Entwickelung der menschlichen Verhältnisse zufriedene Partei mit immer neuen Wünschen und Forderungen hervortrat, die eine besonnene Regierung nicht erfüllen konnte und als es sogar zu einer durch die Stiftung politischer Vereine schlau organisirten Opposition kam, durch welche die Regierung sich in ihrer nach Pflicht und Gewissen frei auszuübenden Thätigkeit zum Wohle des Landes auf allen Seiten gehindert sah, da war es ihm, nebst sieben andern Mitgliedern der Regierung, unter denen sich auch die beiden Bürgermeister Wyß *) und Muralt befanden, schnell zum Entschlusse gereift, von einer so gehemmten Wirksamkeit lieber zurückzutreten und nicht länger Verpflichtungen beizubehalten, denen nicht mehr auf eine freie, mit der eignen Ueberzeugung harmonirende Weise zu genügen war. In sehr schönem Sinne und in edler Sprache drückte dies E.'s Demissionsbegehren an den großen Rath aus und groß war — bei allen wahren Freunden des Volkes und auch bei Mehreren unter den Gemäßigtern der Opposition — das Bedauern über seinen Rücktritt. Die ihm nun zu Theil gewordene Muße benutzte er zu staatswirthschaftlichen und philosophischen Studien und zur Lektüre englischer Klassiker, besuchte auch in den beiden letztern Fächern mehrere Kollegien an der neu errichteten Universität. Besonders aber widmete er treue Sorge der Erziehung seiner drei Söhne und als der Aelteste derselben in dieser Zeit auf Universitäten zog, um die Rechtswissenschaften zu studiren, war es des Vaters liebste Freude, in einen Briefwechsel mit ihm zu treten und so aus der Ferne den Gang zu beobachten und zu leiten, den er für seine Studien wählte. Es war wohl auch

*) Dessen Biogr. s. im 17. Jahrg. des N. Nekr. S. 701.

die Rücksicht auf die Seinen, die den sorgsamen Vater bewog, nach einigen Jahren aus seiner glücklichen Zurückgezogenheit wieder herauszutreten und in schon vorgerücktem Alter zu den Geschäften zurückzukehren, denen er sich als Jüngling zuerst gewidmet hatte. Er ging Ende des J. 1835 eine Handelsverbindung ein, deren Pflichten und Sorgen er sich, wie Alles, was sein lebendiger Geist erfaßte, mit großer Treue zu Herzen nahm. Dabei erfreute ihn auch die Aussicht, daß sein jüngster Sohn sich mit Erfolg den Handelsgeschäften widmen werde und er ihn selbst hierzu anleiten könne. Doch auch aus dieser Sphäre, die vielleicht seinem innern gemüthlichen Wesen an und für sich weniger zusagte, sollte er am Abende seines Lebens wieder herausgerissen und — wenn auch nur für Augenblicke — doch noch Einmal auf die vielbewegte Bühne des Staates zurückgerufen werden, gleichsam als hätte das seiner Dienste nur ungern entbehrende Vaterland noch Einmal die Arme ausstrecken müssen nach diesem treuen Herzen, bevor es brechen sollte. Es hatte nämlich die durch die Berufung des Dr. Strauß unter dem Zürchervolke entstandene Bewegung, die sein Gemüth sehr beschäftigte und deren Ausgang er bald mit dem richtigsten Blicke voraussah, die bekannten traurigen Septemberereignisse von 1839 herbeigeführt. Wie gern er nun auch jeder öffentlichen Theilnahme an dieser Bewegung fern geblieben wäre und wohl in seinem schon ziemlich vorgerückten Alter hinlängliche Berechtigung dazu gefunden hätte, so war sein Interesse an der Sache zu lebhaft und seine Entschiedenheit im Sinne des von der Regierung so schwer verkannten Volkes zu groß, als daß es den vielseitig auf ihn gerichteten Blicken und Wünschen sich hätte entziehen können oder wollen. Und es war noch eine heilige Anforderung an sein edles Herz hinzugekommen, denn im Frühjahre war seiner väterlichen Liebe eine tiefe Wunde geschlagen worden, durch den Tod seines ältesten Sohnes, der, ein blühend schöner Jüngling voll der trefflichsten Anlagen, die er aufs Gewissenhafteste ausgebildet hatte, von den Hochschulen zurückgekehrt war und ganz zur Freude seiner Eltern nun eben anfing zu einem bestimmten Berufsleben sich vorzubereiten, wobei er bald die Aufmerksamkeit seiner achtbarsten Mitbürger so sehr auf sich zog, daß, als jene in religiöser Hinsicht so merkwürdige Epoche in der Schweiz eintrat, eine Berufung an ihn gelangte, von Seite der Männer, die es sich zur Pflicht und Herzenssache gemacht hatten, den Wünschen des Volkes die rechte Leitung und Bahn zu geben. Er sollte als Aktuar des Komité der „Zweiundzwanzig“ seine bereite rühm-

lich bekannte Thätigkeit und den treuen Sinn, den man schon um des Vaters willen so sicher bei ihm voraussetzen konnte, der Sache des Volkes widmen und that es mit einer Hingebung und Geschicklichkeit, die ihm bald das erfreulichste allseitige Vertrauen erwarb. Wie groß mußte nun die Trauer bei Vielen und wie unbeschreiblich der Schmerz derer seyn, die diesem Liebenswürdigen am nächsten gestanden, als die nur eben in ihrer reichsten Entfaltung begriffene Blüthe durch einen frühen Tod geknickt ward, der in Folge der schnellen Entwicklung eines organischen Fehlers plötzlich eintrat. Bis zum letzten gesunden Augenblicke hatte er für die heilige Sache des Volkes gelebt, von ihr gesprochen in seinen Fieberträumen, sein letztes Herzklopfen galt dieser heiligen Sache. Wie lag dann dem tief erschütterten Vater, den aber ein christlicher Muth über den Schmerz des Erdenlebens emporhob, der schöne Gedanke so nahe, das Werk, von dem der Tod das Herz des Sohnes weggerissen, nun desto näher an das seine zu nehmen und so, wie sonst der Sohn dem Vater, so hier der Vater dem Sohne die Ehrenkrone des Lebens zu winden durch Bewahrung desselben Geistes und Fortsetzung desselben Werkes. Als daher die Vorkämpfer des Volkes für verfassungsmäßige Bewahrung der christlich-religiösen Grundlage in Kirche und Schule von Seite der Staatsbehörde mit Kriminalanklagen bedroht wurden und der Tag von Kloten kam (2. Sept. 1839), fühlte sich auch unser E., ungeachtet seiner bereits erschütterten Gesundheit, verpflichtet, daran Theil zu nehmen, um, wie er sich ausdrückte, die Männer des Volkes im Augenblicke der Gefahr nicht im Stiche zu lassen. Es fanden sich aber 15,000 Bürger daselbst ein, welche die bisher in unbegreiflicher Verblendung von Seiten der Regierung verachteten und verspotteten Wünsche des Volkes aufs Neue und mit größerem Nachdrucke zur Sprache brachten. Unter den Anwesenden war auch eine große Anzahl von Männern des Bezirkes Wädenschweil, welche, als sie ihn erblickten, mit lautem Jubel ihren alten Oberamtmann begrüßten. Sogleich ward er unter die Zahl derer gewählt, die mit dem nun entschiedner ausgesprochenen Begehren des Volkes am selben Tage noch vor den Bürgermeister treten und die feierliche Erklärung aussprechen sollten, daß das zürcherische Volk nicht ruhen werde, bis ihm durch seine Regierung in den heiligsten Dingen diejenige Garantie gegeben sey, die es nach §. 4 der Verfassung fordern könne (worin die Glaubensfreiheit gewährleistet und eine Landeskirche nach dem evangelisch-reformirten Lehrbegriffe anerkannt wird). Es ist bekannt, daß

auch dieser Tag, dessen Stimme doch so mächtig aus so viel tausend Herzen und an so viel tausend Herzen geredet hat, in den Gesinnungen der Regierung keine Aenderung zu bewirken vermochte und wie dann eine solche unnatürliche Stellung einer Regierung ihrem Volke gegenüber den 6. Sept. mit seiner traurigen Katastrophe zur nothwendigen Folge hatte. Es kann nicht in dem Zwecke unserer gegenwärtigen Darstellung liegen, einen tiefern Blick in jenes schauerliche Gemälde hineinzuwerfen. Aber wohlthun muß es uns, zu dieser biographischen Skizze — gleichsam als Schlußstein — hinzufügen zu können, daß unter den Männern, die in der Verwirrung jenes Tages Muth genug hatten, in die durch das Auseinandergehen der Regierung entstandene Lücke hinzutreten und mit dem Wagstücke des eigenen Lebens dem Volke die Schrecken einer Anarchie zu ersparen, auch dieser Escher war, der neben Hürlimann-Landis, Muralt, Heß, den beiden Sulzern und Meyer die provisorische Regierung bildete, die sich durch die wunderbar schnelle Beruhigung eines in so hohem Grade aufgeregten Volkes gewiß ein Verdienst erworben hat, das in den Annalen Zürichs einen bleibend ruhmvollen Platz verdient. Die Anerkennung blieb nicht aus. Er wurde zum Mitgliede der neuen Regierung erwählt. Aber das war es nicht, was er begehrt hatte. Sein Zweck war erreicht, dem Volke die Ruhe errungen, die es gesucht hatte. Wie gern gab er nun die weitere Leitung der Angelegenheiten in jüngere Hände. Er behielt nur eine Zeitlang, weil es so gewünscht wurde, den Titel eines Mitgliedes der Regierung bei; an den Geschäften sollte er keinen Theil mehr nehmen. Die Vorsehung selbst scheint jene edelmüthige Aufopferung für die Ruhe des Vaterlandes als die Vollendung seiner Lebensaufgabe bezeichnet zu haben. Denn nur allzubald trat nun eine lähmende und erschöpfende Krankheit ein, die ihm alle Arbeit unmöglich machte und mit immer ernsteren Anzeichen auftrat, bis sie, nach einem schmerzvollen Lager von einigen Monaten, aller Pflege und Sorge ungeachtet, zu unbeschreiblicher Trauer seiner Gattin, seiner 82jährigen Mutter, seiner Söhne (von denen der ältere von der kürzlich bezogenen Hochschule zu dem Sterbebette des Vaters zurückberufen wurde), seiner beiden Töchter und Aller, die ihm nahe standen, am obengenannten Tage die letzte Kraft dieses edeln Herzens brach. — „Es ist einer unserer Besten gestorben!" hörte man unter den Bürgern seiner Vaterstadt urtheilen, als die Kunde seines Todes sich verbreitet hatte. Und seine außerordentlich zahlreiche Leichenbegleitung, an welcher namentlich auch viele Bewohner sei-

nes ehemaligen Amtsbezirkes Theil genommen hatten, bewies, in wie Vieler Herzen dieser ehrenvolle Ausspruch wiederklang.

* 104. Adolf Matthias Karstens,

Prediger zu Bovenau im Holsteinischen;

geb. im Jahre 1777, gest. den 15. März 1840.

K. wurde zu Burg in Süder-Ditmarschen geboren. Sein im Jahre 1804 gestorbener Vater, Matthias, war Prediger daselbst. Auch der Sohn beschloß, sich dem Predigerstande zu widmen und nachdem er die Gelehrtenschule zu Maldorf besucht hatte, studirte er Theologie zu Kiel. Nach rühmlich bestandenem Amtsexamen war er mehrere Jahre Hauslehrer. Im Jahre 1812 ward er zu Bovenau unweit Rendsburg zum Pastor erwählt und am 19. April selbigen Jahres als solcher dort eingeführt. Er heirathete nun Christiane Ulrike, geb. Susemihl, die ihm eine treue Lebensgefährtin war. Seinem Amte stand er mit vieler Thätigkeit vor, aber in den letzten Jahren wurde diese durch viele körperliche Leiden, die er zu erdulden hatte, gehemmt. Als er nun am 26. Jan. 1839 seine Gattin, die erst im 54. Lebensjahre stand, verloren hatte, so sah er sich genöthigt unterm 23. Juli selbigen Jahres einen ordinirten Amtsgehilfen anzunehmen. Er verschied nach hartem Todeskampfe und hinterließ nur eine einzige Tochter, Namens Julie.

Crempdorf. Dr. H. Schröder.

* 105. Ludwig v. Wirschinger,

der Rechte Doktor, k. baier. Staatsrath im ordentl. Dienste und Staatsminister der Finanzen, Großkreuz des k. baierischen Verdienstordens vom heiligen Michael, Kommenthur des Civilverdienstordens der baier. Krone, Großkreuz des großh. bad. zähringer Löwenordens, Inhaber des k. preuß. rothen Adlerordens 2r Klasse, Ritter des k. würtemberg. Kronordens, des großh. hess. Ludwigs- u. des großh. sächs. Falkenordens, zu München;

geb. den 30. Sept. 1781, gest. den 17. März 1840.

W. zeichnete sich in den Schulen zu Regensburg, in welcher Stadt sein Vater ein unbemittelter Schneidermeister war, durch Fleiß und guten Fortgang aus und wußte sich durch bescheidenes schmiegsames Betragen schon früh in höheren Cirkeln beliebt zu machen. Nach Vollendung des Lycealkurses nahm er unter der Leitung seines besonderen Gönners, des geheimen Hofrathes v. Epplen, Privatunterricht

in den Institutionen des römischen Rechtes, in der Diplomatik und anderen Staatswissenschaften und begab sich einige Zeit in Amtspraxis bei dem fürstl. regensburgischen Pflegegerichte Wörth; dann bezog er die Universität Landshut, um sich daselbst ganz dem Studium der Jurisprudenz zu widmen. Dort machte er sich in dem Hause des berühmten Staatsrechtslehrers, Hofrathes, nachmaligen Staatsrathes v. Gönner, dessen zwei Söhnen er Privatunterricht ertheilte, sehr beliebt. Er empfing den Grad eines Doktors der Rechte und ließ seine Preisschrift über das juramentum in litem erscheinen. Seinem damaligen Landesfürsten von Regensburg, dem Churerzkanzler und Fürsten Primas, vom Hofrathe Gönner insbesondere empfohlen, wurde der talentvolle junge Mann bald nach vollendeten Rechtsstudien im J. 1806 als Vorstand des fürstl. Pflegegerichtes zu Wörth bei Regensburg (Pfleger) mit einem guten Einkommen befördert und heirathete die Tochter seines Amtsvorfahrers, Hofrathes Politzka. Im folgenden Jahre wurde er zugleich zum fürstlich primatischen Oberlandesgerichtsrathe ernannt. Nach dem Uebergange des Fürstenthumes Regensburg unter baierische Souveränität (1810) wurde er im Jahre 1811 als Polizeikommissär nach Landshut und noch in demselben Jahre in gleicher Eigenschaft nach München versetzt. Im Jahre 1816 wurde ihm die Polizeidirektion zu Augsburg übertragen und durch königl. Dekret vom 8. März 1817 wurde er als Polizeidirektor daselbst definitiv bestätigt. Nach Auflösung dieser Stelle wurde er 1818 zum königl. Stadtkommissär zu Augsburg ernannt und im Jahre darauf zugleich zum königl. Regierungsrathe daselbst. Im Frühjahre 1823 wurde er nach München zur Geschäftsaushilfe in das königl. Ministerium des Innern berufen und schon am 15. Okt. desselben Jahres zum wirklichen Ministerialrathe befördert, in welcher Eigenschaft er bis zum Jahre 1826 das Referat in katholischen Kultussachen zur großen Zufriedenheit der Geistlichkeit führte; bei der Wendung mancher Dinge aber späterhin die Versetzung in gleicher Eigenschaft zum königl. Ministerium der Finanzen vorzog, wo er durch königliches Reskript vom 1. Nov. 1828 zum Vorstande der königl. Generalzolladministration ernannt wurde und für das neue Zollsystem unter dem Staatsminister Grafen von Armansperg vorzüglich zur Lösung der in staatswirthschaftlicher und politischer Hinsicht so folgenreichen und wichtigen Aufgabe der Einführung des Zollvereines Baierns mit den deutschen Nachbarstaaten *),

*) Geschlossen mit Würtemberg im Jahre 1827, mit Preußen, Sachsen, Hessen und Thüringen 1833, mit Baden 1835.

dann der Reorganisation des Zollwesens in Baiern überhaupt außerordentlich thätig war, worin er auch unter den folgenden Finanzministern v. Mieg und Freiherrn v. Lerchenfeld fortfuhr. In diesem Jahre empfing er das Ritterkreuz des Civilverdienstordens der baier. Krone und damit den persönlichen Adelstand; im Jahre 1833 erhielt er Titel und Rang eines königl. geheimen Rathes und wurde am 2. Jan. 1835 zum Staatsrathe im ordentlichen Dienste befördert; zugleich wurde ihm das Portefeuille des Finanzministeriums übertragen, wodurch seiner Thätigkeit das weiteste Feld geöffnet wurde. Er wirkte für Sicherung des Fortbestandes des deutschen Zollvereines und trug zur Errichtung der Münzkonvention der süddeutschen Staaten bei. Trotz seiner großen Geschäftslast schenkte er den Angelegenheiten eines Jeden nicht nur bereitwilliges und freundliches, sondern auch theilnehmendes Gehör. In dem letzten Jahre seines Lebens trat bei ihm eine Störung der Verdauungsorgane ein und nach langem Leiden starb er an einem unheilbaren Uebel, dem Magenkrebse, nachdem er noch bis zum 10. Tage vor seinem Tode sein Portefeuille besorgt hatte. Außer seiner Witwe hinterließ er von 15 in glücklicher Ehe erzeugten Kindern 6, nämlich 2 Söhne, von denen der ältere, Heinrich, als königlicher Appellationsgerichtsassessor zu Freising in Oberbaiern angestellt ist und 4 Töchter, von welchen 2 vom Könige mit Präbenden begnadigt wurden und eine bald nach ihrem Vater in ein besseres Leben überging.

* 106. Hans Georg v. Carlowitz,

k. sächs. Staatsminister, auf Oberschöna rc., Großkreuz des k. sächs. Civilverdienst-, kaiserl. österr. Leopold-, k. hanov. Guelfen-, kurfürstl. hess. goldenen Löwen-, großh. sächs. weißen Falkenordens, Ritter des kais. russ. St. Annenordens 2r Klasse u. des k. preuß. Johanniterordens, Prälat des Hochstiftes Merseburg, zu Dresden;

geb. den 11. Dec. 1772, gest. den 18. März 1840.

Hans Georg, der zweite Sohn des sächs. Oberstlieutenants und Kreiskommissars Hans Karl August v. Carlowitz auf Großhartmannsdorf, Oberschöna, Liebstadt und Steine, aus dessen erster Ehe mit Johanne Agnes Friederike, einer geborenen v. d. Schulenburg aus dem Hause Leipnitz, ward geboren zu Großhartmannsdorf. Als Kind verlebte er, mit Ausnahme eines Jahres, wo er damals mit dem Plane, sich dem Militärdienste zu widmen, mit seinem ältesten Bruder (dem nachmaligen General) bei einem Artilleriekapitän zu Freiberg in Pension war, theils im elterlichen, besonders aber im

großelterlichen Hause zu Leipnitz, einzig und allein der Fürsorge gewissenloser Dienstboten überlassen, trübe Stunden und entbehrte überhaupt einer sorgfältigen Erziehung. So kam es, daß er, als er zu Ostern 1787 noch sehr jung die Universität Leipzig mit seinem väterlichen Führer und Freunde, dem später als Hofprediger zu Dresden verst. Dr. Frisch *) bezog, um sich hier der Rechtswissenschaft zu widmen, in den Schulstudien, besonders im Lateinischen, kaum den nothdürftigsten Grund gelegt hatte. Es bedurfte daher beinahe 7 Jahre angestrengter Thätigkeit, bevor er hier vollständig ausgebildet wurde. Er bestand 1793 das Universitätsexamen, erhielt eine vorzügliche Censur, wohnte aber im Gefühle seiner jugendlichen Kraft und aus Neigung zum Militärstande dem Feldzuge 1793 am Rhein, namentlich der Belagerung von Mainz bei, ehe er im Mai 1794 als Assessor bei dem Oberhofgerichte zu Leipzig sich dem Civilstaatsdienste seines Vaterlandes zu widmen begann. Kurz nachher ward er durch Resignation eines Mitgliedes nach abgelegter Ahnenprobe Domherr des Hochstiftes Merseburg und 1795 Amtshauptmann zu Freiberg, nahm jedoch seinen wesentlichen Wohnsitz auf seinem bei Freiberg gelegenen Gute Oberschöna, das er nach seines Vaters Tode 1793 übernommen hatte. Im Jahre 1801 vermählte er sich mit Jeannette Karoline v. Schönberg aus dem Hause Pfaffroda und verlebte mit ihr bis zum Jahre 1826, wo er sie durch den Tod verlor, eine äußerst glückliche, mit 6 Kindern gesegnete Ehe. Im J. 1805 ward er zum geheimen Finanzrathe in Dresden ernannt, arbeitete als solcher nach und nach in fast sämmtlichen Fächern des umfangreichen Geschäftskreises des geheimen Finanzkollegiums und hatte zuletzt namentlich das Referat in Bergsachen. Er bekleidete diese Stelle noch während der Kriegsjahre, als ihn, beseelt von dem Wunsche, seinem Vaterlande in der Zeit seiner Drangsale, auf die Gefahr hin, von seinem Fürsten verkannt zu werden, nach Kräften zu nützen, die Ereignisse des Jahres 1813 zu einem höheren Wirkungskreise riefen. Während des russ. Gouvernements in Sachsen unter dem Fürsten Repnin überkam er nämlich den Vortrag und die obere Leitung der Justiz, der Polizei und überhaupt der innern Verwaltung und so manche Gesetze aus jener Zeit, Gesetze, durch welche so entschiedene Verbesserungen eingeführt wurden, daß sie, obschon unter fremdem Gouvernement gegeben, doch nach der Rückkehr des Königs Fried-

*) Dessen Biogr. siehe im 7. Jahrg. des N. Nekr. S. 363.

rich August *) aus der Gefangenschaft fast sämmtlich gut geheißen und bestätigt wurden, verdankten seiner Feder oder wenigstens seinem Fürworte bei dem damaligen Machthaber ihre Entstehung. Ausgezeichnet durch den kaiserl. russ. St. Annenorden 2. Klasse mit Brillanten, den königl. preuß. St. Johanniterorden hatte er schon früher erhalten, trat er hierauf in seine frühere Stellung als geheimer Finanzrath zurück, ob ihm schon vom Auslande mehr als ein höchst vortheilhaftes Dienstanerbieten gemacht ward. Er behauptete seine Stelle noch, als ihm im April 1821 das Vertrauen seines Königs den Posten des Bundestagsgesandten zu Frankfurt a. M. mit dem Prädikate: „geheimer Rath," bestimmte. Hier war es, wo er sich in Kurzem durch seine herlichen Eigenschaften des Geistes und Herzens das Vertrauen seiner Kollegen und deren Höfe in so seltnem Grade zu erwerben wußte, daß er gewöhnlich während der Abwesenheit anderer Gesandten deren Stellvertretung und sogar mehr als ein Mal das interimistische Präsidium des Bundestags von Seiten Oesterreichs überkam. Als Zeichen der Anerkennung ward ihm daher von Seiten dieses Hofes das Großkreuz des Leopoldordens zu Theil. Erst unter der Regierung König Antons **) ward er im J. 1827 von Frankfurt abberufen und erhielt als wirklicher geheimer Rath Sitz und Stimme in dem Geheimrathskollegium. Er ward hier besonders zu außerordentlichen Geschäften verwandt: so im J. 1828 zu Gründung des mitteldeutschen Handelsvereins, durch welchen das Königreich Sachsen, das damals, wenigstens dem Anscheine nach, durch Preußen mit völliger kommercieller Absperrung bedroht ward, seinen Waaren einen ungehinderten Abzug zu verschaffen und dem besorglichen Umsichgreifen des preußischen Zollvereins entgegen zu wirken beabsichtigte. Während dieser Verhandlungen, zu denen v. C. besonders geeignet erschien, indem er bereits in Frankfurt mit regem Interesse an den verschiedenen Versuchen Antheil genommen hatte, die schon damals für Herstellung der deutschen Handelsfreiheit gemacht wurden, hielt er sich längere Zeit in Cassel auf, besuchte auch Hanover und hatte nach langem Mühen die Genugthuung, den Verein, dessen erste Grundzüge er bei persönlicher Zusammenkunft mit zwei großherzoglich und herzoglich sächs. Ministern auf seinem Gute Oberschöna entworfen hatte, ungeachtet der großen Zahl theilnehmender Staaten und deshalb auch sehr verschiedenen Inter-

*) Dessen Biogr. siehe im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 419.
**) Dessen Biogr. s. im 14. Jahrg. des N. Nekr. S. 378.

esses, zu Stande kommen zu sehen. Der König von England und Hanover verlieh ihm das Großkreuz des Guelphenordens, der Churfürst von Hessen das des Hausordens vom goldnen Löwen, der Großherzog von Sachsen das des Ordens vom weißen Falken und bald nachher sein eigner König das des Civilverdienstordens, dessen Ritter- und Komthurkreuz er schon früher getragen hatte. Hierüber erkannten auch die freien Städte Frankfurt und Bremen seine Verdienste durch Verleihung ihres Ehrenbürgerrechts an. — Nach dieser Zeit widmete sich v. C. im k. geheimen Rathe wiederum hauptsächlich der Gesetzgebung, zu der er stets eine besondere Neigung fühlte und bei seinem klaren Verstande und präcisen Style auch besondern Beruf hatte. Im J. 1830, zur Zeit, als durch innere Unruhen die große Umwälzung in der sächs. Verfassung und Gesetzgebung statt hatte und der jetzt lebende König zur Mitregentschaft berufen ward, befand er sich in Leipzig als außerordentlicher Kommissar, um den unruhigen Auftritten daselbst zu steuern, ein Geschäft, dem er sich neben der ihm eignen lautern Humanität mit Energie unterzog. Kaum aber waren auch in Dresden ähnliche Bewegungen ausgebrochen, als er dahin zurückberufen ward und als Staatsminister ohne Portefeuille (welche Auszeichnung ihm im J. 1831 in Verbindung mit dem Direktorium der Oberrechnungsdeputation und dem Beisitze in der Ordenskommission zu Theil wurde) die Entwerfung der neuen Verfassungsurkunde Sachsens, so wie einer provisorischen Landtagsordnung übertragen erhielt. Wie er diese Aufgabe mit großer Umsicht und eisernem Fleiße glücklich löste, so legte auch ein späterer Auftrag wiederum Zeugniß von seiner außerordentlichen Vermittlungsgabe ab. Die Partikularverfassung der Provinz Oberlausitz, genügend verbrieft und von den Provincialständen als ihr Palladium verehrt, durch angemessene Modifikationen mit der allgemeinen Verfassungsurkunde in Einklang zu bringen, das war das schwierige Werk, wozu ihn abermals das besondere Vertrauen seines Königs berief. Nach vieler Mühe glückte es ihm in der That, mit den oberlausitzischen Ständen, die ihm in einem besondern Schreiben ihre Anerkennung ausdrückten, den Vertrag vom 17. Nov. 1834 zu Stande zu bringen, der fast in allen seinen Theilen nicht nur die Genehmigung des Königs, sondern auch die der allgemeinen Stände erhielt. Nachdem er schon früher während der Behinderung des derzeitigen Departementsministers v. Lindenau das Ministerium des Innern interimistisch verwaltet hatte, erhielt er dasselbe im J. 1834 bleibend übertragen. In die Zeit dieser seiner Ge-

schäftsführung fiel besonders der Plan der Errichtung der leipzig-dresdner Eisenbahn, ein Unternehmen, dessen Gemeinnützigkeit er vollkommen erfaßte und das er daher auf alle mögliche Weise förderte. Das Ministerium des Innern vertauschte er auf besondern Wunsch des Königs im J. 1836 mit dem des Kultus und öffentlichen Unterrichts, für das er bei seiner großen Humanität und Vermittlungsgabe damals besonders geeignet erschien. Und obschon seine Kräfte abnahmen und er in den letzten Jahren seines Lebens, durch die hartnäckigsten Gichtschmerzen gepeinigt, fast nur noch liegend arbeiten konnte, so ließ sein Eifer doch nicht nach und Nächte mußten ersetzen, was ihm bei Tage an Zeit durch körperliches Leiden verloren ging. Während dieser seiner Ministerialverwaltung kamen vorzüglich die, die Pensionen der Hinterlassenen der Geistlichen und Schullehrer regelnden Gesetze zu Stande und dieses Werk, an dem er mit wahrer Liebe arbeitete, würde allein hingereicht haben, ihm ein bleibendes, ehrenvolles Andenken zu sichern. Auch die Universität Leipzig hatte ihm Manches zu danken, wofür die theologische Fakultät ihn zum Ehrenmitgliede ihrer historisch-theologischen Gesellschaft, die juristische Fakultät zum Doktor beider Rechte ernannte. — Beschäftigt mit seinem Budjet, das er den Ständen vorzulegen im Begriffe stand, raffte ihn plötzlich der Tod dahin. Es war ein Herzübel, das nach drei Tagen des heftigsten Schmerzes sein dem Dienste des Vaterlandes mit einer seltnen Aufopferung und gewissenhaften Treue gewidmetes Leben endete, und noch in den letzten Stunden seines Daseins waren es nur Dienstangelegenheiten, mit denen sich sein schon halb entflohener Geist beschäftigte. — Seine irdische Hülle ruht auf seinem Gute Oberschöna neben der seiner Gemahlin. Seine liebenswürdige Anspruchslosigkeit und stete Bereitwilligkeit, mit eigner Aufopferung zu helfen und zu nützen, wo er es vermochte, seine freundliche Theilnahme an Allem und gegen Jedermann hatten ihm stets die Verehrung und Liebe Aller, die ihn kannten, besonders aber seiner Familie, deren Aeltester er war, gesichert, seine tiefen vielseitigen Kenntnisse, seine ruhige Besonnenheit und Mäßigung, die sich in jedem Geschäftskreise aussprachen, hatten ihm die vollste Achtung seiner Kollegen, die unbegrenzteste Verehrung eines Jeden gewonnen und es war nur der wahre Ausdruck der aufrichtigsten, innigsten Theilnahme an seinem Verluste, daß ihn eine große Anzahl Verehrer, Freunde und Verwandte und neben diesen auch eine Deputation der Stände des erzgebirgischen Kreises, dessen

Vorsitzender er bis zu seinem Tode eine lange Reihe von Jahren gewesen war, zur Ruhestätte begleiteten.

* 107. Diederich Friedrich v. Holstein,

großherzoglich mecklenburg-schwerin'scher Oberst und Stadtkommandant zu Güstrow;

geb. im Jahre 1758, gest. den 20. März 1840.

Dem Verewigten war das seltne Glück geworden, fast 62 Jahre einem Fürstenhause unter drei Regenten im Militär und, wie ihm ruhmvoll bezeugt werden muß, auf die anspruchloseste Weise gedient zu haben. Er war entsprossen einem alten, schon mit Heinrich dem Löwen aus Schaumburg in Westphalen nach Mecklenburg gekommenen adeligen Geschlechte, das theils die Grafenwürde mit der Namensveränderung in Holsteinberg erhalten und dessen erster Stammsitz das Schloß Anckershagen unweit Wahren gewesen ist *). Nach dem gewöhnlichen Jugendunterrichte im elterlichen Hause kam er zuerst als Page an den herzoglichen Hof in Schwerin und trat, zum Jünglinge herangereift, seinem Hange zum Militärstande folgend, im Jahre 1778 als Kornet bei dem mecklenburgischen Husarenkorps in Ludwigslust ein, bei welchem er unterm 3. Nov. 1780 zum Officier ernannt wurde. Hierauf avancirte er zum Premierlieutenant in dem ebenfalls in Ludwigslust garnisonirenden Grenadierbataillon Erbprinz und erhielt den 4. Juni 1788 das Patent als Stabskapitän. Den 1. Okt. 1790 erfolgte sodann seine Beförderung zum wirklichen Kapitän und Kompagniechef im Infanterieregimente zu Schwerin und, nachdem er im J. 1796 in dieser Eigenschaft zum damaligen v. Winter'schen Grenadierregimente nach Güstrow hin versetzt worden, rückte er den 1. April 1804 zum etatmäßigen Major beim v. Hobe'schen Grenadierregimente auf. Im J. 1808, bei dem Uebertritte des Herzogs zum Rheinbunde, erhielt er das Kommando der Infanteriebrigade, mit Beilegung der Charge als Oberst, trat aber 1809 in Pension, worauf er endlich unterm 6. Juni 1810 wieder zum Kommandanten in Güstrow berufen ward. Hier starb er am obengenannten Tage. — Wahre Humanität, verbunden mit gediegenem Wissen und Leutseligkeit, die ihm jeden Menschen zum Freunde erwarb, so wie ein vorherrschender Wohlthätigkeitssinn, waren die Grundzüge seines Charakters. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich gern

---

*) S. D. H. Müller's historische Nachrichten von dem adeligen und zum Theile hochgräflichen Geschlechte der v. Holstein. Flensburg 1763.

mit literarischen Gegenständen und soll auch Einiges in militärischer Hinsicht geschrieben haben. Seit 1815 redigirte er unausgesetzt ein vollständiges Register über das großherzogl. mecklenburg-schwerin'sche officielle Wochenblatt und gab auch ein solches über die Jahrgänge desselben von 1812 bis zum Schlusse des Jahres 1821 (Güstrow 1822) heraus. — Der Verewigte war verheirathet mit Louise, geb. v. Pritzbuer, Tochter des verstorbenen Landraths Fried. v. P. auf Woserin und Dinnies, und hinterläßt aus dieser glücklichen Verbindung mehrere Kinder, von denen die Söhne theils dem Civil-, theils dem Militärdienste sich gewidmet haben.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 108. Max. Friedrich Scheibler,

evangelischer Prediger zu Montjoie, Ritter des rothen Adlerordens;

geb. d. 3. Sept. 1759, gest. d. 20. März 1840.

Scheibler wurde zu Neukirchen, einem Dorfe im Unterbergischen, geboren. Seine Eltern waren Pet. Christoph S., evangel. luther. Prediger daselbst und Assessor des unterbergischen Ministeriums, und Gertrud Elisabeth v. Lünen aus Dortmund. Seinen ersten Unterricht erhielt er in der dortigen Dorfschule und das Lesen der biblischen Historien von Hübner hatte den Nutzen für ihn, daß er die Bibel liebgewann. Im J. 1767 übernahm sein Halbbruder Pet. Christoph S., nachmaliger Adjunkt und Nachfolger seines Vaters im Amte, seinen Unterricht. Da er sich der Theologie widmen wollte, so ertheilte ihm derselbe etwas Unterricht im Lateinischen und Griechischen. Im J. 1773 verlor er seinen Vater und im folgenden Jahre brachte ihn sein Bruder auf das damals schon in Verfall gerathene Archigymnasium in Dortmund und im J. 1778 bezog er die damals im höchsten Flore und Rufe stehende Universität Göttingen. Hier war er sehr fleißig und bedauerte nur, seine Kollegien nicht alle gut gewählt zu haben. Er war gesunder und munterer und fing gleichsam an aufzuleben, da er auf dem Gymnasium zur Schwermuth geneigt und trübsinnig, aber immer sehr religiös war und eingezogen lebte. Seine Lehrer in der theologischen Fakultät waren: Walch, Miller, Leß und Koppe. Von den übrigen Professoren hörte er: Feder, Michaelis, Schlözer, Blumenbach, Beckmann. Seine Zeit wandte er hier aufs Beste an, versäumte keine Kollegien und erwarb sich durch seinen Fleiß und sein gutes Betragen die Liebe seiner Lehrer. Diejenigen, zu denen er sich hier am meisten hingezogen fühlte, waren: Bröckelmann,

Westhoff, Mohn, Kopstadt, Recklinghausen, Limberger, Lulmann. Im J. 1780 verließ er seine geliebte Georgia Augusta und brachte seine Kandidatenjahre theils bei seinem Halbbruder in Neukirchen, theils in Kondition in Stolberg und beim Pastor Bunge in Remscheid zu. Im Jahre 1786 wurde er zum Prediger nach Düren berufen, wo er in demselben Jahre (am 3. Sept.) seine Antrittspredigt hielt. Im J. 1788 erhielt er ganz unerwartet einen Ruf nach Imgenbruch und das folgende Jahr, als sich der montjoier Theil von dem imgenbrucher trennte (die bisher vereinigt waren), nach Montjoie, wo er am 16. Aug. die Antritts- und Einweihungspredigt zugleich hielt. In demselben Jahre (1789 den 24. August) schloß er den Bund der Ehe mit der schon 22 Jahre vor ihm hinübergegangenen Susanna Judith Seitter. Seinen Bemühungen verdankt die evangelische Gemeinde in Montjoie zum Theil die Vollendung ihrer schönen geschmackvollen Kirche, indem er, zur Verschönerung derselben, nachdem er sie im J. 1789 den 16. Aug. eingeweiht, später mehrere Kollektenreisen unternahm, deren Erfolg so günstig war, daß er auch noch in den Stand gesetzt wurde, sie mit einer vorzüglichen Orgel zu versehen. Er war von jeher ein treuer Verehrer seines Königs und blieb es bis an sein Ende. Als das deutsche Vaterland vom Joche der Franzosen gedrückt wurde, verläugnete er seinen deutschen Patriotismus nicht, sondern sprach freimüthig und trat, ohne Furcht vor dem Nachtheile und der Gefahr, die ihm daraus entspringen konnte, als ein warmer deutscher Patriot auf. Im J. 1794, als die Franzosen an den Rhein kamen, sah er sich genöthigt zu emigriren und konnte erst im folgenden Jahre, nach 9monatlicher Abwesenheit und nach vielen vergeblichen Versuchen, zu seiner Gemeinde zurückkehren. Zum zweiten Male würde er zur Emigration sich genöthigt gesehen haben, wenn nicht zum Glück für ihn die deutsche Sache nachher eine so glückliche Wendung genommen hätte, denn ohne Zweifel wäre er im entgegengesetzten Falle in die mißlichste Lage versetzt worden. Seine Verdienste wurden aber auch von dem Könige anerkannt und belohnt. Bei der Union, deren eifriger Beförderer er war, erhielt er die silberne Medaille, bei der Vermählung des Kronprinzen die goldne; ferner einen Altarschmuck für seine Gemeinde, bestehend in einem Krucifix und zwei Leuchtern von Gußeisen. Im J. 1830, am Feste der Uebergabe der augsburgischen Konfession, verlieh ihm der König den rothen Adlerorden 3. Klasse, „als Anerkennung seiner jetzigen und frühern Verdienste," und bei der Feier seines 50jährigen Amtsjubiläums (den 3. Sept. 1836)

die Schleife dazu. Nach Begehung dieser Jubelfeier schwanden seine Kräfte immer mehr und er fühlte das Bedürfniß einer Unterstützung in seinem Amte. Seine Bitte darum wurde erfüllt und er erhielt in dem Kandidaten Brand eine kräftige Stütze. Obgleich er die Kanzel selbst zu besteigen nicht mehr im Stande war, wohnte er doch dem öffentlichen Gottesdienste, so lange es ihm möglich war, regelmäßig bei; er glaubte der Gemeine auch in dieser Hinsicht ein gutes Beispiel schuldig zu seyn. Im August 1839 adjungirte ihm die Gemeine auf seinen Wunsch seinen Amtsgehülfen und erwählte ihn zu seinem Nachfolger. Er konnte sich nun ganz in Ruhe begeben, der er auch so sehr bedurfte, da seine Kräfte immer mehr abnahmen und seine Füße ihm ihre Dienste gänzlich versagten. Er wirkte, so viel noch in seinen Kräften stand. Heiterkeit, Ruhe, Zufriedenheit und Ergebung in Gott verließen ihn bis zu seinem Tode nicht, denn er sah am Feierabende auf ein Leben zurück, das er nur Gott und dem Wohle der Menschen geweiht hatte. Sein Leben wandte S. stets aufs Beste an; dadurch, daß er schon in frühen Jahren sich mit wenigem Schlafe begnügte und das Frühaufstehen selbst bis ins Alter fortsetzte, wußte er sich sein Leben noch mehr zu verlängern. Sein rastloser Fleiß ermüdete nie, seine Beharrlichkeit und Ausdauer ließ ihn die größten Schwierigkeiten überwinden; durch Religiosität und wahre Frömmigkeit zeichnete er sich aus; Gemeinnützigkeit und Wohlwollen gegen die Menschen beseelten ihn bis zum letzten Augenblicke und ein Vertrauen und eine Unterwerfung unter Gottes Willen ließen ihn die Leiden, die auch sein Leben öfters trübten, mit Geduld ertragen. Er suchte sein Glück in sich, in der treuen Erfüllung seiner Pflicht und im stillen Familienkreise. — Er hat Manches in deutscher und lateinischer Sprache dem Drucke übergeben und den Ertrag seiner Schriften hauptsächlich zu milden Zwecken bestimmt. Auch hinterließ er von eben demselben für seine Gemeine noch ein kleines Vermächtniß für die Armen. Auch zur Verbreitung der Bibel hat er redlich mitgewirkt. Mit ihm schloß sich die Reihe der Prediger in der Scheibler'schen Familie, aus der schon seit ein Paar hundert Jahren Prediger stammten und sie demnach wohl eine Predigerfamilie zu nennen ist. — Seine im Drucke erschienenen Schriften sind: De fuga templi. Frankfurt 1807. — Predigten an vaterländischen Festen. Ebd. 1808. — Josias seu de restituendo Dei cultu etc. Sulzb. 1814. — Geistliche Waffenrüstung eines christl. Soldaten ꝛc. Ebd. 1814. — Ein Wort für Schullehrer. Ebend. 1814. — Worte der Belehrung und

des Trostes für Eltern ꝛc. Ebd. 1814. — Laudes Britanniae magnae de Germanorum libertate ac salute. Ibid. 1815. — Predigt am zweiten Pfingsttage den 15. Mai 1815. Frankf. 1815. — Vaterländische Predigt am ersten Tage d. f. Deutschlands Glück entscheidenden Jahres 1815. Sulzbach 1815. — Letzte politische, aber nicht schmeichelhafte Predigten unter Napoleon. Ebend. 1815. — Wie dringend uns alles zur Theilnehmung an der gerechten und großen Sache auffordert, für welche nun bald wieder das ganze Europa kämpfen wird. Frankf. 1815. — Oeffentliche Betstunden während des Kriegs. Sulzb. 1816. — Daß ein lebhaftes Andenken an die Befreiung des deutschen Vaterlandes das unter uns aufkeimende Böse ersticken müsse. Gotha 1817. — Daß wir Luthers Geist und Sinn haben müssen, wenn es durch uns besser in der Welt werden soll ꝛc. Ebd. 1817. — *Prüfung der vornehmsten Einwürfe gegen die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen. Frankf. 1818 2. Aufl. 1819. — Die Verbreitung der Bibel. Elberfeld 1819. — Etwas über Proselytenmacherei. Leipzig 1822. — Aus dem Leben F. V. Reinhards. Ebend. 1823. — Neuer abgenöthigter und ausführl. Versuch zur Bekämpfung der Proselytenmacherei. Darmstadt 1823. — Sammlung einiger Gelegenheitspredigten, zur Erinnerung an eine merkwürdige Vergangenheit und zur Belebung eines religiösen und patriotischen Sinnes ꝛc. Leipzig 1824. — Wie und warum jeder evangel. Christ das Beste seiner Kirche befördern soll. Hanau 1824. — De bello inter Evangelicos et catholicos nuper exorto ejusque natura et componendi ratione. Darmst. 1827. 2. Aufl. 1828. — Memoriam Reinhardi etc. Sulzb. 1827. — Maria, die Mutter Jesu, als ein Muster ihres Geschlechts. Frankf. 1829. — Sprüche aus d. ersten 13 Kap. d. Evang. Matthäi; in Reime gebracht, kurz umschrieben und zur Erbauung angewandt. Aachen 1832. — Herbstblumen od. noch spät verfertigte Gedichte. Ebd. 1832. — Nachtrag zu den Herbstblumen. Ebd. 1833. — Abgenöthigte Rechtfertigung wegen des in den „Herbstblumen" enthaltenen Gedichts „am Ostermorgen." Ebd. 1833. — Sammlung von Sprüchen aus den Evangelisten Matthäus, Lukas und Johannes ꝛc. Ebd. 1833. — Scherz und Ernst dem nachsichtsvollen Leser geboten (Gedichte). Ebd. 1836. — Predigt am 50jährigen Amtsjubiläum den 3. Sept. 1836 gehalten und mit einigen erläuternden Anmerkungen herausgegeben. Ebend. 1836. — Außerdem gab er noch verschiedene einzelne Kasualpredigten und Reden heraus.

* 109. Thomas Billen,

Domdekan zu Trier;

geb. im Jahre 1758, gest. d. 21. März 1840.

Er war früher Pfarrer in Blankenheim und dann längere Zeit hindurch Regens am Priesterseminar gewesen. Sein edler, menschenfreundlicher Sinn, seine wohlwollende Güte und wahrhaft priesterliche Haltung hatten ihm eine ungetheilte Achtung erworben. Einfachen und geraden Charakters stand er in früherer Zeit dem Seminar mit Würde und Eifer vor und that sehr Vieles zur Heranbildung eines würdigen Klerus. Sein liebevolles Wesen gewann ihm die Herzen Aller und die Zöglinge des Seminars verehrten ihn wie ihren Vater. Seit er sich auf seine Präbende zurückgezogen hatte, fuhr er fort, in geräuschloser Stille alles Gute zu befördern und besonders durch wohlthätige Spenden sich als einen Vater der Armen zu beweisen. Darum hinterließ er auch wenig. Seine ascetischen und liturgischen Bücher hat er der Dombibliothek vermacht, auch hat er noch die Kirchen von Blankenheim und Bittburg, besonders das Hospital in letzterer Stadt bedacht.

Thiem.

* 110. Fried. Freiherr v. Groß zu Trockau,

Bischof zu Würzburg, Inhaber v. Ehrenkreuz d. k. baier. Ludwigsordens;

geb. d. 14. März 1758, gest. d. 21. März 1840.

Er erhielt in seinem Geburtsorte Würzburg mit 6 Brüdern seine erste Erziehung und Bildung im elterlichen Hause und an den dortigen Studienanstalten und nahm, nach zurückgelegtem juridischen Kurse, Praxis am Sitze des ehemaligen deutschen Reichskammergerichts zu Wetzlar. Schon in seinem 10. Lebensjahre wurde er mit einer Präbende am Domstifte zu Bamberg begnadigt, desgleichen im darauf folgenden Jahre am Domstifte zu Würzburg, späterhin auch an dem ehemaligen Ritterstifte St. Burkard zu Würzburg, dessen Probst er in der Folge wurde. Unter dem hochgepriesenen Fürstbischofe Franz Ludwig v. Erthal rückte er als Domkapitular in den beiden Hochstiftern in den Bezug seiner Präbenden ein und wurde von dessem Nachfolger zu Bamberg, Christoph Franz Freiherr v. Buseck, im Jahre 1795 zum fürstbischöflichen geheimen Rathe, Präsidenten der Lan-

desregierung des Fürstenthums Bamberg und zum Polizeipräsidenten daselbst ernannt, wo er sich in den darauf folgenden Kriegsjahren um die Einwohnerschaft viele Verdienste erworben hat. Nach Auflösung der Hochstifter Bamberg und Würzburg trat er mit ansehnlichen Pensionen in das Privatleben zurück, bis er unterm 28. Sept. 1812 zum Präsidenten des bischöflichen Generalvikariats zu Bamberg ernannt wurde, in welcher Eigenschaft er nachhin am 11. April 1815 von Pius VII. als apostolischer Vikar bestellt wurde. Er ließ sich am 17. April 1813 in einem Alter von 55 Jahren zum Priester weihen. Bei Besetzung der Bisthümer in Baiern, in Folge des Konkordates mit Rom, ernannte ihn König Maximilian Joseph *) zum Bischofe zu Würzburg, wo er als solcher am 23. Dec. 1821 seinen feierlichen Einzug hielt, nachdem er am 18. Nov. zu Eichstädt von dem päpstlichen Nuntius Cassano die Konsekration erhalten hatte. Noch über 18 Jahre wirkte er in seinem bischöflichen Amte mit ausnehmender Thätigkeit. In allen Sitzungen des Ordinariats präsidirte er persönlich. Menschenfreundlichkeit, Gastfreundschaft und Wohlthätigkeit waren hervorstechende Züge seines gutmüthigen Charakters. Für fromme und wohlthätige Zwecke hinterließ er bedeutende Vermächtnisse.

111. Andreas Rebhan,

königl. baier. Rentbeamter zu Zeil im Untermainkreise;

geb. im J. 1775, gest. d. 21. März 1840 **).

Nach einiger Vorbereitung in seinem Geburtsorte Teuschnitz bezog er im Herbste 1789 das bamberger Gymnasium und nahm als großer Kostgänger die Wohnung und Pflege im Marianischen Hospize. Unter der Leitung der Professoren Sommer, Settelein, Schum und wieder Sommer zeichnete er sich in der Syntaxis, Poesie, Rhetorik und Philosophie auf jeder Schule so vortheilhaft aus, daß er, Cherbon, Franz Nüßlein, Thomas Schwarz, Ott, und in der Philosophie auch v. Heinrichen, stets die vier ersten Plätze unter sich theilten. Er widmete sich der Rechtswissenschaft unter v. Reider, v. Gönner, v. Weber, Schott und Frei und praktizirte theils zu Bamberg, während er das ihm so lieb gewordene Haus der Familie v. Heinrichen zum Privat-

*) Dessen Biogr. siehe im 3. Jahrg. des N. Nekr. S. 968.
**) Tagblatt der Stadt Bamberg. 1840. Nr. 83 u. 84.

unterrichte des jüngern Bruders, seines Mitschülers, täglich besuchte, theils zu Rothenkirchen, wo er im Hause des Vogts, Kastners und Umgelders Bisani wie ein Glied der Familie liebevoll behandelt wurde. Erst im J. 1802 wurde er zum Steuereinnehmer von Teuschnitz ernannt, in welcher Eigenschaft er 1803—1804 der neuen baier. Organisation der Landgerichte und Rentämter weichen mußte, welche sein Steueramt mit dem Rentamte zu Rothenkirchen verschmolz. Er wurde im Herbste noch für das neue Rechnungskommissariat zu Bamberg eingeladen, wo seine praktischen Kenntnisse zugleich zu verschiedenen Kommissionen auf den herumliegenden neuen Aemtern Veranlassung gaben. Im Sommer 1806 wurde er als ständiger Kommissär zur Einrichtung des Rentamtes Banz abgeordert, von wo aus er auch verschiedene Aufträge der Landesdirektion für benachbarte Aemter besorgen mußte. Im August 1807 wurde er Rentbeamter zu Rattelsdorf, wo er sich 1809 mit Josephe Altenhofer aus Merzbach vermählte und höchst glücklich lebte; daher ihn ihr früher Tod 1820 zum Entschlusse brachte, nicht mehr zu heirathen. Auf sein Gesuch wurde er am 30. Juli 1821 nach Zeil versetzt. In dem neuen Rentamtsbezirke machten ihm die vielen ungewöhnlichen Geschäfte, welche die Verschmelzung der Aemter Prölsdorf, Eltmann, Zeil, Haßfurt rc. im ersten Jahrzehnte mit sich brachten, viel Arbeit, doch besiegte er allmälich die vielen Schwierigkeiten und befriedigte die Oberbehörden unter würdevollem Kampfe gegen ordnungswidrige Einmischungen oder Beschränkungen. Merkwürdig ist, daß er nach der Herstellung der Registraturbücher das Rentamt Zeil, wie einst jenes zu Rattelsdorf, in Verbindung mit einem einzigen Geschäftsgehülfen verwaltete, welcher nur bei dem Drange von Abschriften am Rechnungsschlusse, wie bei den Monatstabellen, durch Kopisten unterstützt wurde. Von seinem wohlhabenden Vater war er frühzeitig so unterstützt, daß er das Nothleiden nicht kennen gelernt hatte; daher er auch mitleidsvoll für die Noth anderer Menschen blieb. Sein Vater und seine Schwester starben schon fast vor zwei Jahrzehnten; sein Bruder zu Teuschnitz erst in diesem. Sein ältester Sohn ist Appellationsaccessist zu Bamberg; sein zweiter Sohn auf der Universität Würzburg in den Hörsälen der Medicin und sein dritter bereitet sich auf jener zu München zum einstigen Staatsbeamten vor.

112. Dr. Wilhelm Herrmann Niemeyer,

ordentl. Prof. der Medicin u. Direktor des königl. Entbindungsinstituts d. Friedrichsuniversität zu Halle;

geboren den 20. Juni 1788, gestorben den 22. März 1840 *).

Er war der älteste Sohn des verewigten Kanzlers August Herrmann Niemeyer **). Nachdem er in den ersten Jahren unter den Augen seiner trefflichen Mutter erzogen, von den Eltern selbst und dem jetzigen Generalsuperintendenten Nebe in Eisenach unterrichtet war, wurde er dem kön. Pädagogium übergeben, um sich dort zu dem akademischen Studium vorzubereiten. Von guten Anlagen unterstützt, machte er so schnelle Fortschritte, daß er die Anstalt bereits im 17. Jahre verlassen und 1805 die Universität Leipzig beziehen konnte, wo er sich dem Studium der Medicin widmete. Von da ging er nach Halle zurück, wo er an dem Oberbergrathe Dr. Johann Christian Reil einen eben so ausgezeichneten Lehrer als Freund fand. Als dieser dem Rufe an die neu errichtete Universität Berlin folgte und die Stadt und Hochschule verließ, zu deren glänzendsten Zierden er gehört hatte, ging auch N. nach Berlin, um dort seine medicinischen Studien zu vollenden. Im J. 1810 kehrte er in seine Vaterstadt zurück und erwarb sich nach öffentlicher Vertheidigung seiner monographia de origine paris quinti nervorum cerebri (pars historica) die medicinische Doktorwürde am 8. Sept. 1810. Erst nach 2 Jahren fügte er den theoretischen Theil der Abhandlung hinzu und das Werkchen erschien vollständig 1812 im Verlage der Waisenhausbuchhandlung; es erwarb sich großen Beifall und wurde namentlich von Johann Friedrich Meckel an mehreren Stellen seiner Werke rühmlichst erwähnt. Zu seiner weitern Ausbildung sollte er eine größere Reise unternehmen; er ging in Begleitung seines Vaters und des vieljährigen Hausfreundes der Niemeyerschen Familie, des gemüthvollen Lafontaine ***), zunächst nach München und Venedig und von dort nach Wien, wo der junge Arzt nebst seinem Freunde Dr. Reuffel, der zugleich mit ihm Reil's Assistent gewesen war, 6 Monate verweilte, um in den großartigen ärztlichen Anstalten der Kaiserstadt und durch den Umgang mit den ausgezeichnetsten Aerzten derselben seine Kenntnisse zu erweitern. Dann

*) Intelligenzbl. d. Allg. Lit.-Zeit. Nr. 23. 1840.
**) Dessen Biogr. siehe im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 544.
***) — — — — 9. — — — S. 342.

gingen beide Freunde abermals nach Italien, besuchten mit aller Muße Rom, Florenz und andere Städte, gelangten auf weiten Umwegen durch Frankreich nach Paris und kehrten nach Jahresfrist, nachdem auch Deutschland von ihnen im Zickzack durchkreuzt war, über Göttingen in die Heimath zurück. Hier rief inzwischen die lebhafteste Begeisterung alle waffenfähige Jünglinge zur Theilnahme an dem Kampfe gegen die Unterdrücker des Vaterlandes; auch der Verstorbene meldete sich mit seinen beiden Brüdern zum Eintritte in das preußische Heer. Während sein Bruder Anton (jetzt in Greifswald) in den Jahren 1813 und 1814 als freiwilliger Jäger in der preuß. Garde und sein Bruder Eduard unter den schwarzen Husaren an den Feldzügen Theil nahmen, glaubte man unsern N. besser als Arzt brauchen zu können und übertrug ihm nach der leipziger Schlacht die obere Leitung der überfüllten Lazarethe zu Weißenfels. Er pflegte oft von den ungeheuern Schwierigkeiten zu erzählen, mit denen er dort zu kämpfen gehabt hatte und namentlich der Noth zu gedenken, in die er durch das dreimalige Aussterben seiner Apotheke in einem Monate versetzt war. Nach Auflösung jenes Lazareths kehrte er nach Halle zurück, wo ihm das Direktorium der Frankeschen Stiftungen die durch den am 31. Dec. 1813 erfolgten Tod des Dr. Christian Friedrich Ernst Nagel erledigte Stelle eines Arztes bei den Stiftungen übertrug. Gleich im Anfange seiner Amtsführung zeigte er eine höchst ersprießliche Thätigkeit, sorgte für eine bessere Einrichtung des sehr verfallenen Krankenhauses in seinem ganzen Mobiliar, richtete mehrere Krankenzimmer ein, von denen er nur 5 in Ordnung vorgefunden hatte und regelte die ganze Verfassung desselben durch höchst zweckmäßige Instruktionen für Krankenvater und Krankenmutter, so wie durch Feststellung einer bestimmten Hausordnung. Ihm ist die Vergrößerung der Anstalt durch einen Anbau, ihm die Anlage eines besondern Badehauses und der Todtenkammer zu verdanken; durch seine Bemühung erhielt die Anstalt die große Vergünstigung, unentgeldlich die Soole aus den halleschen Soolbrunnen beziehen zu können. Er wußte sich das Vertrauen der Kinder und Jünglinge, die hier hauptsächlich seinen ärztlichen Beistand in Anspruch nahmen, zu erwerben und seinen, besonders wo er Gefahr sah, rastlosen Bemühungen gelang es, daß nur äußerst selten einer der Kranken seinen Leiden unterlag. Im J. 1816 verheirathete er sich mit Marie Clerus aus Connern, die nach dem frühen Tode ihrer Mutter im Reil'schen Hause erzogen war und deren Bekanntschaft der, von Reil sehr geschätzte junge Arzt dort ge-

macht hatte. Im J. 1819 wurde ihm neben einer außerordentlichen Professur in der medicinischen Fakultät die Direktion des Entbindungsinstituts übertragen, nachdem er bereits einige Semester als Privatdocent die Geburtshülfe gelehrt und dabei die auf dem Institute vorfallenden Geburten zur Unterweisung seiner Zuhörer benutzt hatte. Von nicht unbedeutendem Umfange sind die Verdienste, die er sich als akademischer Lehrer in dem Fache erwarb, dem er sich mit besonderem Eifer und großer Vorliebe ergeben hatte. Hier verstand er es ganz besonders, sowohl in den theoretischen Vorträgen, als in den praktischen Uebungen in seinen Schülern Liebe für die Geburtshülfe zu erwecken und sie in dem Eifer und Fleiße zu erhalten, den dieses Studium erfordert. Dazu verstand er es vor vielen Lehrern, nicht bloß beim Unterrichte, sondern auch in seinem gastfreien Hause die Achtung, Liebe und fortdauernde Anhänglichkeit seiner Schüler sich zu gewinnen und zu erhalten. Eine nicht geringe Anzahl derselben verdankt ihm die seltene Sicherheit am Kreisbette und noch mehr die Geduld und Humanität, mit der er selbst an dieser Stelle handelte und sich bewegte. Liegt nun schon darin die Erfüllung seiner Pflicht als Direktor einer Klinik für Geburtshülfe, so darf auch nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß er in die durch die Kriegsereignisse und wiederholte interimistische Verwaltungen zerrüttete Anstalt wieder den Geist der Ordnung gebracht, mit Umsicht und Sachkenntniß nicht nur das Innere derselben geordnet, den Anstand, der einer solchen Anstalt Noth ist, bewahrt, sondern auch, selbst bei den geringen Geldmitteln, die zu seiner Verfügung standen, die zweckmäßigsten Einrichtungen getroffen hat. Dies zeigte sich besonders in der verständigen Wahl der Assistenten, deren thätige Mitwirkung er rühmend anzuerkennen und namentlich die Leistungen des jetzigen Professors Dr. Hohl besonders hervorzuheben pflegte. Was er erstrebt, was er erreicht hat, davon hat er selbst in einem längern Aufsatze der von ihm herausgegebenen Zeitschrift für Geburtshülfe und praktische Medicin genauern Bericht erstattet. Da ihm das Streben nach literarischem Ruhme fremd war und er sich nur schwer entschließen konnte, die auf seinen Reisen und in vieljähriger Praxis gemachten Beobachtungen und eingesammelten Erfahrungen zu veröffentlichen, so entwickelte er, so lange es seine Gesundheit gestattete, eine desto größere Thätigkeit als Arzt. Für die Verdienste, welche er sich hierdurch erworben, hat die Anhänglichkeit und Liebe der Familien, denen er als solcher mit Rath und That treulich beigestanden, die sprechendsten Beweise gegeben und

sie haben ihm dieselbe fortbewahrt, als in den letzten Lebensjahren die zunehmende Kränklichkeit seiner Thätigkeit ein Ziel setzte; denn er half mit Glück als Arzt und nahm innigen Antheil als Freund. Da, wo oft ein freundliches und beruhigendes Wort mehr vermag als Kunst und Arzenei am Kreisbette, war er ganz an seiner Stelle, blieb sich immer gleich, mochte er die Noth bei dem Reichen finden oder bei dem Armen, und handelte sicher, schnell und schonend, wenn zur Rettung einer Mutter, eines Kindes oder beider zugleich ein entscheidendes Eingreifen nöthig wurde. Mit seltener Uneigennützigkeit stand er den Armen bei; wo er Noth wußte, nahm er nie einen Lohn für seine Bemühungen in Anspruch. Er wurde in den Morgenstunden des 26. März in aller Stille beerdigt; mehrere seiner Kollegen und die Beamten der Frankeschen Stiftungen sammelten sich an seinem Grabe, an welchem der Professor Dr. Marks, Archidiakonus an der St. Ulrichskirche, zu dessen Kirchenkollegium der Verstorbene gehört hatte, herzliche und tröstende Worte sprach. Sechs Kinder, von denen erst der älteste Sohn vor Kurzem die Universität bezogen hat, beklagen den Verlust eines liebevollen zärtlichen Vaters.

* 113. Nikolaus Friedrich Staacke,

Doktor der Medicin und Chirurgie und Arzt zu Neustadt in Holstein;

geb. im J. 1795, gest. d. 24 März 1840.

Zu Eckernförde im Herzogthume Schleswig wurde St. geboren. Nachdem er auf der schleswiger Domschule eine wissenschaftliche Vorbildung erhalten hatte, studirte er zu Kiel die Medicin und Chirurgie und ward am 27. Januar 1826 dort zum Doktor derselben creirt. Er begab sich nun nach Neustadt in Holstein, um hier durch seine medicinischen Kenntnisse seinen Nebenmenschen nützlich zu seyn und erlangte auch bald eine gute Praxis. Aber bereits im 14ten Jahre seiner Wirksamkeit und in einem Alter von 45 Jahren wurde er seinen Freunden und seiner ihn tief betrauernden Familie durch einen unerwarteten Tod entrissen. Er hinterließ eine Witwe und 5 unerwachsene Kinder. — Seine Inauguraldissertation führt den Titel: De colica infantili. Kiliae 1826.

Crempdorf. Dr. H. Schröder.

114. Paul Ebert,

Exconventual des vormal. Cisterciensterklosters zu Langheim, zu Lichtenfels (Baiern);

geb. den 30. März 1776, gest. den 25. März 1840*).

Derselbe war zu Lichtenfels geboren, trat den 20. April 1796 in die Abtei Langheim, wurde den 2. Mai 1801 Priester, den 9. Juni 1802 für die Seelsorge genehmigt und den 24. Juni 1803 säkularisirt. Während er noch in der Abtei lebte, zählte er es sich schon zum Vergnügen, an den benachbarten Pfarrkirchen theilnehmende Dienste zu leisten. Während seiner 37jährigen Pensionirung setzte er mehrere Geschäfte der Seelsorger mit großem Eifer fort; besonders thätig bewies er sich an der Wallfahrtskirche der 14 Heiligen zu Frankenthal bis zu seinem entscheidenden Krankenlager. Er verlor zwar seinen Vater (Stadtschreiber zu Lichtenfels) sehr frühzeitig durch den Tod; aber seine Mutter lebte als seine wärmste Freundin mit ihm während der Pensionirung bis zu ihrem höchsten Alter fort. Er hatte ein sehr gutes Gemüth und erwies gern Jedermann Gefälligkeiten; daher seine zahlreichen Verwandten zu Lichtenfels und dessen Umgebung seinen frühen Tod eben so bedauern, als seine entfernten Jugendfreunde.

* 115. Dr. Harder,

großherz. badischer geh. Hofrath und Amtsphysikus zu Radolphszell, Ritter des zähringer Löwenordens u. Inhaber der österr. großen goldenen Civilverdienstmedaille;

geb. im J. 1766, gest. den 25. März 1840.

Geboren zu Constanz am Bodensee, wo der Vater Physikus war, widmete sich der Sohn gleichfalls der Medicin, indem er die Hochschule zu Freiburg im Breisgau besuchte. Nachdem er dort zum Doktor der Medicin promovirt worden war und die Erlaubniß zur Ausübung der Heilkunde erlangt hatte, bildete er sich durch eine im J. 1788 unternommene Reise nach Frankreich noch weiter wissenschaftlich aus. Nach seiner Rückkehr im J. 1789 bestallte ihn der Magistrat des seiner Geburtsstadt benachbarten Städtchens Radolphszell am Untersee zum Stadtphysikus. Seine Verdienste um das österreichische Militär, die er sich in seinem ärztlichen Berufe während des Revolutionskrieges erwarb, belohnte der

*) Wöchentl. Anzeiger f. d. kathol. Geistlichkeit. 1840. Nr. 13.

Kaiser durch die Verleihung der großen goldenen Civilverdienstmedaille im J. 1797. Im J. 1812 wurde H. zum Amtsphysikus zu Radolphszell, welches Städtchen inzwischen zum Großherzogthume Baden gekommen und Sitz eines Amtes geworden war, ernannt. Später empfing er manches Zeichen der Achtung und der Anerkennung seines Werthes und seines Verdienstes. Im J. 1834 ertheilte ihm der Regent den Charakter eines Medicinalrathes, im J. 1838 das Ritterkreuz des Ordens des zähringer Löwens und im Jahr 1840 den Titel: Geheimer Hofrath. Einige Tage darauf, am 15. März, überraschte den Greis die Ertheilung des Ehrenbürgerrechts der Stadt, welche ein halbes Jahrhundert hindurch Zeuge des stillen Wirkens ihres neuen Mitbürgers gewesen war. Dieser Bürgerkranz legte sich einige Tage später als schönste Krone auf den Sarg des Entschlafenen, dem besonders die Rückerinnerung an das Jahr 1814, in welchem das ansteckende Nervenfieber in seinem Amtsbezirke verheerend ausgebrochen war und er durch die Bekämpfung dieses Feindes sich um das gemeine Wohl sehr verdient machte, einen redenden Denkstein gesetzt hat. Eine glückliche Behandlung mehrerer in den Jahren 1824 und 1825 an der Wasserscheu sehr gefährlich erkrankten Personen in Zell und der Umgebung erwarb ihm die ehrenvollste Anerkennung von Seiten der höchsten Sanitätsbehörde. — Der Entschlafene glänzte durch die Tugenden der Humanität, der Wohlthätigkeit ohne alles Geräusch und der Unverdrossenheit in seinen gemeinnützigen Bestrebungen. Dabei war er ein Mann von der feinsten Bildung und reicher Kenntniß, die ihn, in Verbindung mit andern Gaben, zu einem glücklichen Arzte machte, dessen Andenken noch lange bleiben wird.

* 116. Franz Gallus Sündermahler *),

k. baier. Regierungsdirektor zu Würzburg;

geb. den 9. Nov. 1755, gest. den 25. März 1840.

S. ward zu Heisenstamm im gegenwärtigen Großherzogthume Darmstadt geboren, wo sein Vater Johann Adam Ignaz Sündermahler Beamter in gräfl. v. Schönbornischen Diensten war. Als dieser seine Laufbahn in amtlichen Verrichtungen für das Hochstift Würzburg weiter verfolgte, er-

*) Soll von dem berühmten Historienmaler Lucas Kranach abstammen, der den Zunamen Sunder hatte und da er gewöhnlich seiner Unterschrift Sunder das Prädikat „Mahler" beifügte, alsdann Sundermahler genannt wurde. Der Sprachgebrauch wandelte durch den Umlaut den Namen in Sündermahler um.

hielt sein Sohn in der damaligen fürstl. Hauptstadt, wo sich mehrere Stammverwandte durch Führung geistlicher und weltlicher Aemter ausgezeichnet hatten, eine seinem Stande, seiner Fähigkeit und den dargebotenen Mitteln entsprechende sorgsame Ausbildung. Am Schlusse seiner Universitätslaufbahn, während welcher er sich mit warmen Eifer dem Studium des Rechtes und der Kameralien hingegeben hatte, machte er sich bald durch Talent und Fortschritte, so wie durch seinen edlen Charakter so bemerklich, daß er bereits am 5. März 1779, also in seinem 24. Lebensjahre, zur Stelle eines Amtskellers, Stadtschuldheißen und Forstmeisters zu Fladungen an der Rhöne befördert wurde, bald aber in die Fußstapfen seines inzwischen nach Mellrichstadt beförderten Vaters trat, so wie er abermals 1787 seinem Vater in diesem Amte zu folgen das Glück hatte. Es geschah Letzteres vermöge des ausgezeichneten Vertrauens, welches der eben so strenge als weise und auf die Amtsführungen aufmerksame Fürstbischof Franz Ludwig v. Erdthal auf den mit jugendlicher Kraft und rastlosem Eifer bisher wirkenden jungen Beamten setzte. Damals war das Verhältniß der Landbeamten zu ihren Amtsuntergebenen mehr ein väterliches und patriarchalisches als herrisches und hatte ein solcher das Vertrauen seines Fürsten, die Liebe und Achtung seiner Amtsuntergebenen gewonnen, so eröffnete er auch seinem dazu fähigen Sohne die Aussicht auf seine Stelle, ja er konnte ihn frühzeitig mit allen Verhältnissen bekannt machen und ihn geistig gleichsam selbst in dieselben einführen. Wie der Familienvater den Mittelpunkt des ganzen häuslichen Lebens bildet, so bewegte sich auch der gesammte Amtskreis um seinen Vorstand. In der Einen Persönlichkeit koncentrirten sich die verschiedensten, in der Folge vielfach getheilten Verrichtungen. Der Beamte zu Mellrichstadt stand der Administration, der Polizei, dem Finanzwesen, der Justiz in erster Instanz vor; er war Amtskeller, Zentgraf, Spitalverwalter, Zöllner und Forstmeister zugleich. Alle Verhältnisse waren noch einfach gestaltet, von vielen Tabellen, Kontrolen, Aktenstößen, künstlichen Rechnungsnormen wußte man nichts. Die Civiljustizpflege bestand oft in einem bloßen Schiedsrichteramte, wobei mündlich ohne viele Akten verfahren wurde; von Advokaten wußte man wenig und Berufungen waren selten. Bestehen heut' zu Tage nach dem Grundsatze der Geldwirthschaft die Beamtenbesoldungen meistens in Geld, so waren dagegen die Geldbezüge damals gering. Achtundsiebenzig Gulden fränkisch bildeten für das Amt Mellrichstadt die Hauptgeldbesoldungen, der Diäten gab es

wenige und für Schreibmaterialien wurden 6 Gulden verrechnet. Dagegen bildeten Wein, das Fuder mit 36 Gulden fränkisch vergütet, Getraide, Holz, die Benützung mancherlei Grundstücke, Zählgelder wegen Einnahme von Kontributionen, geregelte Amts- und Zentsporteln, endlich Antheile an den Stup- und Strafgeldern die Haupteinnahme. Da die Amtsuntergebenen noch nicht mit Distrikts- und Gemeindeumlagen, mit Straßen- und Wegbau belastet waren, so erklärt sich, wie sie sich zur Bebauung der amtlichen Grundstücke theils ohne, theils nur mit geringer Entgeldung gern herbeiließen, was auch eine Folge der herzlichen Zuneigung zu ihrem Beamten war, welcher auf der andern Seite mit einer sie vertretenden Vorsorge ihnen entgegenkam. Doch die Zeit nahte heran, wo dieser einfache Wirkungskreis eines Beamten nicht mehr genügte; der einsichtsvolle Fürstbischof von Erthal erkannte ihre Zeichen; höhere, vielseitigere Leistungen als bisher wurden allmälich von den Landbeamten gefordert und deshalb gern die Thatkraft noch jugendlicher und geistesbeweglicher Beamten in Anspruch genommen. Dies war auch bei unserm S. der Fall. Der Fürst trat mit seinen Planen über Förderung des Schulwesens, Verbreitung einer allgemeinern Bildung, Weckung des Kunstfleißes hervor, er schuf die Elemente einer höher strebenden Polizei, die geistigen und moralischen Triebfedern wurden in Bewegung gesetzt. Besonders waren die Verscheuchung des Bettelns, des Müssigganges, das Armenwesen, die öffentliche Sicherheit, die Bedingungen der Ansässigmachung Gegenstände zahlreicher, für die damalige Zeit mit Beifall aufgenommener Verordnungen. Zu seiner Zufriedenheit fand der weise Fürst an seinem Beamten in Mellrichstadt einen Mann, der auf seine Ideen einging und mit Sachkenntniß und Nachdruck sie ins Leben zu rufen verstand. Unter anerkennendem Beifalle gab er seinem Beamten noch den speciellen Auftrag, die Oedungen um Mellrichstadt wieder mit Holz zu bepflanzen, welche ein für die Zukunft sorgloses Ausrotten von Waldstrebungen erzeugt hatte. Vorzüglich den Samen verbesserter Kultur und erhöhter Gewerbsthätigkeit in den Rhöngegenden auszustreuen, war S. bestrebt und reichte jedem solchen Unternehmen eine möglichst hülfreiche Hand. Mit Freuden zählte er noch in spätern Jahren manche fruchtbare Bemühung dieser Art für seine lieben Amtsuntergebenen zu Mellrichstadt auf. Ein so ersprießliches Wirken und die in Kameralsachen erprobte Geschicklichkeit, verbunden mit einem edlen Charakter, konnten auch dem Nachfolger des Fürsten von Erthal nicht entgehen. Fürstbischof Georg Karl von

Fechenbach beförderte unsern S. im Jahre 1799 zum fürstl. Hofkammerrath. Mitten in dieser neuen Amtsthätigkeit ward 1802 die Verweltlichung der geistlichen Fürstenthümer vollzogen. Kurbaiern nahm 1803 von Würzburg Besitz und eine Organisation aller Zweige der Verwaltung war bei diesem Umschwunge der bisherigen Verhältnisse eine nothwendige Folge. Eine Centralstelle unter dem Namen Landesdirektion ward geschaffen und S. bei der zweiten für Finanzverwaltung als Rath angestellt. Männer, der bisherigen sowohl untern als höhern Verwaltung kundig, konnten bei Gestaltung der neuen Ordnung der Dinge nicht entbehrt werden. In der That griff S. in das neue staatliche und Geschäftsleben mit Umsicht und Liebe ein und erntete die Zufriedenheit seiner Obern. Derselbe Wirkungskreis blieb ihm unter der Regierung des Großherzogs von Würzburg vom Jahre 1805 — 1814. Die Durchführung mehrerer wichtiger Geschäfte, so wie eine Zeit lang das Direktorium der 2. Deputation der Landesdirektion ward ihm unter belohnender Anerkennung von seinem Fürsten anvertraut. Nun folgte der fünfte Regentenwechsel für S. Würzburg ward abermals dem Königreiche Baiern einverleibt. Als nunmehriger Regierungsrath blieb S. von 1814 — 1826 aktiv, bis die im letzten Jahre erfolgte neue Organisation aller oberen Staatsbehörden ihn unter rühmlicher Anerkennung seiner lange, treu und ersprießlich geleisteten Dienste nebst Verleihung des Titels und Ranges eines Regierungsdirektors in den Ruhestand versetzte. Diese nach so vielfachem Wechsel der Regierung und der Dinge ihm gewordene Muße, nachdem er 20 Jahre als Landbeamter und 27 Jahre als Kollegialrath gedient hatte, benützte er im frohen Rückblicke auf seine erfüllte Pflicht, indem er sich der Wissenschaft, den Seinigen und einer ihm entsprechenden Geselligkeit widmete. An allen großen Zeitereignissen nahm er Antheil, die neuen Untersuchungen über Nationalökonomie und besonders die wichtigen Erfindungen der Technik verfolgte er mit Eifer. Sein dem Höhern zugewandter Geist behielt seine Elasticität, er lebte äußerst mäßig, war heitern Sinnes, wohlwollend gegen Jedermann und allgemein geachtet. Seinen Kindern nah und fern, seinen Enkeln und Enkelinnen, die ihn theils besuchten, theils in den letzten Jahren pflegend umgaben, war er stets der wohlwollendste Vater. Im reichsten Maaße strömte sein humaner Sinn im ehelichen Leben aus. Er hatte nämlich das Unglück, seine Frau zweiter Ehe in den letzten Jahren ihres Lebens geistesabwesend sehen zu müssen. Diese ließ er nie aus seiner Umgebung und sorgte bis zu

ihrem Ende mit solcher Innigkeit und Zartheit für ihre Pflege, daß er sich schon dadurch allein die volle Achtung jedes biedern Menschenfreundes erwerben mußte. Darum konnte er ruhig nach so treu allenthalben erfüllten Pflichten auf die Zukunft blicken. Mit vollem Bewußtseyn und noch regem Sinne für gesellige Freuden trat er sein 85. Jahr an, bis am obengenannten Tage ein kurzes katarrhalisches Fieber den Wanderer dieses Lebens sanft auf die jenseitige Bahn hinüberlenkte. Sein Andenken aber lebt bei seinen alten Amtsuntergebenen und Kollegen, bei seinen zahlreichen Verwandten und Freunden wohlthuend und kräftig fort.

* 117. Christian Binder,

Hofrath zu Stuttgart;

geb. d. 26. Febr. 1775, gest. d. 26. März 1840.

B. war zu Eberstadt, Oberamts Weinsberg, geboren und der Sohn des dortigen, später in Rudersberg angestellten Pfarrers M. Christian Binder. Nachdem er als Knabe einen gründlichen Unterricht, namentlich in den alten, ihm bis in die letzte Zeit seines Lebens werth gebliebenen Sprachen auf der damals blühenden lateinischen Schule zu Schorndorf erhalten hatte, widmete er sich theils durch eigene Wahl, theils durch Fügung der Umstände bewogen, dem Handelsstande und kam sodann, als er die kaufmännischen Lehrjahre im Vaterlande zugebracht und später zu Basel und Schaffhausen in bedeutenden Häusern Dienste geleistet, im J. 1801 als Kassirer der von Holder'schen (jetzt von Stetten'schen) Wechselbank nach Augsburg, wo er sich im Jahr 1803 mit Wilhelmine, Tochter des verst. Pfarrers Brodhag zu Gundelfingen im Breisgau, verheirathete und im Ganzen 17 Jahre verweilte. Sein Beruf erweckte hier in ihm die erste nachhaltige Liebe zur Numismatik, welcher er bald seine ganze freie Zeit widmete und die ihn namentlich, so weit es Münzen des Mittelalters betraf, mit vielen gelehrten und angesehenen Männern in den verschiedensten Ländern Europas in Korrespondenz und freundschaftliche Berührung setzte. Diese Wissenschaft blieb denn auch, nachdem er im J. 1818 aus Liebe zu seinem Vaterlande und aus Rücksicht für die Erziehung seiner Kinder sich nach Stuttgart übergesiedelt hatte, seine vornehmste Beschäftigung, so jedoch, daß er später hauptsächlich die Erforschung des würtembergischen Münzwesens zum Gegenstande seiner Studien machte. Mit großer Mühe und Sorgfalt brachte er eine Sammlung von Münzen sowohl der alten, als der neuen Landestheile zusam-

men, welche vollständiger als irgend eine andere bisher bestehende, im J. 1839 von der Staatsverwaltung erkauft und dem kön. Münzkabinete einverleibt wurde. Daneben entwarf er eine Geschichte des vaterländischen Münzwesens von den ersten Zeiten an, welche bei seinem Tode beinahe vollendet war *). Sein reger und umfassender Sinn, welchem nichts wahrhaft Menschliches fremd blieb, konnte sich jedoch nicht einzig auf diese wissenschaftliche Thätigkeit beschränken und so nahm er denn auch den lebendigsten Antheil an verschiedenen gemeinnützigen Vereinen, welche in den letzten Jahrzehnten sich bildeten, ward Kassirer der Weinverbesserungsgesellschaft und widmete namentlich mit entschiedener Liebe dem stuttgarter Ortswohlthätigkeitsvereine eine Reihe von Jahren hindurch seine erprobte Einsicht und erfolgreiche Thätigkeit. Diese blieb denn auch dem edlen, alles Gute fördernden und anerkennenden Regenten Würtembergs nicht verborgen und er wurde durch die Huld desselben wegen seiner ausgezeichneten Verdienste um das stuttgarter Armenwesen unter dem 31. Dec. 1838 zum königl. Hofrathe ernannt. Nur kurze Zeit jedoch sollte er dieser mit bescheidenem Danke von ihm aufgenommenen Auszeichnung sich erfreuen, indem nach länger andauerndem Brustleiden ein Herzschlag, den ohne Zweifel der kurz zuvor erfolgte Tod seines jüngsten trefflichen Sohnes schneller herbeiführte, seinem reichen Leben und menschenfreundlichen Wirken am oben gedachten Tage ein unerwartetes Ende machte. Der Verstorbene hinterließ neben seiner früher erwähnten Gattin 1 Tochter und 3 Söhne, von denen 2 sich dem würtembergischen Kirchendienste und einer der Handlung gewidmet haben, und wenn die Seinigen von ihm rühmen, daß er ein Biedermann von ächt deutschem Sinne, ein treuer Unterthan seines in Ehrfurcht geliebten Fürsten, ein zuverlässiger Freund und ein seinen Angehörigen sich aufopfernder, zärtlicher Familienvater gewesen, so werden in dieser Stimme der Pietät Alle, die ihm näher standen, das unverfälschte Zeugniß der Wahrheit erkennen.

---

*) Eine kurze Skizze: „Die Münzstätte Ulm und die ulmer Münzen" erschien von ihm in von Memminger's Jahrbüchern 1834. S. 413 ff.

118. Johann Neubauer,

geistl. Rath u. Pfarrer zu Amlingstadt (Baiern) und Mitglied des königl. baier. Ludwigsordens;

geb. den 3. März 1754, gest. den 26. März 1840 *).

Derselbe war zu Reichenbach in der Pfarrei Teuschnitz geboren und Priester seit dem 17. April 1783. Er wirkte als thätiger Seelsorger an verschiedenen Stellen der Diözese. Im J. 1784 kam er als Kooperator nach Hallstadt, im J. 1785 in gleicher Eigenschaft nach Weißmain; im J. 1786 am 3. Jan. wurde er Kaplan in Hollfeld; im J. 1787 am 22. Febr. Kaplan zu Gößweinstein; im J. 1788 am 29. März kam er als Kuratus nach Bayreuth und im J. 1795 am 30. April als Pfarrer nach Amlingstadt, wo er in der langen Reihe von beinahe 45 Jahren als frommer Priester, würdiger Pfarrer, eifriger Seelsorger und thätiger Schulmann zum Segen der ihm anvertrauten Gemeinde wirkte. Seine Verdienste blieben nicht unerkannt, weshalb er auch von Zeit zu Zeit mit den verschiedensten Würden ausgezeichnet wurde. Im J. 1799 am 14. Jan. wurde er schon zum Definitor des frühern so ansehnlichen und großen Kapitels Eggolsheim ernannt; im J. 1804 am 5. April wurde er Schulkommissär des königl. Landgerichts Bamberg I.; im J. 1810 am 16. Febr. Distriktsschuleninspektor desselben Landgerichts Bamberg I.; im J. 1812 am 9. April Dechant des Kapitels Eggolsheim; in den beiden ersten Ständeversammlungen 1819 und 1822 war er Abgeordneter der Geistlichkeit des damaligen Obermain- und Rezatkreises; im J. 1833 beging er sein 50jähriges Priesterjubiläum; im Januar des Jahres 1834 wurde er vom König mit der Medaille des Ludwigsordens ausgezeichnet; darauf von dem Erzbischofe in Anerkennung seiner vielen und großen Verdienste um Kirche und Staat zu seinem wirklichen geistlichen Rathe ernannt.

Jäck.

* 119. Philipp Albrecht Stapfer,

ehemal. helvetischer Minister zu Paris;

geb. den 23. Sept. 1766, gest. den 27. März 1840.

St. stammte aus einer angesehenen Familie der Stadt Brugg im Aargau, aus der im letzten Jahrhundert mehrere bekannte Gelehrten hervorgingen. So sind unter An-

*) Wöchentl. Anzeiger f. d. kathol. Geistlichkeit. Nr. 13. 1840.

dern sein Großvater, der Pfarrer Johannes St. zu Münsingen und sein Onkel, der Pfarrer Johann Friedrich St. in Diesbach und der Professor Johannes St. in Bern, als theologische Schriftsteller, letzterer besonders als Prediger aufgetreten und ein anderer Onkel, Albrecht St., hat sich im Fache der Landwirthschaft durch einige Schriften bekannt gemacht. So widmete sich auch der Vater unseres St.'s, Daniel Ludwig, dem geistlichen Stande und war zuerst Helfer, dann Pfarrer in Bern, wo Philipp Albrecht geboren wurde; auch er war ein sehr gebildeter Mann und ein Herzensfreund seines berühmten Mitbürgers, des hanoverischen Leibarztes J. G. Zimmermann. Von diesem Vater erhielten die Söhne die beste Erziehung und selbst die schönste Anleitung zu tüchtiger wissenschaftlicher Bildung, wie sich denn auch außer unserm St. sein Bruder Johann Friedrich († 29. Sept. 1840 als Pfarrer zu Maikirch) als Gelehrter auszeichnete. Albrecht begann seine Studien am Gymnasium und der theologischen Fakultät in Bern und vollendete sie an der Universität Göttingen. Im J. 1789 wurde er in Bern ordinirt und schon 1792 in Anerkennung seiner Talente und Kenntnisse als Professor am politischen Institute daselbst angestellt, dessen Vorlesungen er mit einer nachher gedruckten Rede über die fruchtbarste Entwickelungsmethode der Anlagen des Menschen eröffnete. Zuerst lehrte er Eloquenz, später Philosophie und 1797 wurde er an die theologische Fakultät versetzt, wo er sein Lehramt als Professor der didaktischen Theologie mit einer ebenfalls gedruckten Rede de natura conditione et incrementis reipublicae ethicae eröffnete. Auch wurde er zum Mitgliede des Kirchen- und Schulrathes ernannt. Doch nur kurze Zeit sollte er dem Lehrerberufe leben können. Lange schon hatte er mit Theilnahme und Spannung den Gang der französischen Revolution beobachtet und die vielen Mängel der alten Kantonsverfassungen und Bünde einsehend, auch für die Schweiz eine Umwälzung herbeigewünscht und vorausgesehen. Obschon er diese nur durch französischen Einfluß erwarten konnte, verabscheute er doch die Gewaltthätigkeiten und Gelderpressungen, mit denen sie im März 1798 begann und stimmte mit der die französische Republik ganz nachäffenden und von der Regierung derselben abhängigen Art und Weise nicht überein. Dennoch trat er in den Staatsdienst, um seine freisinnigen politischen Ideen zu verwirklichen und, wie er hoffte, seinem Vaterlande eine schönere und freiere Existenz erringen zu helfen; daneben behielt er aber seine Professur noch einige Zeit bei. Sein erstes diplomatisches Geschäft erhielt er noch im März 1798;

er wurde mit Dr. Lüthardt nach Paris gesandt, wo er das Seinige dazu beitrug, die den Mitgliedern der abgetretenen Regierung auferlegte Brandschatzung herabzusetzen und für die Schweiz noch einen Schatten von Selbstständigkeit zu erhalten. Im nämlichen Jahre wurde er Minister des Kultus und öffentlichen Unterrichts der Einen helvetischen Republik in Luzern und in diesem Amte hat er sich um das Erziehungswesen der Schweiz sehr verdient gemacht. St. war vor den meisten Andern der Mann, der für die Erziehung der schweizerischen Nation die tüchtigsten Anstalten treffen konnte; sein Unterrichtsplan wird immer klassisch bleiben, seine Ministerialreskripte leben noch immer bei Tausenden in gesegnetem Andenken und selbst seine politischen Gegner müssen ihm in dieser Beziehung Gerechtigkeit widerfahren lassen. Dennoch konnte er nur mit wenigem von dem vielen Guten, das er einführen wollte, durchdringen, die politischen Wirren der Schweiz traten ihm hindernd in den Weg und er selbst blieb kaum über zwei Jahre in seinem Amte. Schon im Jan. 1801 erhielt er von der helvetischen Regierung die wichtige Stelle eines bevollmächtigten helvetischen Ministers am Hofe des allgewaltigen französischen Konsuls und hier wußte er sich bald großen Einfluß zu sichern und der Selbstständigkeit seines Vaterlandes einige Triumphe zu erringen. Ihn vor Allen suchten alle streitenden Parteien in der Schweiz durch Abgeordnete für ihre Pläne zu gewinnen. So sandte im Frühlinge 1801 das helvetische Direktorium seine zwei thätigsten Glieder Glayre und Rengger an ihn, um gemeinschaftlich mit ihm sein sinkendes Ansehen zu erhalten und für dieses System Bonaparte's Gunst zu gewinnen. Als aber nach Sprengung des französischen Direktoriums auch das helvetische, besonders durch Dolder's und Savary's Bemühung, am 28. Okt. 1801 fiel und an seine Stelle ein Senat mit zwei Landammännern trat, blieb St. demungeachtet in seinem Posten. Den Kampf gegen diese Regierung und überhaupt gegen das Einheitssystem der Schweiz suchte er zu Gunsten desselben zu entscheiden, weil er in ihm das einzige Heil für sein zerrissenes Vaterland sah: er verwendete sich bei der französischen Regierung für ihre Einmischung zur Beendigung des Bürgerkrieges, äußerte aber große Unzufriedenheit über das diktatorische Einschreiten des ersten Konsuls, das er eine erniedrigende Dazwischenkunft nannte. Obschon er entschieden gegen alle Bundesverfassung war und auch den Grafen Röderer, mit dem er in enger Verbindung stand und der unter den vom ersten Konsul ernannten Kommissarien war, welche mit den schweizerischen Abgeordneten die Kon-

sulta für die neue Verfassung der Schweiz bildeten, dafür zu stimmen wußte, wurde er doch genöthigt, am 19. Febr. 1803 den Act der Mediation als Glied der Konsulta mit zu unterzeichnen. Mit ihrer Einführung verlor er sein Amt und war nur noch kurze Zeit als Präsident der Liquidationskommission thätig, die das Budget der helvetischen Regierung ordnete. Hier endete St.'s politische Laufbahn; er blieb nun, obschon 1803 in den großen Rath des neuen Kantons Aargau gewählt, immer in Paris. Sein Leben war so voll großer Ereignisse, voll Arbeit und Thätigkeit, daß man kaum begreifen kann, wie er daneben sich noch so angelegentlich mit literarischen Arbeiten beschäftigen konnte. Er weihte sich nun ganz den Wissenschaften, lebte in den ersten literarischen Gesellschaften des Kaiserreichs und der Restauration, theilte den Franzosen nähere Kenntniß von deutscher Literatur und Wissenschaft mit und war väterlicher Rathgeber mehr als eines nachher berühmt gewordenen Mannes, wie denn auch der als Gelehrter und Staatsmann berühmte Minister Guizot als junger Schriftsteller mehrere Monate in seinem Hause lebte. Seinen Schweizerfreunden blieb er in ununterbrochener Korrespondenz getreu, die einen Reichthum der feinsten Beobachtungen und der kostbarsten Belege zu der politischen und gesellschaftlichen Zeitgeschichte enthält. Denn auch jetzt noch nahm er innigen Antheil an Allem, was den politischen und religiösen Zustand seines neuen und seines alten Vaterlandes betraf, wie er denn auch gegen die Juliordonanzen schrieb und seine Freude über die im Sept. 1839 im Kanton Zürich erfolgte Bewegung öffentlich ausdrückte. In der Gesellschaft zogen die nicht regelmäßigen, aber durch Geist und Sanftmuth belebten Züge seines Gesichtes schon Jedermann an, noch mehr aber interessirte seine geistreiche und doch anspruchslose Konversation, denn weit entfernt, seine geistige Ueberlegenheit geltend zu machen, schien er belehrt zu werden, während er doch das ganze Gespräch zu leiten und zu beleben wußte. In den verschiedenen Stellungen seines Lebens bewundert man seine Intelligenz, seinen thätigen Eifer und für alles Gute begeisterten Sinn. Um der Menschheit immer nützlich zu bleiben, war er nach Beendigung seiner politischen Laufbahn in mehrere religiöse und wohlthätige Vereine getreten: so war er Präsident der französischen Bibelgesellschaft, Vicepräsident der evangelischen Missionsgesellschaft, der christlichen Moralgesellschaft und anderen mehr und 18 Jahre lang Mitglied, Vicepräsident oder Präsident des schweizerischen Wohlthätigkeitsvereines in Paris. Als Gelehrter vereinigte er tiefe philosophi-

sche und historische Bildung. Kaum zählte das Jahrhundert einen Mann, der, wie St., deutsche und französische Bildung, die ganze Bildung des 18. Jahrhunderts und die innigste Religiosität, die feinste Welterfahrung und eine aus Herzensgüte geflossene Humanität nicht etwa als Gegensätze in sich schloß, sondern als harmonische Ausbildung besaß. Er starb nach langer und schmerzhafter Krankheit. — Seine Schriften sind nebst den schon genannten: De philosophia Socratis. Bernae 1786. — De vitae immortalis spe firmata per resurrectionem Christi. Ibid. 1787. — Versuch eines Beweises der göttlichen Sendung und Würde Jesu aus seinem Charakter; eine Predigt über Joh. 14, 9, im großen Münster zu Bern vorgetragen. Ebend. 1797. — Entwurf der Instruktionen für den neu errichteten Erziehungsrath d. helvet. Republik. Luzern 1799. — Zwei Anreden, gehalten bei der feierlichen Einsegnung des Erziehungsraths zu Luzern. Ebd. 1799. (Die erste ist von Th. Müller.) — Einige Bemerk. über den Zustand der Religion u. ihrer Diener in Helvetien. Bern 1800. — J. G. Eichhorn histoire litéraire, traduite de l'allemand. Paris 180.. — Voyage pittoresque de l'Oberland Bernais ou description de l'Oberland, accompagnée de notices historiques. Ibid. 1812. — De la lecture de la bible, particuliérement de l'ancien testament et des fruits, que les hommes de toutes les capacités peuvent en recueillir, même sans le secours des notes et des commentaires. Ibid. 1820. — Oeuvres dramatiques de J. W. de Goethe, traduites en français par M. M. Stapfer, Cavaignac et Margueré. Vol. 4. Ibid. 1821—25. Faust 1828. — Histoire et description des principales villes de l'Europe. Ibid. 1835. — Er war Mitredakteur der Zeitschriften: Archives litéraires de l'Europe und Revue enciclopédique, gab mit Professor Kiefer die scottische Bibel heraus und hatte Antheil an der Biographie universelle u. vielen Zeitschriften.

* 120. Georg Samuel Francke,

Doktor d. Philos. u. der Theologie, der letztern ordentl. Professor auf der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, k. dän. Kirchenrath, Ritter des Danebrogordens;

geb. d. 7. Sept. 1763, gest. d. 23. März 1840.

Dieser „vielseitig gelehrte Tiefdenker," dieser „eifrige Schulmann von tiefer weit umfassender Gelehrsamkeit," wie kundige Männer ihn bezeichnet haben, der noch, als er sich solchen Ruhm schon erworben hatte, eine lange Reihe von Jahren hindurch eine der Zierden der Gelehrsamkeit an der

Universität Kiel war, ward zu Hörnerkirchen, in der Grafschaft Ranzau, geboren, wo sein Vater Johann Samuel Francke, der späterhin nach Neuendorf bei Glückstadt versetzt wurde und bis in sein hohes Alter das Predigtamt verwaltete, damals als Prediger angestellt war. Seine Jugendbildung erhielt er theils von seinem Vater, theils von E. Chr. Trapp, dem nachmaligen Mitarbeiter am dessauer Philanthropin, dessen Rektorschule zu Segeberg er als achtjähriger Knabe ein Jahr lang besuchte, theils von Alb. Petersen, Diakonus in Neuendorf. Von seinem 15. Jahre an besuchte er 3 Jahre hindurch das Johanneum in Hamburg unter dem Rektor Müller und Konrektor Lichtenstein. Hierauf ging er 1781 mit guten Schulzeugnissen nach Kiel zum Studium der Theologie; er besuchte aber nicht bloß theologische, sondern auch philosophische, philologische, mathematische, physische, historische und geographische Vorlesungen. Seine Lehrer waren namentlich Joh. Andr. Cramer, der berühmte Kanzler der Universität, Geyser, G. Moldenhawer, Eckermann, M. Ehlers, Teters, J. F. Cramer (der in Paris gestorbene Sohn des Kanzlers, Bruder des berühmten Juristen Andr. Wilh.), Hegewisch, Ackermann, Christiani, Heinze. Nach Beendigung der akademischen Laufbahn wurde er auf die Empfehlung des Professors Ehler's an die deutsche Kanzlei zu Kopenhagen als vierter Lehrer der Stadtschule in Husum 1784 angestellt. Und als nun 4½ Jahre später das Rektorat der Schule durch den Abgang des Rektors Cellarius auf eine Pfarre erledigt ward, wurde Fr., empfohlen durch die von ihm bewiesene Tüchtigkeit in dem bisherigen Amte, durch das Urtheil des abgehenden Rektors und den im Amtsexamen erhaltenen ersten Charakter, einstimmig für diese Stelle erwählt. In diesem 18 Jahre hindurch höchst segensreich verwalteten Amte trug Fr. zur Verbesserung der Schule sehr viel bei; die 1784 davon als höhere Bürgerschule abgetrennte Kantorklasse wurde wieder mit der Gelehrtenschule in Verbindung gesetzt, ein Lehrplan entworfen, der noch lange nach ihm die wesentlichste Grundlage des Unterrichtes geblieben ist, eine Bibliothek eingerichtet und vermehrt und für andere nützliche Einrichtungen gesorgt, wie dies in den gewöhnlich zweimal jährlich von ihm ausgegebenen Programmen berichtet worden ist. Der täglichen, ununterbrochenen Arbeit müde, wie er selber sagte, wurde er 1806 auf seinen Wunsch und des damaligen Generalsuperintendenten Adler Empfehlung zum Hauptpastor in Sonderburg auf der Insel Alsen ernannt, in welchem neuen Berufe er nicht nur das volle Vertrauen und die Liebe und

Achtung seiner Gemeinde genoß, sondern sich auch um die Verbesserung des städtischen Schulwesens große Verdienste erwarb. Nach 5½ Jahren aber erhielt er durch Verwendung eines hohen Gönners (1811) den Ruf als ordentlicher Professor der Theologie nach Kiel. Seine Gelehrsamkeit und sein Verdienst um die Bildung der Jugend hatte zuvor schon kurz nach seinem Abgange von Husum die philosophische Fakultät jener Universität veranlaßt, ihm ihre Doktorwürde zu ertheilen; die theologische erhielt er 2 Jahre nach dem Antritte seiner Professur von der kopenhagener Universität gegen Einsendung seiner Abhandlung de historia dogmatum Arminianorum. Er las hier über fast alle Fächer der theoretischen Theologie, ein Jahr lang auch über Homiletik und Katechetik, während welcher Zeit er auch interimistisch die Uebungen des theologischen Seminariums leitete. Ein paar Mal verwaltete er das Rektorat der Universität mit jenem Geiste wissenschaftlichen Ernstes und wohlwollender Milde, der ihm überhaupt eigen war. Nach dem Tode des Kirchenrathes Eckermann *) rückte er in die Stelle eines Professor Primarius der Theologie auf und erhielt den Titel und Rang eines Kirchenrathes, wie er zuvor schon (1829) mit dem Ritterkreuze des Danebrogordens geschmückt worden war. Seine vor beinahe 50 Jahren in Husum vollzogene höchst glückliche Ehe mit seiner ihn nun überlebenden Witwe war mit 5 Kindern, 3 Söhnen und 2 Töchtern, gesegnet. Der älteste Sohn **) starb als Kollegienrath und Professor der alten Literatur zu Dorpat, wodurch den Eltern ein tiefer, nachhaltiger Schmerz bereitet ward; der zweite lebt noch als Konrektor der Gelehrtenschule in Flensburg; der dritte als Sekretär bei dem Oberappellationsgerichte in Kiel. Die ältere Tochter war mit dem Prediger Petersen auf Helgoland verheirathet, starb aber auch früh, die jüngere blieb die treue Stütze des elterlichen Hauses. Die hervorstechenden Eigenschaften dieses hochachtbaren Mannes waren eine mit ächt christlicher Frömmigkeit verbundene Ruhe, eine mit Liebe und Wohlwollen vereinigte Heiterkeit, eine zu großer geistiger Frische und Regsamkeit hinzukommende unermüdete Thätigkeit. Das waren auch die Zaubermittel, mit denen sich Fr. seine Jugend im Alter erhielt und sich vor allen sonst so gewöhnlichen Einflüssen der hohen Jahre auf eine bewunderungswürdige Weise bewahrte. Er zog gern das Fröhlichere statt des Traurigern aus dem Leben hervor, er ersetzte

*) Dessen Biogr. s. im 15. Jahrg. des N. Nekr. S. 528.
**) — — — 8. — — — S. 737.

die herben Unfälle, die auch ihn trafen, in dem Tode geliebter Kinder insonderheit, durch den Gedanken an früheres Glück; er legte gern Alles zum Bessern aus und gab sich der Bewunderung der Dinge und Personen mit Vorliebe hin, ohne daß ihn die oftmalige Täuschung dabei allzu bitter berührt hätte. In der Wissenschaft und Literatur schätzte er vor allen Dingen das Gold einer reichen Gelehrsamkeit; das Fortschreiten in wissenschaftlicher Bildung galt ihm als unerläßliche Bedingung für jeden Gelehrten oder höher stehenden Beamten; wo er das vernachlässigt fand, sprach er mit Unmuth: „Der will bei lebendigem Leibe sterben." Ueber Menschen und Handlungen urtheilte er stets milde und nahm gern das Bessere von ihnen an, zeigte daher auch im thätigen Verkehre niemals Mißtrauen, sondern vielmehr ein hingebendes Vertrauen. Die Literatur, sein Amt, sein Haus — das waren seine Welt, darin wollte er leben und wirken; darauf bezog er Alles zurück, dafür suchte er auch nur die Ehre oder den äußeren Gewinn, er selbst schien sich nur das Mittel dazu. Im höchsten Grade rührend und ehrwürdig war darum auch die Liebe und Zärtlichkeit, mit der er seine Familie liebte und von ihr geliebt ward und was zugleich als ein wunderbares Band sie alle unter einander so fest umschlang. Aber was keinem Sterblichen gegeben ist, Maas zu halten, selbst im edlen Begehren, das ward auch ihm nicht zu Theil. Sein unbegränzter Durst nach Wissen, seine hohe Achtung vor Gelehrsamkeit ließen ihn das rechte Maas und die Gränze übersehen und führten ihn überall in seinen Schriften, den spätern namentlich, wie in seinen Vorlesungen mehr zu massenhafter Anhäufung als sicherer Durchdringung und übersichtlicher Bewältigung. So blieb denn er, der gleich anfangs das philosophische Studium mit dem der Theologie verbunden hatte, im Laufe der Zeit auch das Studium der philosophischen Literatur nie bei Seite setzte, dennoch wesentlich auf dem Standpunkte des Wolfischen Systems stehen. Nichtsdestoweniger enthalten seine Schriften viel Vorzügliches sowohl für die Zeit, da sie entstanden, als auch noch für die Folgezeit; für die Verbindung beider Wissenschaften ist sein Bestreben nicht fruchtlos geblieben. Dies beweisen namentlich seine akademischen Preisschriften über die analytische Methode und über den Spinocismus, seine Geschichte der Arminianischen Dogmen und die kurz vor seinem Ende erschienene akademische Schrift über die Unsterblichkeit der Seele. Mit der Versendung dieser letztern an einige gelehrte Freunde beschäftigt, nachdem er Tags zuvor noch seine Vorlesungen gehalten hatte, ereilte ihn der Tod so sanft

und ruhig, daß der Anblick dieses stillen, friedlichen Scheidens die Trauer seiner Hinterbliebenen durch den Gedanken milderte, wie selig solches Sterben eines Gerechten ist *). — Außer 34 Schul- und akademischen Gelegenheitsschriften verfaßte Fr. folgende, hier etwas nach den Fächern geordnete, größere Druckwerke: Unterricht in den nöthigsten Sachkenntnissen für die bürgerl. Jugend (mit J. G. Witt.) 2 Thle. Schlesw. 1792—93. — Institutiones psychologiae empiricae et logicae in usum schol. Ibid. 1802. — Versuch eines Streites zwischen Middleton und Ernesti üb. den philosoph. Charakter d. Ciceron. Briefe v. d. Natur d. Götter zu entscheiden. Alton. u. Lpzg. 1799, nachher Alton. 1806. — Philos. theol. Abhandl. üb. das Verdienst d. christl. Religion u. die Lehre von der Unsterblichkeit der menschl. Seele. Lpzg. und Flensb. 1788. — Versuch einer hist. krit. Uebersicht d. Lehren und Meinungen unserer vornehmsten neuen Weltweisen von d. Unsterblichkeit der menschlichen Seele Alton. u. Lpzg. 1796. — Beantwortung der von d. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen aufgeworfenen Preisfrage: welche Stufen hat die praktische Phil., seitdem man sie angefangen hat systematisch zu behandeln, durchlaufen müssen? Gekrönte Preisschrift. Alton. 1801. — Ueber d. Eigenschaft der Analysis u. der anlyt. Methode in d. Philosophie. Gekr. Preisschrift. Berl. 1805. — Versuch üb. die neuern Schicksale des Spinocismus u. seinen Einfluß auf die Philosophie überhaupt. Gekr. Preisschrift. Schlesw. 1808. — Einige Kanzelreden f. nachdenkende Freunde des biblischen Christenthums. Schlesw. 1793. — Die Liebe, das Kennzeichen wahrer Verehrer Jesu Christi. Predigt. Schlesw. 1808. — De historia dogmatum Arminianorum. Diss. theol. Kil. 1813. — Grundriß d. Vernunfttheologie. Alton. 1824. — Entwurf einer Apologetik d. christl. Religion. Ebd. 1817. — Theologische Encyklopädie. 1. Bd. Ebend. 1819. — Außerdem noch einige Gedichte, Schulreden, 4 (auch unter gemeinsch. Titel erschienene) akad. Gelegenheitsreden, 2 Uebersetzungen, Aufsätze u. vermischte Bemerk. nebst Recensionen in verschiedenen Zeitschriften.

*) Francke hat von seinem frühern Leben selbst einen kurzen Bericht gegeben hinter der Diss. de hist. dogm. Armin., außerdem vergl. man über ihn das Husumer Osterprogramm von 1825, S. 12—35, Konvers.-Lexikon S. 125—28 und das schl.-holst. Schriftstellerlexikon S. 168—72, über seinen Charakter und sein Lebensende die Memoiren des akad. Senates, bald nach seinem Tode erschienen.

121. Dr. Anton Friedrich Justus Thibaut,

großh. bad. geheimer Rath u. ordentl. Professor der Rechte zu Heidelberg, Kommandeur des Ordens vom zähringer Löwen rc.;

geboren den 4. Jan. 1772, gestorben den 28. März 1840.

T. wurde zu Hameln geboren, woselbst sein Vater als hanov. Major lebte. Dieser wird als ein fein gebildeter geistreicher Mann, von ausgebreiteter Kenntniß in Sprachen und vorzüglich in der Mathematik geschildert und stammte von einer zur Zeit der Aufhebung des Edikts von Nantes aus Frankreich ausgewanderten Familie ab, von welcher Nationalität er Züge mag besessen haben, wie Manches davon noch in dem Sohne bemerklich war. Seine Gattin hatte ihm außer diesem erstgebornen Sohne noch sieben Kinder gegeben; sie war eine kräftige Frau von männlich klarem Verstande, Tochter des gelehrten Oberbürgermeisters Christ. Ulrich Grupan zu Hanover. Seine Kindheit verlebte T. zu Hameln, Harburg und Hanover und hatte mit seinen Eltern viele harte Schicksale zu tragen, was er selbst als eine Schule für sich zu bezeichnen pflegte. Er war im höchsten Grade lebhaft, doch das beste, weichste Herz glich dies wieder aus; sein sehr ängstlicher Vater hielt ihn viel zu Hause, aber der innere Trieb zu männlicher Kraftäußerung zog den Knaben ohne des Vaters Wissen zu manchen Uebungen, welche leidenschaftlich betrieben wurden, wie Schwimmen, Rudern und Schlittschuhlaufen, welches letztere in Hanover erlernt wurde und den Vater nicht wenig überraschte, als er bei einem Spaziergange den Sohn, den er zu Hause glaubte, in künstlich verschlungenen Kreisen auf dem Eise daher gleiten sah. Daneben äußerte sich schon in dem Knaben jene innige Freude an der Natur, welche in dem späteren Leben des Mannes als entschiedenes Bedürfniß hervortrat; in einem Gehölze bei Hanover wurde in Gemeinschaft mit mehreren Kameraden eine Anlage gemacht, Lauben angelegt und Aehnliches mehr geschaffen und dieser kindischen Thätigkeit gedachte er in seinen spätern Lebensjahren nicht selten gegen seine Angehörigen und sprach mit unverhohlner Freude davon. Ebenso entkeimte schon damals jene unbegränzte Liebe zur Musik, welche T. späterhin oft seine Religion genannt hat. Er verschaffte sich ein altes, zum Theil saitenloses Klavier, welches fast keinen Ton mehr von sich gab; darauf übte er sich in der Nacht und als ihm später auf sein vieles Bitten von den Eltern gestattet wurde, auf einem bessern Instrumente wirklich Musik zu treiben, begriff man anfangs

nicht, wie er so schöne Akkorde bilden gelernt habe. Die Kasse des Knaben gestattete ihm zwar nicht, sich Eintrittskarten zu Koncerten zu erwerben und der strenge Vater gab solchen Wünschen nicht nach, aber der Sohn erkletterte einmal mit Gefahr eine Dachrinne, um von da aus die Aufführung des Händel'schen Messias in einem nah gelegenen Saale zu hören und das Entzücken über diesen schwer erkauften Genuß ist ihm stets unvergeßlich geblieben; eben so erfüllten ihn in Hanover die von den Chorknaben bei ihrem sonnabendlichen Umgange durch die Straßen gesungenen Choräle mit hoher Seligkeit und seine vorwiegende Liebe zur geistlichen Musik hat sich entschieden in diesen ersten Eindrücken der Kindheit begründet. Mit dem 15. Jahre entschied er sich, getäuscht durch ein selbsterdachtes Ideal von freiem romantischen Waldleben, für das Forstwesen und brachte deshalb fast zwei Jahre bei einem Forstbeamten zu; bald aber sah er sich enttäuscht, fühlte sich durch den Mangel an innerer Befriedigung höchst unglücklich und als sich am Ende Heimweh dazu gesellte, gaben die Eltern nach, er verließ den begonnenen Weg, über den er mit heiterer Selbstironie in seinem späteren Leben scherzen konnte und kehrte nach Hanover zurück, wo er durch seine Energie in den verlassenen Schulstudien sehr bald das Versäumte wieder einholte. Hier und während der akademischen Studienzeit arbeitete er in Gemeinschaft mit seinem Bruder Bernhard *) [dem nachmaligen genialen Mathematiker in Göttingen], dem geliebtesten unter seinen Geschwistern, der mit ihm die unverkennbarste geistige und körperliche Aehnlichkeit besaß. Im Jahre 1792 zog er mit diesem Bruder zunächst nach Göttingen, welches er schon im folgenden Jahre mit Königsberg vertauschte. Der Aufenthalt hier, welcher bis in das Jahr 1794 dauerte, war entschieden für T.'s geistige Richtung, denn er wurde erst Zuhörer von Kant, dann sein eifriger Schüler und endlich der treuester Verehrer des großen Mannes, was er auch bis in seine spätesten Tage geblieben ist. Der klare philosophische Sinn, welcher seine Schriften, von der ersten bis zur letzten charakterisirt und die ächt philosophische Anschauung des bestehenden Rechtes, das Erfassen des ewigen Kernes und seine Ablösung von der blos zufälligen Schale in den einzelnen Rechtsinstituten, die sich bei T. besonders in seinen Kathedervorträgen so kräftig herausdrängte, das war die Erbschaft, die er von Königsberg mitnahm und welche ihm die Rechtswissenschaft minder theuer

*) Dessen Biogr. siehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 749.

machte, an der die dürre, geistlose und pedantische Handwerksmäßigkeit, die er in Göttingen angetroffen, ihm beinahe Abscheu erregt hatte, so daß er selbst davon erzählte, wie er zu den fleißigen Besuchern der Vorlesungen keineswegs zu zählen gewesen sey. Schon in Königsberg und dann in Kiel warf er sich mit der vollsten Kraft auf das Studium der römischen Rechtsquellen und als er fand, daß sie in ihrem innersten Wesen mit der Wahrheit unzertrennlich zusammenhingen, die sich ihm in Königsberg erschlossen hatte, da war sein Schicksal fest entschieden und er ist diesem Studium von da an unverändert treu geblieben. In Kiel, wohin er zu Anfang des Jahres 1794 abging und wo er innige Freundschaft mit Niebuhr*) knüpfte, die bis zu dessen Tode unverändert bestanden hat, arbeitete er mit solchem Eifer, daß er sich den Schlaf ganz entziehen zu können glaubte, aber freilich bald durch Gesundheitsabnahme eines Besseren belehrt, vom Uebermaase abließ und in freundschaftlichen Kreisen seine Erholung suchte, zu welchen seine geistreiche Liebenswürdigkeit ihm leichten Zutritt eröffnete; dahin ist besonders das Haus des Professors Ehler's zu rechnen, dessen Tochter nachmals T.'s Gattin geworden ist. Noch im Jahre 1794 promovirte er, habilitirte sich jedoch erst im Jahre 1796 auf dem juristischen Katheder, ward bei dem ungemeinen Beifalle, dessen er genoß, schon 1798 zum außerordentlichen und 1799 zum ordentlichen Professor ernannt, nachdem er einen Ruf nach Kopenhagen abgelehnt hatte. Im Jahre 1800 verheirathete er sich und erhielt noch in Kiel sein erstes Kind, ein großer Zuwachs an Glückseligkeit für ihn, der die Kinder überaus liebte und sich noch in seinen späten Jahren auf die liebenswürdigste, wahrhaft kindliche Weise um ihre kleinen Angelegenheiten zu bekümmern wußte, dafür aber auch von allen Kindern wieder auf das Höchste geliebt wurde. Im Jahre 1802 folgte er, obwohl mit schwerem Herzen, einem ehrenvollen Rufe nach Jena, hauptsächlich zur Trennung von allem Theuren in Kiel sich entschließend, weil das dortige Klima seiner Gattin nachtheilig war, wie er denn immer der aufopferndste musterhafteste Ehemann und Vater gewesen ist. In Jena verlebte er drei glückliche Jahre, angeregt durch den Umgang mit Goethe**) und Schiller, so wie besonders mit den ihm eng befreundeten v. Knebel***),

---

*) Dessen Biogr. siehe im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 19.
**) — — — 10. — — — S. 197.
***) — — — 12. — — — S. 164.

Griesbach und Voß *), welcher letztere ihm nach Heidelberg voranging. Von Schiller erkaufte er einen einsam gelegenen, herrlicher Aussicht genießenden Garten, in welchem er den Sommer zu wohnen pflegte, wie Schiller gethan und in demselben unscheinbaren Häuschen, in dem dieser an seinen unsterblichen Schöpfungen gearbeitet hatte, entstand auch das System des Pandektenrechtes, das T.'s Ruhm schnell verbreitete, so daß er schon damals zum Mitgliede der in St. Petersburg errichteten Gesetzgebungskommission ernannt und in kurzen Zwischenräumen nach Greifswald, Halle und Mietau berufen wurde, welche Anträge er jedoch sämmtlich ablehnte. Allein als im Jahre 1805 der Großherzog Karl Friedrich von Baden für die neugestaltete Universität Heidelberg so viele ausgezeichnete Männer zu gewinnen wußte, gelangte durch den hochverdienten Begründer dieser Restauration, den Minister v. Reizenstein, auch an T. eine höchst ehrenvolle Berufung und mancherlei äußere Verhältnisse veranlaßten diesen, zu folgen und im Herbste 1806 nach Heidelberg zu wandern. Hier entzückte ihn gleich bei der Einfahrt in das Neckarthal die paradiesische Gegend und dieser Eindruck ist sich bei ihm gleich geblieben; überhaupt war die tiefste Empfänglichkeit für Naturschönheit ein durchdringender Zug in T.'s Charakter, er war deshalb ein rüstiger Lustgänger und Freund größerer Spaziergänge, die er häufig in Begleitung jüngerer Freunde machte, dabei aber nie versäumte, auf die reiche Abwechselung in der prachtvollen Gegend oder auf die magische Beleuchtung und Aehnliches aufmerksam zu machen, wobei sein herrliches Auge noch glänzender leuchtete als gewöhnlich; sein überaus schön am Fuße des Schloßberges gelegenes Haus war ihm besonders lieb, weil er von einem aus seinem Studirzimmer dazu eigens herausgebauten Balkon in jedem Augenblicke sich an der Fülle von Herrlichkeit laben konnte, die sich dort vor dem Beschauer ausbreitet. In Heidelberg wirkte er gemeinsam mit Martin und Heise, zu welchen zwei Jahre später auch Zachariä kam und er hat sich oft in spätern Jahren, nachdem die Verhältnisse längst geändert und die beiden Erstgenannten von Heidelberg wieder ausgewandert waren, mit Freude dieser Zeit erinnert und von ihr, als von einer Schule der Selbstbildung für ihn — wie denn T. überhaupt seine Ausbildung fast ganz sich selbst zu verdanken hatte — gesprochen. Welche Wirksamkeit er aber dort genossen, welchen segensreichen Einfluß er als Lehrer geübt, davon mögen die Tau-

*) Dessen Biogr. s. im 4. Jahrg. des N. Nekr. S. 171.

sende seiner Schüler sprechen, die er dort im Laufe von 35 Jahren versammelt hat und es ist in einer der zahlreichen Schriften, welche die Trauer um T. hervorgerufen hat, sehr wahr bemerkt worden, daß seine Sphäre da war, wo er mit vollem kräftigen Tone als lebendiger Geist zu lebendigen Geistern und Herzen redete; die Frische, die hinreißende Kraft, ja selbst der überwältigende Sturm in seinem oft durch witzige Ironie gewürzten Vortrage läßt sich nicht mit der Feder schildern. Unerwähnt darf aber nicht bleiben, daß seine Großherzigkeit gegen Freunde wie gegen den bedrängten Feind, seine Aufopferung und Uneigennützigkeit gegen denjenigen, den er der Hülfe für werth hielt, nur mit seiner großartigen Wohlthätigkeit gegen Nothleidende und seinem thätigen Mitgefühle bei fremden Schmerzen verglichen werden kann; auf sein Grab haben die Thränen der Armen die schönste Perlenkrone gelegt. In Heidelberg hat T. auch an der administrativen Leitung der Universität den thätigsten und einflußreichsten Antheil genommen und einmal, im J. 1819, als Abgeordneter der Universität in der ersten Kammer der badischen Ständeversammlung gesessen; doch fand er diesen Posten mit seinen übrigen Pflichten nicht vereinbar und entsagte daher ohne Kampf dem darin gebotenen Glanze. Mehrfache Berufungen nach Göttingen, München und Leipzig lehnte er ab und nach dem letzten derartigen Beweise aufopfernder Anhänglichkeit an Heidelberg wurde ihm, der schon früher den Charakter als geheimer Hofrath erhalten hatte, im Jahre 1826 die Würde eines Geheimenrathes zweiter Klasse ertheilt; im Jahre 1830 aber verlieh ihm der Großherzog Leopold von Baden, der früher selbst T.'s Zuhörer gewesen und stets sein dankbarer Freund geblieben war, das Kommandeurkreuz des zähringer Löwenordens mit der für den Geber wie für den Empfänger gleich bezeichneten Aeußerung, daß es geschehen, um den Orden dadurch zu ehren; noch späterhin (1834) ward T. auch zum Mitgliede des Bundesschiedsgerichtes ernannt, mehrfacher Ernennungen zum Mitgliede wissenschaftlicher Vereine nicht zu gedenken. So wirkte T. aufopfernd und mit voller Kraft bis zum Frühlinge 1840 und beendigte noch beinahe seine Wintervorlesungen mit der gewohnten Rüstigkeit. Am 23. März klagte er Abends über Unwohlseyn, die Seinigen baten ihn, sich niederzulegen, er aber, der sich niemals schwach nachgab, wollte nicht, sondern setzte sich zum Klavier, um sich, wie schon so oft, Kraft und Freudigkeit an einem Meisterwerke zu holen. Geistig half es ihm auch jetzt wieder und er äußerte den besorgten Angehörigen, „er habe sich an seinem lieben Engels-

klaviere wieder gestärkt, man müsse sich nicht nachgeben;" körperlich aber war diesmal keine Hülfe mehr. Am andern Tage war er krank und obwohl die Krankheit nur ein leichtes Halsübel zu seyn schien, war er doch ungewöhnlich ernst gestimmt und erheiterte sich nur bei dem Anblicke eines restaurirten Portraits des unsterblichen Händel, fühlte er doch, so schien es, daß er nicht wieder zur vollen Kraft in seinem Berufe gelangen würde, was ihm, der gezwungene Unthätigkeit am meisten fürchtete, ein schrecklicher Gedanke war. Aber dieser Schmerz sollte ihm erspart, er mitten aus der vollen Kraft hinüberberufen werden. Am 28. März erfolgte rasch eine Verschlimmerung seines Zustandes und wenige Stunden nachher trat der Engel des Todes an sein Lager und löste seine Seele sanft und ohne Kampf. — Von der Trauer um den Hingeschiedenen an der Universität, der er angehörte, in seiner heimischen Stadt, in seinem Lande und im ganzen deutschen Vaterlande hier zu reden, wäre unnütz; haben sich doch aller Orten beredte Stimmen genug darüber ausgesprochen. — T. war von Gestalt über Mittelgröße. Auf breiten kräftigen Schultern thronte ein herrlicher Kopf, dessen Züge unverkennbar an den angenommenen Typus des Zeus mahnten, vor Allem aber waren seine Sonnenaugen herrlich zu nennen, mochten sie Gewitterzorn über Gemeines ausdrücken oder freundliches Wohlwollen sprechen; starkes, ziemlich langes Haar hing gescheitelt herab, das schon frühe zu ergrauen anfing und späterhin ganz weiß wurde, wobei ein in den letzteren Jahren angenommenes Hausmützchen von schwarzem Sammet wohl kleidete. Der Oberkörper war äußerst stark, der Unterkörper erschien etwas klein dagegen; die Körperkräfte waren groß und T. pflegte, bei langen Fußtouren, die ihn nie ermüdeten, wohl scherzend zu sagen, daß er diese Fähigkeit noch seinem Forstleben verdanke. Krank war er, zumal in den letzten drei Decennien, wenig, obwohl er ein äußerst feines Nervensystem besaß und geistiger Schmerz ihn jedesmal auch körperlich auf das Tiefste ergriff; so ist er bei dem Verluste mehrerer Kinder (in früherer Lebensperiode) jedesmal schwer krank geworden. Nur einmal, im J. 1822, befiel ihn ein heftiges Gichtleiden, dessen furchtbare Qualen ihn bis zur Unkenntlichkeit entstellten. Aber demohngeachtet, sobald er nur wieder sitzen konnte, ließ er sich auf einem Rollstuhle in den in seinem Hause befindlichen Hörsaal schieben und hielt seine Vorlesungen mit voller Geisteskraft; Mancher der damals sein Zuhörer war, wird sich mit wehmüthiger Rührung daran erinnern, wie T. diese schrankenlose Berufstreue oft während des Vortrages durch heftige Schmer-

gen büßen mußte, von welchen seine Gesichtszüge unwillkühr-lich Zeugniß gaben. Verehrer hatte T. unendlich viele, engere Freunde wenige und sein Umgang war beschränkt. Seine eigentliche Erholung fand er im Kreise der Seinigen, an welchen er mit der unaussprechlichsten zartesten Liebe hing, und an der Musik. Ueber seine Freude, ja seine Fertigkeit in dieser Himmelskunst ließe sich Vieles sagen, wenn hier dazu der Ort wäre, aber er hat sich selbst *) darüber ausgesprochen und so möge hier die Bemerkung genügen, daß er an der geistlichen Musik Erholung von dem Drückenden des Lebens, Heilung von Schmerzen, die tiefste Frömmigkeit und die seligste Begeisterung gefunden hat, ohne daß er gleichwohl, wie ihm Mißverstehende nachredeten, deshalb wahrhaft tüchtige Musik anderer Gattung verachtete oder mißbilligte. Saß er am Klavier, das er mit unbeschreiblichem Ausdrucke spielte, so gewannen seine ohnehin schönen Züge eine Verklärung, in der sich sein inneres Ergriffensein abspiegelte und mit Thränen im Auge mußte er oft aufstehen, um durch einen raschen Gang im Zimmer erst wieder Herr seiner Gefühle zu werden. Ueber T. als Rechtsgelehrten ausführlich zu reden, ist hier ebensowenig der Ort; er ist unter den Männern, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Säulen des neuerrichteten Tempels der Rechtswissenschaft wurden, einer der frühesten gewesen und einer der ersten geblieben; er war zum Theil Urheber eines, wenigstens durch ihn miterzeugten Gegensatzes in der Jurisprudenz, er hat deshalb viele, oft gehässige Anfeindungen erlitten, allein solche Dinge lagen tief unter ihm und konnten ihn nicht vom muthigen Vorwärtsschreiten abhalten. Der Rechtswissenschaft hat er aber den unendlichen, für alle Zeiten hinaus wichtigen Dienst geleistet, daß er, der Mann der klaren That, sie zur Klarheit und Anschaulichkeit brachte, sogenannte philosophische Willkühr aus ihr verbannte und indem er sie zu dem erhob, was sie seyn soll, zur Trägerin des gesammten Staatslebens, dem Strome einer verkehrten, mit dem Namen historischen Forschungen sehr mit Unrecht belegten Kleinigkeitskrämerei und bodenloser Hypothesenjagd sich mannhaft entgegenstemmte. T.'s Erholungen bestanden nächst der Musik in der Lektüre der antiken Klassiker, doch las er auch viel aus neuerer Literatur und in den späteren Jahren beschäftigte er sich eifrig mit dem Studium der Kirchenväter; viel las er auch in der Bibel, wie überhaupt

*) (Thibaut) Ueber Reinheit der Tonkunst. Heidelberg 1825. 2. Aufl. 1826. Auch spricht sich darüber aus: Baumstark, A. F. J. Thibaut, Blätter der Erinnerung für seine Verehrer rc. 1841.

tiefe Religiosität mit seinem Wesen innig verbunden war. Der Grundcharakter desselben war aber geniale Großartigkeit in Allem, daher sein entschlossener Muth in Gefahren, den er oft bewährte, daher seine feste Entschlossenheit, daher sein Unwille, ja sein Grimm über alles Gemeine, zumal wo er Falschheit oder Intrigue zu entdecken glaubte, der sich dann im Gespräche durch die kräftigsten, oft an Shakespeare erinnernden Ausdrücke Luft machte; daher aber auch sein edles Vergessen empfangener Kränkungen, seine hülfreiche Bereitwilligkeit für den Bereuenden, daher endlich die Weichheit seines Herzens, die Macht seines Gefühls und seine tiefe Humanität. So war T. die imponirendste genialste Persönlichkeit in Allem. — Seine Schriften sind: D. inaug. de genuina juris personarum et rerum indole, veroque hujus divisionis pretio. Kilon. 1796. — Erklärung der L. 22. §. ult. u. der L. 23. Digest. de pignorat. actione. Ebend. 1796. — Juristische Encyklopädie u. Methodologie. Altona 1797. — Versuche üb. einzelne Theile d. Theorie des Rechtes. 2 Thle. Jena 1798 und 1801. — Theorie d. logischen Auslegung d. röm. Rechtes. Altona 1799. 2. Aufl. 1807. — Beiträge z. Kritik d. Feuerbachischen Theorie üb. d. Grundbegriffe des peinl. Rechtes. Hamb. 1802. — Ueber Besitz u. Verjährung. Jena 1802. — System des Pandektenrechtes. 2 Bde. Ebendas. 1803. 2. Ausg. 1805. 3. Ausg. 1809. 4. Ausg. 1814. 5. Ausg. 1819. 6. Ausg. 1822. 7. Ausg. 1827. — Angeli Jacobi Cuperi Observationes selectae de natura possessionis. Ibid. 1804. — Civilistische Abhandl. Heidelb. 1814. — Ueb. d. Nothwendigkeit e. allgem. bürgerl. Rechtes f. Deutschland. Ebd. 1814. — Lieferte Recensionen u. Aufsätze zu den heidelberger Jahrbüchern.

* 122. Christian Gottlieb Klug,

kön. sächs. pens. Hauptmann u. Lehrer der militärischen Wissenschaften am Kadettenkorps zu Dresden;

geb. den 1. Okt. 1767, gest. den 29. März 1840.

Klug, ältester Sohn des Postmeisters Klug in Lübben wurde zu Dame geboren. Noch war er nicht ganz ein Jahr alt, als ihm schon sein Vater starb, in Folge dessen er später von seiner Mutter einem Onkel, dem Salzverwalter Klug in Mühlberg, zur Erziehung übergeben wurde. Indem er nun in Mühlberg als Kurrentschüler die Schule besuchte, entstand in ihm der rege Wunsch, dem Lehrfache und zwar der Theologie sich zu widmen, um so mehr, da einige seiner nahen Verwandten diesem Stande angehörten.

unvorhergesehene Verhältnisse aber änderten diese seine erste Lieblingsidee, indem er durch die damalige Rekrutirung in seinem 17. Jahre zum Militär ausgehoben wurde. In dieser seiner neuen Laufbahn nun ließ er nichtsdestoweniger es sich höchst angelegen seyn, seinen Geist mit Kenntnissen zu bereichern und durch strenge Ordnung und Rechtlichkeit die Liebe seiner Vorgesetzten sich zu erwerben, so daß er nach einigen Dienstjahren in der Artillerie, in der damaligen Artillerieschule aufgenommen zu werden, so glücklich war. Hier ging nun sein Bestreben dahin, zum Officier sich heranzubilden; damals war aber die Ausführung dieses Vorhabens mit großem Kostenaufwand verbunden und da ihm die dazu nöthigen Mittel abgingen, so zog er es in der Folge vor, nach 12jähriger Dienstzeit um seinen Abschied zu bitten, welcher ihm auch sofort als Korporal von der Hauskompagnie vom damaligen General v. Hoyer auf sehr ehrende Weise gewährt wurde. Die Mathematik war es besonders, welcher er schon in der Artillerieschule vorzüglichen Fleiß gewidmet hatte und sie sollte ihm auch jetzt in Ertheilung von Privatunterricht seinen Unterhalt verschaffen. Namentlich wurden ihm damals die mathematischen Vorlesungen im Freimaurerinstitut in Friedrichstadt anvertraut. In diese Periode fiel auch seine Verheirathung mit der ältesten Tochter des damaligen Kauf- und Handelsherrn C. G. Stör. Daß obige Vorlesungen im Freimaurerinstitute zu der Vorgesetzten Zufriedenheit ausfielen, erhellet daraus, daß er, hierdurch empfohlen, durch den damaligen Kommandanten des adligen Kadettenkorps, General v. Christiani im Jahre 1800 erst als Kondukteur und nicht lange darauf als Lehrer der Mathematik und militärischen Wissenschaften mit dem Charakter als Souslieutenant angestellt wurde. Sieben Jahre später ward er schon mit steter Beibehaltung seines Lehrfaches zum Premierlieutenant befördert. Gleichzeitig wurde damals unter der Direktion des verst. Hauptmann Bakenberg eine Garnisonschule für junge Officiere zum Unterrichte in der Fortifikation in den Kasernen errichtet und auch hier ihm eine Lehrerstelle übertragen, welche er ebenfalls zur Zufriedenheit verwaltete, so daß ihm dafür ein Freilogis in den Kasernen wurde, bis dieses Institut im Jahre 1813 durch den Krieg sich auflöste. Im Oktober 1813 wurde er zum Kapitän befördert und besorgte fortwährend sein Lehramt mit dem größten Eifer. Dennoch konnte er in späteren Jahren gewissen Verhältnissen nicht entgehen, die sich bei der Wahl eines, wie es schien, ihm weniger günstigen Kommandanten beunruhigend für ihn gestalteten und wodurch er mancherlei

Kränkung zu erleiden und endlich als Lehrer um seinen Abschied zu bitten sich genöthigt sah. Dieses geschah im April 1828 in seinem 63. Lebensjahre und 42. Jahre seiner Dienstzeit. Nach so vieljähriger Thätigkeit war es ihm aber gleichwohl unmöglich, seine Tage im Ruhestande zu verleben und er sehnte sich, dem Staate noch zu nützen, wo es ihm nur immer möglich seyn möchte, daher er nachsuchte, daß ihm die Verwaltung der Bibliothek des Kadettenkorps anvertraut werde, welchem Geschäfte er auch noch 12 Jahre hindurch bis wenige Tage vor seinem Tode mit Treue, Pflicht und Eifer sich unterzog. — In seinem Familienkreise war er stets ein sorgsamer liebevoller Gatte und Vater und nichts trübte sein häusliches Glück so sehr als der Tod seiner Gattin, welche ihm im Mai 1829 durch ein Schleimfieber entrissen wurde. Dieselbe hatte ihm acht Kinder geschenkt, wovon vier ganz frühzeitig verstorben und vier, zwei Söhne und zwei Töchter, noch am Leben sind. — Die strengste Rechtschaffenheit, verbunden mit der äußersten Gewissenhaftigkeit in Ausübung aller seiner Berufspflichten und vorzüglich Herzensgüte bezeichneten stets seinen Lebenslauf.

* 123. Wilhelm Friedrich Schubert,

Pfarrer zu Unteroppurg bei Neustadt an der Orla u. Adjunkt der Schulaufsicht;

geb. den 18. März 1770, gest. den 29. März 1840.

S. wurde zu Reuth bei Plauen geboren, wo sein Vater, Christian Adam Schubert, Pfarrer war. Nach dem bei seinem Vater und später bei einem Verwandten erhaltenen Unterrichte bezog er im J. 1784 die Schule in Plauen, doch verließ er sie später und begab sich auf das Gymnasium zu Gotha und zwar Michaeli 1787. Im J. 1790 ging er nach Leipzig, um Theologie zu studiren und nach seinem Abgange von Leipzig (Michaeli 1793) blieb er noch ein halbes Jahr in seines Vaters Hause und brachte dann 3 Jahre als Hauslehrer in zwei adeligen Familien des Voigtlandes zu. Im J. 1797 wurde er als Pfarrer in Unteroppurg, Diöces Neustadt a. d. O., angestellt und trat dieses Pfarramt den 30. Okt. gedachten Jahres an, welches er bis zu dem oben erwähnten Tage verwaltete, an welchem ihn während seiner Predigt ein Schlaganfall traf, daß er von der Kanzel heruntergetragen und in seine Wohnung geschafft werden mußte, wo er wenige Stunden nachher sein Leben endigte. Verheirathet war er mit Juliane Christiane Mariane Ernestine Karoline von Brandenstein, welche Gattin ihm im J.

1838 im Tode voranging. Er hat 3 Kinder hinterlassen, von welchen sein ältester Sohn als Pfarrer in Colba angestellt ist. — S. war ein vielseitig gebildeter und für alles Gute hochbegeisterter Mann und ein großer Freund der Schule; zu seinen größten Freuden gehörte, wenn er als Schuladjunkt die ihm untergebenen Schulen besuchen konnte, auch hat er fast bis zu seinem Tode selbst Unterricht ertheilt. Bei seiner Gemeinde stand er in großer Achtung. — Auch als Schriftsteller hat er sich durch manche Schriften bekannt gemacht; er schrieb nämlich: Ueb. d. pflichtmäßige Verhalten gegen unsere Kranken u. nothleidenden Nebenmenschen. Eine Predigt. Neustadt 1800. — Der sächs. Vaterlandsfreund. Eine Volksschrift in fortlaufenden Erzählungen. Ebendas. 1802. — Der aufrichtige Rathgeber für d. Bürger u. Landmann. Ebd. 1812, (erlebte 2 Aufl.) — Ueber den Gebrauch der großen Buchstaben vor den Hauptwörtern der deutschen Sprache. Ebd. 1817. — Die Geschichte der Türken von ihrem ersten Erscheinen bis auf unsere Zeiten. Ebd. 1821. — Geschichte der Griechen von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Ebd. 1822. — Ueb. Johann Huß u. den durch seinen Märtyrertod entstandenen schrecklichen Krieg. Ebd. 1824. — Die Geschichte des Hussitenkrieges, als Lesebuch bearbeitet. Ebend. 1825. — Gab heraus: Gemeinnützige Blätter für sächs. Vaterlandsfreunde 1803 — 1808 (am 1. u. 2. Jahrg. hatte C. A. L. v. Teubern Antheil) und lieferte Aufsätze zu verschiedenen Zeitschriften.

* 124. M. Johann Philipp Beck,

k. baier. Dekan, Distriktsschulinspektor u. Hauptprediger zu Nördlingen;

geb. den 31. Mai 1766, gest. den 30. März 1840.

Beck war in dem Marktflecken Möhringen, ehemals Reichsstadt-Eßlingischen, nunmehr k. würtemberg. Gebietes geboren, wo sein Vater, Johann Leonhard Beck, Pfarrer war; seine Mutter war Christiana Charlotte, geb. Märklin. Da seine Eltern frühzeitig starben, so erzog ihn sein Onkel, der Kaufmann Salzmann in Eßlingen. So gut für seine sittliche Bildung in diesem Hause gesorgt war, so wenig wurde auch seine geistige Ausbildung vernachlässigt. Er wurde gleich im Jahre 1774 in das eßlingische Lyceum gesetzt und hatte da an den Präceptoren März und Schmid dem ältern wackere Lehrer in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache und Religion; dann an dem Konrektor Schmid und Rektor Kößlin gute Führer auf dem weiten Felde der Philologie, der historischen und philosophischen Wissenschaften. Sieben

Jahre benutzte er den Unterricht der Lehrer des Lyceums. Schon frühe ward der Wunsch in ihm rege, sich einst der Theologie zu widmen und mit unverdrossenem Eifer suchte er sich mit den Vorkenntnissen dazu bekannt zu machen; vorzüglich viel Reiz hatte für ihn die alte klassische, griechische und römische Literatur. Da sich allmälich die Zeit näherte, wo er die Universität beziehen sollte; so wünschte er noch durch speciellern Unterricht, als er in dem eßlingischen Lyceum finden konnte, auf die hohe Schule vorbereitet zu werden. Und dazu verschaffte ihm sein Bruder, damals Pfarrer in Vayhingen und nachher in Möhringen, die trefflichste Gelegenheit. Dieser nahm ihn zu sich und füllte die Lücken seiner philologischen und philosophischen Kenntnisse mit Geschicklichkeit und Fleiß und mit wahrhaft brüderlicher Treue aus. Nach 2 Jahren wurde B. für reif zur Akademie erkannt und bezog die Universität Tübingen den 2. Mai 1783. Daselbst hatte er zu Lehrern in der Philosophie die Professoren Dr. Flatt und Dr. Böck; in den mathematischen Wissenschaften den Prof. Pfleiderer; in der Geschichte den Prof. Rösler. In der biblischen Exegese des A. u. N. T. benützte er vorzüglich die Lektionen des Dr. Schnurrer's, bei welchem er auch noch ein Privatissimum über das Arabische hörte; ferner die exegetischen Vorlesungen des Dr. Storr's; in der Dogmatik und Dogmengeschichte die Vorlesungen des Dr. Sartorius und Dr. Hegelmaier's und in der theologischen Moral die Vorlesungen des Dr. Storr's. Nach zurückgelegtem 3jährigem akadem. Kursus wurde er unterm 3. März 1786 von dem damaligen herzogl. würtemb. Konsistorium in Stuttgart examinirt und zu gleicher Zeit auch von demselben ordinirt. Seine Kandidatenjahre widmete er vorzüglich der Privaterziehung. Gleich nach seiner theologischen Prüfung folgte er einem Rufe zum Privaterzieher in dem Hause des Barons Phil. Adolph v. Hermann zu Wellenberg in Memmingen und bekleidete 6 Jahre lang, vom J. 1786 — 1792 die ihm daselbst aufgetragene Hofmeisterstelle. Hierauf trat er als Erzieher in das Haus des Baron v. Uechtritz, damals Hauptmann beim schwäbischen Kontingent in Memmingen. Kaum 1 Jahr weilte er im Schooße dieser trefflichen Familie, als ihn die nahe Aussicht auf Beförderung in seine Vaterstadt Eßlingen zurückführte, wo er ein Halbjahr lang ganz seiner Wissenschaft lebte und die dortigen Geistlichen durch Predigen unterstützte. Da aber die eröffnete Aussicht sich wieder zu entfernen schien, so folgte er einem neuen Rufe als Privaterzieher in das Schäferische Haus zu Kaufbeuern. Bald schlossen sich an dieses Haus noch zwei andere

dasige Häuser und übergaben ihm ihre Kinder zur gemeinschaftlichen Erziehung und Bildung. Im Jahre 1793 den 5. Mai verheirathete er sich mit Johanna Katharina Kleiber, einer Tochter des verst. Handelsherrn Johannes Kleiber in Livorno. Vier Kinder erhöhten ihre eheliche und häusliche Glückseligkeit, 1 Sohn und 3 Töchter, von welchen ihnen der Tod eine in ihrem 6. Jahre, eine andere schon verheirathet entrissen hat. Am 18. Juli 1793 wurde B. zu der erledigten Adjunktur des Predigtamtes von dem Magistrate zu Kaufbeuern befördert und ihm noch im November desselben Jahres das Diakonat daselbst übertragen. Diesem Amte stand er 6 Jahre lang vor und gelangte dann durch den Tod von Christian Karl am Ende am 16. Dec. 1799 zur Stadtpfarrei und dem Seniorate, als der ersten geistlichen Stelle. Er gewann und erhielt sich durch die Treue, mit welcher er sein Amt führte, durch die Gediegenheit seiner Vorträge, durch äußere Beredtsamkeit und vorzüglich durch seinen edeln, milden Charakter die volle Liebe der protestantischen Gemeinde zu Kaufbeuern, von welcher Liebe er während seines Aufenthaltes in ihrer Mitte zahlreiche Beweise erhielt und welche sich auch noch bei einem Besuche, den er nach langer Entfernung in Kaufbeuern machte, durch Ueberreichung eines silbernen Pokales aussprach. Unterm 18. Febr. 1813 wurde er zum Dekan, Distriktsschulinspektor und Hauptprediger in Nördlingen ernannt. Er erwarb sich um die protestantische Stadtkirchengemeinde Nördlingen, so wie um den ganzen Dekanatsbezirk seit dieser Zeit die größten Verdienste. Die neue Organisirung des Kirchenwesens in Nördlingen fand während seiner Amtsführung statt; so wie auch das deutsche Schulwesen dieser Stadt unter seiner Leitung ganz neu gestaltet wurde. Die Schulstellen wurden auf seinen Betrieb aufs Doppelte vermehrt und den Schulen wurde während seiner Amtsführung durch den empfänglichen Sinn und die Opfer der Stadtgemeinde Nördlingen ein neues Lokal hergestellt, welches er am 3. Mai 1830 einzuweihen die Freude hatte. Auch die lateinische Schule zu Nördlingen, über welche ihm das Subrektorat anvertraut wurde, stand mehrere Jahre lang unter seiner Leitung. In Nördlingen wie in Kaufbeuern gewann er sich die innige Liebe seiner Gemeinde durch seinen frommen Wandel, sein freundliches Wohlwollen, seine Mildthätigkeit, durch seine trefflichen Eigenschaften als Prediger und durch die unermüdete Führung aller Theile seines Berufes, eine Liebe, welche sich in der langen Reihe von Jahren, die er in dieser Stadt verlebte, immer mehr steigerte. Diese Liebe drang im Jahre 1839 die

Bürgerschaft, aus eigenem, freien Antriebe eine Sammlung zu veranstalten, um dem geliebten Greise, dessen Leben schon dazumal bedroht erschien, durch einen schönen silbernen Ehrenbecher ein Zeichen ihrer dankbaren Anerkennung zu geben. Solche Liebe und dankbare Anerkennung hat er auch bei allen seinen Untergebenen, bei den Geistlichen und Schullehrern seines Dekanatsbezirkes gefunden; sie gaben ihm das Zeugniß eines das Gute redlich suchenden und eifrig fördernden Sinnes, der mit der edelsten Humanität und dem reinsten Wohlwollen gepaart war. Er hatte in Nördlingen die Freude, seine beiden Töchter glücklich zu verheirathen, nämlich im Jahre 1819 den 10. Oktober seine jüngere Tochter Christiane Wilhelmine mit dem k. würtemberg. Oberzollverwalter Johann Immanuel Osiander zu Stuttgart und im Jahre 1830 den 23. Nov. seine ältere Tochter Karoline Elisabeth mit dem k. baier. Rentbeamten Jonathan Ernst Wiedenmann zu Neunburg vorm Wald. Von der zuerst genannten Tochter, welche leider schon in ihrem 38. Lebensjahre starb, sind noch 3 Enkel, von der andern aber noch 2 Enkelinnen des Entschlafenen am Leben. Noch kurze Zeit vor seinem Ende erhielt er die freudige Nachricht, daß sein Sohn, Ernst B., der sich der Kaufmannschaft gewidmet und lange Zeit im Hagermann'schen Banquierhause zu Paris gestanden hatte, sich in London verheirathet habe und auf der Rückreise ins Vaterland begriffen sey, auf welcher er nebst seiner Gattin die Eltern wieder umarmen wollte. Aber die Freude dieses Wiedersehens sollte dem Entschlafenen hienieden nicht mehr werden. Seit einem Jahre war er leidend; doch hinderte ihn dies nicht, mit Anstrengung aller seiner Kräfte sich seinem Berufe zu widmen, bis er am Neujahrstage 1840 zum letzten Male die Kanzel betrat, um den Beginn des neuen Jahres in der Mitte seiner Gemeinde mit Gebet und Segen zu weihen, was er, so lange er in Nördlingen war, immer mit besonderer Freudigkeit zu thun pflegte und wovon er auch nie durch eine Krankheit oder andere Verhinderung abgehalten worden war. Aber von diesem Tage an, an welchem er noch voll Kraft und Feuer gepredigt hatte, nahm seine Krankheit mehr und mehr zu, welche ihn auch größtentheils ans Krankenlager fesselte. Dennoch benutzte er jede von Schmerzen freie Stunde, um die vielen Schreibereien, welche sein Beruf mit sich brachte, zu erledigen und noch eine Stunde vor seinem Ende erinnerte er an die Ausfertigung von Quittungen für die Pfarrwitwen, welchen er ihre Bezüge auszubezahlen hatte. — Als Schriftsteller hat der Entschlafene wenig gewirkt, so treffliche Gaben ihm da-

zu auch verliehen waren; nur seine Reformationsjubelfest-predigt erschien (Nördlingen bei Beck) 1817 im Drucke. Aber desto mehr hat er als praktischer Geistlicher gewirkt und ihm, dem trefflichen Lehrer — seine Ansicht war die rationale — dessen Vorträge voll Licht und Wärme waren, wird das dankbare Andenken seiner Gemeinde, ihm, dem biedern und humanen Vorgesetzten, wird das ehrende Gedächtniß seiner Untergebenen, so wie ihm, dem edlen Menschen, die Liebe aller derer, die ihn näher kennen lernten, bleiben.

125. Joseph Pletz,

k. k. Hof- und Burgpfarrer, Doktor der Theologie und insul. Abt zur heil. Jungfrau von Pàgràny, k. k. niederösterr. Regierungsrath, fürsterzbischöfl. Konsistorialrath, Obervorsteher des höhern weltpriesterlichen Bildungsinstituts zum heil. Augustin, Direktor der theolog. Studien an der wiener Universität, Beisitzer und Referent über dieselben bei der k. k. Studienhofkommission, Präses der theolog. Fakultät und Rector emeritus der Universität in Wien, Mitglied der theolog. Fakultät an der Universität zu Pesth und Präses des Vereins zur Unterstützung dürftiger Studirender rc., zu Wien;

geb. d. 3. Jan. 1788, gest. d. 30. März 1840 *).

Pletz wurde zu Wien geboren. Seine Wiege umgaben nicht Reichthum und irdischer Glanz und des Wohllebens Fülle, denn seine Eltern Andreas P., Buchhalter eines Handlungshauses in Wien, und Cäcilia P., geb. Büttner (gest. 1833), gehörten dem Mittelstande an und obwohl vermöglich genug, um im Bürgerstande ehrbar zu leben, konnten sie doch ihren Sohn nicht mit jenen Geldmitteln unterstützen, die eine für die höhern Sphären der menschlichen Gesellschaft genügende Erziehung forderte. So hatte also P. alles das, was er geworden, nicht den Gaben der Gunst und den Verdiensten längst entschlafener Ahnen, sondern nur einzig und allein seinem Fleiße und seinem Talente zu danken. Höchst lebhaften Charakters und Alles, was ihm schön und gut erschien, schon von den ersten Jahren seiner Kindheit mit jugendlichem Feuer ergreifend, zeigte er schon frühzeitig eine große Neigung zum geistlichen Stande, die sich, da er noch die deutsche Schule besuchte, schon in seinen unschuldigen Spielen sehr deutlich kund gab **). Seine El-

*) Nach: Dr. Jos. Pletz. Eine biogr. Skizze von Dr. W. Seback. Wien 1841.

**) Die Freunde des seligen Pletz werden sich erinnern, daß er, wenn man sich seiner Lebhaftigkeit und seines feurigen Temperamentes wegen

tern schickten ihn, sobald es sein Alter zuließ, in die Normalschule zu St. Anna, wo besonders durch die trefflichen Katecheten, Anton Hye und Augustin Gruber, dem nachmaligen Fürsterzbischofe von Salzburg, sein religiöses Gefühl erweckt und gesteigert und zu jener Flamme angefacht wurde, die sein ganzes folgendes Leben durchglüht hatte. Als er aber in seinem 9. Jahre den Lehrkurs der dritten deutschen Klasse vollendet hatte, da ereignete sich ein Umstand, der bald seinem Lebenswege eine andere Richtung gegeben hätte. Einer seiner Lehrer nämlich, aus dem Laienstande, der bereits gestorben, doch lange genug gelebt hatte, um zu sehen, wie herrlich sich die Talente seines Schülers entfalteten, glaubte zu jener Zeit einen Mangel an Talent bei dem jungen P. zu finden und daher seinen Eltern ernstlich rathen zu müssen, ihn nicht den höhern Studien zu widmen, sondern vielmehr zum Handelsstande vorbereiten zu lassen. Die guten Eltern, diesen Rath freilich mit bekümmertem Herzen befolgend, schickten daher ihren Sohn, den sie wohl lieber dem geistlichen Stande gewidmet hätten, nun in die vierte Klasse zu St. Anna, die er, da er noch sehr jung war, durch volle 3 Jahre (1798 bis 1801) mit sehr gutem Erfolge besuchte. Doch seine Neigung zum geistlichen Stande ließ sich dadurch nicht unterdrücken, es blieb seine Freude, den kirchlichen Funktionen beizuwohnen und bei der heiligen Messe zu dienen und da er eben dadurch mit mehreren Priestern der erzbischöflichen Kur an der Metropolitankirche zu St. Stephan, besonders mit den Kuraten Herbst und Schmid bekannt geworden war, so theilte er diesen seine unbegrenzte Liebe zum geistlichen Stande unverholen mit und da diese die nöthigen Talente an ihm gar wohl bemerkten und den freundlichen, offnen und lebhaften Knaben liebgewonnen hatten, so waren sie weit entfernt, ihm von seinem Entschlusse abzurathen. Als aber der neugeweihte Priester Joseph Theyer, nachmaliger fürsterzbischöflicher Konsistorialrath und Pfarrer in der Vorstadt Margarethen an der Wien, im

---

wunderte, oft scherzweise zu sagen pflegte: „Ja, in meinen Adern rollt etwas spanisches Blut.“ Und dieses hat wirklich seine Richtigkeit, denn er stammte von mütterlicher Seite aus Spanien. Seine Mutter Cäcilia war nämlich die Tochter des in Frankfurt a. M. gebornen und zum katholischen Glauben konvertirten Johann Bernhard Büttner, k. k. Hofkammerjuweliers in Wien, und der in Barcellona gebornen Maria Franziska Ott, einer Tochter des Franz Ott, Mundkochs des Kaisers Karl VI., der ihn aus Spanien mit nach Oesterreich brachte. Pletzens Großeltern väterlicher Seite waren Andreas Pletz, Schullehrer in Grinzing, einem in der Nähe Wiens gelegenen Orte, und Regina Wolfsmüller, eine Bürgerstochter aus Wien.

J. 1801 seine Primiz in dem Dome zu St. Stephan feierte, wobei er zugegen war, da füllte unaussprechliche Wehmuth sein Herz, da konnte er seinen heißen Wunsch, auch ein Priester des Herrn zu werden, nicht mehr in seiner Seele zurückhalten. Die weiten Hallen des gothischen Riesenbaues wurden seinem von Sehnsucht schwellenden Herzen zu enge, weinend verließ er das Gotteshaus, in dem er vielleicht unter allen Versammelten der einzige Trauernde gewesen; weinend eilte er nach Hause und mit thränendem Blicke bat er seine Eltern, ihn doch in die lateinische Schule zu schicken, um auch einmal ein Priester werden und feierlich am Altare sein erstes heiliges Meßopfer darbringen zu können. Sollte es ihm auch vielleicht am Talente fehlen, so wolle er doch durch Fleiß und Ausdauer sein Möglichstes leisten. Solchen Bitten konnten die Eltern nicht widerstehen, sie erhörten den Wunsch des flehenden Knaben und schickten ihn also noch im J. 1801 in das Gymnasium zu St. Anna, wo er nicht nur unter den Professoren Weimer, Span, Hanke, Pleban, Höflich und Reimann einen trefflichen Unterricht genoß, sondern auch mit solchem Fleiße den Studien oblag, daß er der Erste seiner Klasse geworden. Wie freundlich ihm jedoch auch während seiner Gymnasialstudien die Sonne des Glücks lächelte, so traf ihn dennoch, während er noch die Humanitätsklassen besuchte, ein harter Schlag; der heitere Himmel seines Lebens verdunkelte sich und das Unglück pochte an mit eherner Faust. Der Tod entriß ihm nämlich am 7. Dec. 1805 seinen Vater und die zurückgelassene Familie sah sich ihres Ernährers, ihres Hauptes, ihrer Stütze beraubt. Ein Vermögen zu sammeln, gestatteten die beschränkten Lebensverhältnisse des Verblichenen nicht und auch bei dem Hause, dem er treu und redlich und uneigennützig gedient, war wenig Unterstützung zu finden. Da arbeiteten nun emsig Mutter und Tochter*) und suchten sich zu nähren durch ihrer Hände Fleiß und auch P. mußte sorgen, sein Scherflein zum Lebensunterhalte beizutragen. Selbst noch Schüler, mußte er sich mit Unterricht befassen und höchst wohlthätig war es für ihn, in dem würdigen Kurpriester Franz Schmid, dem noch lebenden Prälaten, Domkantor und Ritter des k. österr. Leopoldsordens, einen bewährten Freund zu finden, der ihn in einige der bessern Häuser Wiens einzuführen, sich sorgsame Mühe gab. Uebrigens hatte er auch, da er in allen Schulen ausgezeichnet gewesen, bald nach dem Tode seines

*) Barbara Pletz, die einzige Schwester des Verstorbenen, geboren den 18. Juni 1791.

Vaters ein Stipendium aus dem wiener Universitätsfonde erhalten, wodurch seine und seiner verwaisten Angehörigen Lage verbessert wurde. So den eignen Studien obliegend und zugleich andere auf der Bahn der Wissenschaften leitend, trat er im J. 1806 in die Philosophie, wo er die Religionswissenschaft unter Jakob Frint, die philosophischen Wissenschaften unter Franz Hammer, Mathematik und Physik unter Remigius Döttler, Philologie unter Anton Stein und Geschichte unter Martin Wikosch mit dem ausgezeichnetsten Erfolge hörte. Als der schon genannte würdige Pater Schmid, der sich stets des jungen P. mit der sorgsamsten Liebe angenommen, ihn dem damaligen Hofkaplan und Professor Jakob Frint, nachmaligen k. k. Hof- und Burgpfarrer und später Bischof von St. Pölten, als einen talentvollen, frommen und fleißigen Jüngling anempfahl, da antwortete Frint mit seiner gewohnten Kürze: „Ob er brav ist, das wird sich zeigen; er wird sich selbst anempfehlen." Dieses war der erste Anfang einer Bekanntschaft, die bald zur innigsten Freundschaft wurde, einer Freundschaft zwischen Frint und P., die bis zum Grabe währte. Denn eben Frint ist es, der P.'s Talente anerkannte und zu würdigen wußte, der ihn ermunterte, auf der Bahn des Wissens rastlos fortzuschreiten und dem jungen anstrebenden Manne Gelegenheit verschaffte, seine glänzenden Talente geltend zu machen. Schon während der philosophischen Studien gewann Professor Frint den jungen P. sehr lieb, zog ihn näher an sich und erlaubte ihm, ihn in den Ferien nach dem zweiten Jahre der Philosophie auf seiner Pfarre in der Stadt Laa, zu der Frint gerade befördert worden war, zu besuchen, welcher Einladung auch P. mit Vergnügen folgte. Nun war aber der Zeitpunkt gekommen, wo P. sich entscheiden mußte, welchen Lebenspfad er betreten, welcher Fakultätswissenschaft er seinen Fleiß und sein Talent und seine Zukunft widmen wolle. Dem in seinen bisherigen Studien ausgezeichneten, mit Talenten reich begabten und auch durch sein äußeres Betragen sich allenthalben empfehlenden jungen Manne standen sicher viele Wege offen, auch wenn er sich weltlichen Studien hingegeben hätte, sein Fortkommen zu finden und auch wohl eine ausgezeichnete Stellung zu erhalten; es wurde ihm auch wirklich zu jener Zeit der Antrag gemacht, sich mathematischen und astronomischen Studien zu widmen, mit der sichern Aussicht, die Adjunktenstelle bei diesen Fächern an der k. k. wiener Universität in Bälde zu erhalten. Doch unwiderstehlich zog es ihn hin zu den heiligen Wissenschaften. Deßhalb trat er im J. 1808 in das fürsterzbischöfliche Alumnat und

besuchte die Vorlesungen aus sämmtlichen Fächern der Theologie an der k. k. wiener Hochschule, wo damals Vincenz Darnaut die Kirchengeschichte, Peter Fourerius Ackermann das Bibelstudium des A. B., der Maronite Anton Aryda die orientalischen Sprachen, Altmann Arigler das neutestamentliche Bibelstudium, Thomas Dolliner das Kirchenrecht, Augustin Braig die Dogmatik, Theobald Fritz die Moraltheologie, Andreas Reichenberger die Pastoral und Vincenz Eduard Milde, damals k. k. Hofkaplan und Professor der höhern Erziehungskunde, später Bischof von Leitmeritz und gegenwärtig Fürsterzbischof in Wien, die Erziehungskunde lehrten. Den Unterricht in der Kunst zu Katechisiren erhielt er an der Normalschule zu St. Anna von dem Katecheten und nachmaligen Dechanten und Konsistorialrathe Wendelin Simmerdinger. Daß seine Fortschritte auch in allen theologischen Wissenschaften ausgezeichnet waren, braucht wohl kaum einer Erwähnung; dieses beweisen nicht nur seine durchaus eminenten Zeugnisse, sondern auch der Umstand, daß man bald nach seiner Priesterweihe seine theologischen Kenntnisse in Anspruch nahm, indem der damalige Fürsterzbischof Sigismund Graf von Hohenwart*) ihn den 28. Okt. 1812 zum ersten Studienpräfekte im Alumnate ernannte, nachdem er am 30. Aug. 1812 zum Priester geweiht worden war. Da aber mit der Stelle eines Studienpräfektes im erzbischöflichen Seminarium gewöhnlich auch die eines Adjunkten der theologischen Studien an der Universität zu Wien verbunden ist, so wurde P. auch von der Landesregierung zum Adjunkten ernannt. Ueberdies erwählte ihn auch der Fürsterzbischof von Hohenwart im J. 1813 zu seinem Ceremoniär. Als Studienpräfekt arbeitete er nun, vereint mit dem zweiten Studienpräfekten und Adjunkten Joseph Zischka, mit dem er immer in den freundschaftlichsten Verhältnissen gestanden, mit rastloser Thätigkeit an der Bildung der ihm anvertrauten Alumnen, in denen er eben so sehr die Liebe zu den Wissenschaften, als einen frommen gläubigen Sinn zu erwecken wußte. Sein umsichtiges Walten als untergeordneter Vorsteher im Alumnate erwarb ihm aber auch das Vertrauen seines Erzbischofs in einem solchen Grade, daß ihm, als der bisherige Alumnatsdirektor Franz Bugl am 1. Sept. 1813 gestorben war, die ganze Leitung des Seminariums bis zur Ernennung eines neuen Direktors übertragen wurde. Aber auch als Adjunkten der theologischen Studien bedurfte man seiner, da er nach dem Austritte des

*) Dessen Biogr. siehe im 3. Jahrg. des N. Nekr. S. 1422.

Professors Dr. Braig, in dem Schuljahre 1814—1815, die Dogmatik an der wiener Hochschule als Supplent tradiren mußte. Wie sehr er die Zufriedenheit seiner Obern in dieser seiner doppelten Stellung sich erwarb, geht aus den Zeugnissen hervor, die sowohl das fürsterzbischöfliche wiener Konsistorium, als auch das theologische Vicedirektorat seinem Fleiße und seiner Verwendung gaben. Seine Kenntnisse, sein untadelhaftes Betragen und die Anerkennung desselben waren daher auch die Ursache, daß P. den 6. Sept. 1816 zum k. k. wirklichen Hofkaplan ernannt wurde. Doch dieser seiner Ernennung lag noch eine andere Ursache zu Grunde. Durch die Bemühung und nach dem Plane des k. k. Hof- und Burgpfarrers Dr. Jakob Frint wurde nämlich in diesem Jahre die höhere Bildungsanstalt für Weltpriester zum heil. Augustin in Wien von dem Kaiser Franz *) gegründet, ein Institut, dessen Hauptzweck es ist, Männer an jungen Priestern heranzubilden, welche sowohl von Seiten ihres Verstandes als des Herzens, durch ihre intellektuelle und moralische Bildung, durch Wissenschaft und Frömmigkeit geeignet sind, als Vorsteher der bischöflichen Seminarien, als Professoren an der Bildung von Priestern thätig zu arbeiten, zunächst einen guten und heiligen Geist unter dem Klerus wieder anzufachen, durch diesen der Religion in den Verstand und die Herzen der Menschen wieder Eingang zu verschaffen und an der Beförderung der guten Sache auch alsdann thätig fortzuarbeiten, wenn sie nach Maasgabe ihrer Fähigkeit, ihrer Verwendung und ihrer gesammelten Verdienste von dem Kaiser oder von ihren Bischöfen auf höhere Plätze berufen und hingestellt werden **). Diese höhere Bildungsanstalt für Weltpriester wurde mit der k. k. Hofkapelle in unmittelbare Verbindung gebracht, so daß die Vorsteher dieses Instituts immer zugleich Mitglieder der Hofkapelle sind. Und eben durch diese enge Verbindung kam diese Bildungsanstalt unter den unmittelbaren Schutz des Kaisers, des Stifters dieses Instituts. Die Leitung dieser vortrefflichen Anstalt, welche bereits seit 24 Jahren die herrlichsten Früchte gebracht, ihre Segnungen nach allen Theilen des Kaiserstaates verbreitet und so vielen Lehranstalten ihre Lehrer gegeben hat, forderte

---

*) Dessen Biogr. s. im 13. Jahrg. des N. Nekr. S. 227.

**) Vergl. Darstellung der höhern Bildungsanstalt für Weltpriester zum heiligen Augustin in Wien, nach ihrem Zwecke sowohl als nach ihrer Verfassung. Von Dr. Jakob Frint, Abten zur h. Jungfrau von Pägrány, Domherrn zu Großwardein, k. k. Hof- und Burgpfarrer und Obervorsteher des Institutes. Wien 1817. Geistinger. S. 69 folg.

aber auch tüchtige Männer, da nur die ausgezeichnetsten jungen Priester aus allen Diöcesen der österr. Länder, die in der Theologie die besten Fortschritte bereits gemacht hatten, in dieses Institut aufgenommen werden konnten und daher Lehrer erheischten, die sie an Talent und Kenntnissen bei weitem überragten. Da fiel nun Frint's Auge natürlich auf P., den er schon in den Studienjahren liebgewonnen und dessen rastlose Fortbildung er stets mit wohlgefälligem Blicke verfolgt hatte. Um also als Studiendirektor in der neu gegründeten Anstalt wirken zu können, mußte P. nothwendig ein Mitglied der Hofkapelle werden, was auch ohne Schwierigkeit geschah. Doch nun gab es für P. der Arbeit viel, denn die Zahl der Vorsteher war ursprünglich nur auf drei Personen beschränkt, auf den Obervorsteher oder Leiter der ganzen Anstalt, den jeweiligen Hof- und Burgpfarrer und auf zwei Untervorsteher nach den zwei Hauptzwecken der beabsichtigten Bildung der jungen Priester, nämlich einen Studiendirektor für die unmittelbare Leitung der gesammten wissenschaftlichen Bildung und einen Spiritual für die religiös-moralische Bildung der Institutsglieder. P. übernahm also ganz allein, nebst den Geschäften, die ihm als Studiendirektor oblagen, die Repetitionen aus allen Fächern der Theologie, die gegenwärtig unter drei Direktoren vertheilt sind, während der Hofkaplan Johann Michael Leonhard, gegenwärtig Bischof von Diocletianopolis und apostolischer Vikar der k. k. Heere, als Spiritual die moralische Bildung der Zöglinge leitete. Da es sich jedoch bald zeigte, daß die Leitung der Zöglinge in allen Fächern der Theologie und die der Individualität jedes einzelnen der Zöglinge anzupassende Privatunterweisung selbst für die physischen Kräfte Eines Individuums zu anstrengend seyen, so wurde nach einem Jahre Michael Johann Wagner, damals theologischer Professor in Linz, jetzt Bischof von St. Pölten und Kommandeur des österr. kaiserl. Leopoldordens, als Hofkaplan und zweiter Studiendirektor in die Bildungsanstalt berufen. So theilten sich nun diese drei Männer in der Bildung der Institutszöglinge, während Frint das Ganze mit Umsicht leitete und mit Vatersorge überwachte, und ihre Arbeit fand Gedeihen, ihre Wirksamkeit reichlichen Segen, indem gerade in jener ersten Zeit so viele ausgezeichnete Männer aus diesem Institute hervorgegangen sind, selbst solche, die gegenwärtig die höchsten kirchlichen Würden bekleiden. Obwohl aber P. seiner Stellung nach besonders den theologischen Wissenschaften seine Zeit und sein Leben widmen mußte und Beweise seiner fortgesetzten theologischen Bildung in mehre-

ren gründlichen und gelehrten Aufsätzen in der Frintischen Zeitschrift *) niederlegte, so befaßte er sich doch auch schon in dieser Zeit mit außerordentlicher Liebe mit der Seelsorge. Denn schon damals war es, wo Viele ihn zum Beichtvater sich erwählten oder Privatunterricht von ihm verlangten; schon damals spendete er Vielen, die im Judenthume geboren und erzogen, das Licht des neuen Bundes; schon damals führte er Viele, die nicht dem katholischen Glauben zugethan, durch sein überzeugendes Wort, durch seinen heiligen Eifer und durch Gottes Gnade in den Schoos der katholischen Kirche zurück und die Meisten derselben verehrten ihn bis zu seinem Tode als Freund und Vater und Leiter auf des Lebens oft dornigem Pfade und Thränen des Dankes flossen auf sein Grab, die Gottes Engel zum Vater trugen. Und aus dieser Zeitperiode, die er als Hofkaplan und Studiendirektor im Institute zu St. Augustin verlebte, stammen auch die meisten seiner Schriften praktischen Inhalts. — Am 10. März 1823 wurde P. zum Professor der Dogmatik an der wiener Hochschule ernannt. Was er als solcher geleistet, steht noch zu lebhaft in dem Andenken seiner zahlreichen Schüler, als daß es einer Erinnerung bedürfte. Es genüge, wenn wir bemerken, daß er die vollkommenste Kenntniß der Dogmen unserer heiligen Religion sich angeeignet hatte und von der Wahrheit und Göttlichkeit derselben auf das Innigste überzeugt war, aber auch die Gabe besaß, die eigne Ueberzeugung mit unwiderstehlicher Gewalt in die Herzen seiner Schüler einzupflanzen und mit der ganzen Kraft seiner Seele, mit der ganzen Gewalt seines feurigen, hinreißenden Vortrags sie für Christus und die Wahrheit zu begeistern. Von der Klarheit seines Vortrags, von der den Gegenstand erschöpfenden und dennoch präcisen Behandlung der einzelnen Materien sprechen noch seine Schriften, die in tausend und tausend Abschriften verbreitet der gewöhnliche Leitfaden dogmatischer Vorlesungen fast auf allen Lehrkanzeln der österr. Provinzen geworden sind; von der Begeisterung aber, mit der er vortrug, von jenem heiligen Feuer, das ihn durchströmte, wenn er die Dogmen der katholischen Kirche seinen zahlreichen Zuhörern erklärte, sie begründete, gegen die Einsprüche der Gegner vertheidigte, zeugen noch seine Schüler, die sich froh erinnern und glücklich preisen, gerade einen solchen Lehrer in der wichtigsten der theologischen Wissenschaften gefunden zu haben. Und diese Zeit, die P. als öffent-

*) Theologische Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. Jakob Frint. Wien und Triest, bei Geistinger. 1813 — 1826. 13 Jahrge. in 25 Bänden.

licher Professor verlebte, war unstreitig die glücklichste seines Lebens; denn er lebte der heiligen Wissenschaft, die ihn beseelte, ihr weihte er sein Denken und sein Sinnen, kümmerte sich nicht um die Außenwelt und die Liebe seiner Schüler und die Achtung aller Gutgesinnten hat ihn reichlich belohnt. Aber auch an äußerer Belohnung fehlte es ihm nicht, denn er hatte kaum durch vier Jahre als öffentlicher Professor gedient, als ihm der Kaiser Franz das durch den Tod des Domherrn Anton Schopp erledigte kaiserliche Kanonikat an der Metropolitankirche zu St. Stephan ertheilte und ihn am 15. Febr. 1827 zum Domherrn ernannte. Nun konnte er auch seine Mutter und seine Schwester zu sich nehmen und also einen der sehnlichsten Wünsche seiner Seele realisiren, ihnen die Liebe zu vergelten, mit der sie an ihm gehangen, und ihnen sorgenlose Tage zu bereiten. Es war damals eine überaus glückliche Zeit für P., seine Hauptbeschäftigung, einen Gegenstand zu lehren, dem er beinahe alle seine Studien mit Vorliebe gewidmet und von dem er so zu sagen ganz durchdrungen war, in der Schule die unbegrenzte Liebe seiner Schüler und die Achtung und Freundschaft seiner Kollegen, zu Hause ein schönes Familienleben, das ihn in die harmlosen Tage seiner Kindheit versetzte, und ein nicht unbedeutendes Einkommen, das ihn über irdische Sorgen erhob. — In dieser Zeit faßte P. auch den Plan, eine neue theologische Zeitschrift an der Stelle der Frintischen zu gründen, welcher auch wirklich, besonders durch Bischof Frint und den biedern Professor Fourerius Ackermann *) lebhaft unterstützt, im J. 1828 zur Ausführung kam. Ueber den Zweck dieser Zeitschrift sprach sich P. deutlich in der Einleitung in dieselbe aus **) und was er da ausgesprochen — er hat es redlich gehalten bis zum Ende. — Aber diese schönen, nur der Schule, den Wissenschaften, seinen kirchlichen Verrichtungen und dem Hause gewidmeten Tage sollten nicht lange dauern; er stieg von Stufe zu Stufe, seine Geschäfte mehrten sich und nicht mehr engern Kreisen, sondern dem Allgemeinen sollte er seine Kräfte weihen. Als Domherr und erzbischöflicher Konsistorialrath hatte er wohl wöchentlich im Konsistorium zu erscheinen, doch wurde ihm, da die Professur seine Zeit sehr in Anspruch nahm, kein eigentliches Referat gegeben, wohl aber wurde er von dem Fürsterzbischofe Leopold Maximilian Grafen von Firmian den 27. März

*) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 808.
**) Zweck dieser Zeitschrift, im ersten Jahrg. Bd. 1. S. 3—61 und Vorwort zum fünften Jahrg. Bd. 1. S. 3—10.

1828 zum Ordinariatsexaminator aus der Dogmatik und der Paraphrase der heiligen Schrift bei den halbjährigen Pfarrkonkursprüfungen ernannt, was mit seiner Stellung als Professor an der Hochschule immer noch vereinbar war. Allein bald sollte auch dieses sich ändern, denn er mußte, für einen weitern Wirkungskreis bestimmt, obgleich er noch durch mehrere Jahre Professor der Dogmatik an der wiener Hochschule blieb, doch den Vortrag seines Gegenstandes, der seinem Herzen so theuer gewesen, andern überlassen. Und so geschah es, daß ihn vom Schuljahre 1829 bis 1832 Dr. Joseph Büchinger, damals theologischer Adjunkt, und vom Jahre 1832 bis zur definitiven Besetzung dieser Lehrkanzel durch Professor Dr. Thomas Christ im Oktober des Jahres 1834 der jetzige Professor der Theologie Dr. Vincenz Seback supplirten, da ihn die interimistische Führung des Referates in philosophischen Studienangelegenheiten bei der hohen k. k. Studienhofkommission und das Direktorat der philosophischen Studien, das an ihn den 18. Sept. 1829 provisorisch übertragen wurde, hinderte, seinen Verpflichtungen als Professor Genüge zu leisten. Nun theilte er seine Wirksamkeit redlich zwischen dem, was seine öffentliche Stellung als Referent und provisorischer Direcktor forderte, und dem, was seine Stellung als Mitglied des Metropolitankapitels erheischte, und da es sich bei jeder Gelegenheit offenbarte, wie sehr ihm das Wohl seines Kapitels am Herzen lag und ihm auch keineswegs administrative Kenntnisse mangelten, so wurde er mit allerhöchster Entschließung vom 27. Juni 1830 von dem Kaiser zum Dombechant des Metropolitankapitels zu St. Stephan ernannt und als solcher vom Weihbischof und Generalvikar Joh. Michael Leonhard den 25. Juli investirt. Seine Verdienste als Dombechant leben noch in der Gegenwart und die bessere Verwaltung der Kapiteltemporalien, wodurch das Einkommen der einzelnen Domkapitularen erhöht wurde, die Koncentrirung der verschiedenen Oekonomiezweige, viele Vorarbeiten zur Berichtigung der einzelnen Stiftungserträgnisse zeigen es noch, mit welchem Eifer und mit welcher Kraft er sich stets des Wohles seines Kapitels angenommen habe. Auch glauben wir nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, daß er es war, welcher den Impuls zu dem nothwendigen Baue der bereits verfallenden und höchst baufälligen kleinen Kanonikatsgebäude, die einen der schönsten Plätze Wiens verunstalteten, nur unbedeutende Revenüen abwarfen und auf keinen Fall eine lange Dauer mehr versprachen, mit aller Kraft wieder erneuerte. Doch der Ausführung dieses Planes waren die damaligen Zeitum-

stände nicht günstig und es zeigten sich der Schwierigkeiten so viele, die P. unmöglich zu beseitigen vermochte. Erst seinem Nachfolger im Dombekanate, dem Regierungsrathe und Prälaten Johann Purkarthofer, war es vorbehalten, diesen Plan wieder aufzugreifen und zur Realisirung zu bringen und bereits steht an der Stelle, wo zwei unansehnliche alte Häuser gestanden, ein herrliches, vier Stockwerke hohes Gebäude, das eine der schönsten Zierden des St. Stephansplatzes ist. Und so wie P. um das Wohl jenes Körpers besorgt war, dem er angehörte und dem er als Dombechant vorzustehen hatte, eben so umfaßte seine Sorge Alles, wodurch nur immer etwas Gutes bewirkt, etwas Edles befördert werden konnte und wo nur immer etwas zur Ehre Gottes, zur Verherrlichung seines heiligen Namens auf Erden, zur Ausbreitung des wahren Glaubens und zum Besten der Menschheit geschah, da konnte man mit Sicherheit darauf rechnen, daß auch P. dabei nicht unthätig blieb. So war er, als um diese Zeit der Generalvikar von Cincinnati in Nordamerika, Friedrich Rese, in schlichter und einfacher Rede den traurigen Zustand der nordamerikanischen Missionen den hochsinnigen und stets zur thätigen Nächstenliebe so geneigten Bewohnern Wiens geschildert hatte, einer der Ersten, der auf eine kräftige Unterstützung der amerikanischen Missionäre dachte und Vieles dazu beitrug, daß der Leopoldinenverein in Oesterreich gegründet wurde, der unter dem Präsidium des Erzbischofs Grafen von Firmian*) den 13. Mai 1829 in Wien ins Leben trat und gewiß schon Vieles zur Verbreitung des christlichen Glaubens in jenem Welttheile beigetragen hat. Zu diesem Ende hatte er nicht nur die Eröffnungsrede bei Gelegenheit der ersten Sitzung der Stiftungsmitglieder gehalten, sondern er übernahm auch die Redaktion der Berichte dieses Vereins und blieb sowohl durch eigne, als durch Sammlung fremder Gaben immer einer der größten Beförderer desselben. So nahm er auch, als in der Gemeinde Hernals nächst Wien eine Kleinkinder-Bewahranstalt gegründet wurde, lebhaften Antheil an der Gründung derselben, hielt die Eröffnungsrede und gab sie zum Besten der Anstalt im Drucke heraus. Wurde eine Kirche Wiens verschönert, so trug er gewiß das Seinige und zwar oft mit nicht unbedeutenden Summen dazu bei; schien ihm ein Altarschmuck in einer Kirche, die er fast alle häufig besuchte, theils um in denselben feierlich zu pontificiren, theils auch um dort ganz unbemerkt seine nachmittägigen Breviergebete zu ver-

*) S. N. Nekr. 9. Jahrg. S. 1238.

richten, zu arm oder merkte er sonst einen Mangel an Ornamenten, so ruhte er nicht eher, als bis er auf eigne Kosten neue herbeigeschafft hatte und dieses Alles geschah in solcher Stille, so ohne allen eitlen Prunk, daß nur seine vertrautesten Freunde darum wußten. Obwohl nun die Verwaltung der Temporalien des Domkapitels, der er mit der größten Gewissenhaftigkeit und mit weiser Umsicht vorstand, und die Führung des philosophischen Referates viele Zeit erforderte und ihm wenige freie Stunden vergönnte, so wurde ihm dennoch, da man ihn als einen schnellen und tüchtigen Arbeiter kannte, nachdem der bisherige Direktor der theologischen Studien, k. k. Hofrath und Abt zu den Schotten, Andreas Wenzel, den 17. Nov. 1831 gestorben war, auch das Referat der theologischen Studien provisorisch übergeben. Und so mußte er vereinigt beide Referate so lange provisorisch führen und die Angelegenheiten der philosophischen und theologischen Studien in der gesammten Monarchie leiten, bis er am 6. August 1832 zum Direktor der theologischen Studien und Referenten für dieselben bei der k. k. Studienhofkommission mit dem Charakter eines k. k. Regierungsrathes ernannt wurde. — Was P. als Regierungsrath und Direktor der Theologie, als Staatsmann und als Mann der Kirche geleistet, aufzuzählen, würde den Raum dieser Blätter überschreiten. Was er geleistet, wie heilig ihm das Wohl des Staates, wie theuer ihm die Wohlfahrt der Kirche gewesen, mit welcher Umsicht er die theologischen Studien geleitet, wie bereitwillig er sich jedem auch noch so schwierigen Geschäfte, welches man ihm auferlegte, unterzogen, wie rastlos er gearbeitet im Drange der Zeiten, ist jenen bekannt, die auf den Höhen der socialen Verhältnisse stehen. Er war ein treuer Bürger des Staates, ein Oesterreicher im edelsten Sinne des Wortes, ein frommer Sohn der Kirche und ihr treuer Anwalt in des Tages Wirren, der, wenn er tausend Leben besessen, sie mit freudigem Herzen dem Leben der Kirche und des Staates und der Eintracht und dem Frieden geopfert hätte. Mit emsiger Sorgfalt suchte er das Gute und war weit davon entfernt, um die Verdienste einiger zu heben, die Verdienste anderer zu verkennen oder sie in Vergessenheit zu bringen; er lobte stets, was zu loben war und tadelte nur das, was offenbar Tadel verdiente und was jeder Rechtliche getadelt hätte. Mit ungebeugtem Muthe aber kämpfte und lebte er für das, was ihm die gute Sache dünkte und was er einmal als recht und gut erkannte, das verfolgte er auch mit einem beinahe leidenschaftlichen Feuer. Wir sagen leidenschaftlich, denn von einer gewissen Art von

Leidenschaftlichkeit, die eine Folge seines feurigen und lebhaften Temperamentes und der Reizbarkeit seiner Nerven gewesen, die er jedoch sehr oft zu mäßigen sich bemühte, wird wohl Niemand den Verstorbenen, der so heftig für alles Edle entbrannt war, ganz frei zu sprechen vermögen. Aber gibt es denn nicht auch eine Leidenschaft, die zu Edlem hinführt; wird wohl ohne Affekt etwas Großes bewirkt? Ist wohl je eine große That vollführt worden, ohne daß die Seele ergriffen, von Begeisterung durchdrungen gewesen? — P. sollte endlich dorthin wieder gelangen, von wo er ins öffentliche Leben hervorgegangen war und wo die Wiege seines Glückes gestanden, wo er als junger Mann schon gearbeitet und segenreich gewirkt hatte, dort sollte er nun auch das Ende seiner Tage finden. Er kehrte nämlich, nachdem er durch 9 Jahre Domherr bei St. Stephan gewesen, wieder in die k. k. Hofkapelle und die Priesterbildungsanstalt zurück, deren Oberleitung er übernahm. Denn da der bisherige k. k. Hof- und Burgpfarrer und apostolische Vikar der k. k. Heere, Bischof Michael Johann Wagner, zum Bisthume von St. Pölten befördert und durch seinen Austritt die Hof- und Burgpfarre erledigt worden war, wurde P. vermittelst allerhöchsten Kabinetschreibens vom 20. Febr. 1836 von dem Kaiser Ferdinand I. zum Hof- und Burgpfarrer ernannt und zwar mit Beibehaltung des Amtes eines Direktors der theologischen Studien und Beisitzers und Referenten bei der k. k. Studienhofkommission. Den 12. März wurde er also als Burgpfarrer installirt und am 19. desselben Monats als Abt zur heiligen Jungfrau von Pàgràny in Ungarn, welche Würde mit dem Amte eines Obervorstehers der höhern Bildungsanstalt für Weltpriester gewöhnlich verbunden ist, in der k. k. Hofkapelle benedicirt. Nun war P. wieder in ihm bekannten Kreisen; die einem Burgpfarrer obliegenden Geschäfte konnten dem keine Schwierigkeit machen, der bereits früher durch viele Jahre als Hofkaplan gedient und die Oberleitung des weltpriesterlichen Bildungsinstitutes mußte dem nur erfreulich seyn, der es unter seiner thätigen Mitwirkung entstehen, wachsen und gedeihen sah. Welches Vertrauen, welche Liebe, welche Achtung er sich in seiner Stellung als Burgpfarrer erworben, ist allen denen bekannt, die in der Nähe des Hofes leben und zeigte sich in jener innigen Theilnahme, die man an ihm genommen, und durch die tiefe Trauer, in die sein Tod Alle versetzte. Dieses Vertrauen war auch die Ursache, daß der Kaiser und der Erzherzog Franz Karl ihn im J. 1837 zu ihrem Beichtvater erwählten und Letzterer ihn zum Religionslehrer seiner Söhne ernannte. Es ist

wahr, P. hatte in dieser seiner Stellung viel zu arbeiten, hatte vielleicht seine ohnehin sehr reizbaren Nerven zu viel angestrengt, aber diese seine Beschäftigung, dieses thätige Leben ohne Rast und Ruhe machte ihm Freude und Vergnügen und ein Leben ohne Arbeit wäre Tod für ihn gewesen. Doch rückte, zwar unbemerkt, jedoch mit Riesenschritten die Zeit heran, die seiner Thätigkeit ein Ende setzen sollte und ehe es noch die Welt erfuhr, daß die starke Seele ringe mit des Körpers Schwäche, war der große Geist, entfesselt von den irdischen Banden, bereits entflohen und zu Gott zurückgekehrt, der ihn gegeben. — P. erfreute sich durch längere Zeit einer ziemlich guten Gesundheit, nur daß eine zu große Reizbarkeit der Nerven, von der ich bereits gesprochen, nachtheilig auf dieselbe einwirkte und jedes, selbst das geringste traurige oder freudige Ereigniß seine Seele außerordentlich zu ergreifen vermochte. Auch hatte die Menge der Geschäfte, denen er sich unterzog, und der Eifer, mit dem er sie vollführte, die Kräfte seines Körpers allmälich geschwächt und so kam es, daß er sich schon mehrere Jahre vor seinem unerwarteten Tode, ohne gerade sagen zu können, wo es ihm fehle, über körperliche Uebelkeiten, über Zittern und starkes Herzklopfen beklagte, was aber unbedeutend schien, da sein gutes, beinahe jugendliches Aussehen, seine ununterbrochene Thätigkeit und sein lebhaftes Wesen täuschte. Das Beste vielleicht wäre Ruhe von Arbeiten gewesen, doch Ruhe kannte der rege Geist des Verstorbenen nicht. Man versprach sich daher sehr viel von der Reise nach Italien, die P. auf Befehl des Kaisers im J. 1838 zur Krönung nach Mailand, begleitet vom Hofkaplane und Professor Dr. Ignaz Feigerle, seinem Nachfolger in der Burgpfarre, unternahm und die ihn vom August bis zum Oktober von amtlichen Geschäften entfernt hielt. Allein diese Reise nahm wieder seine ganze Seele in Anspruch, er besuchte alle Lehranstalten und Bischöfe, besah alle Merkwürdigkeiten, alle Kirchen, alle übrigen Anstalten, die frommer Sinn ins Leben gerufen, lehrte und lernte und kam höchst ergriffen und begeistert von dem, was er gesehen und erfahren, nach Hause zurück *). Scheinbar sich besser befindend, ging er nun wie-

---

*) Vieles, was er in Italien gesehen und was ihn besonders ergriffen, wollte er in einzelnen Aufsätzen in der theolog. Zeitschrift mittheilen. Die ersten dieser seiner Mittheilungen sind: Die Karthause bei Pavia (Jahrg. XI. Bd. 1. S. 225—258) und: Die Kirche des heiligen Antonius in Padua (Jahrg. XIII. Bd. 1. S. 53—84). Ein dritter Aufsatz sollte die feierliche Uebertragung der Reliquien des heiligen Zeno in Verona, ein vierter das Grab des heiligen Bischofs Augustinus in der Domkirche zu Pavia seyn. Von dem dritten Aufsatze hatte er wenige Tage vor seinem Tode den Eingang geschrieben.

der mit erneuter Kraft an seine Berufsgeschäfte und arbeitete mit emsiger Sorgfalt an den theologischen Studienangelegenheiten, besonders an der weitern Begründung eines neuen theologischen Studienplanes, den er schon vor seiner Reise entworfen hatte. Doch bald äußerte sich wieder die Schwäche des Körpers, er war leidend, ohne die eigentliche Ursache seiner Leiden angeben zu können und gebrauchte Bäder und andere ärztliche Mittel, ohne im geringsten in seinen Amtsverrichtungen sich hindern zu lassen, besonders da es Tage gab, wo er wieder ganz kräftig und gesund sich fühlte. Freilich zeigte ein schwankender Gang, ein heftiges Zittern, besonders Morgens beim Lesen der heiligen Messe, öfteres starkes Pochen des Herzens und ein gewisser wehmüthiger Zug in seinem schönen, sonst so heitern Antlitze denen, die ihn genau beobachteten, daß er sehr leide und eine heftige Nervenkrankheit zu befürchten sey. Aber daß er so schnell von dannen zöge, hatte wohl Niemand gedacht. So ging er heiter und nichts besorgend den 28. März 1840 in die Sitzung der k. k. Studienhofkommission, besprach sich heiter mit seinen Kollegen, referirte mit Eifer und Klarheit, empfahl sich nach beendigter Sitzung, wollte noch einer Angelegenheit wegen einen Besuch machen und ging dann, da er den Gesuchten nicht angetroffen, nach Hause. Kaum war er aber auf den Ballplatz, in die Nähe des k. k. Hof- und Staatskanzleigebäudes, gekommen, um seiner Gewohnheit nach über die Bastei in seine Wohnung in der k. k. Hofburg zu gehen, als er zu wanken begann und von einem Vorübergehenden noch aufrecht erhalten wurde. Doch bald erholte er sich und indem er für die geleistete Hülfe dankte und erklärte, er könne schon allein nach Hause gehen, traf ihn, als er dieses zu thun sich anschickte, aufs Neue ein Blutschlag. Er stürzte zu Boden und „Einen Wagen, in meine Wohnung im Schweizerhofe," waren seine letzten Worte. Bewußtlos wurde er nach Hause gebracht, alle Mittel angewendet, die berühmtesten Aerzte Wiens herbeigerufen, doch alles war vergebens, P. war nach dem einstimmigen Zeugnisse Aller rettungslos für dieses Leben verloren. Gleich nachdem er in seine Wohnung gebracht und die ersten Rettungsmittel versucht worden waren, wurde ihm das h. Sakrament der letzten Oelung ertheilt und so harrte er nun, auf der rechten Seite gelähmt, mit starrem Blicke und gebrochenen Augen, ohne Jemanden zu erkennen, oder auch nur ein Wort zu sprechen, seiner Auflösung entgegen. Durch volle 36 Stunden dauerte der Todeskampf. Seine Leiche wurde den 1. April Nachmittags um 3 Uhr von dem Weih-

bischof und Generalvikar des wiener Erzbisthums, dem k. k. Hofrathe Dr. Anton Aloys Buchmayr unter Assistirung der beiden Kollegen des Verstorbenen, der Regierungsräthe und Referenten bei der k. k. Studienhofkommission und infulirten Prälaten, Dr. Jakob Ruttenstock, Probstes des regulirten Chorherrnstiftes Klosterneuburg, und Dr. Franz Cassian Hallaschka, Probstes von Altbunzlau, feierlich in der k. k. Hofkapelle eingesegnet; der erste Fall, daß Jemand, der nicht zur kaiserlichen Familie gehörte, in dieser Kapelle und zwar in Gegenwart des allerhöchsten Hofes eingesegnet worden. Dann wurde der Leichnam, getragen von den Priestern der höhern Bildungsanstalt, die es sich nicht nehmen ließen, ihrem geliebten Obervorsteher diesen letzten Tribut ihrer kindlichen Dankbarkeit zu bringen, in feierlichem Zuge in die Pfarrkirche zu St. Michael gebracht, dort wieder eingesegnet und nach Hernals, wo die Mutter des Verstorbenen geboren und ihrem Wunsche gemäß auch ihre Ruhestätte erhalten hatte, zur Beerdigung geführt. Dort empfing ein dritter Kollege des Verstorbenen, der infulirte Prälat, Domdechant und Regierungsrath Johann Purkarthofer, den Leichenzug, worauf nach der dritten Einsegnung der Leichnam auf dem Friedhofe zu Hernals beerdiget wurde. Ein unermeßlicher Zug folgte der Leiche. — Wenige Tage nach seinem Tode gab Anton Passy, Priester aus der Gesellschaft des allerheiligsten Erlösers, im Namen der Schüler, Verehrer und Freunde des Verstorbenen ein Gedicht unter der Aufschrift: „Am Grabe des hochwürdigsten, hochgelehrten Herrn Joseph Pletz" (Wien, Mechitaristen-Buchhandlung) heraus, welches den Schmerz und die Wehmuth der Zurückgebliebenen mit tiefem Gefühle und rührenden Worten ausspricht und Einiges aus dem Leben des Geschiedenen in gedrängter Kürze berührt. Etwas später schrieb Professor Dr. Pertile, einst Zögling des höhern Bildungsinstitutes, eine Oratio funebris Illustrissimi ac Reverendissimi Domini Josephi Pletz. (Viennae 1840. Typis Caroli Gerold), welche den Verstorbenen vorzüglich in seinem Verhältnisse zur höhern Bildungsanstalt betrachtet und besonders seinen Tod mit erschütternder Wahrheit schildert. — Seine Schriften sind: Von der Wohlthätigkeit des durch den heil. Geist geheiligten Christen. Eine Predigt, vorgetragen am Pfingstmontage den 26. Mai 1817, bei Gelegenheit des jährlichen Dankfestes in dem Handlungs-Krankeninstitute. Wien 1817. — Christkatholischer Unterricht über das heilige Sakrament der Firmung. Ein Lesebuch für diejenigen, welche gefirmt werden und auch für diejenigen, welche dieses heilige Sakrament schon empfangen haben.

Ebd. 1819. — Betrachtungen über einige Wahrheiten des Christenthums, vorgelegt in Predigten. Auch zur häuslichen Erbauung für katholische Leser. (Zum Besten der Privat-Taubstummenlehranstalt zu Linz.) 1. Band. Ebd. 1820. 2. Bd. 1826. — Erklärung aller in dem vorgeschriebenen Evangelienbuche vorkommenden Episteln. Zum Gebrauche für Katecheten, Lehrer und jeden katholischen Christen. 3 Bändchen. Ebd. 1822. Zweite Aufl. 1828. — Zwei Altaranreden: Bei dem Uebertritte eines gebildeten Protestanten zur katholischen Kirche, gehalten in der St. Michaelspfarrkirche den 11. Mai 1822; und: Trauungsrede an gebildete Brautleute. Wien u. Triest 1822. — Die Angemessenheit der geistlichen Orden zum Geiste des Christenthums. Eine Predigt am Feste der heiligen Elisabeth, gehalten in der Kirche der wohlehrwürdigen F. F. Elisabethinerinnen. Ebd. 1822. — Echter Bürgersinn, die liebliche Frucht der Religion Jesu Christi. Eine Predigt, gehalten am Restaurationsfeste des Bürgerspitals zu St. Marx, am siebenten Sonntage nach Pfingsten. (Der Ertrag wurde dem Bürgerspitalsfonde bestimmt.) Wien 1824. — Die Ceremonien der Kirchenweihe. Eine Predigt, gehalten am Jubiläumsfeste der Mutterkirche zum heiligen Leopold in der Leopoldstadt, d. 14. Nov. 1824. Ebd. 1825. — Der Einfluß der Frauen auf das Wohl und Wehe des menschlichen Geschlechtes. Eine Predigt, vorgetragen am Feste der heiligen Anna in der Kirche derselben zu Wien. Ebd. 1826. — Der Weg zur wahren Glückseligkeit, nachgewiesen im Leben des h. Stanislaus Kostka, in einer Predigt bei Gelegenheit der Säkularfeier der Kanonisation desselben, in der Pfarrkirche zu den neun Chören der Engel am Hofe. Ebd. 1826. — Ueber Tempelscheu und Priesterverachtung. Eine Predigt, vorgetragen in der k. k. Hofkirche zum heil. Erzengel Michael, als das Kollegium der Priester aus der Versammlung des heiligen Paulus seine zweite Säkularfeier und die sechste dieser Kirche feierlichst beging. Ebd. 1826. — Der hohe Werth des Jubiläumsablasses und seine Bedingungen. Fünf Predigten, vorgetragen in der Kirche der W. W. E. E. Klosterfrauen der heil. Ursula zu Wien. Ebd. 1826. — Zum Schlusse des heiligen Jubeljahres. Drei Predigten, vorgetragen in der Kirche der heil. Ursula. Ein Anhang zu den fünf Predigten über den hohen Werth des Jubiläumsablasses. Ebd. 1826. — Ueber das Glück, einer apostolischen Pfarre anzugehören. Eine Predigt, gehalten am Patrociniumfeste des heil. Jakob, bei Gelegenheit der zweiten Jubiläumsfeier der fürst-erzbischöflichen Patronatspfarre im landesfürstlichen Markte Schwechat. (Der Ertrag wurde für den Bau des

Thurmes an der Filialkirche zu Schwechat und zur innern Auszierung derselben bestimmt.) Ebd. 1828. — Der Trost des Christen im unblutigen Opfer des neuen Bundes. Eine Predigt, vorgetragen am Feste Mariä Geburt, als der hochwürdige Weltpriester Herr Aloys Schlör in der Pfarrkirche zu Altlerchenfeld seine erste heilige Messe feierte. Ebd. 1828. — Ueber den pflichtmäßigen Beitritt katholischer Christen zu der im Kaiserthume Oesterreich für die Ausbreitung der nordamerikanischen Mission errichteten Leopoldinenstiftung. Eine Rede, vorgetragen bei Gelegenheit d. Eröffnungssitzung dieser Stiftung, im fürsterzbischöflichen Palaste in Wien. Ebd. 1829. — Rede bei Gelegenheit der feierlichen Grundsteinlegung in der neuerbauten Pfarrkirche zu Döbling, den 30. Aug. 1829. Ebd. 1829. — Rede bei der hohen Konsekration der Pfarrkirche zu Döbling, gesprochen d. 4. Okt. 1829. Ebd. — Einige Worte über Kleinkinder-Bewahranstalten. Gesprochen bei Gelegenheit der feierlichen Eröffnung einer solchen Anstalt in der Gemeinde Hernals. (Gedruckt zum Besten dieser Anstalt.) Ebd. — Die Ehe nach dem Willen unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi. Ein Braut- u. Gattengeschenk. Ebd. 1832. — Freiheit. Eine Predigt, vorgetragen bei Gelegenheit des Jubelfestes der Priesterkongregation des Allerheiligsten Erlösers, am Sonntage zwischen der Geburt und Erscheinung des Herrn, den 30. December 1832. Ebd. 1833. — Unter den vielen Handschriften des Geschiedenen glauben wir diejenigen aufzählen zu dürfen, welche ganze, für sich bestehende Werke bilden und vollendet vorhanden sind, nämlich: 1) Viele Hefte mit der Ueberschrift: Religionsunterricht, begonnen schon im J. 1813. Unter diesen: Theorie zu einem gründlichen Vorbereitungsunterrichte zum Empfange der heiligen Sakramente. 2) Doctrina de Inspiratione, scripta occasione collationis Introductionis in libros sacros V. T. Joannis Jahnii cum illa Petri Fourerii Ackermanni. (Geschrieben im August 1825.) 3) Die Merkmale der wahren Kirche, vorgetragen in acht Adventreden. 4) Ueber das heilige Meßopfer. Zehn Predigten, gehalten zur Adventszeit 1821 in der k. k. Hof- und Burgkapelle. 5) Theologia dogmatica generalis atque specialis, begonnen im J. 1824 und in 158 Bogen vollendet. 6) Sieben Predigten über das Fastengebot. Gehalten in der k. k. Hof- und Burgkapelle im J. 1837. 7) Von der Sünde und Erlösung. Sieben Fastenreden, gehalten in der k. k. Hof- und Burgkapelle im J. 1838. 8) Einzelne Predigten, besonders Fest- und Primizpredigten, Trauungsreden, Firmungsreden und Anreden an Konvertiten, achtzig an der Zahl.

* 126. Joh. Wilh. Detlev Georg,

großherzoglich oldenburgischer Staatsrath und Kammerdirektor, Vorstand des Militärkollegiums und der Direktion der Witwen-, Waisen- und Leibrentenkasse, des großherzogl. Haus- und Verdienstordens Herzogs Peter Friedrich Ludwig Kleinkreuz und Kapitular, zu Oldenburg;

geb. d. 14. Juli 1779, gest. d. 31. März 1840.

Er wurde in Oldenburg geboren, wo sein Vater, der am 23. März 1807 als Vicedirektor der Regierungskanzlei daselbst verstorbene Etatsrath Johann Konrad G., damals als Mitglied dieser Regierungskanzlei angestellt war; seine Mutter, Amalie Christiane Philippine Heß, war eine Tochter des geheimen Raths und Leibmedikus Heß zu Darmstadt. Nachdem er sich auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt zu den akademischen Studien vorbereitet hatte, bezog er Ostern 1798 die Universität Göttingen, um die Rechte zu studiren. Ostern 1801 kam er nach Hause zurück und machte, wie das damals bei Allen, die sich dem Staatsdienste im Herzogthume Oldenburg widmen wollten, gewöhnlich war, die Probearbeiten, welche der Aufnahme unter die Advokaten bei den Untergerichten vorhergehen mußten. Diese Aufnahme erfolgte im Januar 1802, aber schon im Juli 1804 wurde er als Sekretär bei der Kammer angestellt, wo er mit Neujahr 1808 als Assessor und stimmführendes Mitglied eintrat. Im Oktober 1810 wurde er Amtmann zu Rastede und dies blieb er, bis nach der Vereinigung des Herzogthums Oldenburg mit dem franz. Reiche am 20. August 1811 die franz. Organisation erfolgte, wornach er die Stelle eines Friedensrichters des Kantons Rastede bekam. Als aber der Herzog von Oldenburg Peter Friedrich Ludwig *) am 27. November 1813 in sein Land zurückgekehrt war, ernannte ihn dieser noch im December desselben Jahres zum Domänenverwalter (Administrateur des domaines) während der einstweilen beibehaltenen französischen Einrichtung dieses Verwaltungszweiges; bei der mit dem 1. Okt. 1814 eintretenden neuen Organisation des Landes erhielt er jedoch das etwas vergrößerte und mit einer ausgedehnteren Kompetenz versehene Amt Rastede wieder. Mit dem Anfange des Jahres 1821 wurde er als Rath in die Regierung versetzt und am 29. Juni 1824 zugleich zum Mitgliede der Direktion der Witwen-, Waisen- und Leibrentenkasse ernannt. Bei der nach dem Regierungsantritte des jetzigen Großherzogs mit dem Anfange des Jah-

*) Dessen Biogr. siehe im 7. Jahrg. des N. Nekr. S. 443.

res 1830 eintretenden neuen Geschäftsvertheilung bei den obern Administrativbehörden wurde er als vorsitzender Rath zur Kammer versetzt und mit dem Anfange des Jahres 1832 zum Vicekammerdirektor ernannt, auch erhielt er am Ende dieses Jahres den Vorsitz in der Direktion der Witwen-, Waisen- und Leibrentenkasse. Am 1. Januar 1833 ertheilte ihm der Großherzog das Prädikat „Justizrath" und am 1. Januar 1834 wurde dieses in „geheimer Hofrath" verändert. Am 1. Januar 1837 ernannte ihn der Großherzog zum Staatsrath und Kammerdirektor und als derselbe am 27. Nov. 1837 den Haus- und Verdienstorden Herzogs Peter Friedrich Ludwig gestiftet hatte, war G. unter denen, welche am ersten Ordenstage, den 17. Jan. 1838, zu Kleinkreuzen und Kapitularen dieses Ordens ernannt wurden. Am 24. Februar 1840 ernannte ihn der Großherzog auch noch zum Vorstande des Militärkollegiums. Schon seit seiner Versetzung in die Regierung hatte er, wahrscheinlich als Folge der veränderten Lebensweise, die ihn mehr an das Arbeitspult fesselte und ihm die Bewegung entzog, welche mit den Geschäften eines Amtmannes oft verbunden ist, an mancherlei ihm früher unbekannten Krankheitsanfällen, namentlich am Podagra, gelitten. Die Besuche verschiedener Bäder hatten ihn jedoch immer für eine Zeit lang wieder davon befreit und namentlich glaubte er im Anfange des Jahres 1840 sich vollkommen wohl zu befinden, als am 31. März ein Schlaganfall ihn an seinem Arbeitspulte überraschte und seinem thätigen Leben ein Ende machte. — G. war zwei Mal verheirathet. Seine erste Gattin, Micherine Gerhardine, eine Tochter des verstorbenen Domänenraths Schelten in Leer, mit welcher er im J. 1809 sich verbunden hatte, verlor er am 4. Mai 1834 durch den Tod; sie hinterließ ihm 2 Töchter, die beide an Staatsbeamte verheirathet sind. Am 27. Mai 1838 verheirathete er sich wieder mit Charlotte Ernestine v. Finkh, einer Tochter des Kanzleiraths v. Finkh, der am 10. April 1813 in Bremen auf Vandamme's Befehl als ein Opfer fürs Vaterland fiel. Dieselbe gebar ihm am 29. April 1839 eine Tochter und noch nach seinem Tode, am 21. August 1840, einen Sohn. — Schon die verschiedenen Beförderungsstufen, welche er in seiner Dienstlaufbahn durchschritt, die mehrfache Verwendung seiner Kräfte und Kenntnisse und die Auszeichnungen, welche ihm von seinem Landesherrn zu Theil wurden, beweisen, wie nützlich und wirksam G. im Staatsdienste war und wie sehr das anerkannt wurde. Besonders aber wird im Amte Rastede sein Andenken lange im Segen bleiben, denn durch seinen Betrieb wur-

den mehrere Gemeinheiten dieses Distrikts getheilt, Einweisungen der großen Flächen unkultivirten Landes, welche er bei seinem Amtsantritte vorfand, zur Kultur und zum Anbaue wurden von ihm möglichst befördert und wenn er nach seinem Abgange von dort dahin zurückkehrte, genoß er das Vergnügen, große Strecken, die er als Moor- und Haidefelder gekannt hatte, als fruchtbare Getreidefelder mit stattlichen Gebäuden besetzt wieder zu sehen. Durch ihn aufgemuntert, unternahm es unter Andern der Gutsbesitzer de Cousser auf Hahn 400 Jück größtentheils wüstes Haideland, die er demselben einwies, in Kultur zu setzen und daraus eine Hausmannsstelle, zwei alte Kötherstellen und eine neue Kötherstelle zu bilden und mit den erforderlichen Gebäuden zu versehen, die ansehnlichen, der Forstkultur gewidmeten Flächen ungerechnet. Sein Andenken ehrte derselbe daher auch noch nach seinem Abgange von Rastede dadurch, daß er eine dieser Stellen „Georgswerth" nannte, um auch noch die Nachkommen an G.'s Werth und Verdienste zu erinnern. Strebte er so in dem ihm angewiesenen Wirkungskreise, die Kultur des Bodens zu verbreiten und dadurch den Wohlstand des Landes zu vermehren, so war es natürlich, daß er der Landwirthschaft seine Aufmerksamkeit zuwandte, sie möglichst zu befördern suchte und selbst eine Neigung zu derselben bekam. Als im J. 1818 die oldenburgische Landwirthschaftsgesellschaft errichtet wurde, trat er sofort derselben bei und wirkte nicht allein, während er noch in Rastede war, thätig für den Zweck derselben mit, sondern veranlaßte auch noch bei seinem Abgange von dort die Stiftung einer Filialgesellschaft, die sich durch Eifer und Thätigkeit vor mehreren andern immer ausgezeichnet hat. Er besonders hatte die Anlage einer Baumschule zu Rastede betrieben, aus der so viele schöne Obstbäume hervorgegangen sind, welche die Liebe zum Obstbaue sehr befördert haben, und er sorgte auch noch später von Oldenburg aus für diese nützliche Anstalt mit Liebe und nach Kräften. In der ersten Generalversammlung nach seiner Versetzung nach Oldenburg am 11. Mai 1822 wurde er daher schon zum dritten Vorsteher der Centralgesellschaft gewählt, zweiter wurde er am 11. Febr. 1832 und erster am 11. Okt. desselben Jahres. Wenn die Landwirthschaftsgesellschaft in diesem Zeitraume Gutes gestiftet hat, so verdankt man davon gewiß Vieles seinem Eifer und seiner Thätigkeit. Wir wollen davon nur der Anwendung des Mergels erwähnen, die besonders von de Cousser auf Hahn mit so sichtlichem Nutzen betrieben und verbreitet wird. Mit Recht bedauerte daher auch in der ersten Generalversamm-

lung nach seinem Tode der Vorstand der Landwirthschaftsgesellschaft öffentlich den Verlust, den dieselbe mit ihm erlitten. Da seine Liebe zur Landwirthschaft die praktische Uebung, welche seine Stellung in Rastede ihm gestattet und welche er benutzt hatte, durch Urbarmachungen, namentlich auch durch Holzkultur den Eingesessenen ein aufmunterndes Beispiel zu geben, in Oldenburg nur ungern entbehrte, so suchte er solche zu befriedigen und zugleich in ihr sich Erholung von seinen anhaltenden Arbeiten zu verschaffen, indem er eine Bauernstelle zu Elmendorf bei Zwischenahn acquirirte, wo er manche Verbesserungen angebracht hat. Früher, besonders in jüngern Jahren, hatte er manchmal sich mit Beantwortung von Fragen eines allgemeinen Interesses beschäftigt und diese Ausarbeitungen in verschiedenen Blättern dem Publikum vorgelegt, ohne sich zu nennen. Namentlich trat er im J. 1804 bei einer öffentlich aufgestellten Preisfrage, „welche sind die zweckmäßigsten Mittel, Klatschereien in kleinen Städten abzustellen?" als Mitbewerber auf und hatte die Freude, daß unter den eingegangenen 64 Abhandlungen die seinige von der beurtheilenden Akademie der nützlichen Wissenschaften in Erfurt, wenn auch nicht des Preises (20 Dukaten) würdig, doch für so gelungen erklärt wurde, daß diese Akademie ihn aufforderte, sich zu nennen und seine Abhandlung dem Drucke zu übergeben. Den oldenburg. Blättern hat er seit ihrer Entstehung fast jährlich mehrere Beiträge geliefert. Auch zu kleinen poetischen Arbeiten hatte S. ein hübsches Talent und übte dasselbe zur Freude der ihm Nahestehenden nicht selten aus, wie eine in seinem Nachlasse gefundene nicht unbedeutende Sammlung derartiger Arbeiten beweist. Ueberhaupt war er neben seiner auf ernste Beschäftigung gerichteten Thätigkeitsliebe und bei einer unerschütterlichen Rechtlichkeit und Redlichkeit in seinen persönlichen Verhältnissen sehr liebenswürdig, so daß seine Familie und seine Freunde ihn eben so schmerzlich vermissen als sein Fürst und sein Vaterland.

127. Rudolph Graf v. Salis-Zizers,

k. k. Kämmerer, geheimer Rath, Feldmarschallleutenant und Oberhofmeister des Erzherzogs Franz Karl, zu Wien;

geb. d. 29. Juni 1779, gest. d. 31. März 1840*).

Das Jahr 1840 hat den „Bayard der österr. Landwehr" zu seinen Ahnherren versammelt, deren Stammesfolge (wenn

---

*) **Beil. zur Augsb. allg. Zeitung 1840. No. 117.**

irgend eine andere) auf die Römerzeit, wo nicht auf die etruskischen Einwanderer des hohen rhätischen Gebirgs nicht ohne Wahrscheinlichkeit zurückgeführt werden mag, die dem Barbarossa und Ludwig dem Baiern, den Visconti's und den Sforza's, Oesterreich und Spanien, Frankreich und England, dem Kirchenstaate und Venedig eine lange Reihe tapferer Kriegsobersten gegeben haben und aus denen in unsern Tagen Ulysses von Salis-Marschlins als Staatsmann und Geschichtsforscher und Joh. Gaudenz v. Salis-Seewies *) als zarter Dichter, als der Freund Johannes Müllers, Bonstettens, Bonnets und Matthissons **) glänzten. Für Rudolph Graf v. Salis-Zizers, der zwei Mal vermählt war, mit Namen, die in Oesterreich, Würtemberg und Rußland gar guten Klang haben, Swieten und Bühler, wovon eine zahlreiche Familie, waren die Feldzüge von 1799 und 1800, wo es mitunter der alten oder neuen Ordnung der Dinge in der Schweiz und namentlich in Salis, durch die Abreißung des Veltlins, schwer verletzter Heimath galt, Kriegsschule; den Beinamen „der Bayard der österreichischen Landwehr" gaben ihm aber erst zwei Tage eines zehn Jahre späteren Kampfes, wo Oesterreich gegen den angemaaßten Herrn der Welt ganz allein in die Schranken trat (1809), wo eine nie in solchem Maaße wiedergekehrte Begeisterung Heer und Volk durchbrauste, wo ganz Oesterreich nur ein einziges großes Heerlager und inmitten dieses heiligen Taumels nicht die leiseste Störung der bürgerlichen Ordnung zu erblicken war: der Bluttag von Ebersberg (3. Mai), wo Massena und Etaparede an der Traunbrücke über 7000 Mann opferten und S. mit dem 5. Landwehrtaillon (treulich unterstützt von Küffel, Baumgarten und Salins) Wunder der Tapferkeit that, den eignen Adjutanten Schwind und Leo v. Seckendorf in Kugelregen und Flammen an der Seite verlor und ohne auswärtige unglückliche Halbheit noch einen glänzenden Sieg erstritten haben würde. Und wiederum war es S., der in jenem Kampfe voll Unglücks und Ruhms den österr. Waffen „das letzte Wort" erhielt. Alles hatte der Feind aufgeboten, um den bei Wagram besiegten, in altrömischer Ordnung sich zurückziehenden Oesterreichern an der Taja auf Znaim zuvorzukommen. Schon sprengten einzelne Geschwader in die Stadt, als S. mit seiner Landwehr vom obern Ring auf sie wie rasend herunterstürzte, sie mit großem Verluste hinauswarf, dem ehrwürdigen Znaim das barbari-

*) Dessen Biogr. siehe im 12. Jahrg. des N. Nekr. S. 95.
**) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 235.

sche Loos von Lübeck, Ebersberg und Schwatz ersparte und den Sieg des 12. Julius möglich machte, an welchem Berthier mit Wimpfen und mit dem „ersten Soldaten von Aspern," mit Johannes Lichtenstein *), dem magister equitum par excellence, den Waffenstillstand schloß. — v. S. mit der wiener Landwehr bei Ebersberg und Znaim wird in ruhmbekrönter und dankgerührter Erinnerung stets den Ehrenplatz behaupten, mit und neben eben den Wienern an der schwarzen Lacke, mit den Heldenbrüdern Oberstlieutenant Hummel von der grätzer Landwehr im Schüttkasten bei Raab, mit dem Hauptmann Krommer von der kauerzimer Landwehr an der Felsenspitze von Kirchschlag, mit dem Grafen Georg Thurn-Bleyburg und der kärnthner Landwehr bei Wörgel. — Unverzagter, glühender Mitwisser und Beförderer der geheimen Bestrebungen von 1810 bis 1813 in höherem Grade zu seyn, als Graf Rudolph und sein in England hochgeachteter und vielberathener Vetter, Graf Johann Salis, ist kaum möglich.

* 128. Richard B. Schmitz,

Bakkalaureus und Professor der schönen Wissenschaften, auch Schulinspektor zu Cöln;

geb. d. 21. März 1755, gest. d. 31. März 1840.

Der Verblichene, dem eine so lange Bahn durch fast zwei Halbjahrhunderte beschieden war, begann seinen Lebensweg in Cöln, seiner Vaterstadt, und ward daselbst bei den Jesuiten gebildet, an deren Gymnasium er später so segensreich wirkte. Jedoch der rasche Geist, der noch den mehr als 80jährigen Jubelgreis auszeichnete, trieb den strebenden Jüngling in das bewegte Leben und durch die Zeitverhältnisse veranlaßt, trat er 1772 in französische Kriegsdienste, durchzog Frankreich und Italien und erhielt nach 6 Dienstjahren bei der Artillerie den ehrenvollsten Abschied. — Als gereifter junger Mann wandte er sich 1778 wieder nach seinem lieben deutschen Vaterlande; den reichen Schatz seiner Kenntnisse mehrte er auf weitern Reisen durch Deutschland, Mähren, Böhmen und Gallizien. So erwarb er jene klare Anschauung der Menschen, die seinem Wesen ein eignes Gepräge gab. 1787 vermählte er sich mit Therese v. Palmer, die nach einer 53jährigen glücklichen Ehe mit 4 Kindern ihn überlebt hat. Im J. 1788 ging er als Lehrer nach Münster. Was diese Stadt damals in geistiger Hinsicht war,

*) Dessen Biogr. s. im 14. Jahrg. des N. Nekr. S. 315.

weiß, wer die Namen Fürstenberg und die übrigen Freunde der Fürstin Gallizin zu würdigen versteht, und in diesem Kreise ward auch unser Verblichene aufgenommen. Sein Wirken lohnte der schönste Erfolg. Das ganze dasige Domkapitel, unter ihnen die spätern Erzbischöfe von Cöln, Ferdinand August und Klemens August, waren seine Schüler im Französischen und Italienischen, so wie er sich auch eines königlichen Schülers, des jetzigen Königs von Hanover, rühmen konnte. Diese seine Wirksamkeit wurde 1799 durch eine Reise nach Frankreich unterbrochen, auf welcher er ein Patent von dem damaligen ersten Konsul erhielt, in ganz Frankreich zu lehren, so wie er 1801 auf einer Reise nach Rom, wo ihn mehrere hohe Personen mit Aufträgen beehrten, seine geistige Gewandtheit bewährte. — In seine schlichte Stellung zurückgekehrt, setzte er geräuschlos seine gewohnten Geschäfte und Studien mit um so größerer Liebe fort, als die öffentlichen Zustände damaliger Zeit keine erfreuliche Außenseite darboten. 1803 ward der Verblichene von Preußen als Lehrer in Münster, zuerst am Kadettenhause, dann am Gymnasium angestellt, allein schon im J. 1808 wandte er sich in seine Vaterstadt zurück. Nach der Befreiung des Vaterlandes setzte er sein Wirken an beiden Gymnasien segensreich fort. In seinem hohen Alter (1831) wurde ihm noch die Ehre zu Theil, die Prinzen und Prinzessin des Prinzen Wilhelm, Bruder des verstorbenen Königs *), bei deren Anwesenheit in Cöln, in den neuern Sprachen und schönen Wissenschaften zu unterrichten. Im J. 1835 wurde er mit voller Anerkennung seiner Leistungen in Ruhestand versetzt. Seitdem erfreute sich der Jubelgreis, ungeschwächt an Geist, für die Enkel seiner ersten Zöglinge fast bis zum letzten Tage noch fortwirkend, der Ruhe, bis der Herr ihn zu sich rief.

* 129. Georg Stöhr,

Stiftsherr, Scholastiker und Jubilar des Kollegiatstiftes St. Jakob zu Bamberg;

geb. d. 1. Mai 1757, gest. im März 1840.

St. war zu Kronach **) geboren und den 20. Juni 1780 Priester geworden. Er hat eine sehr große Samm-

---

*) Dessen Biogr. s. in diesem Jahrg. des N. Nekr. unterm 7. Juni.

**) Sein Vater war ein geachteter Arzt zu Banz und Kronach; sein Bruder Cölestin Stöhr zu Banz verewigte sein Andenken durch die Herausgabe eines Werkes über Physiognomie aus den Papieren des Vaters.

lung von verschiedenen technologischen und künstlichen Seltenheiten hinterlassen, deren Verzeichniß nach seinem letzten Willen gedruckt und in die entferntesten Orte gesendet werden sollte, damit sein gezahlter Werth den Erben wieder zukomme. Er starb im Rufe der Gutmüthigkeit.

* 130. Joh. Heinr. von der Wettern,

Kandidat der Theologie zu Boitzenburg an der Elbe;

geb. im Jahre 18.., gest. im März 1840.

Seine Abkunft aus einer sächsischen Familie herleitend, aus welcher Herrmann v. d. W. schon 1364 als Dechant an der Stephanskirche zu Mainz vorkommt, wurde der Verewigte zu Boitzenburg, woselbst sein noch lebender Vater, Kuno v. d. Wettern, Schönfärber und mit Georgine, geb. Sahlmann, verheirathet ist, geboren. Ausgezeichneter Fähigkeiten wegen wurde er nebst einem jüngeren Bruder *) zum Studiren bestimmt und besuchte zu dem Ende, nachdem er durch Privatunterricht an seinem Geburtsorte sorgfältig vorbereitet worden, mehrere Jahre das Gymnasium Friedericianum zu Schwerin, wo Görenz, Schumacher, Löber u. s. w. seine weitere wissenschaftliche Bildung leiteten. Auf der Universität Rostock widmete er sich der Theologie und Pädagogik. Hierauf konditionirte er eine Zeit lang als Hauslehrer bei dem verstorbenen Gutspachter Dühring zu Broock und seit dem Jahre 1829 in gleicher Eigenschaft bei dem Kammeringenieur Voß zu Schwanheide, von wo aus er sich auch pro licentia concionandi tentiren ließ. — Der Verewigte besaß sehr schätzbare theologische und philologische Kenntnisse und hatte auch zum Predigen eine außerordentliche Anlage. Aber er war leichten Temperaments und durchdrungen von dem Bewußtsein, daß seine Talente und sein Verstand ihm überall forthelfen müßten. Diese Ueberzeugung schlug indessen fehl und, zuletzt aller Lebenslust beraubt und in eine Art von Betäubung versunken, mußte der Tod für ihn nur eine Wohlthat seyn. Er starb in einem Alter von einigen 30 Jahren, nachdem er die letzte Zeit über im elterlichen Hause verweilt hatte. — Als Schriftsteller lieferte er die folgenden Arbeiten: Ueber die Taufe überhaupt und insbesondere über die Kindertaufe. Eine Abhandlung. Parchim 1831. — Geistliche Oden und Lieder. Boitzenburg 1840. — Beiträge zum schwerin'schen freimüthigen Abendblatte;

*) Johann Wilhelm von der Wettern, gestorben als Kandidat der Rechte zu Boitzenburg den 19. März 1839, 30 Jahre alt.

zu Dr. Ackermann's Kirchen- und Schulblatt für Mecklenburg; zu G. Lotz Originalien und Fischers baltischen Blüthen, so wie zu den ludwigsluster Anzeigen 2c. 2c.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 131. Mg. Karl Christian Ernst Charitius,

Konrektor emeritus von Schulpforta, zu Jena;

geboren d. 31. Januar 1770, gestorben d. 1. April 1840.

Charitius wurde zu Wittenberg geboren, wo sein Vater Arzt war. Er verlor sehr früh seine Mutter und genoß nach deren Tode mit seinen 4 Geschwistern bloß der Erziehung seines Vaters, da der Letztere nicht wieder heirathete. Den Grund zu seinen gelehrten Kenntnissen legte er auf dem Lyceum seiner Vaterstadt und in dem Seminar, welches Professor Hiller dirigirte. Im J. 1783 ward er in die Fürstenschule Grimma als Alumnus aufgenommen. Nach einem fünfjährigen Aufenthalte daselbst bezog er die Universität seiner Geburtsstadt (1788), wo er sich mit Eifer den Studien widmete. Seine Erholungsstunden verlebte er größtentheils im Kreise einiger guten Freunde, oder im väterlichen Hause, wo einige derselben wohnten, wie z. B. die Brüder v. Zobel, wovon der eine später eine Schwester von Charitius heirathete und jetzt noch als Superintendent in Borna lebt. Unter dem Dekanate des Professors Hiller erhielt er die Würde eines Doktors der Weltweisheit und Magisters der freien Künste (am 30. April 1790). Am 26. Sept. 1792 habilitirte er sich auf der Universität als Magister antiqua legens mit einer Disputation: De Theophane Ceramico, dessen ersten Theil er unter dem Professor der griechischen Sprache, Christian Friedrich Matthäi, vertheidigte. Den zweiten Theil: Appendix Partis I. de studio Allegoriarum praecipuo rectae interpretationis impedimento vertheidigte er als Präses, Nachmittags unter Beihülfe seines Respondenten, M. Johann Christian Gottfried Prädicow aus Wittenberg. Im J. 1793 vertheidigte er eine zweite Dissertation als Präses, mit seinem jüngern Bruder, dem Studiosus Medicinae, Ernst Christian Ludwig Ch., de lectione poetarum praecipuo popularis orationis adjumento, durch welche er sich die Rechte eines ordentlichen Beisitzers (Adjunkts) der philosophischen Fakultät erwarb. Am 6. Juli 1794 ging er nach Sorau, wohin er vom dasigen Stadtrathe als Rektor des Lycei berufen worden war. Sein Aufenthalt daselbst

war aber nur von kurzer Dauer, denn bald darauf ward er vom churfürstlichen sächs. Kirchenrathe in Dresden als Tertius an der Landesschule zu Pforta ernannt und ging im Juni 1795 dahin ab; später ward er Konrektor an dieser Anstalt. Im J. 1796 verband er sich mit Karolina Konkordia Wimmer, des Pfarrers Wimmer in Knobelsdorf bei Döbeln einziger Tochter erster Ehe. Sein häusliches Glück war aber von kurzer Dauer. Kränklichkeit seiner Frau und Verlust der mit derselben erzeugten Kinder machten ihm manche kummervolle Stunde, ja nach Verlauf von einigen Jahren raubte ihm der Tod die Erstere selbst. — Im Jahre 1804 heirathete er seine zweite Gattin, Sophie Henriette Mosch, zweite Tochter des Stadtschreibers Mosch zu Hainichen bei Freiberg, lebte aber in dieser Ehe nicht glücklich. Im J. 1805 wurde er wegen Geisteskrankheit emeritirt und erhielt Pension. Zu seiner Wiederherstellung kam er nach Jena und lebte auch nach seiner Heilung einige Jahre hier und zwar getrennt von seiner Frau. Dann zog er, als der jetzige Adjunkt Labes zu Oberroßla, Pfarrer in Ramsla wurde, zu demselben und lebte dort mehrere Jahre, worauf er dann seinen Aufenthalt (1816?) wieder in Jena nahm. Er war hier größtentheils für sich, denn abgeneigt den größern geräuschvollen Gesellschaften, hatte er nur Umgang mit wenigen, ihn mehr ansprechenden Freunden. Seine Lieblingsbeschäftigung war, wie von jeher, bis zu seinem Ende das Studium der Theologie. Er nahm vorzüglich großen, wenn auch nicht thätigen, Antheil an den Streitigkeiten zwischen Rationalismus und Supernaturalismus, blieb aber seiner Ueberzeugung getreu und bis zu seinem Tode ein strenggläubiger Lutheraner. — Durch manches ihn in seinem Leben betroffene herbe Schicksal hatte seine Gesundheit gelitten und nur seiner Mäßigkeit und strengen Diät ist es wohl zuzuschreiben, daß er ein Alter von 70 Jahren erreichte. So streng er in seiner Diät war, so pünktlich war er auch in Eintheilung seiner Zeit. In den letzten 6 Jahren seines Lebens erlitt diese regelmäßige Eintheilung seiner Zeit freilich eine Veränderung, denn er litt häufiger als früher an Brustschmerzen und die Füße schwollen ihm bedeutend an, so daß er in dieser Zeit sein Haus gar nicht verlassen konnte. Ein katarrhalisches Fieber endete am obengenannten Tage sein Leben.

* 132. Jakob Rudolph Feer,

Doktor beider Rechte, Altkantonsrath, Fürsprecher zu Aarau;

geb. d. 11. Dec. 1788, gest. d. 2. April 1840.

Aus einer angesehenen, wohlhabenden Familie des Städtchens Brugg im Aargau stammend, des nämlichen Städtchens, welches aus den Geschlechtern Zimmermann, Rengger, Stapfer und Fröhlich der Schweiz schon manchen tüchtigen Gelehrten und Staatsmann geschenkt hat, wurde er daselbst geboren. Zuerst in seinem Heimathorte gebildet, machte es dem talentvollen Jünglinge die Wohlhabenheit seines Vaters, der während der Helvetik als Staatsmann nicht unbekannt war, leicht möglich, auf auswärtigen Universitäten den Studien obzuliegen und sich besonders auf die Rechtswissenschaft zu verlegen. Er that dies auch mit großem Eifer und erwarb sich eine allgemein-wissenschaftliche und vorzüglich eine juristische Bildung, wie sie vielleicht nicht bald ein schweizerischer Staatsmann der jetzigen Zeit besitzt. Nach Vollendung seiner Studien und Erlangung der Doktorwürde trat er 1810 als Fürsprecher in die juristische Praxis und erwarb sich bald, nicht nur im heimathlichen Kantone, sondern auch in der ganzen Schweiz, einen bedeutenden Namen. Sein Knaben- und Jünglingsalter war in die unruhigen Zeiten der Helvetik gefallen und diese hatten auf seinen lebhaften Geist eine Wirkung hervorgebracht, die ihm sein ganzes Leben hindurch anhing. Von Natur furchtlos und ohne alle Nebenansichten nur nach dem Rechte strebend, empörten schon den Knaben die Anmaasungen und widerrechtlichen Gewaltsmaasregeln der Franzosen und ihrer Kreaturen und diese Eindrücke seiner Jugend erregten in ihm einen stehenden Groll gegen alle widerrechtlichen und unklugen Schritte jeder Regierungsgewalt. So blieb er sein ganzes Leben hindurch ein scharfer Kritiker der Zustände seines Vaterlandes, der sich oft als kräftiger Gegner der verschiedenen Regierungen seines Kantons geltend machte und den man deswegen bald jener, bald dieser ganz entgegengesetzten politischen Partei zugethan glaubte und er galt vor und nach der Verfassungsänderung 1830 im Kantonsrathe, dem er von 1822 bis 1839 angehörte, als eines der gewandtesten, beredtesten Oppositionsmitglieder. Er suchte keine Staatswürde und auch die Kantonsrathsstelle nahm er erst nach vielem Zureden seiner Freunde an, dessen ungeachtet hat er mehr für seinen heimathlichen Kanton gethan, als Mancher, der die höchsten Würden bekleidete. Der Kanton Aargau fühlte nämlich schon

längere Zeit das Bedürfniß eines seinen Verhältnissen und Staatseinrichtungen angemessenen Civilgesetzbuches. Schon 1811 waren von der Regierung Schritte für die Aufstellung eines solchen gethan worden; die politischen Ereignisse der folgenden Jahre und verschiedene Umstände verhinderten aber die weitere Ausführung; endlich 1823 wurde diese von dem Kantonsrathe beschlossen und die Redaktion unserm F. übergeben. Nach den Vorschriften einer zur Vorberathung niedergesetzten Kommission legte er den neuen österr. Civilkoder zu Grund und verband damit, wo es die Assimilation der aargauischen Institutionen forderte, das waadtländische Gesetzbuch. Der erste Theil, das Personenrecht, erhielt, als Entwurf gedruckt, 1826 die Sanktion des Kantonsrathes und trat mit dem Beginne des Jahres 1828 in Kraft; von dem zweiten Theile, dem Sachenrechte, erschienen noch im December des nämlichen Jahres die fünf ersten und im März 1830 die zwei letzten Hauptstücke als Entwurf. Der Regierungsrath hatte sich bereits vielfach mit der Berathung desselben beschäftigt, als die Ereignisse von 1830 die Aufmerksamkeit auf Anderes lenkten und der gewandte und gründliche F. im Unmuthe über dieselben der Fortsetzung enthoben zu werden verlangte. Laut und kühn eiferte er damals gegen die Besetzung von Aarau durch den Landsturm Fischer's von Merischwanden und rügte die Anmaasungen des Verfassungsrathes, sich selbst immer voranzustellen, in einer später im Drucke erschienenen Protestation, in welcher er dessen Arbeiten sehr sinnig beleuchtete und mehrere gewichtige Fragen stellte. Es war sein Eifer für das Wohl des Kantons, die gesetzmäßige Ordnung und Recht und Gerechtigkeit, der ihn so auftreten ließ, wie er sich 1828 gegen den Anschluß Aargau's an das Bisthum Basel aussprechen zu müssen glaubte und dagegen 1827 die Sache der im Murihandel von der Regierung schwer angeklagten Geistlichen kühn vertheidigte, wie er 1833 bei der baseler Theilungsgeschichte für die Stadt Basel auftrat. Er war ein Rechtsanwalt im wahren Sinne des Wortes und scheute dabei weder Person noch Sache, ein seltner, kräftiger Charakter voll Energie und Muth, voll Vaterlandsliebe und Uneigennützigkeit. Sein ganzes Leben war ein Kampf gegen das Unrecht, er hat ihn ehrenvoll mit Einsicht und Selbstaufopferung durchgekämpft und ging ohne Makel daraus hervor. Die nämliche Geradheit und Rechtlichkeit, die nämliche Gründlichkeit und Gewandtheit bewährte er auch im Privatleben und in der Gesellschaft, wo seine würdige äußere Erscheinung, seine Lebhaftigkeit und sein sicheres, edles Selbstgefühl sogleich für ihn einnahm.

Ein Mann von selbst von seinen Feinden unangetastetem sittlichen Werthe und voll Ehrfurcht für das positive Christenthum, war er auch ein guter Hausvater und gewissenhafter Erzieher seiner Kinder. Die letzte Zeit seines Lebens trübte ihm eine lange andauernde schwere Krankheit, die ihn am Nachmittage des obengenannten Tages den Seinigen entriß. — Von seinen Druckschriften sind außer den schon angegebenen noch zu nennen: Ueber das Bisthum Basel, in Beziehung auf den Kanton Aargau. Aarau 1828. — Revisionsgesuch für die Herren Dekan Groth, Pfarrer Keust, Beutler, Häselin, Dr. Bauer, Fischer ꝛc. an das hohe Obergericht des Kantons Aargau. Ebd. 1839.

* 133. Johann Christian Friedrich Bauer,

Pfarrer zu Zadel bei Meißen;

geb. d. 5. Nov. 1766, gest. d. 3. April 1840.

Er wurde zu Oelsnitz im Voigtlande geboren, wo sein Vater Apotheker war. Von Jugend auf fühlte er sich zur Religion und Kirche hingezogen, so daß er nicht nur jeden Gottesdienst als Knabe besuchte, sondern auch zu Hause Andachtsstunden hielt. Im 14. Jahre besuchte er, nachdem sein Vater endlich die Einwilligung zum Studiren gegeben hatte, die Schule zu Plauen, deren Rektor Irmisch, bekannt durch seine Edition des Herodian, allen Fleiß auf die Bildung seiner Zöglinge verwendete und sich vorzüglich durch seine väterlichen Gesinnungen gegen Letztere auszeichnete. Mit den besten Zeugnissen ausgestattet, nicht minder auch mit guten Kenntnissen versehen, bezog B. zu Ostern 1788 die Universität Leipzig, wo er Platner, Rosenmüller, Beck, Burscher, Dathe, Morus, Keil, Crusius, Heydenreich, Bauer, Weiße, Wolf, Nagler und Flathe hörte und theilweise auch als Privatlehrer benutzte. Zu seinen Freunden gehörte M. Engel *). Im Jahre 1791 verließ er Leipzig, um in das Haus des Kammerjunkers v. Feilitzsch auf Heinersgrün als Hauslehrer zu gehen, wo er unter Andern den Kreisoberforstmeister Lazarus v. Feilitzsch zu Olbernhau unterrichtete. Zu seiner größten Freude wurde B. im J. 1793 zu Michaelis wieder nach Leipzig als Hauslehrer in das Haus des Kommerzienrathes Christian Claus gerufen, wo er 5 Jahre lang blieb und besonders die Erziehung des als sächsischen Landtagsdeputirten bekannt gewordenen Stadtraths Peter Otto Claus, Inhaber der bedeutenden Pflugbail'schen

*) Dessen Biogr. s. im 14. Jahrg. des N. Nekr. S. 146.

Fabrik zu Chemnitz, leitete. Den 14. Okt. 1798 rief ihn der k. k. Oberst v. Weissenbach als Lehrer und Erzieher seines Sohnes, des jetzigen Freiherrn und Kammerherrn Friedrich v. Weissenbach, und seiner Tochter, der jetzigen Frau Oberstallmeisterin v. Fabrice, nach Frauenhain bei Großenhain, wo er während seines 5jährigen Aufenthaltes Unterricht in der lateinischen, französischen und englischen Sprache, in der Musik und den Realien gab. Er sollte seinen Zögling auf die Universität vorbereiten, welche Aufgabe aber, da er noch vorher ein Pfarramt erhielt, durch M. Scheu, spätern Professor zu Wittenberg, vollends gelöst wurde. Durch die Vorsprache seines Principals schlug ihn der Oberforstmeister Hans Damm von der Pforte seiner Gemeinde zu Walda nebst noch einem Kandidaten zum Pfarrer vor und die Kirchfahrt wählte nach gehaltner Gastpredigt B. Im Jahre 1803 wurde er von Reinhard und Tittmann*) den 4. Mai examinirt und dann vom Superintendent Dr. Schubert als Pfarrer zu Walda, in dem Alter von 35 Jahren, eingewiesen. In Walda unterrichtete er im ersten Jahre noch die Kinder seines Kirchenpatrons, nahm aber auch jederzeit thätigen Antheil am Unterrichte der Jugend in der öffentlichen Schule. Leider verlor er 1810 seine vortreffliche Gattin, eine geb. Hübschmann aus Oelsnitz, und noch war der Kummer nicht aus seinem Herzen gewichen, den ihm die Kriegsnoth verursacht, so raubte ihm 1815 der Tod seinen Sohn, den ihm seine zweite Gattin, eine geb. Müller aus Schmiedefeld, geboren hatte. Durch den Krieg und durch Krankheiten waren seine Vermögensumstände sehr zerrüttet; er hielt daher beim sächsischen Oberkonsistorium zu Dresden um eine einträglichere Stelle an und eine andere, aber keine einträglichere, bot man ihm an, nämlich Zadel bei Meißen, welche er, in der Hoffnung weiter versetzt zu werden, annahm. Nach dem vor Dr. v. Ammon und Seltenreich**) sehr wohl bestandenen Examen erklärte ihm der damalige Präsident des Oberkonsistoriums, daß es ihm frei stehe, bald um die besten Stellen anzuhalten, weil er eine bessere, als Zadel sey, verdiene. Leider starb dieser Mann, ehe er den Pastor B. befördern konnte. Pastor B. trat sein Amt in Zadel den 21. Mai 1821 an und wirkte hier mit wahrem Feuereifer für Gottesfurcht, Tugend und Christenthum. Die Natur hatte ihn mit einer würdigen Körpergestalt, mit metallreicher Stimme, gesunder, kräftiger Lunge und körper-

*) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 1083.
**) — — — 14. — — — S. 700.

licher Beredtsamkeit begabt, weshalb seine Vorträge tiefen Eindruck machten und von seinen Kirchkindern, wie von fremden Parochianen, gern gehört wurden. So sauer ihm auch das Memoriren seiner Predigten ankam, worüber auch Reinhard, Tschirner und Goldammer in Heya sehr klagten, so ließ er sich doch nicht abhalten, seine Predigten wörtlich aufzuschreiben und, wenn es möglich war, wörtlich zu memoriren. Sein Eifer erstreckte sich auch auf die Schulen, wo er wöchentlich Unterricht gab; auch zeichnete er sich durch seine besondere Weise, die Katechismus- und Fastenexamina, welche in andern Parochien ziemlich eingeschlafen waren, interessant und zahlreich besucht zu machen, unverkennbar, wie auch nicht minder durch seinen tugendhaften Lebenswandel aus. Niemand kann ihn, in der Zeit seiner Amtsführung, einer Trägheit oder Nachlässigkeit anklagen. Sein Amtseifer trieb ihn eher zu weit. Seine einzige Leidenschaft war, die Menschen für den Himmel zu gewinnen. Dieser Leidenschaft gab er sich ganz hin und kein Wunder war es, daß seine unermüdeten Anstrengungen ihn, trotz dem, daß er immer sehr gesund war und, wie seine Aerzte sagten, „von Eisen zu seyn schien," noch eher dem Tode zuführten, als man erwartet hatte. Doch, wer den Kummer kennt, der ihn durch so manches traurige Geschick, wohin, außer dem oben Erwähnten, siebenjährige Krankheit seiner Gattin, Melancholie einer seiner Töchter, Zurücksetzung von seiner Behörde, Nahrungssorgen 2c. gehörten, dürfte sich vielmehr wundern, wie er noch so lange dem Sturme Trotz geboten, ohne zu unterliegen. Er starb am obengenannten Tage am Schlagflusse, in Folge der Herzbeutelwassersucht. Ihn betrauern 6 Kinder, die Witwe und die ganze Kirchfahrt, welche ihren Pfarrer allgemein achtete und, man kann sagen, als ihren Vater ansah.

* 134. Jakob Augustin Giesenhagen,

Prediger an den Gemeinden zu Hohen-Mistorff und Panstorff im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin;

geb. d. 24. Nov. 1760, gest. d. 3. April 1840.

Der Verstorbene war zu Lübeck geboren, woselbst sein Vater, Augustin Matthias Giesenhagen, viele Jahre lang das Pastorat an der Domkirche bekleidete, und wurde auf der Universität zu Kiel für die Theologie gebildet. Nach Vollendung seiner Studien ging er darauf nach Mecklenburg, wo er freundliche Aufnahme und als Hauslehrer ein anständiges Unterkommen fand. Im Oktober 1792 wurde er

Hülfsprediger zu Hohen-Mistorff, in der Präpositur Neukalden, und den 2. Februar 1800, nach dem Ableben des dortigen Predigers, von der Gemeinde zu ihrem Seelsorger erwählt; ingleichen übernahm er auch den 23. Sonntag post Trinitatis 1801 das Pfarramt zu Paustorff. — Die Liebe seiner Gemeinde, die allgemeine Anerkennung seines reichhaltigen, redlich treuen Wirkens wird in einem liebevollen Andenken derer, die ihn kannten, fortwähren. — Er hinterließ eine Witwe und Kinder.

Schwerin. Fr. Brüssow.

135. Dr. Johann Christoph Greiling,

Superintendent u. Oberprediger, Ritter des rothen Adlerordens 3. Klasse mit der Schleife, zu Aschersleben;

geb. den 21. Dec. 1765, gest. den 3. April 1840 *).

Er wurde geboren in Sonneberg, einem thüringischen Städtchen. Sein Vater war Bürger und Orgelbauer daselbst, seine Mutter, die Tochter des Predigers Johann Andreas Faccius zu Weißenbrunn vorm Walde. Schon 1766 verlor das Kind den Vater und seine Mutter kehrte mit ihm in das elterliche Haus nach Weißenbrunn zurück. Gr. verlebte hier als Knabe keine guten Tage; nur die zärtlichste Liebe der Mutter gab ihm Ersatz für mancherlei Druck seiner Verwandten. Die Mutter pflegte besonders in ihm den religiösen Sinn und trotz der unüberwindlichen Hindernisse, die ökonomische Beschränkung der Erfüllung seines Wunsches entgegenstellten, befestigte er sich in dem Bewußtsein, zu einem Diener Gottes berufen zu seyn. Sein Fleiß war musterhaft; im 15. Jahre war er bereits Kandidat des Schulamtes und wurde bald darauf Sekretär des Geheimerathes Gruner in Koburg. Hier ward sein Verlangen, zu gelehrten Studien sich vorzubereiten, befriedigt, indem er das dortige Casimirianum besuchte. Um sich im Griechischen mehr auszubilden, las er ein Privatissimum über das Enchiridion Epictets. Diese kleine Vorlesung war, wie Gr. später manchmal versicherte, zahlreich besucht, verschaffte ihm einen Namen unter seinen Kommilitonen, brachte ihm Geld, was er sehr nöthig hatte, und förderte ihn im Griechischen so weit, daß ihm die Professoren Briegleb und Lochmann den Privatunterricht ihrer Söhne anvertrauten. Die Lust an philologischen Studien hatte seinen Jugendwunsch, Theologie zu studiren, fast ganz verdrängt; schon war er als

*) Intelligenzblatt der Allg. Lit.-Ztg. 1840. Nr. 29.

Mitglied des philologischen Seminars bei Heyne in Göttingen angemeldet, als äußere Umstände ihn nöthigten, in Jena Theologie zu studiren. Nachdem 1788 Eichhorn *) von Jena nach Göttingen gegangen war, verließ auch G. die Universität und ward Hofmeister bei dem Oberlandjägermeister v. Böhlau zu Döben in Kursachsen. Dort studirte er gemeinschaftlich mit dem damaligen Lieutenant v. Thielemann, der sein inniger Freund war, die Kantische Philosophie und schrieb 1793 sein erstes Buch: „Ueber den Endzweck der Erziehung und über die ersten Grundsätze einer Wissenschaft derselben." Ein Jahr darauf folgten die damals vielgelesenen „philosophischen Briefe über die Grundsätze der sittlich-religiösen Erziehung." Im Jahre 1795 ging Gr. als Hauslehrer zu dem Hofr. v. Grießheim in Klein-Zschocher bei Leipzig. Er war unermüdet thätig, seinen wissenschaftlichen Erwerb zum Eigenthume möglichst weiter Kreise der menschlichen Gesellschaft zu machen und eigene und fremde praktische Thätigkeit nach Ideen der Wissenschaft zu ordnen. So schrieb er seine „Ideen zu einer praktischen künftigen Aufklärung." Als v. Grießheim sein Gut Klein-Zschocher verkaufte und nach Magdeburg zog, weigerte sich Gr., der eine unerklärliche Scheu vor Preußen hatte, entschieden, ihm zu folgen; er privatisirte in Leipzig und gab hier anonym den Roman „Ariston" heraus. Grießheim, der erst in der Ferne fühlte, was er an Gr. gehabt hatte, kam von Neuem nach Leipzig und überredete ihn endlich, ihm nach Magdeburg zu folgen. Im Jahre 1797 ward Gr. Pastor zu Schochwitz im Mannsfeldischen; hier verheirathete er sich. Im folgenden Jahre wurde er Pastor in Neu-Gattersleben, im Magdeburgischen. Von diesem Jahre an erschienen seine „praktischen Kanzelvorträge aus Kant's Schriften gezogen," 6 Bände. 1798—1804, und 1799 „Materialien zu Kanzelvorträgen." Großen Beifall fanden seine „Hieropolis" 1802 und seine „Theorie der Popularität" 1805. Diese seine schriftstellerischen Arbeiten und sein Ruf als Prediger, der viele Zuhörer aus der Nachbarschaft in seine Kirche zog, verschaffte ihm 1805 die Oberpredigerstelle an der St. Stephani-Kirche in Aschersleben. Hier gab er kleine homiletische Arbeiten heraus: „Amtsvorträge bei feierlichen Gelegenheiten" und „Andachtsreden bei Uebernahme der Oberpfarre in Aschersleben." In Aschersleben lebte Gr. glücklich in seinem häuslichen Kreise, nah und fern gleich geachtet als Mensch, als Prediger und als Seelsorger. Seine Mutter war zu ihm

*) Dessen Biogr. siehe im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 637.

gezogen, sobald er seine erste Predigerstelle bekam; er übte an ihr Liebe und Kindespflicht bis zu ihrem Tode (1810). Schriftstellerisch und praktisch war Gr. unermüdlich thätig, trotz mannichfachen Unglückes in seiner Familie; nach schwerer Krankheit starb seine Frau, Maria Hilprecht, die ihm 6 Kinder hinterließ. Aus dieser Zeit rühren seine „Theophanien," sein „Leben Jesu" und „die biblischen Frauen" her. Seinen unerwachsenen Kindern eine Mutter zu geben, verheirathete er sich zum zweitenmale mit der Tochter des Diakonus Körte, deren treue, aus unbegränzter Hochachtung erwachsene Liebe wesentlich zu dem glücklichen Alter beitrug, das Gr. verlebte. Mit großem Enthusiasmus wurde seine begeisterte Siegespredigt nach der Schlacht bei Belle-Alliance aufgenommen. Hierauf gab er ein Buch über die Urverfassung der apostolischen Gemeinden und 1818 ein Sendschreiben an die Synoden der preußischen Monarchie über die kirchlichen Angelegenheiten des Tages heraus. Gegen den Oberprediger Gieseler *) in der Grafschaft Ravensberg schrieb er 1821 das Büchlein: „Die Beschuldigungen der Apostel unseres Herrn von Seiten Gieseler's." Zu gleicher Zeit erschien sein 1. Band von den „neuesten Materialien zu Kanzelvorträgen" (1821—1827). 1828 erhielt er in Anerkennung seines verdienstlichen Werkes den rothen Adlerorden 3. Klasse und 1830 von der jenaischen Universität die theologische Doktorwürde honoris causa. Mehrere Gelegenheitsreden wurden auf den Wunsch seiner Verehrer noch herausgegeben, sonst widmete Gr. seine Zeit seinem Amte, seiner Familie und wissenschaftlichen Arbeiten, indem er namentlich an den gelehrten Journalen, insbesondere an der jenaischen allgem. Lit.-Ztg. lebhaften Antheil nahm. Zu bewundern war seine Geistesfrische, selbst in den letzten Jahren; die neuesten Erscheinungen der theologischen Wissenschaften wurden von ihm freudig begrüßt, mit Liebe durchgearbeitet und ohne Parteilichkeit gewürdigt. Seine Gesundheit war unverwüstlich, sein Gemüth heiter, voll Ruhe und Frieden, den er Jedem mittheilte, der ihm nahte. Ein Gewächs im Munde veranlaßte eine Operation zu Halle im Herbste 1838. Im August 1839 bildete sich ein Krebsgeschwür am linken Kinnbacken, welches sich im November öffnete und ihm am obengenannten Tage den Tod zuzog. Am 6. April wurde er mit allen ihn gebührenden Ehrenbezeugungen auf die feierlichste Weise bestattet; der Diakonus Georges hielt die Grabrede.

---

*) Dessen Biogr. s. im 17. Jahrg. des N. Nekr. S. 305.

* 136. Christiane Wilhelmine verw. Hinrichs geborene Reinicke,

Besitzerin der Hinrichs'schen Buchhandlung zu Leipzig;

geboren den 20. Sept. 1764, gestorben den 7. April 1840.

Sie war zu Leipzig geboren, wo ihr Vater kurfürstlich sächsischer Landacciseobereinnehmer war. Still, häuslich und christlich, nach damaliger bürgerlicher Sitte, erzogen, fand sie doch schon früh Geschmack an der Lektüre der bessern Klassiker der Deutschen und bildete ihren Geist in hohem Grade aus. Sie verheirathete sich im Jahre 1800 mit Joh. Conr. Hinrichs in Leipzig, einem durch Thätigkeit und Unternehmungsgeist noch heute rühmlichst bekannten Buchhändler, welcher 1813 starb und sie kinderlos im alleinigen Besitze seines blühenden Geschäftes hinterließ. Durch ihr ganzes noch übriges Leben bewahrte sie ihrem vorausgegangenen Gatten das treueste Andenken und griff sie auch später nicht selbstthätig in den Gang des Geschäftes ein, welches der nachmals auch durch ihre Mithülfe in Hamburg etablirte Buchhändler Herold mit der seltensten Gewissenhaftigkeit 3 Jahre lang leitete, so unterstützte sie doch mit ihrem Rathe, mit ihrem Scharfblicke und richtigem Urtheile über Verlagsunternehmungen oder andere buchhändlerische Geschäfte die Führer desselben. Im Jahre 1819 nahm sie den einzigen Sohn ihrer Schwester, A. Rost, als Handlungsgesellschafter auf, der nun die ganze Buchhandlung, ihrem letzten Willen gemäß, nach ihrem Tode käuflich an sich gebracht hat. — Allem äußern Glanze Feind, lebte sie vielmehr der stillen Wohlthätigkeit und ihre ansehnlichen Vermächtnisse an milden Stiftungen (z. B. der leipziger Armenanstalt, dem Georgenhause, der dresdner Blindenanstalt) und befreundete Personen geben Zeugniß ihrer wahrhaft edeln Gesinnung und verdient ihr Gedächtniß auch hier ein einfaches Denkmal, das sie sich in dem dankbaren Herzen der ihr Näherstehenden bereits gesichert hat.

* 137. Friedrich Milhauser,

Referendar bei der k. sächs. Generalkommission für Ablösungen u. Gemeinheitstheilungen, zu Dresden;

geb. den 13. Dec. 1811, gest. den 7. April 1840.

Er war der jüngere Sohn, des noch lebenden königl. sächsischen Oberrechnungsrathes, Friedrich August Milhauser. Seine Kinder- und Schuljahre, in denen sich körperliche und

geistige Fähigkeiten ungewöhnlich früh entwickelten, verflossen, in den gewöhnlichen Stadien, ohne denkwürdige Ereignisse, an denen überhaupt ein so kurzes Leben, wie das seine, nicht reich seyn konnte. Den ersten öffentlichen Unterricht genoß er, von 1819 an, in der zu Dresden damals neubegründeten Friedrich-August-Schule, trat von da, 1823, in das Kreuzgymnasium dieser seiner Vaterstadt und bezog dann, mit den rühmlichsten Maturitäts- und Sittenzeugnissen entlassen, gleichzeitig mit seinem ältern Bruder, 1829 die Universität Leipzig. Hier widmete er sich, der freien Wahl seiner künftigen Lebensbestimmung folgend, den Rechtswissenschaften. Mit Liebe und fruchtbringendem, ausdauernden Eifer betrieb er daselbst, unter den vorzüglichsten Lehrern, sowohl die eigentlichen Studien seines Faches, als auch Philosophie, Geschichte, Staatswissenschaften ꝛc. Dabei benutzte er zugleich die vom Prof. Hasse ihm wohlwollend gewährte Aufnahme in dessen historische Gesellschaft, zu Uebungen in freiem Vortrage, mit überraschendem Erfolge. In die Periode seines akademischen Lebens fällt sein erster schriftstellerischer Versuch, eine ungemein fleißig ausgearbeitete „Dissertatiuncula de juris romani usu signandi," die jedoch nicht für die Publicität, sondern bloß als Manuskript für einen vieljährigen Freund seines Vaters, den allbekannten Hofrath Böttiger *) in Dresden, bestimmt war, dessen Empfehlungen der junge M. den nähern lehrreichen Umgang mit mehreren leipziger Professoren und andern Gelehrten verdankte. Er überreichte sie ihm 1831 zu dessen 70. Geburtstage, als Beweis dankbarer Anerkennung des von demselben ihm geschenkten freundlichen Wohlwollens. Nach Beendigung des akademischen Trienniums, von dessen nützlicher Anwendung er bei seinem rühmlichst — man kann sagen, glänzend — bestandenen Examen sprechende Beweise ablegte, kehrte er dann, Michaelis 1833, in seine Vaterstadt und unter die ihn liebenden Seinen wieder zurück. Um für den beabsichtigten Sachwalterberuf sich praktisch auf dem gesetzlich hierzu vorgeschriebenen Wege weiter auszubilden, arbeitete er nun bei einem der vorzüglichsten Rechtskonsulenten Dresdens. Der von Leipzig herüber verbreitete Ruf der besondern Fähigkeiten des jungen M. war Veranlassung, daß ihm noch in demselben Jahre, 1833, durch Empfehlung geneigter Gönner der Acceß bei obenerwähnter Generalkommission angetragen ward, den er dankbar annahm, jedoch ohne die sich zum Ziele gesetzte juristische Praxis aufgeben zu

*) Dessen Biogr. s. im 13. Jahrg. des N. Nekr. S. 1011.

wollen. Bei den von ebengenannter Kommission ihm übertragenen Geschäften erwarben sein unermüdlicher Fleiß, sein Scharfsinn und eine seltene, einsichtsvolle Gewandheit und Schnelligkeit im Arbeiten ihm den ungetheilten Beifall seiner Vorgesetzten, so daß er, sofort nach Approbation der üblichen Probeschriften zu Erlangung der Advokatur, die er neben allen jenen Beschäftigungen gefertigt hatte, im Mai 1835 zum Assessor und im September 1837 zum wirklichen selbstständigen Referendar bei besagter Behörde ernannt wurde. Die günstigen Aussichten, welche sich ihm dabei im Staatsdienste eröffneten, bewogen ihn, denselben nun zu seinem bleibenden Berufe zu erwählen. Demohngeachtet ließ er sich durch diesen Uebergang in eine mehr administrative Geschäftsthätigkeit nicht abhalten, das Studium der von ihm liebgewonnenen Rechtswissenschaften eifrig fortzusetzen. Hierbei veranlaßte denn auch das Erscheinen des von der k. sächs. Staatsregierung zur Berathung für die Stände ausgegangenen Entwurfes zu einem Kriminalgesetzbuche sein erstes öffentliches schriftstellerisches Auftreten mit zwei anonym erschienenen Schriftchen: „Einige Worte zur Begrüßung des Entwurfes zu einem neuen Kriminalgesetzbuche für das Königreich Sachsen. Mit Rücksicht auf die künftige ständische Berathung." (Leipzig 1836) und ein zweites: „Ueber den Begriff des Verbrechens aus dem Standpunkte des Strafgesetzgebers und über das Verhältniß des Begnadigungsrechtes zur Strafgewalt ꝛc." (Leipzig 1837). Bei dieser Gelegenheit knüpfte er eine literarische Verbindung mit dem ausgezeichneten, von ihm hochverehrten Kriminalisten, Professor Abegg in Breslau, an, die er durch fortgesetzten Briefwechsel unterhielt. Unter den juristischen Schriften, die er vorzugsweise in den Kreis seiner Lektüre zog, ward seine besondere Aufmerksamkeit auf Maurenbrecher's deutsches Staatsrecht gelenkt, dessen treffliche Durchführung ihn so begeisterte, daß er muthig den Entschluß faßte, das sächsische konstitutionelle Staatsrecht systematisch zu bearbeiten, ohne sich von den bedeutenden Schwierigkeiten dieses Unternehmens abschrecken zu lassen. Bei der ihm eignen Gabe, einen umfänglichen Stoff zu bemeistern, in umfassende Aufgaben schnell einzudringen und sie eben so schnell auszuführen, gelang es ihm sogar, daß schon um die Mitte des J. 1839 der 1ste Band dieses Werkes erscheinen konnte, unter dem Titel: „Das Staatsrecht des Königr. Sachsen, mit Einschluß des Privatfürstenrechtes und der völkerrechtlichen Verhältnisse, systematisch dargestellt von Friedr. Milhauser." (Leipzig 1839). Die Art der Ausführung dieses Werkes ist

ein allgemein anerkanntes Dokument zweckgemäß verarbeiteter Gelehrsamkeit, juristischen Scharfsinnes und gewandter doktrineller Darstellungsgabe. Aufgemuntert und gekräftigt durch die ehrenvolle Anerkennung, welche ihm von allen Seiten, sowohl in öffentlichen, als Privaturtheilen namhafter und hochgestellter Männer zu Theil wurde, arbeitete er rüstig weiter fort an dem begonnenen Werke, so daß er hoffen konnte, den 2. Band (den er, bis auf einen kleinen Theil bereits vollendet, im Manuskripte hinterlassen hat) noch im Laufe desselben Jahres, in welchem ein frühzeitiger Tod ihn ereilte, dem Drucke übergeben zu können. Das Erscheinen dieses 2. Bandes steht jedoch, nach Ergänzung der wenigen Lücken, noch in Aussicht. Eine Eigenthümlichkeit des Charakters M.'s war die anspruchslose Stille, in der er seine Beschäftigungen und wissenschaftlichen Forschungen trieb, einen eignen selbstständigen Weg hierin folgend, mit dem schon früh in ihm erwachten Bestreben, praktisch, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar, zu seyn, was sich noch entschiedener in dem Principe bethätigte, nach welchem er das Staatsrecht wissenschaftlich bearbeitete. Jenes in sein Inneres verwebte Bestreben entbehrte jedoch nicht der soliden Grundlage einer zweckmäßig gepflegten philosophischen ächten Humanitätsbildung. Früher hierin der Kant'schen Richtung zugethan, fand er später bei der philosophischen Begründung des Staatsrechtes eine seiner Individualität entsprechendere Befriedigung in den Hegel'schen *) Grundsätzen, ohne sich jedoch zu den Einseitigkeiten mancher Schüler Hegel's verleiten zu lassen. Ohngeachtet aller jener Berufs- und vielseitigen literarischen Arbeiten, zu welchen letzteren auch mehrere zum Theil umfänglichere Aufsätze in gelehrten Journalen und andern periodischen Schriften gehören, gestattete ihm eine weise Benutzung und Eintheilung der Zeit dennoch Muße, in der Lektüre deutscher, so wie der Originale englischer und französ. Klassiker Belehrung und geistige Erholung zu suchen; letztere gewährte ihm außerdem noch geselliger Umgang, den er, bei der regen Beweglichkeit seines Gemüthes und seiner jugendlich frischen, heitern Ansicht des Lebens, liebte, als auch seine durch eifrig fortgesetzte Uebung im Pianofortespiele ausgebildete musikalische Fertigkeit darin. Dabei besaß er auch, von früher Jugend an, ein vorzügliches Talent für bildliche Darstellung aufgefaßter Gegenstände, welches im Fache dieser Kunst, würde er es zu seinem Berufe gewählt haben, Ausgezeichnetes hätte hoffen lassen.

*) Hegel's Biogr. s. im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 961.

Im gesellschaftlichen Leben war er geistreich, wohlwollend, stets muntern, nie verletzenden Scherzes und allgemein beliebt. Bei gegebenen Gelegenheiten und in freundschaftlichen Cirkeln ergötzte er häufig durch metrische Ergießungen seiner heitern Laune. In den ernstern Lebensverhältnissen als Sohn, Bruder, Freund und Staatsbürger bekundete er die erhabenen Tugenden seines vortrefflichen Charakters und seines edeln, tief fühlenden Herzens. So verlief denn sein von jugendlichem Frohsinne begleitetes, aber frühe gebrochenes Leben in einer dem Staatsdienste und der Wissenschaft gewidmeten, zwar nur kurzen, aber um so thätigern Wirksamkeit, im Kreise liebender und geliebter Angehörigen, deren Stolz und Freude er war, mit Aussicht auf Ruhm und Ehre und in Hoffnung, die eigentlichen höhern Früchte eines so thätigen Lebens und Strebens dereinst zu genießen, als die Vorsicht ihn plötzlich von seiner hoffnungsvoll betretenen Laufbahn abrief. Am 1. April 1840 erkrankte er an den damals in Dresden herrschenden Varioliden und am Morgen des sechsten Tages darauf unterlag er den durch dieselben herbeigeführten heftigsten Fieberstürmen, die wohl durch einen organischen Herzfehler, auf dessen Vorhandensein schon frühere Zufälle hinzudeuten schienen, unbesiegbar geworden waren. So ungeahnet er auch schon in der ersten Jugendblüthe den Parzen verfiel, so berechtigte doch überhaupt seine schwächliche Körperbeschaffenheit nicht zu der Hoffnung einer langen Lebensdauer: denn schon von dem frühern Kindesalter an stand jene Schwächlichkeit in auffallendem Mißverhältnisse zu seiner ungemein lebendigen geistigen Regsamkeit, deren Uebergewicht den physischen Menschen stets gewaltsam mit sich fortriß, bis jene Krankheit, die sein junges Leben zerstörte, diesem Konflikte ein übereiltes Ziel setzte.

138. Fr. St. Graf Pfaff v. Pfaffenhofen,

Besitzer der Insel Oberwörth bei Koblenz;

geb. im Jahre 1756 (?), gest. den 8. April 1840 *).

Als der 84jährige Graf v. Pfaffenhofen auf der Insel Oberwörth bei Koblenz starb, wie Wenige vielleicht nahmen Theil daran oder erfuhren nur den Tod dieses grauen Hauptes, das einsam, von wenigen Freunden nur beklagt, in die Grube sank! Und doch war es ein Fürst des deutschen Reiches und bei weitem nicht einer der geringsten und ärmsten, der jetzt die Erde verließ, nachdem Alle längst die Zerstörung

*) Beilage zur leipziger allg. Zeitung. 1840. Nr. 160.

des Reiches und seines Fürstenthumes vergessen hatten; ein Reichsfürst, dessen Namen die gewissenhaftesten Zeitungsleser nicht kennen würden, hätte nicht ein aufgedrungener Proceß in seinen alten Tagen ihm eine erneute Oeffentlichkeit gegeben. — Der Reichsgraf Pfaff v. Pfaffenhofen war ein Franzose, seinem Geburtslande nach, doch vom Vater her ein Deutscher. Zum geistlichen Stande bestimmt, wurde er hoher Domherr (chanoine tréfoncier, die den Fürstbischof zu wählen hatten) zu Lüttich, dann postulirter Fürstabt zu Stablo und Malmedy und als solcher ein Fürst des heiligen römischen Reiches. Bald darauf brach die franzöf. Revolution aus; Erziehung und Stand machten Pfaffenhofen zum heftigen Gegner der neuen Grundsätze. Die Emigranten zählten ihn zu ihren thätigsten Freunden und als sie, überall zurückgewiesen, vergeblich ein Truppenkorps zu bilden suchten, verschaffte er ihnen Quartiere im Bisthume Lüttich, machte ihnen die Organisation möglich und bot seinen Kredit und seine Verwendung auf, damit sie Lieferungen von Munition und Kleidung erhielten. Darauf bewirkte er beim Papste die Anerkennung der Regentschaft des Grafen von Provence (Ludwig's XVIII.). Ein anderer Dienst, den er den Prinzen leistete, ward von der vergeltenden Nemesis in seinem späten Alter ihm bitter gelohnt; wir werden weiter unten davon reden. Von den Opfern, die er und sein Haus der royalistischen Sache brachten, erwähnen wir nur noch, daß sein Bruder mit dem Baron v. Batz die gefangene Königsfamilie aus dem Tempel zu befreien versuchte und daß seine thätigen Bemühungen für die Bourbons ihm eine zweimalige harte Gefangenschaft in Frankreich zuzogen. Was er aber im Jahre 1792 für sie that, ward gerade die Quelle vieler Drangsale, die ihn später heimsuchten. Damals nämlich ließen die Rathgeber der Prinzen falsche Assignaten verfertigen, die man in Frankreich einschmuggeln wollte, um die Staatspapiere der Republik zu entwerthen und den pariser Machthabern die Zahlungsmittel abzuschneiden. Das Papier zu diesen Assignaten lieferte eine Fabrik zu Niederbieber bei Neuwied; gedruckt wurden sie zu Koblenz im Orangeriehause des Leyen'schen Hofes (jetzigen Palastes des Generalkommandos). Diese Fälschung war gegen einen Feind gerichtet, den man für außerhalb des Völkerrechtes ansah; allein bediente sich ihrer auch zu andern Zwecken und bezahlte mit dem nachgemachten Papiere die Lieferanten und Wirthe der Prinzen. Der engl. Oberst Sinclair, der ein Korps für die Prinzen angeworben, erhielt seine Vorschüsse in falschen Assignaten heimbezahlt. Als er deshalb

den Grafen von Artois (Karl X.) gerichtlich verfolgte, be- wirkte unser Fürstabt, daß das engl. Ministerium ein Gesetz veranlaßte, welches die Emigranten von aller gerichtlichen Verfolgung wegen Schulden, die außerhalb Englands einge- gangen worden, befreite und dies that derselbe Mann, wel- cher 40 Jahre später dieselbe Anklage, gegen denselben Für- sten, in demselben Lande zu erneuern sich gezwungen sah! Die Fälschung hatte noch andere, bedenklichere Folgen. Als das Truppenkorps des Herzogs von Bourbon-Condé auf dem Marsche zu den Truppen der andern Prinzen begriffen war, ließen die Banquiers und Lieferanten, welche den ihnen gespielten Betrug entdeckt hatten, einen Theil der Bagage und Munition bei Spaa, auf lütticher Gebiete, mit Be- schlag belegen. Der Graf Pfaffenhofen, von dem Herzoge Bourbon-Condé dringend darum angegangen, that alles Mögliche zur Beilegung des Skandals: der Fürstbischof von Lüttich übernahm die Befriedigung der Banquiers, der Mayeur (Polizeidirektor) von Bolson die einiger Lieferanten; der Graf Pfaffenhofen übergab diesem zur Bürgschaft Wech- sel im Betrage von 160,000 Fr., welche nach der Rückkehr der Prinzen bezahlt werden sollten. Diese Rückkehr verzog sich bekanntlich 22 Jahre lang; Bolson war gestorben, aber seine Erben hatten die Zahlungsbedingung noch nicht ver- gessen und thaten seit den Jahren 1814 und 1815 die erfor- derlichen Schritte, um zu dem Ihrigen zu gelangen. Sie wendeten sich zuerst an den französ. Hof, aber vergeblich; sie begannen darauf einen Proceß gegen den Grafen, der auch wirklich im Jahre 1818 von den österr. Gerichten zur Bezahlung der Summe nebst Interessen, im Gesammtbetrage nicht weniger als 409,093 Fr., verurtheilt wurde und den größten Theil seines Eigenthumes veräußern mußte, um eine Ehrenschuld des französ. Königshauses abzutragen. Ver- geblich hatte er während des Processes sich öfter nach Frank- reich gewendet und den wahren Schuldner um Intervention ersucht; jetzt mußte er endlich thätiger einschreiten und endlich erhielt er denn auch, um ihm die Zinsen seiner Auslage zu decken und seine Verschwiegenheit in Betreff der Entstehung jener Schuld zu belohnen, im J. 1819 von Ludwig XVIII. einen Jahrgehalt von 6000 Fr., der 1821 auf 12,000 Fr. erhöht wurde. Ueberdem wurden ihm von der Hauptsumme selbst in 3 Terminen 150,000 Fr. ausbezahlt. Seit aber Karl X. auf dem Throne saß, wurde keine der dem Grafen geschehenen Zusagen weiter erfüllt; Ränke und Hindernisse jeder Art traten ihm entgegen; die unwürdigste Behandlung ward dem zu Theil, welcher einst die bedrängte Ehre der

Bourbons gerettet. Der Graf gerieth in die mißlichsten Umstände und als er auch noch seine Erbgüter hatte verkaufen müssen, ging er die französischen Gerichte gegen den König Frankreichs an. Dies geschah am 23. Juli 1830; Tags darauf bot der Minister Montbel ihm einen Vergleich an; am 25. Juli wurden die berüchtigten Ordonnanzen erlassen; die Tage darauf war Karl X. vom Throne gestürzt. Nach diesem Ereignisse war noch weniger als vorher eine Befriedigung zu erlangen; das gerichtliche Verfahren mußte fortgesetzt werden. In Schottland, in Frankreich mußte der ehemalige Reichsfürst dem ehemaligen Könige als Gläubiger gegenübertreten und so viele Ausflüchte die Advokaten versuchten, doch konnte die endliche Verurtheilung nicht abgewendet werden. Und so hatte Karl X. als verbannter Greis das zu vergüten, was ihm als verbanntem Jünglinge zum Opfer hingegeben worden war; der Graf Pfaffenhofen aber hatte den größten Theil seines Lebens hindurch für seine Anhänglichkeit an die ältern Bourbons zu büßen. — Seine letzten Jahre verlebte der Graf auf der Eingangs erwähnten Rheininsel Oberwörth, unausgesetzt thätig und lebhaften Geistes, bis an sein Ende, beschäftigt mit Landbau und mit Verschönerung der Insel, die 1836 sein Eigenthum geworden. So starb als schlichter Gutsbesitzer, nach wenigen Ruhetagen, ein greiser Mann, der in seiner Jugendzeit auf einem Fürstenstuhle gesessen.

139. Franz Anton Ritter v. Gerstner,

ehemal. Professor der prakt. Geometrie am polytechnischen Institute zu Wien, zu Philadelphia;

geb. im J. 1795, gest. d. 12. April 1840 *).

Er wurde zu Prag geboren, wo er nach vollendeten philosophischen Studien an dem polytechnischen Institute, das damals unter der Leitung seines rühmlichst bekannten Vaters blühte, die technischen Wissenschaften und insbesondere das Situations- und Maschinenzeichnen trieb. Schon 1818 wurde ihm die Professur der praktischen Geometrie am polytechnischen Institute zu Wien übertragen und in demselben Jahre gab er die Schrift: „Lehrgegenstände der praktischen Geometrie" heraus. 1822 besuchte er England, um dort die Praxis des Eisenbahnwesens an Ort und Stelle kennen zu lernen; die erste Eisenbahn der österr. Monarchie zwischen Budweis und Linz entstand unter seiner Leitung. 1826 be-

---

*) Intelligenzblatt der allg. Lit.-Zeit. 1840. No. 31.

suchte er England zum zweiten und 1829 zum dritten Male. Das Handbuch der Mechanik, von seinem Vater aufgesetzt, von ihm mit vielfachen Beiträgen vermehrt (Prag 1831 bis 1838, in 4 Quartbänden), ist ein anerkannt klassisches Werk. 1834 begab er sich nach Petersburg, um die Ausführung einer Eisenbahn zwischen dieser Stadt und Moskau zu bewirken, über deren Entstehung, Fortgang und Vollendung er mehrere ausführliche Berichte veröffentlichte. Im Jahre 1838 begab er sich nach Nordamerika und das erste für die wissenschaftliche Welt höchst interessante Resultat seines dortigen Aufenthaltes sind die bekannten Berichte aus den vereinigten Staaten über Eisenbahnen, Dampfschifffahrten, Banken und andere öffentlichen Unternehmungen (Leipz. 1839). Er beschäftigte sich mit einem großen umfassenden Werke über die vereinigten Staaten von Nordamerika, von welchem der erste Theil vollendet ist, da ereilte ihn der Tod in voller Manneskraft und endete ein rastloses Streben und Wirken im Reiche des Wissens und der praktischen Nützlichkeit. Verstand, Gemüthlichkeit, Wohlwollen und Herzensgüte waren seine auszeichnenden Eigenschaften. Seine großen Verdienste um das Eisenbahnwesen sind allgemein anerkannt.

140. Karl Friedrich Freiherr v. Kerner,

k. würtemb. geh. Rath und Präsident des Bergraths zu Stuttgart;

geb. d. 7. März 1775, gest. d. 12. April 1840 *).

v. Kerner war der dritte Sohn des vormaligen Oberamtmanns und Regierungsraths K. und zu Ludwigsburg geboren. Schon in seinem 12. Jahre betrat er die hohe Karls-Akademie in Stuttgart, in welcher er nicht nur diejenige allgemein wissenschaftliche Ausbildung erhielt, welche jene Anstalt auszeichnete, sondern insbesondere auch eine gediegene Fachbildung im Militärwesen, für dessen Wahl er sich sehr früh entschieden hatte. Unterm 1. Okt. 1794 trat er als Unterlieutenant in die herzogl. würtemb. Artillerie, wo er durch eine treffliche Auswahl der wissenschaftlichen Materialien seine Ausbildung thätig fortsetzte. Als die französischen Truppen am 24. Juni 1796 über den Rhein gingen, marschirte er zum ersten Male gegen den Feind. Die auf den befestigten Punkten des Kniebis und zu Freudenstadt vertheilten Geschütze, bei welchen auch v. K. stand, geriethen in große Gefahr genommen zu werden, da sie keine eigne Bespannung hatten. General St. Cyr nahm am 2. Juli

*) Schwäb. Merkur u. Beil. zu demselben, vom 19. Mai 1840.

die Schanze auf dem Kniebis, worauf ein eiliger Rückzug der Reichstruppen erfolgte. Den muthvoll getroffenen, raschen und zweckmäßigen Anstalten des jungen Lieutenants war es zu verdanken, daß jene Geschütze sammt Munitionswagen dem Vaterlande gerettet wurden. Im Herbste 1799 war Lieutenant v. K. bei einer Batterie an der Grenze gegen Sinzheim, wo er an mehreren kleineren Gefechten tapfern Antheil nahm. Im Feldzuge von 1800, welchen v. K. unter dem Reichskontingente mit den Oesterreichern zu machen hatte, ward ihm bereits ein selbstständiges Kommando bei dem Transporte der Arsenalvorräthe an Geschütz und Waffen auf der Donau übertragen, welcher sich nach Maasgabe der Kriegsereignisse zu bewegen und die Sicherstellung der Vorräthe zu bewirken hatte. Im Juni desselben Jahres wurde er sofort zum Oberlieutenant befördert. Wenn schon in früheren kleineren Vorfällen sein richtiger Blick und sein reifes Urtheil sich kund gaben, so traten diese Eigenschaften, in Verbindung mit dem Schatze gründlicher Kenntnisse während dieses Feldzugs in höherem Grade werkthätig hervor. Als im J. 1801 eine reitende Batterie von 4 Geschützen organisirt und deren Uebungen von dem damaligen Artilleriekommandanten und Obersten, nachmaligen General v. Kamrer, besonders lebhaft betrieben wurden, war es Lieutenant von Kerner, der seinen Chef hierbei besonders unterstützte. Mit welchem Erfolge er das Eigenthümliche dieser wichtigen Waffe aufgefaßt und bearbeitet hat, beweist eine im J. 1803 von ihm anonym herausgegebene Schrift, „Betrachtungen über die reitende Artillerie, deren Organisirung, Gebrauch und Taktik," welche durch die Gründlichkeit und Genialität, womit die wesentlichen Momente behandelt sind, einen solchen Anklang fand, daß sie alsbald in der Anwendung der damals noch jungen Waffe schöne Früchte getragen hat und dadurch in der That die Grundlage ihrer allgemeinen Brauchbarkeit in den nachgefolgten bedeutenden Feldzügen geworden ist. General v. Kamrer, der das schöpferische Talent v. K.'s zu würdigen wußte, verwendete denselben auch im Fache des Civilgeniewesens, als er im J. 1802 von dem damaligen Churfürsten Friedrich den Auftrag erhielt, die ärarischen Eisenwerke bei Freudenstadt zu heben und mittelst derselben dem würtembergischen Gewerbsmanne inländischen Stahl und dem Landmanne einheimische Sensen zu verschaffen. In den Jahren 1802 und 1803 kam das projektirte Etablissement unter v. K.'s specieller Leitung zur Ausführung, worauf sofort der Churfürst zum Zeichen seiner Zufriedenheit dem neuen Werke den Namen: Friedrichshammer, beilegte, welcher, von

tüchtiger Hand fortgeführt, in Anlage und Betrieb noch heutigen Tages als ein Muster in jener Fabrikation betrachtet werden kann. Auch diese Gelegenheit konnte der rastlos thätige Mann nicht vorbeigehen lassen, ohne sich im Felde der gewerblichen Technik und insbesondere dem Eisenhüttenwesen einen Schatz von Kenntnissen zu sammeln, welcher nachher dem Vaterlande so reiche Früchte bringen sollte. Im Jahre 1805 wieder ins Feld berufen, machte v. K. den Feldzug, welcher vom September dieses Jahres bis zum Januar 1806 dauerte, als Stabshauptmann mit und im Oktober 1806 rückte er in dem schönen Wirkungskreise eines Kommandanten einer reitenden Batterie in den Feldzug nach Schlesien. Mit erprobten Führern der französischen Armee, wie Vandamme, Montbrun u. A., zusammenstoßend, nahm sein militärischer Geist einen neuen Aufschwung und der Mann, der mit Leib und Seele zum guten Soldaten herangereift war, hatte sich bald der ehrenden Anerkennung seiner Obern, wie der Achtung und Liebe seiner Kameraden zu erfreuen, die seine gemüthliche, heitere Sinnesart noch besonders anzog. Die nach einander gefolgten Belagerungen von Glogau, Breslau, Schweidnitz, Neiße und Glatz, an welchen die k. würtemb. Artillerie den angestrengtesten und mit Ruhm gekrönten Antheil nahm, gaben auch v. K.'s reitender Batterie die vielseitigsten Gelegenheiten, im Feld- und Belagerungsdienste verwendet zu werden und v. K. erwarb sich auf diesem höchst interessanten Kampfplatze eine Reihe verdienter Auszeichnungen, indem er zu Anfang des Feldzugs den Militärverdienstorden erhielt, im Januar 1807 zum wirklichen Hauptmanne und schon im April zum Major befördert wurde. In dieser Zeit übernahm Generallieutenant v. Kamrer das Kommando der würtemb. Truppen und v. K. wurde nun als du-jour-Major oder funktionirender Generalstabsofficier kommandirt, als welcher er sowohl auf die Führung der Truppen im Allgemeinen, als auch auf die Verwendung der Artillerie auf das Vortheilhafteste einwirkte. Bei der Rückkehr von diesem Feldzuge ward er im December 1807 zum Oberstlieutenant befördert und trat als solcher wieder bei der Artillerie ein. Hier bereicherte sein Genie die reitende Artillerie mit einer neuen Konstruktion der Munitionswagen, welche allgemein als große Verbesserung anerkannt und selbst von dem Kaiser Napoleon als solche gewürdigt worden ist. Außerdem fand aber sein stets reger Geist in der kurzen Zeit der Waffenruhe während des Jahres 1808 eine weitere Nahrung in der ihm von dem Könige Friedrich übertragenen Wirksamkeit eines Chaussee-Sousintendanten, während wel-

cher er im November 1808 zum Obersten vorrückte. Schon im April 1809 rief ihn jedoch sein eigentlicher Beruf wieder ins Feld, wo er diesmal als Chef vom Generalstabe des unter Generallieutenant v. Neubronn ausmarschirten Truppenkorps zu wirken hatte. Das Gewicht, welches Kaiser Napoleon damals auf die Mitwirkung der alliirten deutschen Truppen legte, bewährte sich bald in den Gefechten von Abensberg und Eckmühl, wo das militärische Talent v. K.'s durch schnelles Urtheil und Thatkraft sich geltend machte und bei Kaiser Napoleon durch seine Aufnahme in die französische Ehrenlegion gerechte Anerkennung fand. Es folgten bei dem Rückzuge der feindlichen Hauptarmee mehrere einzelne Expeditionen von würtembergischen Truppen und Gefechte mit der Arrieregarde, für deren Gelingen stets in guten Anordnungen der Erfolg begründet war. Bei der glänzenden Waffenthat der Würtemberger am 16. Mai 1809 gegen überlegene feindliche Armeekorps bei Linz verdankte man sehr viel der kaltblütigen Umsicht v. K.'s, was die Gnade seines Königs mit dem Kommenthurkreuze 2. Klasse des Militärverdienstordens, der Kaiser der Franzosen aber durch Ertheilung des Officierkreuzes der Ehrenlegion belohnte. Nachdem nach dieser Kampagne die würtembergischen Truppen wieder in das Vaterland zurückgekehrt waren, widmete sich v. K. mit allem Eifer wieder den Künsten des Friedens; als Sous-intendant des Straßen-, Brücken- und Wasserbauwesens konnte er für die Verbesserung der einem Lande vor Allem wichtigen innern Kommunikationsmittel und als Direktor sämmtlicher Berg- und Hüttenwerke für die Emporhebung eines Gewerbes wirken, welches so zu sagen die Mutter aller andern ist und welches er nachher unter der Beihülfe anderer ehrenwerthen Männer so musterhaft zur Schule und zum Vorbilde der ganzen vaterländischen Industrie zu gestalten wußte. Dabei gab ihm dieser Wirkungskreis zugleich eine treffliche Gelegenheit, den Arsenalen des Vaterlandes eine neue ergiebige Hülfsquelle zu eröffnen, indem er ihm die Aufgabe zuführte, die Herstellung der königlichen Gewehrfabrik zu Oberndorf zu dirigiren. Nur einem in militärischer Laufbahn zur hohen Stufe ausgebildeten und erstarkten Manne konnte es gelingen, dieses ausgedehnte Etablissement, welches die sämmtlichen Waffen vom Urstoffe bis zur äußersten Vollendung herstellt und erst im Juli 1811 projektirt worden war, im Verlaufe eines einzigen Jahres in den vollsten Betrieb zu bringen. Das Kommenthurkreuz des Civilverdienstordens hatte jene friedliche Thätigkeit belohnt; aber jetzt berief der denkwürdige russische Feldzug v. K. als Ge-

neralquartiermeister zur Fortsetzung seiner frühern Leistungen auf dem Felde der Ehre. So sehr ihn indessen diese neue Bestimmung in Anspruch nahm, so konnte ihn dies doch nicht abhalten, gleichzeitig sich auch noch der Fürsorge für die Eisenwerke des Brenz- und Kocherthales hinzugeben, die erst seit Kurzem seiner Leitung unterstellt worden waren. Schnell wurden noch die Beamten der wichtigsten dieser Werke nach Stuttgart einberufen und unter seiner Einwirkung bis zu der letzten Stunde vor seinem Abmarsche die Verbesserungsplane der noch auf sehr niederer Stufe stehenden Einrichtungen für die nahe und fernere Zukunft berathen und entworfen und solcher Weise es möglich gemacht, daß sein Geist, zu gleicher Zeit im fernen Rußland und im Vaterlande wirkend, den Grund zu jener Höhe legte, auf welcher späterhin diese Werke zum Ruhme und Nutzen des Landes zu stehen bestimmt waren. Obwohl in dem Feldzuge von 1812 erst spät, nach unendlichen Strapazen und Anfechtungen, Gefechte möglich wurden, so waren doch die würtembergischen Truppen unter der Führung des Marschalls Ney stets dem Feinde auf dem Fuße gefolgt und hatten wegen dessen Nähe Tag und Nacht militärische Maasregeln nöthig, wobei ihr Generalquartiermeister eine unermüdliche Thätigkeit entwickelte, mit der besten Gemüthsstimmung die zahllosen, auf dem Rückzuge von Moskau sich fort und fort häufenden Drangsale ertrug und sich alle erdenkliche Mühe gab, den Truppen ihre Lage zu erleichtern. Die Tapferkeit der Würtemberger vor Smolensk ist bekannt, eben so wie viel sie bei der mörderischen Schlacht an der Moskwa zu leiden hatten, wo die Leistungen des Generals v. K. demselben das Kommenthurkreuz 1. Klasse des Militärverdienstordens verschafften, welchem auch bald darauf das Großkreuz des Civilverdienstordens und die Erhebung in den Freiherrnstand beigesellt wurde. Die Strapazen dieser in der Geschichte einzigen Kampagne hatten nunmehr einen solchen Einfluß auf den Körper des Generals v. K. ausgeübt, daß er sich für die schnell nachfolgenden Feldzüge nicht mehr kräftig genug fühlen konnte *). So widmete er sich nun, von dem Könige Friedrich zum Staatsrathe und Chef der Sektion der Berg- und Hüttenwerke ernannt, ausschließlich der Leitung der ausgedehnten Eisenwerke des Staats, bis zum Ende seines Lebens unablässig bemüht, unter der huldreichen

---

*) v. Kerner wurde in diesem Feldzuge von einer Kartätschenkugel getroffen, ohne jedoch wesentlich verletzt zu werden. Eigentlich verwundet wurde er, der sich stets so sehr der Gefahr aussetzte, nie.

und gnädigen Protektion einsichtsvoller, wohlwollender Regenten dieser wichtigen und häufig nicht gehörig gewürdigten Industrie, ebensowohl durch ihre innere Vollendung und eine tief durchdachte, mit allen natürlichen Hülfsquellen in eine vollkommene Harmonie gebrachte Organisation, als durch die Geltendmachung ihres nationalökonomischen Werthes, eine Zukunft zu garantiren, welche insbesondere bei dem gewerblichen Aufschwunge fremder Länder in den Interessen des Vaterlandes tiefer begründet ist, als Mancher auf den ersten Anblick vermuthen dürfte. Ueberall seinen Blick auf das Praktisch-Nützliche richtend und bestrebt, das sich angeeignete Gute ins Leben übergehen zu lassen, hatte v. K. schon frühzeitig die Mußestunden des Kampagnelebens benützt, sich mit jenem höhern, auf ein größeres Besitzthum gegründeten, landwirthschaftlichen Betriebe bekannt zu machen, wie solcher damals im Vaterlande noch nicht existirte, im Auslande aber ihm hin und wieder aufstieß und im J. 1810, mit einer königlichen Dotation begnadigt, verwendete er die Mittel, welche ihm diese darbot, nach seinem Austritte aus dem Militärdienste zur Erwerbung eines Landgutes. In der Bewirthschaftung desselben Genuß und Erholung findend, entwickelte sich auch hier sein schöpferischer Geist und mit großer Beharrlichkeit Schwierigkeiten jeder Art bekämpfend und kein Opfer scheuend, erreichte er das Ziel, das er sich gesteckt hatte, ein herabgekommenes Gut zu einem Vorbilde für eine Gegend zu erheben, die eines solchen sehr bedurfte. Seine Wirksamkeit als Chef des Berg- und Hüttenwesens wurde zwar in dem für die vaterländische Staatsorganisation so wichtigen Jahre 1817 dadurch auf einige Zeit beschränkt, daß v. K. in den k. geheimen Rath und zur provisorischen Leitung des Ministeriums des Innern berufen ward; allein sein Geschick führte ihn, dem ihm gnädigst gestatteten Vorbehalte gemäß, bald völlig wieder zu dem engern Kreise zurück, an dem er mit so vieler Liebe hing, nachdem er jederzeit in demselben die wohl durchdachten Plane, wenn es Zeit war, zu ihrer Reife kommen und ihre reichen Früchte hatte tragen sehen. Und diese Freude ward ihm nun von Tag zu Tag mehr zu Theil. Abgesehen von der ihm gewordenen ehrenvollen Berufung als Kommissionsmitglied zu den neuen Militäreinrichtungen im J. 1817 und den erfreulichen Erfolgen seines Wirkens als Mitglied der Vereine für Wohlthätigkeit, Landwirthschaft, Gewerbe, Kunst und die Verbesserung der Strafgefangenen, so wie von der höchst ehrenvollen Anerkennung durch die ihm im J. 1830 von dem Könige gnädigst gewordene Ertheilung des Friedrichsordens, so sah der edle

Veteran die königlichen Eisenwerke, die noch vor einer kurzen Reihe von Jahren nur wenig bekannt und auf die Nachahmung des Auslandes angewiesen waren, nunmehr, versehen mit wackern, mit Kennerblick ausgewählten, erfahrnen Männern, zur Schule des Letztern emporgestiegen und zu dem seltnen Beispiele, daß durch sie ein Staat ohne Monopol und ohne Prohibitivmaasregeln theilweise sogar lukrativer fabricirt, als irgend ein Privatmann. Kein Mann vom Fache wagt es mehr, zu bestreiten, daß sie auf der höchsten Stufe dermaliger technischer und ökonomischer Vollkommenheit angelangt sind und es kann ohne Sehergabe zuversichtlich vorhergesagt werden, daß sie noch viele Jahre der Konkurrenz des Auslandes siegreich widerstehen und eben so lange die unverkennbaren Spuren eines Mannes an sich tragen werden, der, wie Markus Agrippa, die Werkzeuge des Kriegs nur bei Seite legte, um mit denjenigen des Friedens um so unausgesetzter seinem Könige und seinem Vaterlande zu dienen; der durch imponirende Würde, wie durch gemüthliche, thatkräftige Theilnahme an dem Schicksale Aller, auch des Niedersten, durch einen durchdringenden Scharfblick, wie durch humane Nachsicht, durch edeln Sinn, der vor Allem nur das Gute wollte, doch Andern auch den Fehler verzeihen konnte, durch gründliche Sachkenntniß, wie durch gerechte Anerkennung jeden Verdienstes, durch kräftige Disciplin, aber auch eben so kräftigen Schutz seiner Untergebenen, durch rastlose Thätigkeit und ruhige Ueberlegung und durch den reinsten mit keinem Makel behafteten Lebenswandel, sich die Hochachtung, das Zutrauen und die Ergebenheit aller Gutdenkenden, mit denen er in Berührung kam, erworben hat; der durch sein wahrhaft christliches Beispiel und sein stilles Wohlthun so Manchen erhob und veredelte und so manche Thräne trocknete und an dessen Grabe Jeder, der ihn kannte, aus vollem Herzen ausrufen wird: „Er war ein Mann!"

* 141. Herrmann Theodor Rudolph,

ordentl. Lehrer an der Stadtschule zu Meißen;

geb. den 8. April 1814, gest. den 12. April 1840.

Rudolph wurde zu Meißen, wo sein Vater als Kaufmann ansässig war, geboren. Schon in seiner früheren Jugend zeigte er Neigung zum Studiren und wurde daher in dem Privatinstitute von Dietrich und Fähre für eine höhere wissenschaftliche Bildung vorbereitet. Im J. 1828 wurde er in die Fürstenschule zu Meißen aufgenommen, wo er sich die Zufriedenheit seiner Lehrer, unter denen König, Baum-

garten-Crusius, Krehl, Kreyssig, Becker und Schuhmann besonders zu erwähnen sind, und die Liebe seiner Mitschüler zu erwerben wußte. Ausgerüstet mit der nöthigen Kenntniß des klassischen Alterthums, bezog er im Herbste 1834 die Universität Leipzig, voller Freude, daß er sich nun seiner schon längst in ihm erwachten Neigung für das Studium der Theologie ungestört überlassen konnte. Er fand in dem Hause seines Onkels, des als Pädagog so geachteten Professors Dr. Lindner, eine freundliche Aufnahme und hatte Gelegenheit, unter der Aufsicht eines so erfahrnen Führers seine eignen Anlagen zum Lehramte auszubilden, ohne daß er sich jedoch in theologischer Hinsicht den bekannten Ansichten seines Verwandten unbedingt anschloß. Nachdem er die Vorlesungen eines Winer, Niedner und Theile gehört, auch Mitglied in der exegetischen Gesellschaft des Letzteren, so wie in den homiletischen Seminaren der Doktoren Wolf und Krehl geworden war, sich auch öfters im Predigen versucht hatte, machte er Weihnachten 1837 das theologische Examen. Kurz vorher hatte er durch den Tod seines Vaters einen herben Verlust erlitten. Ostern 1838 nahm er eine Hülfslehrerstelle am Progymnasium und der Bürgerschule seiner Vaterstadt an, wurde jedoch schon Michaelis 1838 siebenter und im Frühjahre 1840 sechster ständiger Lehrer an derselben Anstalt. Als das Jahr 1840 und mit ihm die Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst herannahte, veranlaßte ihn eine Buchhandlung Meißens, einen literarischen Festbeitrag dazu zu liefern. Ungeachtet seiner vielen und beschwerlichen Amtsarbeiten nahm er den Antrag an und gab unter dem Titel: „Kurze Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst im J. 1440," ein Schriftchen heraus, wodurch er, wie er in der Vorrede selbst sagt, vorzüglich der Jugend gern nützen wollte. Während seiner ganzen Jugend hatte er eine feste Gesundheit genossen, allein schon im Winter 1838 begann diese zu wanken. Doch überwand er einen Krankheitsanfall noch glücklich, bis er im Frühjahre 1840 einem zweiten Anfalle, der sich in ein nervöses Fieber verwandelte, zum Schmerze der Seinen und seiner Freunde unterlag. — R. hatte sich auch in seiner letzten Stellung die Achtung seiner Vorgesetzten und ganz besonders die Liebe der ihm anvertrauten Kinder erworben. Durch eine gewisse Milde und Herzlichkeit des Charakters wußte er sich die Herzen der Kleinen zu öffnen und dieselben Eigenschaften zeichneten ihn auch im gesellschaftlichen Leben, so wie als Prediger aus. Deshalb wurden auch seine geistlichen Vorträge sowohl in seiner Vaterstadt, als auch in den umliegenden Landgemeinden

gern gehört. Wie ihn außerdem als Theologen eine aufrichtige Liebe zu Gottes Wort, ein christlicher Sinn und ein reges Interesse für die Fortschritte der Wissenschaft zierten, so als Menschen eine treue Sorge für das Wohl seiner Familie, eine liebevolle Anhänglichkeit an seine Freunde und ein makelloser Wandel, so daß in dem kleinen Kreise, auf den sich seine Wirksamkeit beschränkte, sein Andenken noch lange im Segen bleiben wird.

* 142. Friedrich Georg Ludwig Denkert,

Pastor zu Burlage, Insp. Diepholz;

geb. d. 9. Dec. 1797, gest. d. 13. April 1840.

Der Vater war Küster und Schullehrer zu Reetze bei Lüneburg; die Mutter lebt noch. Die erste Bildung empfing D. in seinem Geburtsorte durch seinen Vater und den dortigen Prediger, später besuchte derselbe das Gymnasium zu Lüneburg und ging Ostern 1817 auf die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren. Nach beendigten Studien wurde er Hauslehrer bei dem Hauptmanne v. Freytag zu Estorf und lebte in dieser Familie mehrere Jahre. 1826 erhielt D. die Pfarre in Barver, Insp. Diepholz, und verheirathete sich nun mit der Tochter des Schuldirektors Hollmann in Lüneburg. Nach 9jährigem Aufenthalte daselbst versetzte man ihn nach Burlage. Doch bald, nachdem er hier sich eingerichtet, wurde er krank und starb kurz darauf an der Schwindsucht. Seine Frau und 6 Kinder beweinen seinen frühen Tod. D. war ein kenntnißreicher, guter, braver Mann und beleidigte absichtlich gewiß Niemand. Diese Gutmüthigkeit ging leider oft zu weit und ward von Vielen gemißbraucht. In der letztern Zeit seines Lebens hatte er manche bittere Erfahrungen zu machen, die nachtheilig auf seinen körperlichen Zustand einwirkten.

Dielingen. Arendt.

* 143. Ferdinand Otto Vollrath Lawätz,

kön. dän. Justizrath und Postmeister zu Burg auf Femern bei Schleswig;

geb. d. 11. Mai 1751, gest. d. 13. April 1840.

L. war zu Rendsburg in Holstein geboren und der jüngste und längstlebende Sohn des Justizrathes und Proviantkommissärs Heinrich Franz L. Zwei ältern Söhnen desselben, nämlich des Justizraths Heinrich Wilhelm L. *)

*) Dessen Biogr. siehe im 3. Jahrg. des N. Nekr. S. 1483.

und des Konferenzrathes Johann Daniel L.*), welche in den Jahren 1825 und 1826 starben, ist schon in früheren Jahrgängen des N. Nekrologs gedacht worden. Unser L. wurde nebst seinen drei Brüdern, von denen der älteste, Etatsrath Christian Otto L., bereits im J. 1800 aus dem Leben ging, zuerst von tüchtigen Hauslehrern gebildet und besuchte dann einige Jahre das altonaer Gymnasium. Er studirte hierauf die Rechte und wurde einige Jahre später Besitzer des adeligen Gutes Bramstedt in Holstein. Dieses verkaufte er indessen schon im J. 1797 an den mit ihm in einem Jahre verstorbenen Professor Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer. Er wurde hierauf 1799 zum k. dän. Justizrathe und Postmeister zu Burg auf der schleswig'schen Insel Femern ernannt und stand diesem Amte nun noch über 40 Jahre rühmlich vor. Sein Ende erfolgte am obengenannten Tage nach schweren körperlichen Leiden, im fast vollendeten 89. Lebensjahre. Er hinterließ Kinder, Enkel und Urenkel. Einer seiner Söhne, Heinrich Christian, ist Oberkriegskommissär und Postmeister zu Oldenburg in Wagrien. — Unser L. war nicht bloß ein guter Beamter, sondern auch ein trefflicher und freisinniger Schriftsteller und hat namentlich als solcher nicht wenig dazu beigetragen, daß die Leibeigenschaft in den Herzogthümern Schleswig und Holstein aufgehoben worden ist. — Er schrieb: Verzeichniß der verschiedenen Preise, wofür zu Bramstedt in den Jahren 1668 bis 1789 der von den Eingepfarrten an die dortige Kirche gelieferte Rocken jährlich um Fastnacht die Tonne öffentlich verkauft worden, aus den bei der Kirche befindlichen Kirchenbüchern gezogen. In den schleswig-holsteinischen Provincialberichten 1789 Heft 3. — Von der Beschaffenheit der ehemaligen Leibeigenschaft im adeligen Gute Bramstedt bis zu ihrer vollendeten Aufhebung. Ein Beitrag zur Geschichte d. Bauernfreiheit in Holstein. Ebd. 1792 Heft 5. — Artikel der in dem Dorfe Waddelbook, im adeligen Gute Bramstedt, errichteten und von der Gutsherrschaft konfirmirten sogenannten Windgilde. Ebd. 1794 Heft 1. — Gedanken über den Zustand der Hauerinsten im Kirchspiele Kaltenkirchen, die Ursachen der von ihnen geäußerten Unzufriedenheit und die Mittel, ihnen aufzuhelfen. Ebd. 1795 Heft 5. — *Gemälde der Sklaverei und Leibeigenschaft in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, nebst einer vollständigen Darstellung der Schwierigkeiten, die sich ihrer Aufhebung entgegensetzen, von Theodor Sklavenfeind. Mit nützlichen Anmerkungen

*) Dessen Biogr. siehe im 4. Jahrg. des N. Nekr. S. 1017.

und einer Vorrede versehen von Jakob Leibeigen. Habe ich wahr geredet, was schimpfest du denn? Germanien 1797. — Abschiedsrede an die Untergehörigen des Gutes Bramstedt bei Ueberlieferung des Gutes an den Prof. Meyer 1797. — Berichtigung, den schleswig-holstein. Adel betreffend. In v. Henning's Genius der Zeit (1798?).

Crempdorf. Dr. H. Schröder.

* 144. Christian Heinrich Delius,

gräflich stolberg-wernigerodischer Regierungs- und Konsistorialdirektor zu Wernigerode;

geb. den 24. Okt. 1778, gest. den 14. April 1840.

Delius wurde zu Wernigerode geboren, wo sein Vater, Jakob Heinrich, Bürgermeister und Stadtsyndikus, zuletzt mit dem Titel Justizrath war. Die Mutter, Christiane Euphrosine Johanne, geb. Kern, starb frühe und hinterließ ihrem Gatten in dem Sohne das einzige Kind. Harmlos verflossen dem Verewigten die Kinderjahre; frühzeitig wurde er im elterlichen Hause an Frömmigkeit, Ordnungsliebe und nützliche Thätigkeit gewöhnt. So blieb das jugendliche Gemüth durch eine sorgsame Erziehung vor schädlichem Umgange und vor der verderblichen Einwirkung schlechter Beispiele bewahrt. Nach vollendetem Elementarunterrichte in einer öffentlichen Schule vertraute ihn der Vater 1787 dem Lyceum seines Wohnortes an, welches damals als vollständiges Gymnasium zur Universität vorbereitete. Hier machte er bald in den meisten Zweigen des Unterrichtes glückliche Fortschritte und den Lehrern der Schule entging das so früh und so lebhaft erscheinende Talent des Knaben nicht, der es in zarter Jugend weit ältern Schülern zuvorthat. In des Kindes Seele wirkte vorzüglich ein höherer von der Natur eingepflanzter Trieb, die Begebenheiten der Vorwelt kennen zu lernen. Diesen wußte der Vater, der selbst eifrig für vaterländische Geschichte gesammelt und große Vorliebe dafür hatte *), auch im Sohne frühzeitig zu nähren, was dieser in spätern Jahren oft und mit kindlicher Dankbarkeit anerkannte. Die meisten seiner Freistunden verwandte er darauf, eine vertraute Bekanntschaft mit der Geschichte seiner Vaterstadt und der Grafschaft Wernigerode zu erlangen, zu welchem Zwecke er auch alle Inschriften an öffentlichen und Privatgebäuden, die irgend ein historisches Interesse dar-

*) Er ist Verfasser der Nachrichten zur Gelehrtengeschichte der Grafschaft Wernigerode. Wernigerode 1779.

boten, mit großer Geduld und Genauigkeit sammelte. Bei dieser Lieblingsbeschäftigung versäumte er aber die ernsten Studien nicht, vielmehr ging sein eifriges Streben stets dahin, sich eine umfassende Gelehrsamkeit zu erwerben. Nachdem er in den obern Klassen des Lyceums die Lektionen des Rektors Kallenbach und der Kollaboratoren Haberland, Gier und Keßler mit dem besten Erfolge benutzt hatte, ging er Ostern 1796 auf das Pädagogium zu Ilfeld über. Durch den gründlichen und anregenden Unterricht des damaligen Direktors Pätz und außerdem besonders der Lehrer Schaubach, Brohm und Grotefend wurde sein Urtheil reifer und gediegener und erlangten seine Kenntnisse einen für sein Alter seltenen Umfang. Auch hier zeichnete er sich durch besondere Vorliebe für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde aus und seine Kenntniß derselben war schon damals so ausgebreitet und zusammenhängend, daß man bald den künftigen gründlichen Forscher in ihm erkannte. Mehrere werthvolle Abhandlungen von ihm über deutsche Mythologie, welche handschriftlich vorhanden sind, gehören in jene Zeit. Während seines Aufenthaltes in Ilfeld wußte er sittenverderbende und zeitraubende Verbindungen zu vermeiden und schloß sich nur an solche Schüler an, die seinem Streben nach moralischer und intellecktueller Vervollkommnung förderlich seyn konnten. Zu diesen gehörten vornehmlich die beiden ausgezeichneten Söhne des Direktors Pätz, mit denen er auch auf der Universität eine ungestörte Freundschaft unterhielt. In inniger Verbindung stand er besonders mit dem ältern der Brüder, dem nachmaligen Prof. der Rechte in Kiel, später in Göttingen, welche nur dessen früh erfolgter Tod auflösen konnte. Im Herbste 1798 bezog D. die Universität Göttingen. Vielseitige Vorbereitung und tüchtige Schulkenntnisse setzten ihn in den Stand, die akademischen Vorträge aufs Beste zu benutzen. Jedes neue Studium wurde ihm leicht und sein Charakter hatte bereits die Festigkeit gewonnen, welche allen Verführungen widerstehen konnte. Gern näherte er sich solchen Jünglingen, die mit ihm gleiche Gesinnungen theilten und verfuhr in der Wahl seines Umganges mit Vorsicht und Besonnenheit. Seine Vergnügungen auf der Universität bestanden meistens in Studien und die nöthige Erholung suchte und fand er auf Spaziergängen, die er gewöhnlich in Gesellschaft von erlesenen Freunden machte, welche sich ihm anschlossen und deren Umgang ihm Genuß und Freude gewährte. Viele treffliche Jünglinge wurden in Göttingen seinem Herzen theuer und bewahrten sein Andenken treu in dem ihrigen. Delius wählte zum Fakultätsstudium,

dem er sich mit Gewissenhaftigkeit und Eifer ergab, die Jurisprudenz, versäumte aber auch die vorbereitenden philosophischen Disciplinen nicht. Pütter, Hugo, Leist und Meister waren seine Führer in der Rechtswissenschaft. Vor Andern schloß er sich an Hugo an und benutzte die meisten Vorlesungen desselben. Nie hat seine Verbindung mit diesem berühmten Gelehrten, der ihn damals für die Universität zu gewinnen suchte, aufgehört. Für seine historischen Studien waren ihm besonders Schlözer's und Gatterer's Vorträge anziehend und werthvoll und die fleißige Benutzung der reichen Bibliothek wurde für ihn ungemein vortheilhaft. Hier versuchte er sich schon an mancher ausgedehntern literarischen Arbeit, die er in verschiedenen Zeitschriften durch den Druck bekannt machte. Michaelis 1800 ging er nach Halle, um dort die Vorlesungen von Klein, auf dessen juristische Vorträge, mit praktischen Uebungen verbunden, er besondern Werth legte, Eberhard und M. Sprengel zu benutzen. Der größte Theil seiner Zeit war Privatstudien gewidmet. Erholung und Aufheiterung verschaffte ihm theils den Zutritt zu mehreren ihm befreundeten Familienkreisen in und außer Halle, theils ein ihm zusagender Verein von Hausgenossen und Landsleuten, die manchen Tag oder Abend dem frohen Lebensgenusse widmeten. Auf D.'s Stimmung und Gesundheit hatte dieser gesellige Kreis nach seinem fast zu abgeschiedenen Leben in Göttingen, wo er im letzten Semester mit der größten Anstrengung gearbeitet hatte, offenbar einen höchst günstigen Einfluß und die Theilnehmer jener harmlosen Freuden werden sich noch jetzt derselben mit Vergnügen erinnern. In Halle legte D. den Grund zu seiner ausgezeichneten Bibliothek durch einen sehr bedeutenden Ankauf aus dem literarischen Nachlasse des 1799 verstorbenen Professor Krause. Solche Bedürfnisse befriedigte der Vater, der an dem hoffnungsvollen Sohne die innigste Freude hatte, sehr bereitwillig und überhaupt trug zur glücklichen Ausbildung des jungen Mannes dessen sorgenfreie Lage, die es ihm nicht an den erforderlichen Hülfsmitteln fehlen ließ, nicht wenig bei. Während der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Halle war die Neigung sehr lebhaft in ihm geworden, sich als akademischen Lehrer zu habilitiren, wozu ihm der geheime Justizrath Klein, der indessen bald Halle verließ, um einem Rufe nach Berlin zu folgen, den Weg eröffnen wollte. Allein der Wunsch des Vaters, den geliebten einzigen Sohn in der Nähe zu haben und eigene Anhänglichkeit an das Vaterland ließen diesen Plan allmälich immer mehr in den Hintergrund treten und D. kehrte nach vollendeten Universitäts-

studien Michaelis 1801 nach Wernigerode zurück. Hier trat er als Auskultator bei der Regierung seine juristische Laufbahn an; aber schon im nächsten Jahre erhielt er einen Wirkungskreis, der seiner Neigung vorzüglich zusagte: er wurde Archivassistent und 1804 Archivar, was ihm Gelegenheit gab, nicht nur zu seinen Berufsarbeiten, sondern auch für sein Privatstudium, das von nun an besonders auf Erforschung der vaterländischen Geschichte gerichtet war, eine zahlreiche und werthvolle Urkundensammlung zu benutzen. Um diese Zeit erhielt er einen Ruf nach Kiel, um bei der dortigen Universität seinen nach Göttingen berufenen und abgegangenen Freund Pätz als Prof. der Rechtswissenschaft zu ersetzen. Er lehnte diesen Antrag ab, wozu er überwiegende Gründe hatte, unter denen Vorliebe für die Vaterstadt und die innigste Anhänglichkeit an das theure Regentenhaus, dem er seine Zeit und Kräfte zu widmen wünschte und an seinen hochbejahrten Vater gewiß nicht die letzten waren. Im September 1806 hatte er nach der Rückkehr von einer Reise nach Bremen und Hamburg den Schmerz, seinen geliebten Vater nicht mehr unter den Lebenden zu finden. Der erste tief empfundene Verlust in seinem Leben! — Aber es sollten bald noch andere schwere Prüfungen folgen. Tief ergriff den warmen Patrioten die Schmach des Vaterlandes, das nach der Schlacht bei Jena für immer dem eisernen Scepter der Tyrannei dahingegeben schien. Nachdem er sich im Sommer 1807 als Begleiter des damals regierenden Grafen Christian Friedrich *) und des Erbgrafen, jetzt regierenden Grafen Heinrich zu Stolberg-Wernigerode, nach Berlin und Dresden begeben hatte, wurde durch eine in den Sommer und Herbst desselben Jahres fallende Geschäftsreise nach Paris, wohin er den damaligen Erbgrafen Heinrich zu Stolberg-Wernigerode begleitete, die ihm gebliebene schwache Hoffnung gänzlich vernichtet und seine Seele mit trüben Bildern erfüllt. Das Loos der preuß. Monarchie, mit ihr der geliebten Grafschaft, war durch den Machtspruch des Siegers entschieden und die deutschen Gauen mußten sich unter ausländische Gesetze und Sitten beugen. In dieser traurigen Periode konnte sich D. nur durch den vertrauensvollen Hinblick auf den höchsten Lenker aller menschlichen Schicksale und aller Weltbegebenheiten und durch die Lektüre der Alten, welche den Ruhm der Vorzeit verkündigen, vor allen der unsterblichen Werke des Tacitus, jenes ausgezeichneten Römers, der so begeistert war für die

*) Dessen Biogr. siehe im 2. Jahrg. des N. Nekr. S. 1148.

Tugend und Trefflichkeit der feindlichen Germanen, aufrecht erhalten. Rastlos wirkte er indeß im Dienste des gräflichen Hauses fort und verschmähte 1808 einen ehrenvollen Antrag des damaligen westphälischen Ministers Joh. v. Müller, der ihn zum Archivar des neugeschaffenen Königreiches ausersehen hatte, so lockend auch eine solche für ihn ganz geeignete Stellung unter andern Verhältnissen hätte seyn können. Der Tag der Befreiung Deutschlands brach an und D. nahm den wärmsten Antheil an der ruhmvollen Auferstehung des Vaterlandes und den Anstrengungen des preuß. Volkes zur Vertreibung eines Feindes, der uns mit rücksichtsloser Willkür verderbliche Sitten aufdrang und dessen Streben sichtbar dahin ging, den ächten deutschen Sinn allmälich ganz zu unterdrücken. Viel Genuß und Belehrung gewährte Delius eine im Sommer 1814 unternommene Geschäftsreise nach Berlin; dann ein längerer Aufenthalt in Wien, wo er zur Zeit des Kongresses, vom Herbste 1814 bis zum Frühlinge 1815, in Aufträgen seines erlauchten Landesherrn abermals als Begleiter des damaligen Erbgrafen Heinrich zu Stolberg-Wernigerode verweilte. Allein die hier in Aussicht gestellten schönen Hoffnungen sollten leider nicht so bald in Erfüllung gehen, denn abermals erschien der Ruhestörer des deutschen Vaterlandes auf dem Kampfplatze. Doch zweifelte D., den der Geist des Volkes, der ihm nicht fremd geblieben war, zu den größten Erwartungen berechtigte, nie an dem Siege der guten Sache und er sah sich nicht getäuscht. Die Erlösung Deutschlands aus fremder Knechtschaft befeuerte seinen Eifer und verlieh ihm neue Kraft. Er betrachtete den Ruhm des Vaterlandes als eine Bürgschaft, daß der deutsche Sinn und die deutsche Kraft nicht untergegangen seyen und zollte den edlen Helden, die den Kampf für Recht und Freiheit so glorreich bestanden hatten, die aufrichtigste Verehrung. Im Herbste 1814, nachdem durch den gerechten König die alte Ordnung der Dinge auch in der Grafschaft wieder hergestellt war, wurde der Verewigte von seinem Landesherrn zum Rathe ernannt. Im folgenden Jahre übernahm er neben seinen bisherigen Geschäften die Einrichtung des Hypothekenbuches der Regierung, worauf er im Jahre 1816 in dieses Kollegium und das damit verbundene Konsistorium als Regierungs- und Konsistorialrath eintrat. Um diese Zeit, nachdem er seit dem Tode seines Vaters, nur den Studien sich hingebend, ein ziemlich einförmiges zurückgezogenes Leben geführt hatte, erfolgte seine Verlobung mit Karoline Hopstock aus Wernigerode, mit der er sich im Juni 1816 ehelich verband und die als

ein Muster der Häuslichkeit und der zärtlichsten Gatten- und Mutterliebe ihm 24 Jahre seines Lebens erheiterte und verschönerte. Ihr sind aus dieser Ehe vier hoffnungsvolle Kinder, ein Sohn und drei Töchter geblieben. Den Sommer und Herbst 1822 brachte der Verewigte in Angelegenheiten des hochgräfl. Hauses in Berlin zu, um daselbst als Assistent des Grafen Anton zu Stolberg-Wernigerode an einer den Abschluß des neuen Recesses mit dem preuß. Staate betreffenden wichtigen Arbeit Theil zu nehmen. Im J. 1834 wurde der Verewigte der Regierung und dem Konsistorium als Direktor vorgesetzt. So hat er fast 40 Jahre theils als praktischer Rechtsgelehrter, theils in diplomatischen Geschäften seines Landesherrn, vorzüglich aber als Dirigent der obersten Landeskollegien mit der gewissenhaftesten Bestrebung zur treuen Erfüllung aller seiner Pflichten, durch stete Wahrnehmung der herrschaftlichen Interessen, durch sorgsame Justizpflege und wohlthätige Einwirkung auf das Kirchen- und Schulwesen seiner Vaterstadt und der Grafschaft mit gleichem Eifer gebient. Aber nie wurde er im Drange der Berufsarbeiten seiner Muse untreu und widmete die ihm, besonders in der letztern Zeit, nur sparsam zugemessenen Erholungsstunden am liebsten der Benutzung seiner früh erworbenen und stets vermehrten literarischen Schätze — seine Bücher- und Dissertationensammlung war auf etwa 14,000 Bände, die Landkartensammlung auf etwa 8000 Stück angewachsen — und beschäftigte sich mit wissenschaftlichen Arbeiten im Fache der Geschichte, durch welche sein Name in der gelehrten Welt rühmlich bekannt wurde. Selbst bei seinen früher zur Erholung unternommenen Wanderungen in der Umgegend war seine Aufmerksamkeit unablässig auf das Erforschen von Spuren zerstörter Burgen, eingegangener Dörfer und anderer historischen Denkmale gerichtet. Bis an sein Ende blieb er mit geistesverwandten Forschern in lebhaftem literarischen Verkehre und viele Leser dieser Zeilen, die, durch Sympathie zu ihm hingezogen, seinen Werth zu würdigen wußten, werden seinen zu frühen Verlust beklagen. Zu den bereits abgeschiedenen Gelehrten, mit denen er in näherer Verbindung stand, gehörten unter vielen Andern folgende: Schulrath Brohm zu Ilfeld, Hofrath Bruns, Dr. J. F. Cramer *) in Halberstadt, Professor Ersch **), Professor Gräter in Ulm, Oberlandesgerichtsrath Hecht in Halberstadt, Reichsarchivar v. Lang, Joh. v. Müller; unter

*) Dessen Biogr. s. im 14. Jahrg. des N. Nekr. S. 505.
**) — — — 6. — — — S. 48.

den Lebenden mögen nur nachstehende genannt werden: Professor Bernd in Bonn, Hofrath Jak. Grimm, Hofrath Heeren, Hofrath Hesse in Rudolstadt, Hofrath v. Hormayr, geheime Justizrath (?) Hugo, Professſ. Kugler, Hauptmann v. Ledebur, Pastor Chr. Niemeyer in Debeleben, Archivrath Pertz, Direktor G. F. Ranke, Kriminaldirektor Schlemm in Halberstadt, Oberbibliothekar Spieker. Auch im vorgerückten Alter wußte sich der Vollendete manche genußreiche Stunde für seine Studien, die Besorgung seiner Korrespondenz und die Lektüre politischer und literarischer Zeitschriften zu erübrigen. Dabei liebte er erheiternden Umgang und nahm an geselligen Vereinen Theil. Den reinsten Genuß und stille Heiterkeit gewährte ihm in den letzten Jahren seines Lebens sein Familienkreis. Hier fand der theure Gatte und Vater in der Liebe der Seinigen Erholung und die schönsten Freuden. Nach vollbrachter mühevoller Arbeit waren es in traulichen Abendstunden oft die Ereignisse des Tages und die Angelegenheiten der Familie, welche ihn lebhaft beschäftigten. Seit geraumer Zeit begann die Gesundheit des Verewigten zu wanken und bedenkliche Krankheitsäußerungen ließen fürchten, daß die abnehmende sonst so frische Lebenskraft für die ihm obliegenden Geschäfte nicht mehr ausreichen werde. Unordnung in den Unterleibsorganen, namentlich abnehmende Lebenskraft der Leber und Hämorrhoidalleiden mit Brustbeschwerden verbunden, wurden zum Theil unterhalten und genährt durch eine zu sehr sitzende Lebensweise und zu wenig Bewegung in freier Luft. Mehrere Wochen vor seinem Tode wurde er von einem Katarrhalfieber befallen, welches ihn um so mehr angriff, als seine Körperbeschaffenheit schon zu sehr geschwächt war. Dennoch schien die Krankheit gefahrlos vorüber zu gehen, so daß der Verewigte, der es sich nicht nehmen ließ, fortwährend einen Theil der laufenden Arbeiten zu verrichten, auch an den regelmäßigen Sessionen der Regierung wieder Theil nahm (zum letzten Male am 7. April) und sich wieder Bewegung im Freien machte. Bald darauf traten unter heftigem Fieber empfindliche Schmerzen in der Lebergegend ein, wobei der Athem erschwert war und der Husten heftiger wurde. Von dieser gefährlichen Leberkrankheit wurde der ohnehin schon sieche Körper so heftig und zerstörend ergriffen, daß sich bald ein typhöser Zustand mit Verderbniß der Leber und deren Säfte einfand und ein schnelles Schwinden der Lebenskraft bemerkbar wurde. — Die Grabrede hielt der Konsistorialrath und Hofprediger Radecke. — Bei der Beurtheilung eines Mannes, dessen Leben der Oeffentlichkeit angehört, muß vor Allem sein rein

menschlicher Werth geprüft und gewürdigt werden, denn was diesem abgeht, wird weder durch glänzende Geistesgaben, noch durch ausgebreitete Gelehrsamkeit ersetzt. Soll daher das Leben und Wirken des Entschlafenen nach seinem wahren Gehalte vollständig begriffen und richtig beurtheilt werden, so kann es nur von diesem Standpunkte aus geschehen. Seine ausgezeichneten Geistesgaben wurden erst dadurch vorzüglich schätzbar, daß sie mit religiösem Sinne und Reinheit des Herzens, mit Wohlwollen und Menschenliebe im schönsten Einklange standen. Seine Religiosität gründete sich auf die im Worte Gottes geoffenbarten Lehren und Vorschriften und freudiger Glaube begleitete ihn bis zum Ziele. Eine glückliche Auffassungsgabe, Sicherheit des Urtheiles, Ordnung und Gewandtheit im Denken waren mit einer bei einem großen Reichthume der gediegensten Kenntnisse seltenen Anspruchslosigkeit vereinigt. Unermüdete Thätigkeit, Lauterkeit des Willens, klare Einsicht und edle Würde zeigte er überall in der Verwaltung, an der er Theil nahm und in der Behandlung der ihm übertragenen Geschäfte. Seine natürliche Bescheidenheit übte auf Alle, die mit ihm in Verbindung standen, einen wohlthuenden veredelnden Einfluß. Auf Lob machte er keinen Anspruch; gute Nachrede war ihm willkommen, Anerkenntniß erwünscht. Eigennutz blieb ihm unbekannt und frei war sein Herz von Vorurtheilen des Standes, von Ehrgeiz und Eitelkeit. Er besaß einen zarten und edlen Sinn für Freundschaft; hatte er einmal eine engere Verbindung geknüpft, so blieb er ihr mit Herzlichkeit zugethan. Gegenseitige Offenheit im Umgange mit verwandten Seelen war ihm Bedürfniß und hatte für ihn einen bleibenden Werth. Eine rühmliche Erwähnung verdient insbesondere sein Verhältniß zu den Mitgliedern und Subalternen der Behörde, deren Dirigent er war. Nicht bloß Vorgesetzter, sondern auch Freund war er ihnen; seine Erinnerungen und Weisungen waren nicht verletzend und er gewann mit der Liebe und Achtung des ganzen Personales einen Einfluß, den die Amtsautorität allein nie verschaffen kann. Bei seinem stets regen Wohlwollen gegen seine Mitmenschen, das bisweilen getäuscht, doch nie kälter und zurückhaltender werden konnte, fand bei ihm jedes Talent, jedes löbliche Streben, wo und wie es sich kund gab, Anerkennung und Beförderung, so weit es in seinen Kräften stand. Wie er in der Wissenschaft gern mittheilte und unterstützte, so war er auch im Leben Jedem hülfreich, der seiner bedurfte, ohne Rücksicht auf eigenen Vortheil. Mit seltener Bereitwilligkeit spendete er aus dem reichen Schatze seines Wissens; seine werthvolle

Büchersammlung stand Jedem offen und die unangenehmsten Erfahrungen vermochten ihn nicht, eine Bitte um Mittheilung literarischer Hülfsmittel zu versagen. Diese Grundzüge seines Charakters sind es, die ihm in dem Herzen Aller, welche mit ihm und unter ihm gearbeitet, mit ihm in geschäftlicher und wissenschaftlicher Berührung gestanden haben oder ihm sonst näher getreten sind, ein unvergängliches Denkmal stiften. Seine wissenschaftliche Bildung war mit den schätzbaren Eigenschaften seines Herzens vollkommen übereinstimmend. Nichts ließ er unbeachtet, was ihm einer ernsten Forschung würdig schien. In jeder Literatur war er bewandert. Angelegentlich beschäftigte ihn der Gang der Wissenschaft und er war eifrig bemüht, von jeder neuen Erscheinung, die nur von fern seine Studien berührte, genaue Kenntniß zu nehmen. Die Kunst war ihm werth und in der Poesie besonders schätzte er die umfassendste und geistigste der Künste. Mit den klassischen Dichtern seiner Nation war er vertraut; kein vorzüglicher Dichter des Auslandes blieb ihm ganz unbekannt. Wenn er aus überwiegender Vorliebe die nach seinen Berufsarbeiten ihm übrig gebliebene Zeit und Kraft zum größten Theile dem Studium der Geschichte und des deutschen Alterthumes zuwandte, so kann mit Wahrheit von ihm behauptet werden, daß er sich mit entschiedenem Berufe einer Wissenschaft hingab, die für die erhabensten Zwecke der Menschheit höchst werthvoll und wichtig ist. Während er mit größter Sorgfalt die Begebenheiten der Vorwelt zu durchforschen strebte, war es natürlich, daß die vaterländische Geschichte ihn am meisten anzog. Vornehmlich schöpfte er dabei aus den Urkunden des Mittelalters, die er nach ihrem ganzen Umfange und nach allen Beziehungen kritisch zu würdigen und zu beurtheilen verstand. Zugleich erkannte er, daß im Mittelalter Europa in vielfacher Hinsicht ein großes Ganzes war und daß es so aufgefaßt werden müsse, wenn nicht die wichtigsten Erscheinungen in der Geschichte nur halb begriffen werden sollen. Um diese anschaulich zu machen, versäumte er nicht, die Entwickelung der Vergangenheit anderer Länder ebenfalls sorgfältig zu verfolgen. Er scheute die ausgedehntesten Studien nicht und vernachlässigte keine Hülfswissenschaft, die Zustände des Alterthumes urkundlich und diplomatisch zu ermitteln. Insbesondere war er mit der ehemaligen Reichsverfassung Deutschlands bis ins Einzelne vertraut und kannte die Rechtsverhältnisse sehr genau. Indem er die Special- und Literargeschichte der verschiedenen deutschen Gebiete mit dem sorgfältigsten Fleiße bearbeitete und deren Charakter zu entwik-

keln suchte, begnügte er sich damit, diese würdige Aufgabe zu lösen und war weniger auf allgemeine Reflexionen und auf philosophische Betrachtungen über die Ergebnisse seines Forschens und Sammelns bedacht. Er ging bei diesen Studien mit außerordentlicher Genauigkeit und Strenge zu Werke und behauptete eine völlige Selbstständigkeit seiner Forschungen, die er überall bis zu den Quellen verfolgte. Obgleich im Umgange ungemein mild, verfuhr er doch als historischer Kritiker mit der größten Schärfe. Nur ächte, sichere, urkundliche Dokumente genügten ihm; Sagen und Hypothesen fanden bei ihm weniger Beachtung. Was nicht mit völliger Gewißheit erwiesen werden konnte, galt ihm gar nichts. Dies zeigte sich z. B. auch in seinen Untersuchungen über deutsche Mythologie, in denen er mehrere der gewöhnlichen Annahmen als unhaltbar verwarf. Deshalb wurde ihm, wohl mit Unrecht, von Manchen der Vorwurf eines zu weit getriebenen Skepticismus gemacht. Er war, so lange seine Berufsgeschäfte und seine Kräfte es gestatteten, fleißiger Mitarbeiter an mehreren gelehrten Zeitschriften und Korrespondent der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen. Das von ihm seit 1808 redigirte wernigerodische Intelligenzblatt (von 1808 bis 1815 Wochenblatt) enthält viele schätzbare Abhandlungen und Notizen zur Geschichte der Grafschaft Wernigerode. Sein Lieblingswunsch, die Geschichte des gräfl. Stolbergischen Hauses und der Grafschaft Wernigerode ausführlich zu bearbeiten, wozu er vor Allen geschickt gewesen wäre, konnte bei seinen überhäuften Geschäften nicht erfüllt werden. Doch hat er dazu unablässig Materialien gesammelt und dabei vornehmlich die ihm zu Gebote stehenden Archive und alte Chroniken benutzt. Dieses Werk, wäre es zu Stande gekommen, würde vieles Licht über die Sitten, Privatverhältnisse, Meinungen und den Rechtszustand vergangener Zeiten verbreitet haben. Eben so mußte die Ausführung seines Vorsatzes, die kirchliche Geographie des Mittelalters in Deutschland darzustellen, wozu er ebenfalls viele schätzbare Vorarbeiten gemacht und eine so reiche Landkartensammlung angelegt hatte, unterbleiben. Welche gründliche und ausgebreitete Kenntnisse er vorzüglich in diesem Zweige der Gelehrsamkeit besaß, wissen Alle, die ihn kannten. Er würde dabei durch ein ungemein glückliches Gedächtniß unterstützt und konnte eine außerordentliche Menge historischer Thatsachen, Namen und Jahrzahlen ohne alle Hülfsmittel auf der Stelle angeben. Bei diesen Eigenschaften des Verewigten ist es gewiß lebhaft zu beklagen, daß so viele literarische Arbeiten, die er mit unermüdeter Thätigkeit

und mit großer Liebe unternommen und bis an seinen Tod fortgesetzt hatte, nicht vollendet werden konnten. Immer bleibt es ein unersetzlicher Verlust, daß so viele Resultate seiner mühsamen Forschungen über die vaterländische Geschichte, die er großen Theils in seinem Gedächtnisse aufbewahrte und deren ausführliche Verarbeitung und öffentliche Mittheilung nicht zu Stande kam, mit seinem Tode untergingen. — Nachstehende Schriften sind von ihm einzeln im Drucke erschienen: Botho, Graf zu Stolberg, Ahnherr der Fürsten Europa's. Göttingen 1799. (Dem Erbgrafen Heinrich zu Stolberg-Wernigerode u. dessen durchl. Gemahlin überreicht beim Einzuge nach der Vermählung im Sept. 1799.) — Die hildesheim. Stiftsfehde vom J. 1519. Lpzg. 1803. — Die werniger. Dienerschaft. Wernig. 1805. (Dem Vater zum Jubiläum gewidmet.) — Ueber d. Gränzen und Eintheilung d. Erzbisthums Bremen. Ebd. 1808. (Seinem Oheim, dem Past. Delius zu Wilstedt im Bremischen zum Jubiläum gewidmet.) — Beiträge zur Geschichte deutscher Gebiete u. ihrer Beherrscher. 2 Bde. Quedlinb. 1813—17. — Bruchstücke aus der Geschichte des Amtes Elbingerode. Ebd. 1813. — Nachrichten zur Geschichte der Landstände in d. Grafschaft Wernigerode. 1817. — Untersuchungen üb. die Geschichte der Harzburg und den vermeinten Götzen Krodo. Halberstadt 1826. — Die Geschlechtsreihe der Herren von Hartisrode (Hasserode) 1832. (Aus v. Ledebur's Archiv rc. 7. Bd. 2. Hft. abgedruckt.) — Außerdem lieferte er Recensionen zu den göttinger gelehrten Anzeigen und der allgem. jenaischen Lit.-Ztg., so wie Beiträge zu Gräter's Bragur (Siehe z. B. 7. Bd. 1. Abtheil.: Gegen die Menschenopfer bei den alten Deutschen u. von dem Gelübde Artwacker's an den Krodo-Wodan.); — zu Sulzer's Nachtr. z. allg. Theorie der schönen Künste (Siehe 6. Bd. 2. St. und 7. Bd. 1. St.: Ueb. d. Religion d. alten Deutschen.); — zum Hercynischen Archiv (von Delius u. Archivar Holzmann in Goslar herausgegeben).; — zu Leop. v. Ledebur's Archiv für die Geschichtskunde d. preuß. Staates (Siehe 5. Bd. S. 34—56: Die Grafen v. Veltheim-Osterburg, wahrscheinlich ein alemannisches Geschlecht; zugleich Einiges über die Familienverhältnisse des Bischofs Burchard II. von Halberstadt und üb. dessen Todestag. 9. Bd. S. 97 — 139: Ist Seligenstadt, wo Karl der Große zuerst das östl. sächsische (nordthüringische) Bisthum zu gründen gedachte, Ein Ort mit der jetzigen Stadt Osterwiek? Gegenrede auf die Entwickelung im Archiv 9. Bd. S. 3: Das halberstädtische Seligenstadt vom Kriminaldirektor Fr. Schlemm zu Halberstadt.); —

zur allgemeinen Encyklopädie von Ersch und Gruber (Art. Mittlere Geschichte und Grafschaft Werningerode); — zu den Annalen des thüringisch-sächsischen Vereins und dem werningeródischen Intelligenzblatte.

145. Dr. Friedrich Hesekiel,

Generalsuperintendent und Konsistorialrath zu Altenburg;

geb. d. 27. Okt. 1794, gest. d. 14. April 1840 *).

Er war zu Rehsen im Dessauischen, wo sein Vater Prediger war, geboren. Nachdem er seine Schulbildung auf dem Gymnasium zu Dessau vollendet hatte, nahm er an beiden Feldzügen als freiwilliger Jäger Theil und konnte, dadurch verhindert, die zu Leipzig begonnenen theologischen Studien erst von Michaelis 1815—1817 zu Halle vollenden, wo Knapp, Niemeyer, Wegscheider und Gesenius seine vorzüglichsten Lehrer waren. Seine praktische Ausbildung verdankte er Marks, nach dessen Muster er in seinen Predigten sich bildete. Nachdem er kurze Zeit Hauslehrer gewesen war, wurde er 1818 zum Diakonus an der Moritzkirche in Halle gewählt. Die mit diesem Amte verbundenen Geschäfte ließen ihm Zeit genug übrig, nach andern Seiten hin seine Thätigkeit auszubreiten; mehrere Jahre war er als Hülfslehrer am k. Pädagogium beschäftigt, 1823 ward er Hospitalprediger, 1824 Inspektor der städtischen Schulen, 1826 Prediger an der Irrenanstalt, 1827 übernahm er nach A. H. Niemeyer's **) Tode die Redaktion des hallischen patriotischen Wochenblattes, so wie er auch an der Redaktion des Journals für Prediger und in seiner Eigenschaft als Sekretär der Missionsanstalt an der Redaktion der im Namen des Direktoriums der Frankeschen Stiftungen herausgegebenen Missionsberichte Antheil hatte. Trotz dieser verschiedenartigen Aemter und Beschäftigungen fand er Muße zu allerlei schriftstellerischer Thätigkeit. 1821 erschien: „Gottlieb Sonntag, Blätter eines Theologie Studirenden," welche in der Weise der Glockentöne von Strauß eine Art von Einleitung in das theologische Studium geben sollten; 1823 „das Christkind;" 1824 „die Nachbarskinder;" 1833 „der frommen Kinder erstes Lehr- und Lesebuch;" Kinder- und Jugendschriften, die durch gemüthliche Darstellung sehr ansprachen und vielen Beifall fanden. Auch als Dichter machte er sich bekannt und ver-

---

* Nach dem Intelligenzblatte der allg. Lit.-Zeit. 1840. No. 29, der allg. Kirchenzeit. 1840. No. 71 und Privatmittheilungen.

**) Dessen Biogr. s. im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 544.

anstaltete zwei Sammlungen der Proben seines poetischen Talents, denn 1825 erschienen zu Dessau seine Gedichte, 1827 zu Halle „Blüthen heiliger Dichtung." 1824 gab er „Blicke auf Halle und seine Umgebungen" heraus, in denen jedoch nur eine flüchtige Verarbeitung des in größern Werken enthaltenen Materials gegeben ist. 1833 schrieb er Erinnerungen an Fr. Ph. Wilmsen *), seinen Schwiegervater. Mehrere seiner Predigten wurden einzeln gedruckt. Bei der Jubelfeier der Uebergabe der augsburgischen Konfession ertheilte ihm die philosophische Fakultät der halleschen Universität ihre Doktorwürde honoris causa. Nach 16jähriger Wirksamkeit verließ er Halle und trat 1834 als Konsistorialrath und Generalsuperintendent an die Spitze der altenburger Geistlichkeit. In diesem neuen Amte ward er als gewandter und emsiger Geschäftsmann geschätzt. Er schloß sich besonders nach dieser Berufung nach Altenburg in seiner Predigtweise an die Manier Dräseke's an, wie dies namentlich die unter dem Titel Timotheus gesammelten Reden an Geistliche bei ihrer Einweihung (Altenburg 1837) und die Gedächtnißpredigt auf den Kaiser Franz **) (1836) zeigt, und ward als Redner durch seine ansehnliche Persönlichkeit, ein angenehmes Organ und eine schöne Diktion unterstützt. Großes Aufsehen hat das Konsistorialrescript vom 13. Nov. 1838 erregt, weil es den Predigern im Altenburgischen, welche hauptsächlich rationalistisch sind, eine strengere Berücksichtigung der altkirchlichen lutherischen Dogmatik in ihren Predigten empfahl und verlangte, daß auch die Lehren von der Sünde, Versöhnung, Rechtfertigung, Himmel und Hölle u. a. häufiger besprochen würden. H. galt allgemein für den Verfasser desselben und an ihn richtete daher auch der geheime Konsistorialrath Dr. Schuderoff sein Sendschreiben. Dieses Wirken gegen den Rationalismus, diese Aufmunterung zu der entgegengesetzten Richtung mußte bei H. um so mehr auffallen, da er während seiner halleschen Wirksamkeit ganz andern Grundsätzen gehuldigt hatte. Die theologische Fakultät der Berliner Universität, welche sich in ihrem Gutachten über das Rescript im Widerspruche mit den drei übrigen Fakultäten höchst beifällig ausgesprochen und die dagegen erschienenen Schriften gemißbilligt hatte, ernannte H. bei der Feier der Einführung der Reformation in der Mark Brandenburg zum Doktor der Theologie. Die Streitigkeiten, welche durch jenes Rescript hervorgerufen wurden, mögen

*) Dessen Biogr. siehe im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 387.
**) — — — — 13. — — — S. 227.

den Tod dieses Mannes beschleunigt haben, dessen Verdienste als Geistlicher und namentlich als Schriftsteller auf dem Felde der Jugend- und Kinderschriften anerkannt sind. — Sein Kollege, der Konsistorialrath Sachse, sprach ergreifende Worte am Grabe, so wie sein Amtsgenosse Klötzner in der Kirche. — H. hinterläßt mehrere Kinder, von denen der älteste Sohn bei seinem Tode sich bereits auf der Universität befand; einige sind noch unerzogen und eins wurde erst nach des Vaters Tode, der sich wenige Monate vor seinem Scheiden zum dritten Male verehelicht hatte, geboren. — Außer den schon genannten Werken gab er noch heraus: Das neue Hospital und Krankenhaus zu Halle. Dessau 1827. — Cansteins Leben. Ebd. 1827. — Franke's Denkmal. Ebd. 1828. — Lehrsprüche des Glaubens. Hamb. u. Gotha 1840.

* 146. Franz v. Heyn,

Lieutenant im 2. Infanterieregimente, zu Breslau;

geb. d. 4. Jan. 1819, gest. d. 14. April 1840.

Er war zu Ehrenbreitstein geboren, wo sein Vater*) als Major lebte. Als dieser im J. 1820 pensionirt wurde, verließ er mit ihm diesen Ort und weilte mehrere Jahre in Sachsen. Seinen Schul- und Gymnasialunterricht erhielt er in Breslau. Des Vaters Wunsch und Wille war eigentlich, ihn für den geistlichen Stand zu erziehen, da er als Katholik ihm auf diese Weise eine glänzende Karriere zu bereiten hoffte; allein der Sohn fühlte sich zum Militär hingezogen und trat deshalb im Jahre 1836 in das 2. Infanterieregiment. Den 9. Januar 1837 wurde er Portepeefähnrich und den 14. Febr. 1839 Lieutenant. Auf Besuch bei seiner Mutter, erkrankte er kurz vor seiner festgesetzten Abreise und endete schon am obengenannten Tage sein jugendliches vielversprechendes Leben. Die Liebe seiner Kameraden hat seine Gruft mit einem Denkmale geziert.

* 147. Joseph Schönweiler,

Domkapitular, Dom- und Stadtpfarrer und Stadtdekan zu Rottenburg am Neckar;

geb. d. 21. Aug. 1790, gest. d. 15. April 1840.

Sch., der Sohn braver christlicher Bauersleute zu Neufra, wurde in seinem Geburtsorte zu den Gymnasialstudien vorbereitet, die er in Donaueschingen vollendete. Philoso-

*) Dessen Biogr. s. im 17. Jahrg. des N. Nekr. S. 631.

phische Studien begann er, damals noch selten von einem katholisch-geistlichen Kandidaten betrieben, in Tübingen, setzte diese, so wie Theologie, in Freiburg im Breisgau fort, wo ihn die damals vielfach ausgezeichneten Lehrer lebendig ansprachen, und zuletzt war er noch Schüler der theologischen Fakultät zu Elwangen. Er zeichnete sich stets durch Talent, Fleiß, guten Fortgang, reine Sitten und religiösen Wandel aus. Den 17. Sept. 1814 ward er Priester und kam zuerst als Vikar nach Wilsingen. Hierauf ward er Repetent zu Elwangen und Tübingen. Von 1819 bis 1824 war er Pfarrer in Emerfelden, von wo aus er provisorisch zu dem wichtigen Amte eines Direktors am theologischen Konvikte des Wilhelmstiftes zu Tübingen berufen und schon nach einem Jahre definitiv als solcher bestätigt ward. Und er füllte sie ganz aus diese einflußreiche und wichtige Stelle. Schwierig war auch seine Stellung als Mitlehrer, als Pfarrer auf einer Universität und in einer Gemeinde verschiedener Konfessionen. Er war aber duldsam und kam jedem freundlich entgegen. Im J. 1836 ward er vom Bischofe zur Stelle eines Domkapitulars, Dom- und Stadtpfarrers und Stadtdekans berufen. In seinem Amtseifer traf ihn oft das Loos, vielfach mißkannt zu werden. Er ließ sich jedoch dadurch in seinem Wirken nicht irre machen. Sein Leben war zu kurz und zu sehr beschäftigt, als daß er Zeit genug gefunden hätte, durch Schriften seine Kenntnisse zu zeigen; nur eine kleine Biographie des Prof. Dr. Borst in Tübingen, die er als Repetent schrieb, und einige Aufsätze und Recensionen in der tübinger Quartalschrift sind von ihm erschienen.

G. A. Thiem.

* 148. Gebhard Anton v. Krosigk,

Herzogl. Anhalt'scher Gesammtrath, Ritter des k. preuß. rothen Adlerordens 2. Klasse mit dem Sterne, Inhaber des Kommandeurkreuzes vom herzogl. anhalt. Hausorden Albrecht des Bären, Besitzer der Rittergüter Hohenerxleben und Rathmannsdorf, zu Cöthen;

geb. d. 20. Febr. 1754, gest. d. 16. April 1840.

v. K. verlebte seine Kindheit in seinem Geburtsorte Hohenerxleben, wo seine Eltern, der herzogl. braunschweigische Oberhauptmann und fürstl. anhalt'sche Unterdirektor Anton Friedrich v. K. und seine Mutter, Helena Ehrengard, geb. von Alvensleben, aus dem Hause Eichenbarleben, bei einer still-häuslichen Erziehung in ihm den Sinn für Religion, Rechtschaffenheit und praktische Tüchtigkeit erweckten. Er bezog bereits im 16. Jahre seines Alters die Universität

Halle, um daselbst seine wissenschaftlichen Studien zu machen. Von hier begab er sich 1771 nach Ilsenburg, wo er sich dem Forstfache widmete, vertauschte jedoch diese Laufbahn späterhin mit der militärischen und trat im J. 1775 als Kornet in das k. preuß. Leibkürassierregiment zu Schönebeck. Der im J. 1778 entstandene baierische Erbfolgekrieg führte auch ihn mit den k. preuß. Truppen unter Anführung des großen Königs Friedrich nach Böhmen. Doch bald nach der Rückkehr in sein altes Standquartier nöthigte ihn der im Jahre 1779 erfolgte unerwartete und frühe Tod seines Vaters, durch welchen ihm die Rittergüter Hohenerxleben und Rathmannsdorf zufielen, den Abschied aus dem k. preuß. Militärdienste zu erbitten. Friedrich der Große verweigerte dem Bittsteller solchen anfangs und schrieb eigenhändig zwei Briefe in dieser Angelegenheit nach Hohenerxleben, in welchen er äußerte, daß ein solcher Junker sich nicht gleich als eigner Herr auf sein Gut müssig hinsetzen müsse, das brächte seiner Ausbildung nicht Vortheil, sondern Schaden. Nach mehrmaligen Verweigerungen gelang es denn doch endlich den vereinten Bemühungen der Familie, den gesuchten Abschied zu erlangen, worauf der bisherige Kornet im J. 1780 den Besitz seiner beiden großen Rittergüter antrat. Im J. 1787 wurde der nunmehrige Rittergutsbesitzer v. K. von der anhalt'schen Landschaft zum Landrathe fürstl. bernburgischen Antheils erwählt und als solcher von dem damaligen Senior des Gesammthauses Anhalt, dem Fürsten Karl Georg Lebrecht von Cöthen p. m., bestätigt. Im J. 1795 wurde er zum Gesammtrathe aller anhalt. Fürstenthümer ernannt und erfreute sich bis an seinen Tod der besondern Gewogenheit und Zuneigung aller auf einander folgenden Fürsten und Herzoge von Anhalt. Die anhalt. Höfe bedienten sich seiner, um ihre gegenseitigen Interessen unter einander durch ihn vermitteln zu lassen. So war im J. 1793 die Linie Anhalt-Zerbst ausgestorben und 1796 den 9. April war nach dem Tode des Fürsten Friedrich Albrecht von Bernburg das Seniorat auf den Fürsten Leopold Friedrich Franz von Dessau übergegangen. Da fand im J. 1796 in Dessau die Verloosung der geerbten Theile des nun getrennten Fürstenthumes statt und der Gesammtrath v. K. wurde von seinen Fürsten der Ehre und des Zutrauens gewürdigt, diese Verloosung vorzunehmen, so daß jeder der drei Fürsten von Anhalt-Dessau, Bernburg und Cöthen das Loos aus seiner Hand empfing. Eben so, wie er dieses höchst ehrenvollen Geschäfts oft mit Vergnügen gedachte, erinnerte er sich gern und häufig eines andern Ehrenamtes, wo er im Auftrage

seiner Fürsten deren Stelle hatte vertreten müssen. Anhalt besaß als Afterlehn vom Bischofe von Bamberg Burg-Scheidungen und hatte die Grafen von der Schulenburg wieder damit beliehen. Um die Lehen zu empfangen, wurde der Gesammtrath v. K. an Stelle der Fürsten in Begleitung des damaligen Kanzleisekretärs (jetzt geheimen Kammerraths) Schäfer nach Bamberg geschickt. So wie er durch das Vertrauen seines Fürsten 1815 dem im untern Herzogthume Anhalt-Bernburg errichteten Landsturme als Chef vorgesetzt ward, so wurde er im J. 1828 auch zum Direktor des gesammten anhalt. Stipendienwesens ernannt. Im J. 1780, bald nach Uebernahme seiner Güter, hatte er sich mit Auguste Ernestine Elisabeth von der Schulenburg, aus dem Hause Altenhausen, vermählt, mit welcher er in dem glücklichsten fast 60jährigen Ehebunde gelebt hat. Eine harte Prüfung lag für beide Ehegatten in dem Umstande, daß ihnen der Tod 4 Söhne hinwegnahm. Die Wunden, welche dieses herbe Geschick ihnen geschlagen hatte, wurden erst nach geraumer Zeit geheilt, als ihnen im J. 1799, also in dem 20. Jahre ihrer Ehe, ein fünfter Sohn, der jetzige Landrath v. K. auf Hohenerxleben geschenkt wurde. Außer diesem Sohne wurden ihnen 6 noch jetzt lebende Töchter geboren. Wie v. K. ein ausgezeichnet liebenswürdiger Gatte war, so zeigte er sich auch als ein höchst zärtlicher und liebevoller Vater, Großvater und Urgroßvater gegen seine Kinder, Enkel und Enkelinnen, deren er 24, Urenkel und Urenkelinnen, deren er 17 zählte. Am 6. Sept. 1830 ward ihm das Glück, in ungetrübter Munterkeit seine goldene Hochzeit feiern zu können. Nicht bloß von den damals regierenden Herzögen von Anhalt erhielt er viele Zeichen ehrender Anerkenntniß, sondern er ward auch von dem Könige von Preußen *), dem er stets die tiefsten Gefühle der Verehrung darzubringen sich gedrungen fühlte und deshalb jährlich, selbst noch im J. 1840, wo er ein Gemälde, sinnig eine Scene aus dem von ihm mitgemachten böhmischen Kriege darstellend, vom Könige erhielt, nach Berlin reiste, mit dem rothen Adlerorden zweiter Klasse beehrt, welchen ihm die Herzogin von Anhalt-Dessau selbst überreichte. Von allen Seiten und aus allen Ständen, namentlich aus dem Kreise seiner großen Familie und aus seinen beiden Dörfern wurden dem würdigen Paare die zartesten und innigsten Beweise von Liebe und Verehrung dargebracht, wodurch dieses schöne Familienfest zugleich für diese

---

*) Dessen Biogr. s. in diesem Jahrg. d. N. Nekr. unterm 7. Juni.

und die Nachbardörfer zu einem Volksfeste erhoben ward *). Bei einer Anwesenheit des Gesammtrathes v. K. in Berlin, im Jahre 1837, fügte der König zu dem früher verliehenen rothen Adlerorden noch den Stern hinzu. Auch von den herzogl. anhalt. Häusern wurde er in diesem Jahre zum Kommandeur des herzogl. anhalt. Hausordens Albrecht des Bären ernannt. Nichts lag v. K. stets so am Herzen, als das Wohl seiner Unterthanen. Wie ihr Vater betrachtete er sich in deren Mitte und sorgte oft mit den größten Aufopferungen für ihre Wohlfahrt. Besonders war dies in den Jahren der Bedrückung von 1806—1813 der Fall, wo die beiden Dörfer durch Plünderung, Lieferungen und Einquartierungen außerordentlich viel litten. Obwohl er selbst unter den härtesten Bedrückungen seufzte, da die raubsüchtigen Feinde von ihm besonders Geld und Lieferungen aller Art verlangten, obwohl er für die Seinigen zittern und seine eigne Sicherheit mehr als ein Mal gefährdet sehen mußte, wodurch er sogar genöthigt ward, bis nach Grabow in Mecklenburg unter großer Gefahr und Entbehrung zu fliehen, so verlor er doch nie die Angelegenheiten seiner von dem Feinde geplagten Unterthanen aus den Augen und sorgte für sie, wo er nur irgend konnte. Der jetzige Wohlstand in Hohenerxleben und Rathmannsdorf ist aber auch der beste Beweis dafür, was er gethan hat; denn in beiden Dörfern gibt es keine Arme, es wäre denn, daß Jemand nicht arbeiten wollte. Trotz des argen Kriegsdruckes, welcher dem Gesammtrathe v. K. fast unerträgliche Lasten aufbürdete, und trotz der sehr reichlichen Unterstützungen an die Bewohner von Hohenerxleben und Rathmannsdorf in dieser schlimmen Zeit machte er es doch möglich, im Jahre 1807 den neuen Flügel seines Schlosses in Hohenerxleben aufzubauen. Auch andere bedeutende Bauten hatte er vorher schon ausgeführt und darin vorzüglich seinen kirchlich-religiösen Sinn, wie die Liebe zu beiden Gemeinden beurkundet. So wurde im J. 1802 nach seiner Anleitung in Hohenerxleben die alte baufällige und zu kleine Kirche ganz abgebrochen und von Grund auf eine neue dafür erbaut, welche auch mit einer Orgel versehen wurde, die vordem fehlte. Seinen christlich-religiösen Sinn bewies er ferner 1818 durch eine fromme Stiftung, indem er von seinen Allodialäckern 2 Morgen zu einem bleibenden Fonde aussetzte, aus welchem jährlich Bibeln für Dürftige

*) Eine ausführliche sehr ansprechende Beschreibung der sehr würdig und gemüthvoll ausgeführten Jubelfeier findet sich im anhalt'schen Magazine Jahrg. 1830. No. 39.

in Hohenerxleben und Rathmannsdorf und, wenn diesem Bedarfe abgeholfen seyn würde, Schulbücher angeschafft werden sollten. Daß er mit seiner Frömmigkeit aber auch noch Empfänglichkeit für heitere Lebensfreuden verband, bewies seine Liebe zur Jagd, deren Freuden aus seiner Jugend ihm werth geblieben waren und denen er als Greis in seiner Rüstigkeit mit seltener Ausdauer noch nachhing. Sein reger Geist nutzte überhaupt die in ihm liegende Kraft zu solcher Thätigkeit, daß er noch einige Tage vor seinem Tode seine Geschäfte versah und selbst sich noch hülfreich und theilnehmend für Andere erwies. Der Tod, welcher diesem theuren Leben nach kurzem Krankenlager ein Ende machte, war ein höchst seliger und sanfter Tod. Die trauernde Witwe, welche es während des fast 60jährigen Ehebundes verlernt hatte, allein zu leben, folgte dem theuern Gatten sechs Tage darauf (am 22. April) im Tode nach. Die Särge beider Ehegatten wurden in einer frei und heiter gelegenen Familiengruft, die v. K. selbst schon hatte bauen lassen, beigesetzt. — Wollte man ein vollständiges Bild in wenigen scharfen Zügen von dem Vollendeten geben, so müßte man sagen: ungeheuchelte, kindliche Gottesfurcht und Frömmigkeit, die alle Lebensverhältnisse im Großen und Kleinen auf Gott bezicht und sich in lebendiger Kraft durch Wort und Werk bewährt, unerschütterliche Treue gegen Fürst und Vaterland, die reinste anspruchloseste Menschenliebe, die höchste Einfachheit in seiner Lebensweise, unermüdliche Thätigkeit, welche ihn auch bis in das späteste Greisenalter nicht verließ, offner Sinn für heitern Lebensgenuß, der ihm Jugendlichkeit und Frische des Gemüthes auch da noch bewahrte, als die Jugend längst hinter ihm lag, und die größte aufopferndste Liebe in den Verhältnissen als Gatte, Vater und Freund waren die Grundzüge eines Charakters, dessen Werth und Liebenswürdigkeit überall in den höchsten wie in den niedrigsten Lebenskreisen volle Anerkenntniß fand und diese Grundzüge drückten sich treu überall auch in seiner äußern Erscheinung ab.

149. Gustav Adolph Ferd. Heinr. Leo,

geheimer Oberregierungsrath und Vicepräsident der Regierung zu Posen;

geb. d. 4. Nov. 1779, gest. d. 17. April 1840 *).

Er bezog im 18. Jahre, mit vorzüglicher Schulbildung ausgerüstet, die Universität Königsberg in Preußen, auf der er sich besonders unter Krause's Leitung mit sehr geregeltem

*) Allg. preuß. Staats-Ztg. 1840. Nr. 135.

Fleiße den kameralistischen Studien widmete. Im J. 1802 begann er seine praktischen Arbeiten als Referendarius bei der Kriegs- und Domänenkammer in Königsberg; im Jahre 1804 wurde er als Assessor und 1805 als Rath bei der Kriegs- und Domänenkammer in Plock angestellt. Das Schicksal des Vaterlandes im J. 1806 unterbrach seine Amtsthätigkeit. Obgleich hülflos und bedürftig, lehnte er doch alle lockenden Anerbietungen, in fremde Dienste zu treten, als seinem ächt-preußischen Herzen widerstrebend, in gebührender Weise ab. Er sorgte in der damaligen allgemeinen Noth mehr für Andere als für sich. Nach dem tilsiter Frieden im J. 1807 verließ er Plock und begab sich nach Graudenz, wo er privatisirte und demnächst der Kriegs- und Domänenkammer in Marienwerder zur Disposition gestellt wurde. Der Präsident, nachheriger Minister des Innern, Graf Dohna *), erkannte schnell den geschickten und zuverlässigen Geschäftsmann. L. erhielt schon im J. 1809, ungeachtet der großen Konkurrenz brodlos gewordener Officianten, Beschäftigung im Regierungskollegium zu Königsberg und wurde bald als Domänendepartementsrath in dem damaligen Landesökonomiekollegium angestellt. Im J. 1812 wurde er als preußischer Civilkommissarius der französischen Armee und in den ersten Tagen des Jahres 1813 in gleicher Eigenschaft der k. russ. Armee entgegengesendet, die er bis an die Weichsel begleitete. Noch ehe der Aufruf des Königs **) erschien, warb und sammelte er Freiwillige und wies solche dem York'schen Armeekorps zu; er selbst bat um die Erlaubniß, den Krieg gegen Frankreich als freiwilliger Jäger mitmachen zu dürfen und erhielt solche durch die allerhöchste Kabinetsordre vom 24. März 1813, mit Hinweisung auf die inzwischen ergangenen Verordnungen wegen Eintritts der königlichen Civilbeamten in den Militärdienst. Er trat als Oberjäger in das Jägerdetaschement des litauischen Dragonerregiments ein, wurde zum Premierlieutenant unterm 13. Juni 1813 ernannt und im folgenden Jahre mit dem eisernen Kreuze zweiter Klasse am schwarzen Bande dekorirt. Nach Beendigung des ersten Krieges verließ er freiwillig den Militärdienst und erhielt im J. 1819 zum Tragen der Armeeuniform ohne Dienstzeichen die Berechtigung. Im December 1814 ernannte ihn der König zum Direktor der königlichen Regierung zu Gumbinnen und nach seiner von ihm im Jahre 1826 beantragten Versetzung zur Regierung in Danzig zum

*) Dessen Biogr. siehe im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 284.
**) Dessen Biogr. s. in diesem Jahrg. d. N. Nekr. unterm 7. Juni.

Vicepräsidenten der königl. Regierung zu Posen im J. 1833. In allen Dienstverhältnissen ergriff L. mit Freudigkeit jede Gelegenheit, das Gute zu fördern. So erschien er namentlich als Retter und hülfreicher Beistand im J. 1830, als der Weichsel tobende Fluthen des Landmanns Leben bedrohten und Danzigs gesegnete Fluren verwüsteten. Dankbar überreichte ihm der Magistrat in Danzig das Ehrenbürgerdiplom. Auch in den schwierigsten Verhältnissen hat sich L. durch treue Pflichterfüllung, Kraft und Ausdauer ausgezeichnet. Im Gefühle der tiefsten Dankbarkeit empfing er die Beweise der königlichen Huld und Gnade: das eiserne Kreuz im J. 1814, den rothen Adlerorden dritter Klasse im J. 1830, die Schleife zum rothen Adlerorden dritter Klasse im J. 1836 und den Charakter und Dienstrang eines geheimen Oberregierungsrathes im März 1839. Aber nicht nur als Beamter erfreute sich L. der Anerkennung seines Königs und der Achtung und des Vertrauens seiner Vorgesetzten und seiner Untergebenen, er erwarb sich auch als Privatmann durch seine hohe Rechtlichkeit, sein wohlwollendes für Freundschaft empfängliches und sie herzlich erwiederndes Gemüth, so wie durch einen ihm bis zu seinem Ende eigen gebliebenen jugendlich-frischen Sinn, die Herzen seiner Freunde und Bekannten. Bei seiner kräftigen Natur gab man sich der Hoffnung hin, daß ihm noch auf längere Zeit ein thätiges Wirken vergönnt seyn werde. Doch nur zu bald stellten sich bedenkliche Zeichen einer mit Brustbeklemmungen verbundenen Krankheit ein, die indessen nur selten seine Amtsthätigkeit unterbrach. So erschien der verhängnißvolle 17. April 1840. Der Tag wurde von L. den unabweislichen Geschäften, dem Andenken an das Hinscheiden des Weltheilandes und seiner Familie gewidmet. Dem äußern Anscheine nach, ohne ein Vorgefühl des nahen Todes, verließ er beim Schlafengehen seine Gattin, seinen 5jährigen Sohn und seine beiden Stieftöchter, die er mit eben der Vaterliebe, wie seine beiden abwesenden verheiratheten Töchter umfaßte. Nachts gegen 12 Uhr stellten sich Brustbeklemmungen ein. Mit den Worten: „Wie Gott will,“ legte L. sein Haupt auf den Arm seiner Gattin und — starb. Seine Kinder und der Arzt fanden ihn schon entseelt.

* 150. Johann Heinrich Fuhr,

Kaufmann und Großhändler zu Darmstadt;

geb. den 21. Januar 1777, gest. den 18. April 1840.

Sein Vater, Joh. Heinr. F., 1735 in Darmstadt geboren, erlernte die Handlung in Frankfurt a. M. und etablirte sich in seiner Vaterstadt. Obgleich mit äußerst beschränkten und kaum die Summe von 500 Gulden erreichenden Vermögensverhältnissen anfangend, wußte der thätige Geist dieses Mannes dem Handel die richtige Seite abzugewinnen. Der benachbarte Odenwald diente ihm hauptsächlich zur Ausführung seiner Spekulationen und er durchreiste denselben zu Fuß mit dem Stocke in der Hand bei gutem und bösen Wetter nach allen Richtungen hin, um die Produkte desselben an Potasche, Dürrobst, Nüssen, Wachholderbeeren u. dgl. mehr an Ort und Stelle bäuerlich im Kleinen einzukaufen und kaufmännisch im Großen und Kleinen wieder abzusetzen. Dabei war er streng ehrlich und gewissenhaft in allen seinen Handlungen, einfach, schlicht und sparsam in seinem ganzen Benehmen und bediente sich oft des Sprichwortes: daß Vorsicht besser sey denn Klugheit. So vorsichtig und überlegend zu Werke gehend, sah er seine Unternehmungen mit Segen gekrönt und seine Geschäfte von allen Seiten belohnend erweitert. Seine Versendungen nach dem nördlichen Deutschland wurden mit jedem Jahre bedeutender und er trat nach und nach mit den angesehnsten Häusern in Amsterdam, Rotterdam, Hamburg, Bremen, London u. dgl. in Verbindung, so daß er nun seine Waaren unmittelbar aus den Quellen bezog und als eigentlicher Kaufmann im wahren Sinne des Worts angesehen werden konnte. Der damalige Mangel an Konkurrenz begünstigte seine Geschäfte und sein hinterlassenes bedeutendes Vermögen bewies, was das Streben und die Kraft des einzelnen Menschen vermag, wenn heller Kopf und biederer Sinn die Grundlage des Lebens bilden. Vier Söhne und eine Tochter, alle erwachsen und versorgt, beweinten den im December 1809 eingetretenen Tod ihres braven Vaters, des Stifters und Begründers ihres häuslichen Wohlstandes; Bekannte und Freunde sprachen seinen Namen als den eines Ehrenmannes mit Achtung aus. Der älteste Sohn, J. D. F., etablirte die unter dieser Firma noch bestehende Handlung in Frankfurt a. M. und setzte das Geschäft in Landesprodukten fort; beide Häuser traten in wechselseitige Verbindung und beiderlei Geschäftszweige erhielten eine größere Ausdehnung. Der zweite

Sohn, Wilhelm F., bereiste die nordischen Gegenden, kehrte an Kenntnissen bereichert in die Heimath zurück und trat als Selbstprincipal der väterlichen Handlung in Darmstadt auf. Der dritte Sohn, Ludwig F., bisher kaufmännisch mit beschäftigt, wurde Eigenthümer eines Eisenhammers in Oberamstadt im Odenwalde. Der vierte Sohn, Joh. Heinr. F., erhielt gleich seinen Brüdern den Jugendunterricht durch Privatlehrer, dann aber in dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Neigung und Anlagen für den gelehrten Stand wurden dem Beispiele der Seinigen untergeordnet und auch er sah sich dem kaufmännischen Stande hingegeben. Er stand seinem Bruder, ohne Miteigenthümer zu seyn, helfend und rathend zur Seite und das Geschäft wurde durch ihn unterstützt und erleichtert. Er wußte eine jede Gelegenheit zum Vortheile des Handels zu benutzen, besaß einen seltenen Scharfblick für Waarenkunde und deren nach Zeit und Umständen sich modificirende Beurtheilung. Er gewann immer mehr eine solche praktische Gewandtheit und tief begründete Ansicht, daß man seine meistens auf richtige Theorie gebaute Spekulationen nur bewundern konnte. Es war unterhaltend und belehrend für den Nichteingeweihten, wenn diese drei Brüder über die Gegenstände des Handlungswesens sich unterhielten und in dieser Art von brüderlichem Handlungskongresse Ideen entwickelt und Pläne besprochen und festgesetzt wurden, die gewöhnlich in ihrer Ausführung herrliche Früchte trugen. Doch dieses schöne brüderliche Verhältniß wurde durch das schon im Juni 1824 unerwartet und plötzlich erfolgte Ableben des Bruders Wilhelm aufgelöst, ein Verlust, der um so schmerzlicher erschien, als dieser gute und rastlos thätige Mann kaum erst das ganze Handlungssystem des Hauses auf die solideste Weise noch fester begründet und die dermalen noch bestehende weitläufige Lokalität auf das Zweckmäßigste eingerichtet hatte. So ging diese gewissermaasen vollendete Schöpfung auf seinen noch einzeln dort lebenden Bruder, unsern F. über, so daß derselbe nun alleiniger Principal in Darmstadt wurde. Er trennte seinen Handel in den des Klein- und den des Großhandels, verpachtete den erstern und widmete sich ausschließlich dem letztern. Nach einigem Zeitverlaufe kaufte er ein Landgut an und wurde Eigenthümer der ehemals Prinz Georg'schen bedeutenden und schönen Besitzung Braunshard, eine Stunde von Darmstadt in der Ebene gelegen, wodurch sein Sinn für Natur und Landwirthschaft eine weitere Ausbildung und seine Thätigkeit einen größern Spielraum erhielt. Doch weit entfernt, das neue Besitzthum als eine willkommene Veranlassung für zu erwei-

terten Luxus und Lebensgenuß zu benutzen, wurde ein jeder dafür aufkeimende Gedanke dem einfachen und schlichten Familiencharakter streng untergeordnet. Das einzige Streben des neuen Besitzers ging nur dahin, sein Gut kennen zu lernen, dasselbe in allen Theilen möglichst zu veredeln und seinen Pächter zu einem wohlstehenden Manne zu machen. Der Zweck wurde auf diesem Wege vollständig erreicht und obgleich sein Grundsatz vorherrschend war, durch möglichste Sparsamkeit sein Vermögen zu erhalten und zu vermehren, so wußte er doch den Mittelweg zu treffen, um da, wo Anlaß und Anstand es heischte, auch mit Freigebigkeit aufzutreten. Nach und nach entwickelte sich in dem Denken und Handeln dieses Mannes eine eigne Art von Originalität, die denen nicht entging, die ihn verstanden, von denen aber oft mißdeutet und falsch ausgelegt wurde, denen in der Unkenntniß seines Wesens der Schlüssel fehlte. Wir glauben durch individuelle Aufführung seiner Denk- und Handlungsweise seine Persönlichkeit am richtigsten darzustellen und theilen deshalb einige Charakterzüge mit. F. ging von dem Grundsatze aus, daß man neben der strengsten Ehrlichkeit immer und unter allen Verhältnissen der Wahrheit huldigen müsse und daß kein Gesetz es verhindern dürfe, dieselbe offen und unumwunden auszusprechen. Er pries das Land glücklich, wo diese Meinung als Staatsmaxime angesehen werde. So war er der Meinung, daß man Logik nicht erst auf Universitäten, sondern als menschliches Gemeingut schon in den Schulen erlernen müsse. Er bediente sich oft des Ausdrucks, daß alles in Ursache und Wirkung bestehe und daß der Mensch nur durch darauf gebautes richtiges Denken und fleißiges Arbeiten vorwärts, gewöhnlich aber durch Vernachlässigung des Denkvermögens und Trägheit zurückgeworfen werde. Oft klagte er bei dieser Gelegenheit sich selbst und den Leichtsinn versäumter Jugendjahre an und rief dann wehmüthig aus: „Hätte ich eine solche Bildung genossen, wie sie jetzt die höhere Gewerbschule *) darbietet, und hätte ich früher das Konversationslexikon lesen können, ich wäre der glücklichste Mann geworden." So pflegte er eine scharfe Grenzlinie zu ziehen zwischen der erwerbenden und verzehrenden Klasse und wenn er der erstern den Vorzug einräumte, so geschah dieses, weil er aus eigner Erfahrung wußte, mit welcher Anstrengung das Erwerben verbunden

*) Linde: Uebersicht des gesammten Unterrichtswesens im Großherzogthume Hessen, besonders seit dem Jahre 1829. Gießen 1839. S. 226—242: „Die höhere Gewerbschule zu Darmstadt."

war und mit welcher Leichtigkeit das Verzehren hingenommen wurde. Er war aus Ueberzeugung ein warmer Freund des Bürger- und Bauernstandes und wünschte denselben von allen Seiten begünstigt zu sehen. Für religiöse Gesinnungen war der Verstorbene nicht unempfänglich, obschon er öfters in der Form das Gegentheil zu verrathen schien. Lenkte sich auch sein Glaubenssystem vorzüglich zu dem der spekulativ-natürlichen Religion hin, so äußerte er doch eine hohe Achtung für ächtes Christenthum und für das Leben und Handeln seines Stifters. Die strenge Ausübung seiner Lehren erschien ihm allzu schwierig und unausführbar für den schwachen Menschen im Leben. — Wurde er bisweilen darüber bei fröhlichen Gelägen aufgezogen, so wußte er seine Gegner beschämend abzuweisen, besonders wenn er an etwa anwesende Volkslehrer sich wandte und diesen den Rath ertheilte, ihre Zöglinge nur nach Christi Lehren auszubilden und mit gutem Beispiele fleißig voranzugehen. So stellte er unter allen Tugenden die Demuth oben an und behauptete, nur der Demüthige könne vor Gott und Menschen wohlgefällig erscheinen. Daß er dies ernstlich so meinte, mag folgendes Beispiel anekdotenartig beweisen. Er pflegte ein Mal in jeder Woche sein Gut zu besuchen, um dessen Bewirthschaftung stets im Auge zu behalten. Spazierfahrten außerdem vorzunehmen, dazu konnte er sich nur äußerst selten entschließen und warum? er wollte den Mitgefährten seines Standes kein Aergerniß geben und die im Vorbeifahren nicht beleidigen, die arbeitend und schwitzend ihr tägliches Brod erringen mußten. So überließ er seinen Wagen der Disposition Anderer und ging demüthig zu Fuße. Seinen ehelosen Stand zu verändern, dazu war er nicht zu bewegen und die Liebe für Freiheit und eigens sich gedachte Selbstständigkeit war bei ihm überwiegend. Die auffallende Anhänglichkeit an die Kinder seiner Freunde und Hausgenossen bewies indessen, daß er als Gatte und Vater sich glücklich gefühlt und die ganze Einrichtung seines Hauswesens sich anders gestaltet haben würde. Auch die liebevollsten Zuredungen seiner einzigen Schwester, der Ehegattin des gr. Hofraths Schazmann, vermochten seine Ansichten nicht zu ändern, obgleich die unmittelbare Nachbarschaft der Wohnhäuser beider Geschwister das tägliche Zusammenkommen zum Hausgesetze machte und der Vorzug eines glücklichen Ehestandes ihm nicht entging. Indessen fing nach und nach die Gesundheit dieses bisher kräftigen und starken Mannes an zu wanken und sichtbar schwächlicher zu werden. Vielleicht, daß das stille Gefühl mancher nicht anerkannter und versäumter, aber nicht

mehr abzuändernter Wahrheiten mit dazu beitrugen, ihn ernster und in sich gekehrter zu machen, es war unverkennbar, daß eine düstere Stimmung die letztern Jahre seines Lebens umwölkte, ihn, der sonst in dem Kreise munterer Freunde als der jovialste Gesellschafter anerkannt und willkommen geheißen war. Erschien er auch momentan heiter, so wurde diese Heiterkeit mehr von äußern Verhältnissen bedingt, als von innern Gefühlen hervorgerufen. Dabei wurde seine Krankheit, die Brustwassersucht, die ihre ersten Keime in dem nicht genug mäßigen Genusse des Weines finden mochte, mit jedem Tage bedenklicher und gefahrdrohend und das letzte halbe Jahr war gleich kummervoll für die Seinigen, als schmerzvoll und peinigend für den armen und vielfach geplagten Dulder. Die Sorgfalt mehrerer der geschicktesten Aerzte vermochten nur theilweise zu lindern, aber nicht zu helfen und der Kranke sah dem Ende seiner schweren Leiden mit Ergebenheit und Sehnsucht entgegen. Dieses erfolgte am obengenannten Tage, nachdem ihm noch der größte Schmerz geworden war, seine noch einzige Nichte in derselben Woche und nur fünf Tage vorher in der Blüthe ihrer Jahre durch den Tod verlieren zu müssen. Es ist und bleibt erfreulich für die hinterlassenen Verwandten des Verstorbenen, daß derselbe durch seine testamentarische Verfügung als einen Mann von denkendem Kopfe, gutmüthigem Herzen und offenem Sinne für alles Gute und Schöne sich dargestellt, dabei aber seinem Namen ein bleibendes Andenken gesichert und, wie es von Börne *) heißt, mit seinen Gegnern, mit sich selbst, ja mit der ganzen Welt abgerechnet und seine Rechnung abgeschlossen hat. Die eignen und wesentlich beibehaltenen Worte seiner Disposition, die im Publikum nur insofern Tadler fand, als er einen armen Freund, mit dem er fast täglich verkehrte, nur dadurch bedachte, daß er ihm ein kleines Darlehn erließ (legatum liberationis), mögen, obgleich auf anderem Wege **) bereits veröffentlicht, doch der Vollständigkeit und genaueren Bestimmtheit wegen dieses nachfolgend beurkunden. So heißt es in seinem gerichtlich niedergelegten Testamente: „Für die Stadtkirche dahier vermache ich 1500 Gl., mit der Bestimmung, daß diese Summe zur Reparatur der Kirche verwendet werden solle." Ferner: „Sodann habe ich beschlossen, für die Residenz Darmstadt eine Stiftung zur Unterstützung hiesiger auf unverschuldete

*) Dessen Biogr. siehe im 15. Jahrg. des N. Nekr. S. 220.
**) Großherzogl. hessische Zeitung. Darmst. d. 12. Mai. 1840. No. 32. Seite 783 u. 784.

Weise zurückgekommener verarmter Handwerker, die Bürger und Meister sind, unter folgenden Bestimmungen zu gründen: die Stiftung soll den Namen Johann Heinrich Fuhr'sche Stiftung führen und der Fond dafür soll gebildet werden aus meinem in der Obergasse gelegenen Wohnhause sammt Nebengebäuden und Hofraithegrunde und zwar in der Art, daß neben einem noch weitern Kapitale von 5000 Gulden, dessen Verwaltung unter die Aufsicht des jeweiligen Gemeinderaths hiesiger Stadt gestellt und die Prüfung der Würdigkeit demselben überlassen bleibt, alljährlich vier bis fünf vorbezeichnete Handwerker und zwar ein Jeder einzeln 150 Gulden zur Unterstützung erhalte. Es wird dabei festgesetzt, daß in den ersten 20 Jahren die aufs Zweckmäßigste einzurichtende Verwaltung durch keine Veräußerung gestört werden darf." Ferner heißt es: „Bestimme ich hiermit ein Kapital von 10,500 Gulden, dessen Zinsenertrag an einige namentlich aufgeführte Personen für deren Lebensdauer entrichtet werden sollen. Nach dem Ableben des letzten dieser Rentenbezieher soll das Kapital mit etwa eingetretenen Vermehrungen der hiesigen höheren Gewerbschule eigenthümlich zufallen und aus dem Ertrage sollen physikalische und mathematische Instrumente, Modelle, Bücher, Zeichnungen und derartige Gegenstände und die Zinsen zu sonstigen nützlichen Zwecken verwendet werden." Ferner heißt es: „Haben meine Erben folgende Legate auszahlen zu lassen 2c." Ohne solche zu benennen, bemerkt man, daß deren Beträge über die Summe von fast 12,000 Gl. verfügen. Sodann heißt es weiter: „Bestimme ich für die Polizei der Residenz Darmstadt die Summe von 1000 Gl., um hiermit die Kosten für die Errichtung eines anständigen Lokals für die Unterbringung solcher Arrestanten, welche dem gebildeten Stande angehören, sey es durch Ankauf oder Miethe, zu bestreiten." Schließlich heißt es noch: „Für den großherzogl. hessischen landwirthschaftlichen Verein bestimme ich zum Behufe der Preisvertheilung die Summe von 1000 Gl. und überlasse dem Gutdünken des verehrlichen Herrn Präsidenten und Herrn Sekretärs des Vereines eine zweckmäßige Verwendung anzuordnen 2c. 2c." — Es ist zu bedauern, daß alle Unannehmlichkeiten des Hagestolziates nur die einzelne Persönlichkeit des Verstorbenen berührten, so wie man anderseits lobend anerkennen dürfte, daß dieser Stand eine hohe Achtung in Anspruch nimmt, wenn er mit so einfacher Aussaat eine so gesegnete Ernte vorzubereiten weiß. — Ein halbes Jahr nach seinem Ableben ist die Handlungsfirma Joh. Heinr. Fuhr in Darmstadt erloschen. In seinem noch einzigen Neffen wird

durch dessen wahrscheinliche Besitzübernahme des Gutes Braunshardt die beste Hoffnung für die Zukunft begründet, den guten Namen der Familie aufrecht erhalten zu sehen.

151. Karl Milan *) von Kraft,

k. preuß. General der Infanterie, des schwarzen Adlerordens, des Ordens pour le mérite mit Eichenlaub, des eisernen Kreuzes 1. Klasse und mehrerer fremden Orden Großkreuz und Ritter, zu Königsberg;

geb. im J. 1765, gest. d. 18. April 1840 **).

v. K. gehörte einer altadeligen Familie an, die ursprünglich Steg geheißen haben soll, der Name Kraft aber wurde ihr beigelegt, als ein Ritter Steg in Gegenwart eines deutschen Kaisers einen Kampf auf Tod und Leben bestand und durch seine mit wunderbarer Kraft geführten Streiche den Sieg erlangte. „Hie Kraft, da Kraft," rief der Kaiser, wie Melisantes erzählt, dem riesenhaften Ritter zu, der von nun an Kraft genannt wurde. Eine Linie dieses Hauses, die Kraft v. Dellmensingen, besaßen nebst vielen Schlössern und Dörfern erblich das Todtengräberamt in der freien Reichsstadt Ulm als fürstl. Lehn mit allen Zehnten und Abgaben. — Der hochachtbare berühmte Verstorbene gehörte der sächs. Linie an und namentlich dem Hause Kraft von Delitsch am Berge, bei Merseburg (diese Besitzung ist aber in andere Hände gekommen). Sein Vater war Christian Leberecht von Kraft, vormals Kommandant von Breslau, gestorben am 20. December 1818 zu Brieg als Generalmajor außer Dienst, und seine Mutter war Rosine von Hanefeld. Im Jahre 1779 trat er, in seinem 14. Lebensjahre, als Junker in die preußische Armee. 1781 zum Fähnrich, 1786 zum Sekondelieutenant und 1793 zum Premierlieutenant im Infanterieregimente von Kalkreuth befördert, wohnte er als Adjutant des Oberkriegskollegiums den Feldzügen 1793 und 1794 in Polen bei. 1795 Stabskapitän und das Jahr darauf wirklicher Kapitän der Armee, wurde er Inspektionsadjutant des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. 1800 zum Major im Infanterieregimente Graf Wartensleben befördert, kommandirte er das zu diesem und dem Regimente Churfürst von Hessen gehörige Grenadierbataillon 1806 in der Schlacht bei Auerstädt. Bei der Reorganisation der Armee, 1808, in dem kolbergischen

*) Nach der preuß. Staatszeitung Karl August.

**) Zeitung für den deutschen Adel. 1840. No. 39 und preuß. Staatszeitung. 1840. No. 126.

Regimente angestellt, erhielt er als Kommandeur 1809 das 4. ostpreußische Regiment. 1810 avancirte er zum Oberst-lieutenant, 1811 zum Kommandeur der pommerschen Infanteriebrigade und 1812 zum Oberst. In dieser Zeit erfolgte unter seiner Leitung die Formation von 8 Reservebataillonen in Pommern. Ebenmäßig wurden während des Waffenstillstandes 1813 von demselben mehrere neumärkische Landwehrbataillone organisirt und ausexercirt; — eine Periode, der der General besonders gern gedachte und lobend auf die Macht des Allen inwohnenden Geistes hinwies, der wie ein Frühlingsathem das Volk durchströmte. Der nach dem Waffenstillstande fortgesetzte Krieg gegen Frankreich führte ihn als Brigadechef an die Spitze der zum 3. Armeekorps gehörigen 6. Brigade, welche an den Feldzügen 1813 und 1814 den rühmlichsten Antheil nahm. In der Schlacht von Großbeeren stürmten Theile seiner Brigade das Dorf gleichen Namens; dadurch entschied sich dieser blutige Kampf zum Vortheile der Verbündeten und Berlin wurde gerettet. Bei Dennewitz hielt die Brigade auf dem äußersten preuß. rechten Flügel bei Goilsdorf mit großer Tapferkeit die Schlacht, bis die Brigade von Borstell, die Entscheidung herbeiführend, erschien. Beim Sturme auf Arnheim, bei der Einnahme mehrerer kleinen Plätze in Holland, bei der Schlacht von Laon u. s. w. behauptete die Brigade den ehrenvollen Ruf, den sie sich unter der Leitung ihres Führers erworben, was der König *) dadurch anerkannte, daß er den Führer zum Generalmajor ernannte. Im Feldzuge 1815 gehörte die 6. Brigade (damals ein Theil des 2. Armeekorps) zu denjenigen Truppen, welche am 16. Juni Ligny bis zum letzten Augenblicke heldenmüthig vertheidigten und die durch Ausdauer, Muth und Hingebung in diesem blutigen Kampfe die Rückkehr des Sieges verbürgten. Der Sturm auf Namur erhöhte den Ruf der Tapferkeit der Brigade und ihres Führers und wand einen neuen Lorbeer in den Kranz, den sie sich schon früher errungen. Bei der Belagerung der franz. Maasfestungen unter Oberbefehl des Prinzen August von Preußen, bei Landrecy, Philippeville und Givet erwarb sich endlich die Brigade des Generals v. K. die vollste Zufriedenheit des Feldherrn, dessen Oberbefehle sie hier gehorchte. — Der General hatte sich in diesen blutigen Kämpfen die Anerkennung seines Königs und Herrn im vollsten Maaße gewonnen. Als äußeres Zeichen derselben waren ihm im Laufe des Krieges sämmtliche preuß.

*) Dessen Biogr. s. in diesem Jahrg. d. N. Nekr. unterm 7. Juni.

Militärorden verliehen worden. Der General v. K., nach dem Kriege zum Kommandeur der 3. Division in Stettin ernannt, wurde 1817 Generallieutenant. Von 1825 an kommandirender General des 1. Armeekorps, verlieh der König demselben nach der Revüe 1826 das 5. Infanterieregiment (früher 4. ostpreußisches) als Chef und bei Vollendung seiner 50jährigen Dienstlaufbahn, am 30. März 1829, den schwarzen Adlerorden. Die allgemeine Theilnahme, die sich bei diesem Feste von allen Seiten her dem Jubilar offenbarte, dürfte mit Recht als ein vollgültiger Beweis der Achtung, deren er sich bei allen Ständen erfreute, betrachtet werden. Sie gehörte mit zu den angenehmsten Rückerinnerungen des alten Kriegers, in dem besonders die gemüthliche Seite so stark vorwaltete. Die Cholera, mit den gegen dieselbe angeordneten Schutzmaasregeln, so wie die Insurrektion im angrenzenden Königreiche Polen 1830 und der Uebertritt mehrerer polnischen Korps auf das preuß. Gebiet und speciell im Bereiche des 1. Armeekorps, erzeugten bald darauf eigenthümlich schwierige Verhältnisse, bewährten indessen die gleichmäßige Ruhe, die umsichtige Festigkeit und die schonungsvolle Milde, als vorherrschende Eigenschaften seines Charakters, die bereits in den früheren Kriegen ihm zur größten Zierde gereicht hatten und ihm auch in diesem erweiterten Wirkungskreise die vollkommenste Anerkennung erwarben. Im März 1832, nachdem der ehrwürdige Krieger drei Monarchen gedient, schied er aus dem aktiven Dienste und lebte dann theils auf seinem Landgute Arweyden bei Königsberg in Preußen, theils in dieser letzteren Stadt selbst. — Den General v. K. charakterisirte in seinem öffentlichen Leben fester Wille und Beharrlichkeit auf dem Schlachtfelde, Geistesgegenwart, Entschlossenheit und ein unbeugsamer Muth, der sich im Augenblicke der Gefahr bis zur Kühnheit steigerte. Voll Liebe und Hingebung zu seinem Könige und Herrn, voll Eifer für die Sache, der er diente und deren großem Ziele er mit Geist und Beharrlichkeit zustrebte, hat er sich in allen Verhältnissen seines Lebens der ganzen Zufriedenheit seiner Monarchen und in seinen höhern Stellungen ehrenvoller Beweise von Vertrauen zu erfreuen gehabt und sich die Achtung seiner Untergebenen erworben. Im Lebensverkehre zeigte er diese Milde und Leutseligkeit, die er auf dem Schauplatze des öffentlichen Lebens nie verleugnet hat und im Umgange mit vertrauten Freunden entfaltete er die Tiefe seines reichen und seltenen Gemüths. Entfernt von der Bühne des Lebens, widmete er seine Muße der Bewirthschaftung und Beaufsichtigung seines Gutes und was er

durch Beobachtung und Erfahrung der auch in der Landwirthschaft fortschreitenden Zeit an Kenntnissen abgewonnen, erhielt hier Gestalt in der werkthätigen Sphäre und gedieh zur Verbesserung desselben. Der Wunsch, sich einen größern Wirkungskreis durch Acquisition einer größern Besitzung zu verschaffen, ließ General v. K. sein Gut verkaufen und sich einstweilen nach Königsberg übersiedeln. Hier überraschte ihn unter Plänen und Hoffnungen seine letzte Stunde. — Mit großer Standhaftigkeit trug er die Schmerzen einer langen und schweren Krankheit, welche die zärtliche Sorgfalt einer liebenden Gattin, die Aufmerksamkeit geschickter Aerzte wohl mildern, doch nicht beseitigen konnten, und mit der Ruhe, die ihn im Leben so ausgezeichnet charakterisirt hatte, blickte er dem Tode entgegen, der ihn von seinen körperlichen Leiden befreien sollte. v. K. hinterläßt keine Nachkommenschaft; ihn überleben nur eine theure Gattin, eine geb. v. Dangries, mit der er in einer 35jährigen glücklichen Ehe gelebt, das Andenken an seine Hingebung für König und Vaterland und der Ruf, den er sich als Mensch und Krieger bei seinen zahlreichen Verehrern und Freunden erworben.

152. Dr. August Ernst Rauschenbusch,

Pastor zu Altena (Westphalen);

geb. d. 27. Mai 1777, gest. d. 19. April 1840 *).

R. wurde zu Bünde in der Grafschaft Ravensberg geboren und stammte aus einer alten Predigerfamilie, die mehrere Generationen hindurch die Pfarrerstelle zu Meerbeck in der Grafschaft Lippe-Schaumburg bekleidet hatte. In seinem 13. Lebensjahre, im J. 1790, verließ sein Vater Bünde und folgte einem Rufe als Pfarrer an der lutherischen Gemeinde in Elberfeld. Hier wurde der Verewigte den 13. Mai 1791 konfirmirt. Im Herbste 1794 bezog er, mit guten Gymnasialzeugnissen versehen, die Universität Marburg, wo besonders Arnoldi und Jung-Stilling seine Lehrer waren. Mit dem Letzteren trat er in ein engeres Freundschaftsverhältniß, das auch in späteren Jahren noch fortdauerte. Nach anderthalbjährigem Aufenthalte in Marburg besuchte er noch ein halbes Jahr lang die Universität Göttingen und genoß dort die Unterweisung von Stäudlin und Plank. Darauf kehrte er nach Elberfeld zurück und ward am 6. Februar 1798 nach wohlbestandenem Examen von der bergischen Synode für wahlfähig erklärt. Der Verewigte begann sein

*) Elberfelder Intelligenzblatt. 1840. No. 60.

Wirken nach außen mit der Unterstützung seines Vaters in Elberfeld und der Umgegend. Bald aber trieb ihn ein besonderer Zug seines Herzens, sich in der Grafschaft Mark seinen Wirkungskreis zu wünschen. Er meldete sich daher auch bei der märkischen Synode zum Examen und erhielt am 3. Juli 1800 das seltene Zeugniß „vorzüglich gut bestanden," welches erst 14 Jahre nachher von ihm selbst, als er Examinator der märkischen Synode war, zum ersten Male wieder ertheilt wurde. Bald nach seinem Examen ward er zum Stadtpfarrer in Lüdenscheid erwählt und wandte sich dieser Gemeinde mit solcher Liebe zu, daß er um ihretwillen mehrere andere, ihm damals angetragene Stellen ausschlug, namentlich die eines Professors der Theologie und Predigers zu Nancy in Lothringen und die Pfarrerstellen in Vollmarstein und Hemer. Allein es entstanden Streitigkeiten in Lüdenscheid und eine Kabinetsordre entschied endlich, er könne hier nicht Pastor werden. Um diese Zeit traf ihn noch ein anderer harter Schlag. Sein geliebter Bruder August R., der mit 19 Jahren Pastor in Dabringhausen bei Solingen geworden war, starb daselbst nach nur 3jähriger reich gesegneter Wirksamkeit. Zu diesen traurigen Umständen gesellten sich damals bei dem Verewigten körperliche Leiden. Allein eben hierin ging ihm, wie er später oftmals erzählt hat, eine tiefere Einsicht in die Wege und den Willen Gottes auf, so daß diese Zeit für sein inneres Leben eine bleibend wichtige wurde. In seinem 26. Lebensjahre am 11. Nov. 1802 ward R. nach einhelliger Wahl als Pfarrer an der lutherischen Gemeinde in Kronenberg bei Elberfeld ordinirt. In der Ordinationsurkunde heißt es, er sey durch die Unterweisung eines frommen Vaters und frommer Lehrer von ungläubigen Zeitrichtungen und Bestrebungen frei gehalten und man hoffe von ihm, daß er in dem bleibe, was er gelernt habe und treu an dem Worte Gottes festhalte. Er fand in Kronenberg eine arme Gemeinde und suchte durch Kollektenreisen derselben aufzuhelfen. Außerdem unterstützte er mit großer Treue seinen oft kränklichen Vater, so daß er häufig Morgens seine eignen Konfirmanden unterrichtete und Nachmittags zu Fuße nach Elberfeld ging, um seines Vaters Konfirmanden zu unterrichten. Mehrere jüngere Brüder brachte er dort durch seinen Unterricht so weit, daß sie die Universität beziehen konnten, wie er überhaupt bei der Schwächlichkeit seines Vaters den Eltern immer rathend und helfend bei der Erziehung der jüngern Geschwister zur Seite gestanden. Als die niederbergische Klasse ihn zum Examinator machte und ihm die Mitherausgabe des noch jetzt im

Bergischen gebrauchten lutherischen Gesangbuches übertrug, unterzog er sich auch diesen Geschäften mit Fleiß und Eifer. Endlich begann in Kronenberg auch sein eigentliches schriftstellerisches Wirken. Nachdem er schon ehrenvoll mit einem kleinen Schriftchen über „Rationalismus und Pietismus" aufgetreten war, erschienen im J. 1806 seine biblischen Historien, die, zunächst durch den Kanzler Niemeyer *) in Halle und durch den Probst Callisen **) in Schleswig, als das beste in ihrer Art empfohlen, sofort in ganz Deutschland einen bedeutenden Wirkungskreis fanden und seitdem in mehr denn 30 rechtmäßigen Auflagen erschienen sind, der zahllosen Nachdrücke in allen protestantischen Theilen Deutschlands, des Elsaß und der Schweiz nicht zu gedenken, auch ins Dänische, Polnische und Französische übersetzt sind. Sein ebenfalls weit verbreitetes Handbuch für Lehrer beim Gebrauche der biblischen Historien, ein Werk, das einen unermeßlichen Schatz von christlichen Wahrheiten, Gedankenreichthum und von pädagogischen Grundsätzen enthält, so wie späterhin sein Erziehungsbüchlein und sein Leben Jesu zeugten gleich den biblischen Historien von seinem Streben, das Christenthum volksthümlich darzustellen und auf die verschiedenartigsten Verhältnisse des menschlichen Lebens einwirken zu lassen. — Nach 6jähriger Amtsführung in Kronenberg kam der Verewigte im J. 1808 als Rektor der höhern Bürgerschule nach Schwelm und half auch noch von hier aus die Amtsgeschäfte seines Vaters versehen, wie es ihm denn im Ganzen eine Reihe von Jahren vergönnt war, denselben mit seltener kindlicher Liebe und Treue in seinem schweren Amte zu unterstützen. — In demselben Jahre (1808) erhielt er von der philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg das Doktordiplom und vermählte sich mit Karoline Dorothea, Tochter des verstorbenen Freigrafen Heinr. Wilh. Schniewindt zu Heidelberg. Von den aus dieser Ehe gebornen 7 Kindern sind gegenwärtig noch 2 Söhne und 2 Töchter am Leben; außerdem leben 4 Enkel von ihm aus der Ehe seiner ältesten Tochter mit dem Pastor Döring in Elberfeld. Als Rektor in Schwelm nahm er sich seines Lehrerberufes, der ihm ohnedies neben dem Predigerberufe jederzeit sehr am Herzen lag, ernstlich an und verwaltete außerdem das Amt eines Armenpflegers mit vielem Erfolge. Als dann im Jahre 1814 in seiner Gegend der Ruf erscholl, das Vaterland vom Feinde zu befreien, folgte auch er diesem Rufe und diente

*) Dessen Biogr. s. im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 541.
**) — — — 17. — — — S. 1023.

als bergischer Brigadeprediger zugleich dem Vaterlande und der christlichen Kirche. In einem Zeugnisse seines Vorgesetzten, des Generallieutenants von Hünerbein, heißt es hiervon: „er habe sich vorzüglich durch Unerschrockenheit verdient gemacht, habe freiwillig in den Spitälern die an ansteckenden Krankheiten leidenden Soldaten aufgesucht, um ihnen geistliche Pflege angedeihen zu lassen und sey dadurch beinahe selbst ein Opfer seiner menschenfreundlichen Thätigkeit geworden." Er wurde nämlich nach der Uebergabe der Festung Mainz, vor der er lange mitlag, in Worms vom Lazarethfieber befallen und daraus nur wie vom Rande des Grabes gerettet. Der König ehrte ihn dafür durch die Verleihung der Kriegsdenkmünze für Nichtkombattanten. R.'s wirksame und thatkräftige Begeisterung für Deutschlands Befreiung wird noch Vielen auch aus seinen herrlichen Liedern damaliger Zeit bekannt seyn, so aus seinem „Aufrufe an die Berger," worin er prophetisch singt:

„Dann pflanzen wir auf des Drachenfels Höh'n
Die herrlichen Siegeszeichen!"

und wer erinnert sich nicht, bei den Freudenfeuern des 18. Oktobers sein schönes Lied:

„Was strahlt auf der Berge nächtlichen Höh'n,
Wie heilige Opferflammen?"

mitgesungen zu haben? In seinem 38. Lebensjahre, am 19. April 1815, zog R., nachdem er vom Ministerium des Innern als Pfarrer in Altena bestätigt war, hier ein und hielt am 23. April seine Antrittspredigt. Was er während seiner 25jährigen Amtsführung in Altena an seiner Gemeinde gethan, wie er in seinen Predigten die alte Wahrheit beständig in neuer Form darzustellen gesucht, wie er in seiner Seelsorge zugleich das geistliche und das leibliche Wohl seiner Gemeindeglieder im Auge gehabt, wie er sowohl den Zustand des Ganzen gehoben, als das Ergehen des Einzelnen mit Treue und Sorgsamkeit im Herzen getragen hat; — das Alles bedarf hier keiner ausführlichen Schilderung. Nur einige Punkte aus seiner sonstigen Wirksamkeit mögen noch Erwähnung finden. Das Amt eines Präses des Armen- und Schulvorstandes hat er zu wiederholten Malen mit Fleiß verwaltet. Das bis dahin ganz ungeordnete Schulwesen hat er vorzüglich in seinen gegenwärtigen bessern Zustand zu bringen sich angelegen seyn lassen. Eine längere Zeit hindurch hat er in Gemeinschaft mit einem dortigen Lehrer des Abends selbst eine Armenschule gehalten und darin unentgelldich das früher an den Kindern Versäumte nachzuholen gesucht. Unterricht in der Geschichte, Erdkunde und mehreren

fremden Sprachen hat er bis kurz vor seinem Tode Jedem, der es begehrte, zu gewissen Stunden der Woche ertheilt, ohne dafür irgend eine Vergeltung zu suchen. Außer dieser Thätigkeit in Altena übernahm er mehrere wichtige Arbeiten im Auftrage der märkischen Synode. Von 1818 an arbeitete er viele Jahre lang mit den Pfarrern Hülsemann in Elsey und Florschütz in Iserlohn an der Herausgabe des neuen evangelischen Gesangbuches. Im J. 1829 gab er mit den jetzigen Konsistorialräthen Bäumer und von Oven den Entwurf einer Agende für den Synodalbereich der Grafschaft Mark heraus. Von 1824—1827 bekleidete er das Amt eines Superintendenten der iserlohner Kreissynode, weihte als solcher die Kirche zu Arnsberg, die erste evangelische Kirche im Herzogthume Westphalen, ein; hielt die Predigerwahlen in Oestrich, Westhoven und Schwerte ab und war sowohl als Superintendent, wie nachher als Deputirter der Kreissynode und der Generalsynode Mitglied mehrerer Generalsynoden und Konferenzen. Seit dem Jahre 1830 zog sich der Verewigte mehr aus einer weitern öffentlichen Wirksamkeit zurück und widmete seine Zeit außer der Sorge für seine Gemeinde hauptsächlich seinen geschichtlichen Arbeiten, zu denen ihn der Minister der geistlichen Angelegenheiten zu wiederholten Malen aufgefordert hatte. Nach Herausgabe des interessanten kirchenhistorischen Werkchens über die religiösen Eigenthümlichkeiten der Länder: Jülich, Cleve, Berg und Mark, so wie der Lebensbeschreibung des westphälischen Reformators Hamelmann und des bergischen Märtyrers Clarenbach, beschäftigte er sich hauptsächlich mit der Geschichte der Stadt Altena und ihrer Umgegend. Allein der Tod hinderte ihn an deren Vollendung. Nachdem er meistentheils sich einer guten Gesundheit erfreut hatte und einem hohen Alter entgegensehen zu dürfen schien, traf ihn in der Nacht vom 9. auf den 10. Dec. 1839 ein Schlagfluß, der seine linke Seite lähmte. Er schien sich von demselben zwar wieder zu erholen, begann nach einiger Zeit den Konfirmandenunterricht wieder und hielt sogar wieder 4 Predigten. Doch ein neuer Schlagfluß, den er am Abend des 25. März 1840 erhielt, vernichtete alle Hoffnung seiner Genesung. Am 19. April, dem 25. Jahrestage seines Einzugs in Altena, ging er des Nachmittags um halb 4 Uhr nach kurzem Todeskampfe zur ewigen Ruhe ein. — Wenn durch Kopf und Herz ausgezeichnete Männer mit ihren Mitmenschen in verschiedenen Verhältnissen des Lebens stehen, in vielfache Berührung mit ihnen kommen, für ihr zeitliches und ewiges Wohl berufsmäßig Sorge tragen, durch ihre Wirksamkeit

auch außer ihrem Berufe nützlich werden und dann durch den Tod aus ihrer Mitte scheiden, so ist der Schmerz über den Verlust allgemein. Dies Gefühl sprach sich auch beim Begräbnisse unsers verewigten R. aus; die Seinigen hätten in seinem Geiste eine stille Beisetzung gern gesehen, aber die Gemeinde wünschte ein Trauerfest. An dem Tage, wo er vor 25 Jahren in Altena als Pfarrer eingeführt worden, sangen unter feierlichem Glockengeläute mehrere Hundert Schulkinder an seinem Sarge das Lied: „Wer weiß wie nahe mir mein Ende!" Dann sprach der Synodalassessor Dr. Hülsemann von Elsey als Repräsentant der Synode die Standrede. Hierauf setzte sich der Zug in Bewegung zum Kirchhofe: voran gingen die Schulkinder mit ihren Lehrern, dann kam der Sarg, getragen von den alten Waffengenossen aus dem heiligen Kriege; ihm folgten die Söhne des Verstorbenen, sein Schwiegersohn und sein ältester Enkel; diesen die Geistlichkeit des Orts und der Umgegend, die Repräsentanten und eine unzählige Menge von Verehrern des Seligen von nah und fern. Rührend war es, bei dem Leichenzuge so viele Israeliten in Trauerkleidern zu sehen; gerade diese hatten ihn so oft als Menschenfreund kennen gelernt und erfahren, wie sein Princip war, durch Liebe zum Glauben zu führen. Am Grabe redete Pastor Wileiny schön und ergreifend und nachdem die Trauernden in der Kirche angekommen waren, hielt Pastor Hammerschmidt die Leichenrede. Die schöne und schmerzliche Feier endete auf eine würdige Weise durch ein Schluß- und Danksagungsgebet des Schwiegersohnes des Verstorbenen, Pastor Döring aus Elberfeld. — R. war ein Mann, der das Leben in seinen verschiedenen Zweigen auffaßte, nicht bloß auf, sondern auch unter und neben der Kanzel, da wo er fruchtbaren Boden fand, guten Samen streute. Sein Charakter war edel, sein Gemüth heiter, sein Geist ungemein lebhaft, seine Thatkraft durchdringend, sein Handeln rasch. Unthätig seyn, war für ihn Strafe und in dem regen Streben nach immer tieferer Einsicht mochte er zuweilen die nächste Umsicht aus dem Auge lassen, Konvenienz übersehen und von denen, die keinen tiefern Blick in ihn warfen, schief beurtheilt werden. Schön wäre es, sagte er einmal scherzend, das Bedürfniß des Schlafes und des Essens und Trinkens nicht zu haben, um die Zeit, welche hierzu verwendet wird, dem Streben nach dem Höhern widmen zu können, wenn man dann auch einige Jahre weniger lebte. Schätze zu sammeln, die von Motten und Rost verzehrt werden, war ihm fremd und er legte ihnen nur in so weit Werth bei, als sie uns Bedürfniß sind

und den Erwerb ewig dauernder Güter erleichtern. Als Grundzug seiner religiösen Ansicht kehrte in seiner Predigt oft diese Wahrheit wieder: Keine Sünde ist so groß, sie kann vergeben werden und keine Sünde ist so klein, sie muß vergeben werden. Wo er mit Rath und That dienen konnte, war er stets bereit. So unterzog er sich einmal der Mühe, für einen elberfelder verarmten Israeliten bei dessen auswärtigen Glaubensgenossen Unterstützung zu suchen.

153. Karl August Graf v. Alten,

k. hanov. Kriegsminister und General der Infanterie zu Hanover, Großkreuz des k. hanov. St. Georgsordens, Großkreuz des k. hanov. Guelphenordens, des k. großbrit. Bathordens, des kais. österr. St. Stephansordens, des k. russ. Alexander-Newskyordens, des kais. russ. St. Annenordens, des k. preuß. rothen Adlerordens, Kommandeur des königl. portug. Thurm- und Schwerdtordens, des k. franzöf. Ordens der Ehrenlegion, Ritter des k. niederländ. Wilhelmsordens, des königl. portug. Verdienstordens, Inhaber des goldenen engl. Kreuzes mit drei Klassen für die Schlachten von Albuera, Salamanca, Vittoria, Niwelle, Nive, Orthes u. Toulouse, Inhaber der engl. Waterloo-Medaille u. des hanov. Wilhelmskreuzes;

geb. den 20. Okt. 1764, gest. den 20. April 1840 *).

Graf v. Alten stammte aus einer adligen protestantischen Familie, welche seit einer Reihe von Jahrhunderten im Fürstenthume Calenberg blüht und ihre Niederlassung in diesen Gegenden bis auf die Zeiten Karl's des Großen zurück datirt. Sein Vater war der Oberhauptmann August Eberhard v. Alten zu Burgwedel und seine Mutter eine geborne Freiin v. Vinke; er war der jüngste von neun Geschwistern (sieben Söhne und zwei Töchter, wovon indessen zwei Söhne und eine Tochter schon früh verstorben waren). Seinen ersten Unterricht erhielt v. A. unter nicht gerade günstigen Umständen im elterlichen Hause; jedoch wurde ihm sehr bald, im Sinne jener Zeiten, eine Geläufigkeit in der französ. Sprache verschafft. Im 12. Jahre wurde er Page, glücklich genug in einer Periode, wo in diesem Institute der beste Geist herrschte, obgleich der ertheilte Unterricht ebenfalls nur mangelhaft und ungenügend war. Im 18. Lebensjahre, also im Jahre 1781, wurde er Fähndrich in der Fußgarde und kam zu der Kompagnie des jungen Prinzen Georg von Mecklenburg (jetzigen Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz), welche von dem Lieutenant A. v. Ompteda (nachherigen

*) Nach: Die Feierlichkeiten bei Beerdigung des Generals C. Graf v. Alten. Hanov. 1840 u. dem hanov. Volksblatte. 1840.

Drosten zu Burgdorf) kommandirt wurde. Dieser nahm sich des Jünglings mit Eifer und Liebe an und hielt dabei eben so streng auf die pünktlichste Erfüllung aller Dienstpflichten. Im Jahre 1785 avancirte v. A. zum Lieutenant und wurde im Jahre 1789 zum Exercierofficier erwählt. Seine große Vorliebe zur Taktik machte ihm die damit verbundenen Geschäfte besonders angenehm und sie trugen dagegen viel zu seiner spätern Ausbildung in diesem so wichtigen Fache bei. In dieser Lebensperiode trat er in nähere Berührung mit dem berühmten Scharnhorst, dem jetzigen General Stoltze in badischen Diensten und dem nachmals als Partheigänger in österr. Diensten bekannten Scheither, welcher die Anlagen dazu von seinem Vater ererbt zu haben schien. In solchen Umgebungen studirte er die verschiedenen Zweige der Kriegswissenschaften und namentlich die Lehre vom kleinen Kriege; er wohnte zugleich den mannichfaltigsten Versuchen bei, welche unter der Leitung Scharnhorst's damals in der hanov. Artillerie angestellt wurden. Zu seinem Glücke, wenn gleich unmittelbar zu seinem großen Leidwesen, wurde er zuerst im Jahre 1781, und späterhin durch den Herzog von York, abgehalten, an einer Absendung von Truppen freiwillig Theil zu nehmen, welche 1788 als Verstärkung der hanov. Bataillone nach Ostindien ging. Im Jahre 1790 wurde v. A. zum Oberadjutanten des kommandirenden Generals, Feldmarschall v. Reden, ernannt und dadurch außer der Anciennetät zum Kapitän befördert. Bei der damaligen Organisation der Armee führte er in jenem Posten alle die Infanterie betreffenden Geschäfte. Durch seinen ältern Bruder, den Drost v. Alten, wurde er etwa gleichzeitig in eine Vereinigung aufgenommen, deren Zweck die geistige Ausbildung der Mitglieder war und welche den als Schriftsteller berühmten Brandes zu ihrem Vorstande hatte. Diese Gesellschaft, welche mehrere ausgezeichnete Männer zählte, wirkte auf die Ausbildung des jungen Mannes sehr vortheilhaft, indem er bei solchen Berührungspunkten sich veranlaßt sah, neben den militärischen Wissenschaften, mit größtem Eifer auch Philosophie, Geschichte und Sprachen zu studiren. Nachdem in einer längern Reihe von Jahren keine Zusammenziehungen von größern Truppenabtheilungen stattgefunden hatten, geschah dies endlich im J. 1791 bei Lüneburg, unter dem Kommando des Prinzen Ernst von Mecklenburg-Strelitz, und der Kapitän v. A. that bei dem Korps, welches aus 12 Bataillonen Infanterie, 2 Regimentern Kavallerie und 2 Batterien Artillerie bestand, den Dienst als Oberadjutant der Infanterie. Bei dieser Gele-

genheit wurde ihm der Auftrag ertheilt, ein kleines Reglement aufzusetzen, wornach die Linien und Richtungen des Korps eingenommen werden sollten, indem die bestehenden Vorschriften darüber nur höchst mangelhafte Instruktionen enthielten. Auch die Entwerfung der Dispositionen und die Leitung ihrer speciellen Ausführung war ihm hauptsächlich übertragen. Als im Jahre 1793 die hanov. Armee an dem Revolutionskriege Theil nahm, begleitete der Kapitän v. A. den kommandirenden General, Feldmarschall v. Freitag, welcher dem Feldmarschall v. Reden im Kommando gefolgt war, als Oberadjutant und die erste Gelegenheit, sich als brauchbarer und tapferer Officier zu zeigen, wurde ihm in der Schlacht von Famars den 23. Mai zu Theil, deren glücklicher Ausgang bekanntlich die Belagerung von Valenciennes möglich machte. Bei dieser Belagerung that er auf dem einen Flügel den Dienst als Brigade- (Tranchée) Major und zeichnete sich durch Umsicht und Thätigkeit besonders aus. Vor Allem aber wird, wegen der Seltenheit ihrer Ausführung, eine von ihm glücklich unternommene Rekognoscirung merkwürdig bleiben. Die Franzosen hatten auf der dem Angriffe entgegengesetzten Seite der Stadt eine Redoute aufgeführt, von deren Lage und Stärke es höchst nothwendig war, bestimmte Nachrichten zu erhalten. Kapitän v. A. erhielt den Auftrag, dies zu bewerkstelligen. Die Gestaltung des Terrains machte die Einsicht in dieses Werk jedoch nur möglich, indem man im Rücken der feindlichen Vorposten ein Haus zu erreichen suchte, zu welchem man nur dicht vor der franzöf. Schildwache gelangen konnte, indem man die Chaussee überschritt, welche von dieser beobachtet wurde. Von der verbündeten Armee waren auf diesem Flügel die Vorposten durch Kroaten besetzt; er wandte sich daher an den kommandirenden Officier derselben und erhielt zwei Kroaten als Begleiter, welche die Gegend kannten. Um weniger bemerkbar zu seyn, legte Kapitän v. A. dieselbe Uniform an und schlich mit ihnen hinter einer Hecke verborgen bis an die Chaussee. Ein Kroat kroch nun auf den Händen bis an den Rand des Grabens und indem der französische Posten bei seinem Auf- und Niedergehen ihm den Rücken zeigte, passirte er die Chaussee. Auf ähnliche Weise kam Kapitän v. A. und der zweite Kroat auf die andere Seite und schlich sich dort mit gleicher Vorsicht bis zum Hause, beobachtete aus einem Bodenfenster die feindliche Redoute und zeichnete die erforderlichen Notizen auf. Ihr Rückweg war ihrem Kommen ähnlich. Nach der Einnahme von Valenciennes, welches den 28. Juli gefallen war, brach

die Armee des Herzogs von York am 14. Aug. zur Belagerung von Dünkirchen auf, um für die Engländer einen ihnen günstig gelegenen festen Punkt zu erobern. Auf diesem Marsche ging man mitten durch die Linie der französ. Festungen und Kapitän v. A. hatte hier Gelegenheit, durch seine Besonnenheit ein zu kühnes Wagniß des Herzogs von York unschädlich zu machen, indem dieser mit drei Schwadronen bei Marquain durch eine schmale Furth den Franzosen gefolgt war, die ihrerseits mit sechs Regimentern Kavallerie aufmarschirt hielten, um den Rückzug zu decken. Kapitän v. A. benachrichtigte den Feldmarschall v. Freitag von diesen Vorgängen, der dem Prinzen sogleich mit einer angemessenen Verstärkung zu Hülfe eilte und den Feind zum Rückzuge zwang. Am 18. August trennte sich das unter Kommando des Feldmarschalls v. Freitag zur Observation bestimmte etwa 16,000 Mann starke Korps von der Armee, unter dem Befehle des Herzogs v. York. Die Avantgarde des Freitag'schen Korps, bestehend aus dem ersten leichten Grenadierbataillon, führte am 21sten eine glänzende Waffenthat aus, indem sie mit Tagesanbruche das feste feindliche Lager bei Ost-Capelle überfiel, wobei 4 Kanonen erbeutet und 260 Gefangene gemacht wurden. — Kapitän v. A., durch seinen Dienst beim Feldmarschall verhindert und durch den Abbruch einer dazwischen liegenden Brücke aufgehalten, stieß erst gegen Ende dieses Ueberfalles zum Bataillon und als dieses nun den Befehl erhielt, den flüchtigen Feind zu verfolgen, welches wegen des koupirten Terrains nur en débandade geschehen konnte, verfügte er sich zu den vorausgesandten Plänkerern, um das Dorf Rexpoede zu rekognosciren. Kaum in der Nähe des Dorfes angekommen, sah er den Lieutenant (nachmals als Brigadier in der Schlacht von Waterloo gebliebenen) C. v. Ompteda im Begriffe, mit einem zum Hülfskorps bestimmten Peloton von etwa 30 Mann rasch in Rexpoede einzurücken. Dieser Ort war von etwa 600 Mann und 4 Kanonen des Feindes besetzt. Besser bekannt, als der Lieutenant v. Ompteda, mit der Stärke des Feindes, entschloß er sich, so viele der Plänkerer zu vereinigen, als es die Eile gestattete und mit diesen sich ihm anzuschließen. Da nämlich der Feind die Andringenden bereits gewahr geworden, so war ungeachtet seiner Ueberlegenheit ein Zurückziehen nicht rathsam und nur ein rasches, kühnes Vorschreiten ließ noch auf günstigen Erfolg hoffen. Dieser augenblicklich genommene und ausgeführte Entschluß wurde vom glücklichsten Erfolge gekrönt. Der Feind, welcher mitten im Orte die Schwäche der nahenden Mannschaft nicht

beurtheilen konnte und vermuthen mußte, daß die übrigen Truppen auf dem Fuße zur Unterstützung folgten, gerieth in ein panisches Schrecken und verließ fliehend das Dorf. Mehrere Gefangene und 4 Kanonen, welche der Feind im Gedränge nicht zu retten vermochte, blieben in den Händen der Sieger. Tages darauf, beim weitern Vorrücken, ward die Avantgarde durch das Feuer eines feindlichen Hinterhaltes beunruhigt. Kapitän v. A. erbat sich die Erlaubniß, mit einer Grenadierkompagnie in dessen Flanke zu gehen, zerstreute den Feind mit leichter Mühe und erbeutete 4 Amusetten. Der Feind, wie sich aus mehreren der Gefangenen ergab, bestand größtentheils aus bewaffneten durch die Franzosen insurgirten Einwohnern und die Geschütze fand man mit Nägeln und kleinen Stücken Eisen geladen. Während hierauf der Herzog von York die Belagerung von Dünkirchen unternahm, deckte das Korps des Generals v. Freitag diese Operation. Zu diesem Endzwecke ward eine Position gewählt von Esklebeck über Wormshout, Herseele ꝛc., welche beiden erstern Oerter erst nach scharfen Gefechten vom Feinde geräumt und von den Hanoveranern besetzt werden konnten. Diese Postirung wurde unter beinahe täglichen Gefechten bis zum 6. Sept. behauptet. Der Feind, zu großer Uebermacht verstärkt, griff an diesem Tage die Linie der Hanoveraner auf allen Punkten an und nach hartnäckigem Widerstande sah sich der Feldmarschall v. Freitag genöthigt, mit seinem Korps in 2 Kolonnen den Rückmarsch auf Hondschotten anzuordnen. In der Zwischenzeit hatte sich der Feind am Nachmittage dieses Tages bereits des Dorfes Rexpoede bemächtigt und diesen auf der nach Hondschotten führenden Straße belegenen Kommunikationsort besetzt. Der Feldmarschall v. Freitag, hiermit unbekannt, war, nebst dem Prinzen Adolph (jetzigen Herzog von Cambridge), in Begleitung seines Stabes und einer geringen Bedeckung, der Kolonne spät Abends nach Hondschotten zu vorausgeritten und wurde nahe vor Rexpoede von feindlicher Kavallerie überfallen. Der Feldmarschall fiel schwer verwundet in feindliche Gefangenschaft, der Prinz Adolph, bedeutend am Kopfe verwundet, hatte jedoch das Glück, mit Hülfe seines Adjutanten, des Lieutenant v. Wangenheim, sich glücklich durchzuhauen und der Gefangenschaft zu entgehen. Während dies vorfiel, war der Kapitän v. A. mit einem Auftrage des Feldmarschalls abwesend, um die Korps der Generale von Hammerstein und von Wangenheim, welche in die Nähe von Knoxbergen detaschirt waren, auf Hondschotten zu dirigiren. Nach Ausführung dieses Auftrages, auf seiner Rück-

kehr zum Feldmarschall in stürmischer regnigter Nacht vor Rexpoede angelangt, ward er mit feindlichem Anrufe empfangen und fand sich genöthigt, umzukehren. Die Heerstraße nach Bergen verfolgend, war er so glücklich, auf die Kolonne unter General v. Wallmoden zu treffen. Dieser, von dem Schicksale des Feldmarschalls unterrichtet, war entschlossen, den Feind wieder aus Rexpoede zu vertreiben. Kapitän v. A. schloß sich diesem Angriffe an, welcher, unter Befehl des wegen seiner Bravour bekannten Generals v. d. Bussche, durch das 2te leichte Grenadierbataillon, unterstützt von 2 Geschützen, auf das Glänzendste mit dem Bajonette ausgeführt wurde. Der Lieutenant L. v. d. Bussche (jetziger Generallieutenant), damaliger Oberadjutant seines Vaters, hatte hierbei das Glück, den Feldmarschall v. Freitag, welcher in einem Hause des Ortes vom Feinde als Gefangener bewacht wurde, begleitet von einem Detaschement Grenadiere unter dem Lieutenant v. Arentsschildt, aufzufinden und zu befreien. Kapitän v. A. führte nun mit persönlicher Anstrengung und durch seine Entschlossenheit manches Hinderniß beseitigend, den Feldmarschall während der Nacht nach Hondschotten zurück; früh Morgens am 7. Sept. erreichte er diesen Ort, woselbst er in demselben Hause, in welchem der Feldmarschall abstieg, auch den verwundeten Prinzen Adolph antraf. Der Feldmarschall v. Freitag, durch seine Verwundung gezwungen, übergab hier dem General v. Wallmoden das Kommando des Korps und verließ die Armee. Kapitän v. A. blieb nun freiwillig als Oberadjutant bei dem General v. Wallmoden, dessen Korps noch die Stärke von etwa 12,000 Mann betrug, einschließlich eines österreichischen, eines hess. Regimentes und der Kavallerie. Letztere wurde bis auf wenige Mann, des koupirten Terrains wegen, welches ihre Verwendung nicht zuließ, zurückgeschickt. Am andern Tage, den 8. Sept., wurde gegen die feindliche große Uebermacht unter Houchard die blutige Schlacht von Hondschotten geschlagen. Es war nothwendig, diesen Ort so lange zu halten, bis der Rückzug des Herzogs von York mit der Belagerungsarmee gesichert war. Morgens 8 Uhr begann der feindliche Angriff. Durch das koncentrische Feuer des Feindes wurde die Behauptung des Ortes Hondschotten für die hanov. Truppen sehr schwierig und war mit empfindlichem Verluste an Mannschaft, und besonders verhältnißmäßig an Officieren, verknüpft. Nichtsdestoweniger wurde der Besitz des Ortes bis gegen Mittag behauptet, zu welcher Zeit der General v. Wallmoden vom Herzoge von York, durch dessen Adjutant den Hauptmann v. Marschalk, die

Nachricht erhielt, daß die Belagerungsarmee ihren Rückzug bewerkstelligt habe. Zu Anfange der Schlacht fand der Kapitän v. A., vom Generale dazu beauftragt, seinen Platz auf dem linken Flügel, woselbst der Feind Miene machte, seinen Gegner mit seinem rechten Flügel zu umgehen. Hier waren ein österr. Regiment und das 1ste hanov. Gardebataillon postirt. Der Kommandeur des Erstern, der Oberst v. Wolf, hielt den im koupirten Terrain gegenüberstehenden Feind für hess. Truppen, weil dieser die Kriegslist gebraucht hatte, gleich den Hessen, die vom General v. Wallmoden für die blau uniformirten Truppen als Abzeichen vorgeschriebene weiße Binde um den Arm anzulegen. Der Oberst ging mit einigen Leuten vor, um sich Gewißheit zu verschaffen; wurde aber hierbei unglücklicher Weise verwundet und gefangen genommen. Inzwischen ging Letzteres dem Feinde rasch entgegen, führte einen gelungenen Bajonettangriff unter Kommando des Major v. Löw aus, welchem der Kapitän v. A. beiwohnte, und warf den Feind bis zu seiner Aufstellung zurück. Nach Ausführung seines ersten Auftrages erhielt er im Verfolge der Schlacht den Befehl vom General v. Wallmoden, durch Postirung einiger Bataillons des Centrums im Rücken der Stadt den anzutretenden Rückzug zu decken. Bevor indessen Kapitän v. A. dahin gelangen konnte, hatte dieser Rückzug, durch die Uebermacht des Feindes herbeigeführt, bereits mit einiger Unordnung begonnen. Da er den Strom der Zurückweichenden in den Straßen nicht aufzuhalten vermochte, so wurde er mit ihm aus der Stadt gedrängt und es blieb ihm nur übrig, einige Hunderte der Flüchtlinge zu sammeln und solche unter dem Kommando einiger Officiere vereinigt, diesseits derselben aufzustellen. Hierauf wurde ihm vom General v. Wallmoden der Befehl ertheilt, so schnell wie möglich der vor der Schlacht entsandten Kavallerie nachzueilen, mit dem ersten anzutreffenden Regimente derselben umzukehren, irgend eine paßliche Position zu nehmen, wo diese Waffe offensiv agiren könnte und den Rückzug der Infanterie, welcher auf Boulskamp dirigirt war, auf diese Weise zu decken. Er führte auch wirklich das 7. Dragonerregiment, unter Kommando des Obristlieutenants v. Veltheim, dem erhaltenen Befehle zufolge, dem Korps des Generals v. Wallmoden entgegen; jedoch war diese Vorsichtsmaasregel in der Zwischenzeit durch die Tapferkeit und Umsicht Scharnhorst's unnöthig geworden, dem es gelungen war, mit einer Kompagnie vom 1sten leichten Grenadierbataillon unter Kapitän v. Hugo und 2 Geschützen den Feind gleich hinter Hondschotten aufzuhalten und den

Verfolg des Rückzuges in so weit zu decken, daß die Ordnung unter den Flüchtlingen bereits wieder hergestellt war. Bei der Ankunft in Boulskamp ward Kapitän v. A. nach Furnes zum Herzog von York gesandt, um Unterstützung zu erbitten. Der General Abercromby (späterhin in Egypten geblieben) wurde beordert, mit seiner Brigade von der engl. Garde zum General v. Wallmoden zu stoßen, zu welchem Endzwecke ihn der Kapitän v. A. führte und den Platz zum Bivouak anwies. Das Korps, welches übrigens nicht weiter vom Feinde beunruhigt wurde, brach am 11. Sept. von hier auf, lagerte bei Dixmuiden und marschirte am 14. Sept. gegen Menin, welches aber bereits vom Feinde verlassen gefunden wurde. Nach diesen Ereignissen trat ein Stillstand der Operationen ein und die Truppen hatten einige Wochen Ruhe. Während dieser Zeit erhielt der Kapitän v. A. eine Kompagnie im Gardeinfanterieregimente, welches in Menin in Garnison lag und mußte den General v. Wallmoden deshalb verlassen. Beim Regimente angekommen, ward er sofort zum 1sten leichten Grenadierbataillon nach Werwick gesetzt und erhielt zugleich als ältester gegenwärtiger Officier das Kommando desselben. Mit diesem Zeitpunkte begann ein neuer Wirkungskreis für ihn, indem das Bataillon, in Ermangelung leichter Infanterie, den Vorpostendienst zu verrichten bestimmt war. Unter Befehl des österr. Obersten v. Utz, welcher sämmtliche Vorposten kommandirte, wurde eine Kette einzelner Posten zwischen Poperingen und Werwick zur Deckung von Ypern gezogen, wozu das 1ste leichte Grenadierbataillon, zu Kompagnien vereinzelt, mit verwendet war. Dem Kapitän v. A. mit seiner Kompagnie wurde einer der wichtigsten Posten auf der Hauptstraße anvertraut und ihm ein Detachement von Blankenstein=Husaren und vom O'Donnell'schen Freikorps zur Verstärkung beigegeben. Letzteres hatte den äußersten Posten in Warneton an der Lys besetzt. Der Feind hatte seine Vorposten am jenseitigen Ufer dieses schmalen Flusses und verhielt sich anfangs sehr ruhig. Der Kapitän v. A. konnte hierdurch nicht getäuscht werden; die Lage der Sache gebot ihm, jeden Tag einen Angriff desselben zu erwarten. Nach Verlauf weniger Tage erhielt er auch durch einen sichern Kundschafter die Nachricht, daß am folgenden Tage, 21. Okt., mit Anbruch des Morgens der Feind die Lys passiren und angreifen werde. Er ritt daher gleich nach Empfang der Nachricht noch Abends spät nach Warneton, um den kommandirenden Officier des Detaschements von O'Donnell davon in Kenntniß zu setzen und ihn besonders auf die Deckung seiner linken Flanke aufmerksam

zu machen, auf welcher die Vorposten durch ein Piquet der York Rangers (einem englischen, größtentheils aus unzuverlässigen Deserteurs komponirten Freikorps) besetzt waren. Dieser Officier achtete indessen der Warnung nicht und büßte so für die Unterlassung nothwendiger Vorsicht. Der Feind nämlich, wahrscheinlich im Einverständnisse mit dem Piquet von den York Rangers, passirte ohne Geräusch an der Stelle, wo letzteres postirt war, den Fluß, umging Warneton, drang von hinten in den Ort und schnitt den Rückzug des Detachements von O'Donnell ab. Dieses setzte sich anfangs zur Wehr, nachdem der Officier aber getödtet worden war, gaben sich die Uebrigen gefangen. Nur ein einziger Mann, ein französ. Emigré, rettete sich und stieß später wieder zum Hauptposten. Der Feind hielt sich nun ruhig in Warneton, wahrscheinlich um den Uebergang mehrerer Truppen über den Fluß zu erwarten und alsdann die Kette der Vorposten unerwartet und mit leichtem Erfolge zu überfallen. Der Kapitän v. A. war im Begriffe, bei Anbruch des Tages nach Warneton zur Visitation des dortigen Postens zu reiten und würde ohne Zweifel dem Feinde, welcher sich im Orte versteckt hielt, in die Hände gefallen seyn, wäre ihm nicht unterwegs durch einen sichern Mann aus Warneton eine kurze schriftliche Anzeige von den dortigen Vorfällen zu Händen gekommen, welche ihm derselbe durch List, vermittelst einer nach Ypern zu Markte gehenden Frauensperson, zustellen ließ. Der Kapitän v. A. war hierdurch in den Stand gesetzt, den Kommandeur der Vorpostenkette und seine Nebenposten zu avertiren, welchen der bald darauf erfolgende Angriff des Feindes nun nicht mehr unerwartet kam. Ungeachtet der Uebermacht desselben wurde an diesem Tage die Postirung behauptet, jedoch am folgenden zogen sich die Hanoveraner auf Courtray zurück. Von hier aus brach das Korps nach kurzer Ruhe wieder auf, um Menin, welches abermals vom Feinde besetzt war, zu nehmen. Kapitän v. A. erhielt bei dieser Unternehmung den Auftrag, den Angriff auf das brüger Thor zu leiten, fand aber den Ort vom Feinde kurz vorher verlassen. Die Armee bezog hierauf die Winterquartiere; das 1ste leichte Grenadierbataillon blieb indessen in der Nähe von Menin, um den Feind, der Werwick noch besetzt hielt, durch Vorposten zu observiren. Zu dieser Zeit wurde Kapitän v. A. durch Krankheit genöthigt, das Kommando des Bataillons dem Kapitän v. Hugo zu übergeben und sich zu seiner Wiederherstellung nach Courtray zu seinem daselbst verwundet liegenden Bruder bringen zu lassen. Diese während eines vieljährigen aktiven Dienstes einzig vorgefallene

Unterbrechung ist von ihm stets sehr bedauert worden, da seine Abwesenheit ihn damals verhinderte, an einer sehr glänzenden Waffenthat des 1sten leichten Grenadierbataillons persönlichen Antheil zu nehmen. Am 30. November war es nämlich dem Feinde beim plötzlichen Angriffe der Vorpostenkette gelungen, sich bei Bousbeck, zwischen Werwick und Menin, unter dem Schutze von 4 Stück Geschütz am diesseitigen Ufer der Lys in der Stärke einiger Bataillone festzusetzen. Der brave Kapitän v. Hugo versammelte das auf Fermen zerstreut liegende Bataillon mit größter Schnelligkeit, warf sich dem am diesseitigen Ufer befindlichen Feinde mit dem Bajonett entgegen und vernichtete ihn ungeachtet eines mörderischen Kartätschenfeuers gänzlich. Bald nachher wurde das der Ruhe nach so vieler Anstrengung bedürftige 1ste leichte Grenadierbataillon in die Winterquartiere nach der Stadt Thielt verlegt, wohin der Kapitän v. A. nach seiner Wiederherstellung sich ebenfalls begab und das Kommando desselben wieder übernahm. Bei Wiedereröffnung der Kampagne im Frühjahre 1794 erhielt der zum Bataillon gekommene Major v. Hassel auf kurze Zeit das Kommando desselben, ward aber bald darauf durch den Major v. Lixfeld ersetzt. Kapitän v. A. trat also zu seiner Kompagnie zurück. Einige Zeit nachher ward er beordert, mit derselben Zandvorden unweit Menin zu besetzen und den Befehl der Vorposten zu übernehmen. Der Posten von Zandvorden war erst kurze Zeit vorher vom Feinde überfallen und das Kommando größtentheils gefangen genommen worden. Die Vorpostenkette erstreckte sich zu dieser Zeit von Werwick über Amerique bis nach Zandvorden und hatte zum Zwecke, theils Ypern und theils Menin zu decken. Der Kapitän v. A. führte den Befehl darüber anfänglich alternirend mit dem Rittmeister v. Estorff, nachher gemeinschaftlich mit seinem Bruder V. v. A. vom 9. Dragonerregimente und zuletzt allein. Menin war inzwischen bereits dem Befehle des Generals v. Hammerstein übergeben, zu welchem Behufe 2 neu geworbene Bataillons des 14ten leichten Infanterieregiments, ein Bataillon Loyal Emigrés und das 1ste leichte Grenadierbataillon nebst 28 Stück Feldgeschütz (einschließlich mehrerer österreichischen) und 60 Mann vom 1. und 9. hanover. Kavallerieregimente unter seinem Kommando standen. Der Feind, 20,000 Mann stark, unter Moreau, rückte am 26sten vor, um den Ort einzuschließen, der rechte Flügel der Vorpostenkette wurde fechtend zurückgedrängt und so mußten sich zuletzt, um nicht abgeschnitten zu werden, die Detaschements unter Kapitän v. A. sämmt-

lich in Menin zurückziehen. Kapitän v. A. erhielt darauf vom General v. Hammerstein den Befehl, sofort das Kommando in dem Ravelin vor dem Thore nach Ypern zu übernehmen. Zur Vertheidigung dieses Postens erhielt er seine Kompagnie, einige Mannschaft der Loyal Emigrés und 2 leichte österr. Geschütze; letztere waren ihm jedoch wegen ihres schwachen Kalibers von geringem Nutzen. Menin selbst, dessen Werke früher geschleift worden, konnte im Grunde nur als offener Ort betrachtet werden; die Befestigungen waren in größter Eile und höchst unvollständig hergestellt und so war auch dies Ravelin leicht zugänglich und dem Feuer des Feindes sehr ausgesetzt. Um den Letztern aus den nahe gelegenen Häusern der Vorstadt zu vertreiben, von wo ab den Vertheidigern dieses Ravelins bedeutender Abbruch geschah, ließ Kapitän v. A. mit einem Theile seiner Kompagnie unter dem Fähndrich v. Anderten einen Ausfall machen, solche in Brand stecken und sicherte gleich während der ersten Nacht durch einen breiten tiefen Graben mit einer Brustwehr den Eingang des Ravelins, der bis dahin durch Aufstellung eines spanischen Reuters nur unvollkommen gedeckt war. Der General v. Hammerstein wurde inzwischen am 29. April vergebens vom Feinde aufgefordert, den Ort zu übergeben. Drei Tage und vier Nächte vertheidigten sich die Truppen der Garnison, ohne ihren Posten zu verlassen, mit Erfolg gegen die stets sich verdoppelnden Anstrengungen der Belagerer. Ein großer Theil der Stadt war in Flammen aufgegangen, sämmtliche Munition entweder verschossen oder mit den Munitionswagen durch das Feuer der feindlichen Bomben in die Luft gesprengt, die Lebensmittel aufgezehrt, die Mannschaft der Erschöpfung nahe und dazu kam noch die Gewißheit, daß der von der Seite von Mouscron her versuchte Entsatz vereitelt war. Der General v. Hammerstein faßte nun den Entschluß, sich mit der Garnison durchzuschlagen. In der Nacht vom 30. April auf den 1. Mai wurde diese kühne Waffenthat ausgeführt. Der Disposition gemäß sollte der Ausfall aus dem brüger Thore geschehen und nachdem die brüger Vorstadt genommen wäre, der Weg nach Rousselaer verfolgt werden. Nur das Bataillon Loyal Emigrés mit 20 Mann hanov. Kavallerie sollte aus dem courtrayer Thore ausfallen, die Ueberschwemmung links lassen und so die brüger Vorstadt zu erreichen suchen. Der Ausfall dieser kleinern Abtheilung sollte zuerst stattfinden und das Zusammentreffen derselben mit dem Feinde das Signal zum Ausfalle der größern Abtheilung seyn. Eine Kompagnie des 1sten leichten Grenadierbataillons unter Ka-

pitän v. Hugo war beordert, den ersten Angriff aus dem brüger Thore zu machen und wurden ihm 2 Geschütze, unter dem Lieutenant Heise von der Artillerie, beigegeben. Hierauf sollte das 1. Bataillon des 14. leichten Infanterieregimentes folgen, dann das Feldgeschütz, um davon nach Umständen so viel wie möglich zu retten, diesem wieder das 2. Bataillon des 14. leichten Infanterieregimentes und zuletzt, zur Arrieregarde bestimmt, die übrigen 3 Kompagnien des 1sten leichten Grenadierbataillons. Der erste Angriff war glücklich, der Feind in der Vorstadt Brüge wurde von der Grenadierkompagnie überrumpelt und größtentheils niedergestoßen. Während dem defilirte das 1. Bataillon des 14. leichten Infanterieregimentes aus dem Thore, an seiner Tete 2 Feldgeschütze führend. Der Officier im Kommando der Letztern machte den Fehler, als er eben die Barriere passirt war und ins feindliche Feuer kam, gleich abzuprotzen und dadurch das ihm folgende Bataillon auf eine höchst nachtheilige Weise im Marsche aufzuhalten. Mittlerweile warf sich der Feind auf dasselbe, drängte, indem er es in die linke Flanke nahm, die Hanoveraner zurück und so entstand ein Gefahr drohender Stillstand in der Operation. Im Thore hielten Geschütze, deren Bespannung vom feindlichen Feuer getödtet war und die den Ausgang größtentheils versperrten. In diesem kritischen Moment überbrachte der Hauptmann Scharnhorst den Befehl des Generals v. Hammerstein an die der Disposition zufolge noch zurückgebliebenen 3 Kompagnien des 1sten leichten Grenadierbataillons vorzurücken, und den Angriff mit dem Bajonette zu erneuern. Diese 3 Kompagnien zogen sich nun, einem heftigen Feuer ausgesetzt *), beinahe Mann vor Mann durch das beschwerlich zu passirende Thor, formirten sich und warfen entschlossen und mit Erfolg den Feind mit dem Bajonette über den Haufen. Die Kompagnie des Kapitän v. Wurmb attaquirte in Front auf der Chaussee, der Kapitän v. A. warf sich mit der seinigen dem Andrange des Feindes in der linken Flanke entgegen und nachdem sich die Kompagnie unter Kommando des Lieutenants v. Linsingen ihnen angeschlossen hatte, wurde von ihnen vereinigt die Vorstadt Brüge glücklich wieder genommen. Hier fanden sie 8 Stück feindlicher Geschütze, deren Bedienung beim ersten Anlaufe von der Kompagnie des Kapitän v. Hugo theils niedergestoßen, theils verjagt war, deren Besitz sie aber gegen den mit Uebermacht wieder an-

*) Bei dieser Gelegenheit erhielt Kapitän v. A. eine Kugel durch den aufgerollten Mantel und eine zweite streifte den Rand seines Korsenhutes.

dringenden Feind nicht hatte behaupten können. Zwei dieser eroberten feindlichen Geschütze wurden jetzt von den Grenadieren ungeachtet ihrer Ermattung als Trophäen fortgezogen und demnächst durch Vorspann einiger Beutepferde glücklich mit zur Armee gebracht. Das 2. Bataillon des 14. leichten Infanterieregimentes hatte inzwischen gleichfalls den Ort verlassen und mit Hinterlassung des größtentheils nicht zu transportirenden Geschützes sich rechts auf Morseele gewandt. Jetzt war, da das Bataillon Loyal Emigrés gleichfalls seinen Ausfall bewerkstelligt hatte, das ganze Korps, wiewohl in der Dunkelheit getrennt, außerhalb der Festung und erreichte, obgleich noch mehreren vereinzelten Angriffen des Feindes ausgesetzt, Roussel aer, wo das Ganze sich wieder vereinigte. Hier wurde den höchst ermüdeten Truppen einige Ruhe gegönnt, wobei jedoch Kapitän v. A. 1 Stunde vor dem Orte mit seiner und einer Kompagnie des 14. leichten Infanterieregimentes zurückbleiben mußte, um das Korps gegen einen Ueberfall zu sichern. Bei der außerordentlichen Ermattung der Leute war diese Aufgabe von der schwierigsten Art, indem mindestens die Hälfte der Mannschaft nothwendig abwechselnd Ruhe haben mußte. Indessen verfolgte der Feind nicht weiter und Kapitän v. A. erreichte unter heftigen Anstrengungen in Bruges die Kolonne wieder, mit welcher er dann bei Gent zu der Armee des Herzogs von York stieß, woselbst diese für verloren geachteten Truppen mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen wurden. Diese Armee, im Vereine mit dem vom k. österr. General Clairfait befehligten Korps, ging am 4. Mai zur Offensive über. Während der Letztere längs dem linken Ufer der Lys vorrücken sollte, war es die Absicht des Herzogs von York, mit dem Gros seiner Armee die zwischen Lille und Menin aufgestellte Macht des Feindes zu beobachten und zu beschäftigen. An diesem Tage bestand der Oberst B. v. Linsingen, welcher dem Hammerstein'schen Korps zugetheilt war, mit 3 Schwadronen hanov. leichter Dragoner ein glänzendes Gefecht gegen feindliche Kavallerie, welche ihn im Orte Rousselaer überfiel. Wiewohl der Ueberfall überraschend war, wurde der Feind dennoch gänzlich in die Flucht geschlagen und verlor obendrein 3 Geschütze und viele Gefangene. Das Hammerstein'sche Korps ging am 8. Mai in die Gegend von Rousselaer vor und entsandte demnächst noch 2 Bataillons und 3 Schwadronen vorwärts in eine Stellung auf dem Kesselsberge, zwischen Ledeghem und Menin, um letztern Ort zu beobachten. Am 10. Mai zog sich der General Hammerstein auf Rousselaer zurück und am 12. auf Thorout. Am 13.

erfolgte aus dem großen verbündeten Hauptquartiere der Befehl für den Herzog von York und General Clairfait, gleichzeitig wieder vorzurücken. In Folge dessen wurde das Hammerstein'sche Korps, zur Sicherung des linken Flügels, von Thorout auf Ingelmünster vorgeschoben. Nachdem die Vorbereitungen zum Vorrücken auf der ganzen Linie bis zum 16. Mai beendigt waren, geschah dies am 17. Mai. Das Hammerstein'sche Korps trieb an diesem Tage den Feind aus Gheluwe und besetzte die dortigen Höhen, um Menin zu observiren und die Garnison abzuhalten, den Uebergang des Korps unter General Clairfait über die Lys zu beunruhigen. Kapitän v. A. ward zur Unterstützung dieser Absicht mit seiner Kompagnie und einer Kompagnie des 9. leichten Dragonerregimentes nach Bousbeck zwischen Menin und Werwick detachirt. Die Angriffe des Feindes, welcher mit Schwärmen von Tirailleurs gegen diesen Posten andrang, wies er zurück; so fiel auch das am nächst folgenden Tage stattfindende Gefecht, welches das Hammerstein'sche bei Gheluwe postirte Korps zu bestehen hatte und zu welchem diese detachirten Kompagnien in der Zwischenzeit wieder gestoßen waren, für die Hanoveraner so glücklich aus, daß der Feind gegen 500 Mann dabei einbüßte. Am 19. erfolgte der Befehl zum Rückzuge der Alliirten. Das Hammerstein'sche Korps bildete die Arrieregarde; seine Kavallerie, aus 5 Schwadronen bestehend, hatte ein glänzendes Gefecht mit dem verfolgenden Feinde, welchem sie mehrere hundert Mann niederhieb. Abends besetzte es Rousselaer und zog sich von hier am 20. mit dem Korps unter Clairfait in die Stellung von Thielt, wo letzteres in Bereitschaft blieb, je nachdem es die Umstände erforderten, sich schnell nach Ypern oder Deinsse zu bewegen. Am 1. Juni rückte der Feind vor Ypern und begann die Belagerung am 5ten. Am 6sten besetzten 8 Bataillons und 6 Schwadronen vom Clairfait'schen Korps eine Stellung auf den Anhöhen von Hoghlede, welche in der linken Flanke durch 2 Bataillons und 2 Schwadronen und in der rechten Flanke durch das Hammerstein'sche Korps von 7 Bataillons und 8 Schwadronen, aufgestellt hinter dem Kanale, der zwischen Ypern und Nieuport läuft, gedeckt wurde *). General Clairfait ordnete für den 9. einen An-

*) Um die Relation der kriegerischen Ereignisse jener Zeiten bei ihrer großen Mannichfaltigkeit nicht zu sehr auszudehnen, können hier, so wie auch im Verfolge derselben, nur diejenigen Data aufgenommen werden, welche gerade die kleinere Abtheilung hanov. Truppen betreffen, mit welcher der General Graf v. A. damals persönlichen Antheil am Kriege nahm und werden die übrigen Begebenheiten nur insofern berührt, als sie zur

griff zur Bewirkung des Entsatzes von Ypern an, da aber seine erwarteten Verstärkungen nicht eintrafen, so wurde derselbe auf den 11. verschoben. Dieser Gegenbefehl hatte indessen den General Hammerstein nicht erreicht. Er griff also am 9. wirklich an, eroberte Langhemark, ging aber, da er sich von keiner Seite unterstützt sah, am Abende wieder in seine vorige Stellung zurück. Am 10. attaquirte der Feind und drängte die Alliirten um Einiges zurück; er nahm seine Stellung bei Hoghlede, Rousselaer und Paschendael. Am 13. wurde diese vom Clairfait'schen Korps angegriffen. Der General Hammerstein machte seinen Angriff auf der Straße von Thorout über Swartegat und Ghits. Oberst B. v. Linsingen befehligte die Avantgarde desselben, an deren Tête sich das 1. leichte Grenadierbataillon befand. Die Spitze der Avantgarde bestand aus leichten Dragonern und aus einer Kompagnie leichter Grenadiere unter Kapitän v. Wurmb. Sie ward im koupirten Terrain irre geführt, weshalb Kapitän v. A. mit seiner Kompagnie als Spitze vorgenommen wurde. Im Dorfe Ghits stieß er auf den Feind. Der Eingang war mit einem Verhau gesperrt und durch zahlreiche Infanterie vertheidigt. Die Kompagnie forcirte ihn mit dem Bajonette, vertrieb den Feind aus dem Orte und überließ ihn der nachfolgenden österr. Kolonne, deren Bestimmung es eigentlich gewesen war, Ghits zu nehmen. Kapitän v. A. stieß hierauf wieder zu seinem Bataillone, welches er dem stärksten Kartätschenfeuer der vorliegenden feindlichen Batterien ausgesetzt fand. Als im Verfolge des Tages der General Clairfait die Ueberzeugung gewann, mit seinen respektiven Angriffskolonnen nicht durchdringen zu können, erfolgte der Befehl zum Rückzuge. In Abwesenheit des Kommandeurs hatte der Kapitän v. A., als ältester Officier, dies mit dem 1. leichten Grenadierbataillon zu bewerkstelligen. Er selbst für seine Person, nachdem die Bewegung angefangen hatte, blieb indessen zur Beobachtung

---

bessern Verständlichkeit des Ganzen nothwendig sind. Möge also hier die Bemerkung ihren Platz finden, daß das Hauptkorps der hanov. Truppen unter General Wallmoden (während der Erkrankung desselben vom Generallieutenant v. d. Bussche kommandirt) mit Anfange Mais (den 4.) eine Stellung bei Coyeghem einnahm und am 10. und 11. bei diesem Orte, bei Mouscron und Warcoing, am 17. wiederum bei Mouscron und am 22. bei Pont à Chin blutige und für die Hanoveraner ehrenvolle Gefechte bestand. Der letztere Ort ward 4 Mal hinter einander erstürmt und das letzte Mal wurden 5 Kanonen und mehrere hundert Gefangene dabei genommen. Am 23. wandte sich dies Korps nach Oudenarde, wo es am 24. ein Lager bezog. Am 8. Juni vereinigte es sich mit dem Korps des Generals Clairfait in der Stellung bei Thielt; ein Detaschement war in Oudenarde zurückgeblieben, welches erst einige Zeit später wieder eintraf.

des Feindes noch kurze Zeit zurück. Der Lieutenant v. Reden und ein Grenadier schlossen sich ihm freiwillig an. Bald darauf waren sie unerwartet von 4 bis 5 feindlichen Husaren umringt und hatten es wohl nur ihrer Kaltblütigkeit zu verdanken, daß sie nicht von ihnen niedergehauen wurden *). Da die Grenadierofficiere nämlich nach damaligen Reglement mit leichten Gewehren bewaffnet waren, so standen ihnen drei Feuergewehre zu Gebot; Rücken an Rücken gestellt erwarteten sie die wiederholten Anfälle der Husaren, welche beim Anschlage ihrer Gewehre, ein Feuer aus zu großer Nähe fürchtend, in einiger Entfernung jedes Mal Kehrt machten, und so gelang es ihnen, ohne einen Schuß zu thun, nach und nach das Bataillon wieder zu erreichen. Abends rückten die Truppen wieder in das Lager von Thielt. — Am 19. fiel Ypern durch Kapitulation, nachdem noch Tages zuvor ein schwacher Versuch gemacht war, diese Festung zu entsetzen. In der Nacht vom 21. auf den 22. Juni verließ das Korps des Generals Clairfait die Stellung bei Thielt, zog sich in die von Deynsse und setzte von hier in der Nacht vom 23. auf den 24. den Rückzug über die Lys nach Nazareth fort. An der Brücke von Deynsse kam es zu einem heftigen Arrieregardegefechte. Noch am nämlichen Tage wurde ein Lager bei Gent bezogen. Hier verblieb das Korps ungefähr in gleicher Stellung bis gegen den 10. Juli, zu welcher Zeit sich die Armee unter dem Herzoge von York von der kaiserlichen Armee trennte und sich anfangs hinter die Dyle und später mit Ende des Monats Juli (den 27.) auf Breda zurückzog, ohne vom Feinde besonders hierbei beunruhigt zu werden. Bis zum 25. August stand die Armee daselbst im Lager auf der Dongerhaide, eine halbe Stunde vorwärts Breda. An diesem und dem folgenden Tage griff der Feind die Vorpostenlinie an und nöthigte durch seine Flankenbewegungen in den nächstfolgenden Tagen den Herzog von York, in der Nacht vom 28. auf den 29. sich hinter die Aa zu ziehen. Sein Vortrab, 10,000 Mann stark unter General von Hammerstein, war hinter der Bommel aufgestellt. Am 4. September begann der Feind seine Bewegungen von Neuem, welche bis zum 14. fortgesetzt wurden, an welchem Tage er die Bommel passirte und den Vortrab angriff, welcher sich nun gleichfalls hinter die Aa zog. Der Herzog von York beschloß jetzt den Rückzug über die Maas und führte ihn am 15. und 16. Sept. über Grave aus. General Ham-

*) Es war gerade in dieser Zeit das bekannte Dekret des Nationalkonvents erschienen, keinem Engländer und Hanoveraner Pardon zu geben.

merstein mit der Arrieregarde blieb vor Grave. Von diesem Orte aus ward Kapitän v. A. durch den Herzog von York mit Briefen und einem ausgewechselten feindlichen Kommissär ins französische Hauptquartier als Parlementär gesandt. Er war genöthigt, während der Nacht im Generalquartiere des Generals Bonneau zu bleiben, bei dem er zwar gute Aufnahme fand, dessen Umgebung jedoch am andern Morgen die Dienstpferde seiner Escorte (eines Trompeters und eines Dragoners vom 10. leichten Dragonerregimente) zurückzuhalten versuchte. Nach wiederholtem vergeblichen Anerbieten von Seiten der Franzosen, den Schaden durch Geld zu ersetzen, wurden endlich die Pferde vorgeführt und der General erbot sich, den Kapitän v. A. selbst eine Strecke nach den Vorposten zu begleiten. Obgleich dem Letztern nebst seiner Escorte die Augen verbunden wurden, konnte es ihm dennoch nicht entgehen, daß sie unterwegs eine desselben Weges marschirende Kolonne passirten. Es fand sich auch nachher, daß diese bestimmt war, eine Rekognoscirung auf Grave zu machen. Etwa eine kleine Stunde davon, in dem Orte Op-Zeeland, hielt die Kolonne und General Bonneau sandte den Kapitän v. A., durch einige Chasseurs à cheval begleitet, nach den hanöv. Vorposten. — Kaum daselbst angelangt, kamen auch schon die französischen Truppen aus dem Orte, woselbst er sie verlassen hatte, und griffen die Vorposten an. Kapitän v. A. hielt sich hier nun noch eine Weile auf, um den Ausgang abzuwarten, sandte jedoch aus Vorsicht seine Escorte zurück. Es fehlte aber wenig, daß er selbst hierüber abgeschnitten worden wäre, denn der Feind suchte mit einem Detaschemente Kavallerie ein hinter ihm sich befindendes Defilee schleunigst zu besetzen und konnte er, als er es gewahr wurde, nur durch die Güte seines Pferdes ihm noch zuvorkommen und Grave glücklich erreichen. Am 22. Sept. drückte die feindliche Division Bonneau den General Hammerstein über die Maas, welcher sich nach Riestryk zurückzog. Am 5. bis zum 7. Okt. bewerkstelligte der Herzog von York seinen Rückzug von der Maas nach Nimwegen. Der General Hammerstein nahm eine Stellung vorwärts Nimwegen zwischen Druten und Appelteren. Kapitän v. A. kommandirte hier die Vorposten des rechten Flügels. Am 27. wurde das Hammersteinsche Korps nach Nimwegen hineingedrängt. Bei dieser Gelegenheit verlor der Kapitän v. A. sein Pferd durch einen Kartätschenschuß. Am 1. November eröffnete der Feind die Trancheen vor dieser Festung, in welcher der General von Wallmoden das Kommando führte. Am 4. machte die Garnison einen glücklichen Ausfall, eroberte

die Laufgräben, tödtete 500 Feinde und warf die übrigen in die Flucht. Am 6. gelang es den Belagerern, welche sich wieder festgesetzt hatten, die Pontonbrücke durch ihr Feuer zu beschädigen und am 7., nachdem die Engländer und Hanoveraner die Festung geräumt hatten, wurde sie durch Kapitulation von den Holländern übergeben. Kapitän v. A. kommandirte in dieser Zeit in den Linien von Nimwegen den äußersten rechten Flügel. Sein Kommando bestand aus dem 1. leichten Grenadierbataillone, einem englischen, einem holländischen und einem hessischen Detaschemente. Als beschlossen war, Nimwegen zu verlassen, wurden ein Paar hundert Mann beordert, die Linien einige Zeit besetzt zu halten, um den Abzug zu masquiren. Kapitän v. A. erhielt den Befehl, mit seinen Leuten die Retraite zu decken. Diese begann des Abends spät und erforderte viel Zeit, weil die Truppen genöthigt waren, die Waal vermittelst einer Schiffbrücke zu passiren, und so war sein Detaschement gezwungen, in einer engen Straße zusammengedrängt und dem feindlichen Wurfgeschütze ausgesetzt, seine Reihefolge abzuwarten. Wenig fehlte, so würde der Kapitän v. A. hier seine militärische Laufbahn geschlossen haben, indem er nur durch zufällige momentane Veränderung seines Platzes einer Haubitzgranate entging, welche auf der lange von ihm eingenommenen Stelle niederschlug und zersprang. Die Hanoveraner zogen sich nach der Räumung von Nimwegen auf das rechte Ufer der Waal. Am 2. Dec. übergab der Herzog von York, welcher nach England zurückkehrte, sein Kommando dem General von Wallmoden. Am 11. December passirte der Feind mit einem Theile seiner Truppen die Waal und griff einige Punkte der hanöv. Linie an. Der General von dem Bussche, an der Spitze des 1. leichten Grenadierbataillons, welches zu diesem Dienste volontirt hatte, trieb ihn wieder über den Fluß zurück, fand aber am Ende des Gefechts, von einer feindlichen Kanonenkugel getroffen, seinen Tod. Die Armee behauptete ihre vorige Stellung. Mit Ende des Monats trat der Winter indessen mit ungewöhnlicher Strenge ein. Bald waren alle Flüsse mit Eis bedeckt und die Passage auf der Eisdecke praktikabel. — Der Feind passirte am 28. auf ihr die Waal; plötzlich eingetretenes temporäres Thauwetter und das Vorrücken der Hanoveraner trieb ihn ohne großen Widerstand über den Fluß zurück. — Er verhielt sich nun ziemlich ruhig bis zum 10. Jan. 1795, an welchem Tage derselbe, nachdem er sowohl den Rhein als die Waal überschritten hatte, einen allgemeinen Angriff unternahm. Das Korps des Generals von Hammerstein ward in Folge desselben auf Elst

zurückgedrängt. Kapitän v. A. befand sich bei dieser Gelegenheit auf Vorposten an der Waal, an einer Stelle, wo dieser Fluß einen bedeutenden Winkel bildet. Durch diesen Umstand wurde es nun herbeigeführt, daß der Feind ihn passirte und in seinem Rücken ein Gefecht stattfand. Kapitän v. A. glaubte seinen Posten nicht verlassen zu dürfen, weil er den Befehl erhalten hatte, ein Signal von drei Kanonenschüssen hinter einander dazu abzuwarten. Es ging indessen viel kostbare Zeit hierüber verloren. Als endlich zufällig drei Kanonenschüsse fielen, versammelte er seinen Posten, an welchen sich noch ein Detaschement Kavallerie (unter dem Lieutenant von Burgwedel) nebst einer Kanone des Garderegiments anschloß, welche bereits abgeschnitten gewesen waren, und indem er sich seitwärts auf dem Deiche so weit zog, daß er die linke Flanke des Feindes tournirte, gelang es ihm, seinen Rückzug auf Dämmen, die durch den morastigen Grund liefen, noch glücklich auszuführen. Abends erreichte er das Korps unter Befehl des Generals von Bothmer in der Nähe des Rheins, passirte mit ihm während der Nacht diesen Fluß und erhielt hierauf von demselben die Erlaubniß, auf Arnheim zu marschiren, um wieder zu seinem Bataillone zu gelangen. Hier angekommen, meldete er sich bei dem dort kommandirenden österr. General von Spork, welcher ihm den Befehl ertheilte, zu seinem Bataillone zu stoßen und das Kommando der Posten in Front von Arnheim mit demselben zu übernehmen. Bald darauf wurde das Bataillon durch Kroaten abgelöst und erhielt den Befehl, zur Armee zurückzugehen. Diese zog sich in Folge der am 10. stattgefundenen Gefechte weiter rückwärts und stand am 16. Januar hinter der Yssel, während sie Deventer und Rosendael mit ihren Vorposten besetzt hielt. Diese Stellung wurde bis zum Ende des Monats Januar behauptet und dann der fernere Rückzug nach Norddeutschland beschlossen. Für die Hanoveraner war Münster zur Kantonnirung ausersehen. Während einer der kältesten Nächte (vom 2. auf den 3. Februar) marschirte die Armee nach Zütphen; sie war 14 bis 16 Stunden unterwegs. Gegen 200 Mann erfroren auf diesem Nachtmarsche. In Zütphen blieb ein österr. Infanterieregiment. Kapitän v. A. erhielt den Befehl, mit hundert Grenadieren, einem Detaschemente hanoverscher Kavallerie und den Husaren von Choiseul zurückzubleiben, um die Vorposten vor Zütphen zu besetzen. Rechts von ihm war der hessische Jägerkapitän von Ochs postirt, der aber am ersten Tage schon Befehl erhielt, zurückzugehen. Ein feindliches Korps von 3000 Mann stand gegenüber und da die ganze

Gegend mit Eis bedeckt und praktikabel war, so erforderte diese Lage eine große Wachsamkeit, um sich vor Ueberfall zu sichern. — Nach einigen Tagen trat Thauwetter ein; die Brücke über die Yssel, welche das Detaschement von Zütphen trennte, lief Gefahr, fortgerissen zu werden; das österr. Regiment erhielt Befehl, den Ort zu verlassen; Kapitän v. A. formirte dessen Arrieregarde und stieß demnächst wieder zur Armee in Münster. Von hier marschirte letztere späterhin ins Oldenburgische, wo die Truppen den bekannten, zur Deckung von Norddeutschland bestimmten Kordon bezogen. Kapitän v. A., welcher nach dem Abgange des Majors von Lixfeld das Interimskommando des Bataillons bekommen hatte, erhielt sein Quartier in Etzhorn, etwa eine Stunde von Oldenburg entfernt, und die vier Kompagnien des Bataillons lagen nicht weit entfernt auf dem Lande. Hier benutzte er die Muße, das Bataillon, welches in der Kampagne stets zerstreut als leichte Truppen agirt hatte, systematisch auszubilden. Durch die Aufnahme neuer Grundsätze legte er gewissermaasen den Fond zu dem bald nachher im hanoverschen Dienst eingeführten neuen Exercierreglemente. Im J. 1795 wurde die hanoversche Armee reducirt und es sollte kein Avancement vorläufig mehr stattfinden; General von Wallmoden bewirkte es jedoch, daß bis zu dem Kapitän v. A. hinab noch Majors ernannt wurden; für diesen ließ namentlich der Prinz von Schwarzburg aus Freundschaft sich à la Suite anstellen. Er kam nun als Major zur Garde, wobei er bis zu der unglücklichen Katastrophe von Lauenburg blieb. Im Jahre 1800 litt er in Folge der überstandenen Anstrengungen an einem heftigen Gichtanfalle, welcher ihn zwang, beinahe zwei Jahre lang größtentheils das Zimmer zu hüten. Aus Ueberdruß dieser seiner Dienstunfähigkeit wollte er das Militär verlassen und war im Begriffe, seinen Abschied sich zu erbitten. Auf die schmeichelhafteste Weise übersandte ihm statt dessen der Feldmarschall von Wallmoden ein Patent als Tit. Oberstlieutenant. Nach Auflösung der churhanoversch.n Armee, in Folge der lauenburgischen Kapitulation, war v. A. einer der Ersten, welche Deutschland verließen, um für ihr Vaterland und ihren König unter englischen Fahnen gegen den damals übermächtigen Feind zu fechten. Viele ausgezeichnete Officiere und Leute folgten demselben aus persönlicher Anhänglichkeit und durch sein Beispiel ermuntert. — Da es vorzugsweise interessant ist, die ersten Kriegsthaten eines Officiers kennen zu lernen, welcher späterhin einen so begründeten Ruf als General erworben hat, so sind dessen Verhältnisse im französischen Revolutionskriege bis hierher mehr

im Detail erzählt, als es für die Folge bei den reichen und großartigen Begebenheiten möglich seyn wird. Diese genauere Ausführung wird unter andern dem Leser gezeigt haben, daß, wenn auch der Erfolg jenes Krieges durch eine Reihe von unglücklichen Mißverständnissen den Alliirten entrissen wurde, dennoch die persönliche Bravour und Ausdauer der hanoverschen Truppen gewiß jede Anerkennung verdient, und daß in dem Gewirre von Hin- und Herzügen, welche mit unglücklichen Schlachten und Operationen verbunden zu seyn pflegen, eine verhältnißmäßig große Anzahl von Männern aus allen Waffen und Ständen die Ruhe und Festigkeit des Charakters treu bewahrte, wodurch in solchen Lagen allein auf die Untergebenen einzuwirken ist. Unter diesen ausgezeichneten Erscheinungen nimmt v. A. unleugbar eine sehr ehrenvolle Stelle ein. Im Nov. 1803 wurde v. A. als Oberstlieutenant und Kommandeur des 1. leichten Bataillons der königl. deutschen Legion angestellt, dessen Organisation und Vervollkommnung er mit größtem Eifer betrieb, und im Dec. 1804 beförderte ihn der König bereits zum Oberst und Chef desselben. Während der Expedition der königlich deutschen Legion nach dem nördlichen Deutschland im Jahre 1805 bis 1806 kommandirte v. A. die leichte Brigade derselben und überhaupt das Avantkorps. Nachdem diese Expedition, wegen des unglücklichen Ausganges des österreichisch-russischen Krieges gegen die Franzosen, nach England hatte zurückkehren müssen, wurde Oberst v. A. mit seiner Brigade nach Irland gesandt. Aufgeregt wie das irländische Volk, besonders gegen fremde Truppen ist, lebte dies Bataillon unter Leitung seines Chefs stets im besten Einverständnisse mit den Einwohnern und die einzige Gelegenheit, bei welcher es zu Differenzen mit einigen irländischen Milizen in der Stadt Tullamore kam, diente dazu, einen glänzenden Beweis, in dem einstimmigen Zeugnisse der Irländer selbst, von der Disciplin und dem guten Betragen des von ihm kommandirten Bataillons zu geben. Bei der Expedition nach der Insel Rügen und dänisch Seeland, im J. 1807, finden wir den Oberst v. A. wieder im Kommando der leichten Brigade der königl. deutschen Legion. Bei der Belagerung von Kopenhagen diente dieselbe unter seiner Leitung mit Auszeichnung. Im J. 1808, nachdem die Expedition unter Sir John Moore von Gothenburg zurückkehrte, zu welcher er mit der leichten Brigade der königl. deutschen Legion gehörte, segelte dieselbe unverzüglich nach Portugal. Die leichte Brigade wohnte unter ihm, welcher jetzt zum Brigadiergeneral ernannt wurde, den Operationen des Korps

von Sir John Moore von Anfang bis zu Ende bei. Im December 1808 wurde dem General v. A. noch eine zweite leichte Brigade zugetheilt und so vollführte derselbe mit seinen Truppen zur Deckung des Hauptkorps eine Reihe von schwierigen Flankenmärschen, bis er den Hafen von Vigo erreichte und da unterdessen die Schlacht von Corunna vorgefallen war, die Truppen unter seinem Kommando nach England zurückführte. Im J. 1809 befehligte v. A. wiederum die leichte Brigade, welche der Expedition nach der Insel Walcheren zugetheilt war. Bei der Belagerung der Festung Vliessingen verrichteten diese Truppen ähnliche Dienste unter des Generals Leitung, wie vor Kopenhagen. Im Anfange des Jahres 1810 kehrte der General mit seiner Brigade nach England zurück. Zugleich wurde derselbe zum Generalmajor ernannt und kommandirte als solcher on the Staff of the South West District die zu Bexhill in der County of Sussex stationirten Truppen, bestehend aus der leichten Brigade der Legion, dem 81. und 77. Infanterie- und dem 11. englischen Veteranenregimente. Zu Anfange des Jahres 1811 führte v. A. die leichte Brigade wiederum nach Portugal. In diesem Lande angelangt, stieß dieselbe zuerst als Independent-Brigade zum Korps des Marschalls Beresford und wohnte als solche unter General v. A. der ersten Belagerung von Badajoz und der Schlacht von Albuera bei. In letzterer vertheidigte der General mit seiner Brigade das Dorf Albuera und die Brücke. Bald nach diesen Ereignissen erhielt v. A. noch die braunschweigische Infanterie zur Verstärkung seiner Brigade und wurde mit ihr der 7. Infanteriedivision zugetheilt, deren Kommando ihm, als ältesten bei der Division gegenwärtigen Officier, mit Anfange des Jahres 1812 zufiel. Im April des Jahres 1812 wurde der General zum Kommandeur der leichten Division vom Herzoge von Wellington ernannt. — Es war dies eine unverkennbare Auszeichnung, da diese Division als die vorzüglichste und thätigste in der Armee geschätzt wurde und General v. A. einer der jüngsten Generale in seiner Anciennetät war. — Mit diesem Zeitpunkte beginnt auch ein neuer Abschnitt in des Generals militärischer Laufbahn, indem der Wirkungskreis, in welchem er sich hinfüro bewegte, in hohem Grade erweitert ward. Die militärischen Ereignisse, welchen v. A. von nun an im Kommando dieser Division und größerer damit verbundenen Truppenabtheilungen beiwohnte und in denen er vielfach als Haupttheilnehmer und Lenker auftrat, gehören eigentlich der Kriegsgeschichte an und es drängen sich in jener glorreichen Zeit die wichtigsten Begeben-

heiten überhaupt so Schlag auf Schlag, daß es die Grenzen dieser Skizze überschreiten würde, sie hier im Detail anführen zu wollen. Es muß daher an dieser Stelle die Bemerkung genügen, daß die leichte Division von jener Zeit an bis zur Beendigung des Krieges unter der Führung des Generals v. A. ihren alten ausgezeichneten Ruf nicht allein bewahrte, sondern wo möglich noch erhöhte, und daß es bei vielfachen Gelegenheiten dieser Division und ihrem Führer vorbehalten war, wesentlich zur glücklichen Entscheidung am Tage der Schlacht beizutragen. Welcher Augenzeuge, ja selbst welcher aufmerksame Beobachter der damaligen Ereignisse wird der braven leichten Division und ihrem nicht minder tapfern Führer die höchste Bewunderung versagen können, wenn er sich des glänzenden Benehmens derselben bei St. Munoz, der Tage von Vittoria, der langen Reihe blutiger Gefechte inmitten der Pyrenäen, der Erstürmung der furchtbaren feindlichen Linien an der Nive, des glänzenden Gefechtes von Tarbes und der Schlachten von Orthes und von Toulouse erinnert, welche Ereignisse sämmtlich zu denen gezählt werden müssen, bei denen die leichte Division den Ausschlag herbeiführte. Ueberhaupt kommandirte der General v. A. die leichte Division in folgenden Hauptschlachten: Salamanca, den 22. Juli 1812, Vittoria, den 21. Juni 1813, Pyrenäen, den 25. bis 31. Juli 1813, Nivelle, den 10. November 1813, Nive, den 9. bis 13. December 1813, Orthes, den 27. Februar 1814, Toulouse, den 10. April 1814, und war derselbe übrigens in allen sonstigen Affären und Engagements, denen die leichte Division mit so vielem Ruhme beiwohnte, an ihrer Spitze. Außerdem führte der General v. A. während dieses Zeitraumes zu verschiedenen Malen den Befehl über größere Truppenabtheilungen; so kommandirte er unter andern während der Monate August, September und Oktober 1812 in Madrid und dessen Umgegend ein kombinirtes Korps von etwa 30,000 Mann und rapportirte unmittelbar an den Herzog von Wellington. Zum Beweise der hohen Achtung und Liebe, welche er sich während dieses Zeitraumes bei seinen Untergebenen zu erwerben wußte, überreichte ihm die leichte Division, nach Niederlegung seines ehrenvollen Kommando's bei eintretendem Frieden, einen kostbaren Ehrensäbel mit einer Inschrift, die Gefühle der dankbarsten Verehrung bezeichnend *). Im

*) Die Inschrift auf der einen Seite der Klinge lautet: From the British Officers of the Light Division. To Major General Charles Baron Alten. MDCCCXIV. und auf der andern: Major Generals Vandeleur and Kempt, Lt. Colonel Ross's Troop of Horse Artillery, XLIIIrd LIInd and XCVth Regiments.

J. 1814, zum Generallieutenant ernannt, erhielt der General v. A. das Kommando der hanoverschen Truppen in den Niederlanden und führte zugleich den speciellen Befehl über die 3. englische Infanteriedivision der Armee des Herzogs von Wellington. Seine Dienste in den Tagen von Quatre-Bras und Waterloo gehören zu den glänzendsten Thaten militärischer Dienstleistungen, indem gerade diese Division den heftigsten Angriffen des Feindes ausgesetzt war und einen ungewöhnlichen Verlust erlitt. Die schwere Verwundung, mit welcher der General bei Waterloo diesen schönen Ruhm besiegelte, hinderte ihn, mit seinen beim Eintritte des Friedens nach der Heimath entlassenen Waffengefährten der Legion zurückzukehren. Ein harter Fall für diese, wenn man erwägt, wie General v. A. in heiteren und trüben Tagen deren Geschick getheilt und würdigen gelernt hatte. Er blieb nach seiner Wiederherstellung im Kommando des hanoverschen Kontingentkorps in Frankreich und kehrte mit demselben im J. 1818 nach dem Vaterlande und in den hanoverschen Dienst zurück. — Für seine in der Schlacht von Waterloo geleisteten Dienste war er bereits im J. 1815 in den Grafenstand erhoben und etwa gleichzeitig zum General der Infanterie befördert worden. Als Chef des aus mehreren Bataillons der deutschen Legion formirten Gardejägerregiments und als General der Infanterie wurde ihm zugleich der Dienst als Inspekteur dieser Waffe übertragen. Als eine besondere Anerkennung seines ruhmvollen Wirkens ward der General im J. 1831 vom Könige Wilhelm IV. zum Staats- und Kabinetsminister für das Kriegsdepartement ernannt. Am 24. Juli desselben Jahres ward das militärische Dienstjubiläum des Grafen v. A. auf das Feierlichste begangen und im Jahre 1832 verlieh ihm der König Wilhelm IV. einen kostbaren Ehrensäbel *). — v. A. starb am obengenannten Tage, nach einer Krankheit von 2 Tagen, zu Botzen in Tyrol, als er im Begriffe war, von Italien, wohin er zur Befestigung seiner Gesundheit eine Reise unternommen, in die Heimath zurückzukehren. Seine irdischen Ueberreste trafen am 26. April auf seinem Gute Wilkenburg bei Hanover ein und wurden am 2. Mai, auf Befehl des Königs, mit allen militärischen Ehren, begleitet von den sämmtlichen Civil- und Militärbehörden und der Gesammtschaft der hanoverschen Garnison,

---

*) Die Inschrift auf der einen Seite der Klinge lautet: Viro. optimo. Carolo. Alten. comiti. quam. ingenio. tam. virtute. praestanti. militi. Rex. Gratus. und auf der andern: Waterloo — XVIII June MDCCCXV.

feierlichst zur Erde bestattet. — Reden bei der feierlichen Beerdigung hielten der Pastor Ritterbusch aus Wilkenburg und der Pastor Flügge aus Hanover. — Ein charakteristischer Beweis der einfachen und tiefen Liebe, welche der Verstorbene genossen hatte und die sein Andenken noch in fernen Zeiten heiligen wird, bot sich einige Stunden nach der Beisetzung der Leiche dar. Es erschien nämlich, militärisch geordnet, eine namhafte Anzahl pensionirter und invalider Unterofficiere und Leute, um dem verehrten Chef eine letzte stille Theilnahme am Grabe zu weihen und schließlich erbat sich jeder dieser ergrauten Krieger ein Blatt von den reichen Lorbeerkränzen, welche die Ruhestätte schmückten. Wohl schmücken reiche Lorbeerkränze die Gruft, aber der schönste ist doch dieser zuletzt solchergestalt hinzugefügte! Um zu nehmen, kamen die wackern Kameraden und unbewußt gaben sie einen überreichen Beitrag der Ehre.

* 154. Amalie Louise Anna Gräfin von der Osten-Sacken,

gebdrne Gräfin von Hoym-Droyssig, zu Marienhof bei Güstrow;

geb. d. 6. Okt. 1763, gest. d. 20. April 1840.

Die Verewigte war die Tochter des verstorbenen Grafen Julius Gebhard von Hoym-Droyssig und zuerst vermählt seit dem 8. April 1782 an den am 15. Februar 1818 zu Slawenzig in Schlesien verstorbenen regierenden Fürsten Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen, welche Verbindung aber im J. 1799, nachdem aus derselben 6 Kinder, nämlich 3 Prinzen und 3 Prinzessinnen entsprossen *), wieder auf gesetzlichem Wege gelöset ward. Im J. 1802 vermählte sie sich darauf zum zweiten Male mit dem Grafen Friedrich Ludwig von der Osten-Sacken, welcher früher im Regimente

*) Es sind diese: 1) Friedrich August Karl, geb. den 27. Nov. 1784, jetzt regierender Fürst von Hohenlohe-Langenburg-Oehringen, k. würtemb. Generallieutenant ꝛc. 2) Adelheid Charlotte Wilhelmine, geb. den 20. Jan. 1787 und vermählt seit dem 9. Juli 1812 an den regierenden Fürsten Georg Ludwig Moritz v. Hohenlohe-Langenberg-Kirchberg. 3) Louise Sophie Amalie, geb. den 20. Nov. 1788 und vermählt seit dem 26. Juni 1810 an Albrecht August Ludwig, Grafen von Erbach-Fürstenau. 4) Auguste Charlotte Friederike Sophie Amalie, geb. den 16. Nov. 1793 und vermählt seit dem 19. Juli 1816 mit dem Fürsten Karl August Philipp Ludwig von Hessen-Philippsthal-Barchfeld. 5) Adolph Karl Friedrich Ludwig, geb. den 29. Januar 1797. 6) Alexander Ludwig Karl Heinrich, geb. den 3. Juli 1798, gest. zu Stuttgart am 23. Mai 1829. (Dessen Biogr. s. im 7. Jahrg. d. N. Nekr. S. 450.)

Fürst Hohenlohe zu Breslau gedient und die Rheinkampagne mitgemacht hatte und zog mit demselben nach Mecklenburg auf dessen Güter Bellin und Marienhof, unweit Güstrow. Auch in dieser Ehe wurde sie Mutter von 3 Töchtern, wovon die eine die Gattin des Grafen August Wilhelm von Hessenstein, jetzigen großherz. mecklenburg-schwerin'schen geheimen Raths und bevollmächtigten Ministers am k. preuß. Hofe zu Berlin, und eine andere, Auguste, seit dem 8. Sept. 1824 an einen Herrn von Alvensleben-Errleben verheirathet ist. Sie war eine würdige, durch hohe Geistesbildung sich auszeichnende Frau, die durch ihr nachahmungswürdiges Beispiel, bei Beobachtung ihrer häuslichen Pflichten und deren Erfüllung, ein seltenes Vorbild gewährte. Aber nicht nur in ihrem herzlichen Familienkreise äußerte sich ihr Wirken und Streben, sie wurde auch Beschützerin alles Guten, unterstützte und ermunterte das schüchterne oder ungekannte Verdienst, so wie sie oft im Stillen die Wohlthäterin war, wo Noth und Leiden schwer lasteten. Noch mehr zeigte sich ihr hoher Werth und ihr gemeinnütziger und wohlthätiger Sinn in den drangsalsvollen Jahren 1813 und 1814, indem sie, während ihr Gemahl in denselben als Oberst und Chef des mecklenburgischen Fußjägerregiments für die Befreiung Deutschlands mit Auszeichnung focht, sich mit hoher Begeisterung für die allgemeine Sache an die Spitze eines Frauenvereins stellte, welcher sich zur Herbeischaffung der ungewöhnlichen Hülfsmittel für die verwundeten und kranken vaterländischen Krieger gebildet hatte. Im Herzen aller derer, die sie kannten, wird daher ihr Bild fortleben. — Sie starb auf ihrem Landsitze Marienhof am obengenannten Tage, Abends, plötzlich und unerwartet an einer Lungenlähmung.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 155. Eggert Dibbern,

Prediger zu Großenbrode im holsteinischen Lande Oldenburg;

geb. im J. 1774, gest. d. 22. April 1840.

D.'s Geburtsort ist uns unbekannt. Nach vollendeten theologischen Studien wurde er im Jahre 1800 Rektor der Bürgerschule in dem an der Ostsee belegenen holsteinischen Städtchen Heiligenhafen. Diesem Amte stand er 9 Jahre mit Nutzen vor. Da er sich aber doch nach dem bequemeren Leben eines Predigers sehnte, so wurde ihm dieser Wunsch im J. 1809 erfüllt, indem er damals durch Wahl Pastor an der Kirche zu Großenbrode wurde, welche gleichfalls an der Ostsee unfern Heiligenhafen sich befindet. Am 9. Sonnt.

u. Tr. selbigen Jahres ward er in sein neues Amt eingeführt, welches er 31 Jahre mit vieler Treue verwaltete. Er hinterließ Witwe und Kinder.

Crempdorf. Dr. H. Schröder.

* 156. Karl Wolf Wilhelm Hans Scipio von Studnitz,

k. preuß. Premierlieutenant a. D. und Obersteuerinspektor zu Cottbus; geb. d. 14. Juli 1789, gest. d. 23. April 1840.

Er verlebte unter der Aufsicht trefflicher Eltern die frühere Kindheit in seinem Geburtsorte Grünberg in Schlesien. Im Hause seines Vaters, des nachmaligen Obersten v. St., genoß er den ausgezeichnet guten Unterricht des jetzigen Gymnasialdirektors Müller in Bromberg und kam in seinem 13. Jahre nach Berlin auf das graue Kloster, wo er in den meisten Wissenschaften zu Prima reif befunden wurde, doch seines jugendlichen Alters wegen zuerst in Sekunde eintrat. Er sollte zur Universität abgehen, als die unglücklichen Ereignisse von 1806 seine Eltern, die für eine zahlreiche Familie zu sorgen hatten, vorerst der Mittel, ihn dabei gehörig zu unterstützen, beraubten und es ihnen räthlich erscheinen ließen, daß er sich dem Kaufmannsstande widmete. In dem Hause der Gebrüder Benecke in Berlin brachte er seine Lehrjahre zu und begab sich nach deren Ablauf nach Wien, um dort eine Anstellung in seinem Fache nachzusuchen, als der Aufruf seines Königs ihn im J. 1813 nach Breslau führte, wo er mit Begeisterung für den Freiheitskampf in die Reihen der freiwilligen Jäger beim 1. Garderegimente eintrat, den Examen zum Portepeefähnrich in Breslau ablegte und in Folge dessen bald zu dieser Charge befördert wurde. In der Schlacht bei Großgörschen erhielt er einen Schuß durch den linken Fuß, gehörte zu den Ersten, die Officier wurden, und benutzte die Erlaubniß, die völlige Heilung seiner Wunde in Schlegel bei Glatz, im Hause seiner Eltern abzuwarten. Sein Eifer für die heilige Sache ließ ihn nicht lange im theuren Familienkreise ruhen und noch nicht völlig geheilt, machte er mit seinem Regimente den Marsch durch Böhmen bis an die sächsische Grenze mit. Dort traf ihn die Versetzung zum ostpreußischen Grenadierbataillone, mit dem er in der Schlacht bei Leipzig in der Gegend von Möckern focht und dort mitten im stärksten Feuer, welches das Bataillon zu 64 Mann, die Kompagnie, bei der er stand, zu 5 Mann einschmolz, unversehrt blieb. Das Aufbrechen seiner Fußwunde hinderte

ihn, den Feldzug in Frankreich mit seinem Bataillone zu machen, so daß er als Rekonvalescent sich nur dem Biron'schen Korps anschließen konnte. In Folge des Friedens kam er mit seinem Bataillone im Okt. 1814 nach Berlin, wo dasselbe zur Formirung des jetzigen Regiments Kaiser Alexander verwandt, er zum Adjutanten des Majors v. Leslie ernannt und mit dem eisernen Kreuze begnadigt wurde. In diesem Verhältnisse marschirte er 1815 nach Paris, wo die zahlreich aufgestellten Kunstschätze, bei seinem regen Sinne dafür, ihm vielfachen Genuß gewährten. Bald nach seiner Rückkehr ins Vaterland gehörte er zu den Ersten, die die allgemeine Kriegsschule besuchten, wo er während 3 Jahren sich durch ein reges wissenschaftliches Streben vorzugsweise so auszeichnete, daß er zum Adjutanten des Obersten von Schachtmeyer*) ernannt und im Febr. 1818 zum Premierlieutenant befördert wurde. Im J. 1819 machte er, mit Aufträgen vom Generalstabe versehen, eine Reise durch Böhmen, Baiern, am Rhein hinunter nach Holland, wo er sich in Amsterdam mit seiner, ihm schon früher in Berlin verlobten Braut, Henriette de Wilde, verband und mit ihr im Oktober desselben Jahres nach Berlin zurückkehrte. Hier sah er der Erfüllung seines Wunsches, in den Generalstab zu kommen, entgegen, als unvorhergesehene traurige Veränderungen in den Vermögensumständen seiner Frau ihn bewogen, 1820 den Abschied zu nehmen und in die Nähe seiner Familie nach Schlegel in der Grafschaft Glatz zu ziehen, wo er sich schriftstellerischen Arbeiten widmete. Schon früher hatte er, im Vereine mit gleichgesinnten Freunden, poetische Versuche unter dem Namen „Bundesblüthen" zu einem patriotischen Zwecke herausgegeben. Jetzt lieferte er Beiträge zur Militärliteraturzeitung für die Jahre 1825, 1826, 1827, 1828, 1830, 1832, gab einzelne Aufsätze in belletristische Blätter, schrieb für das Frauentaschenbuch, welches auch einige von seinen kleinern Gedichten aufnahm, Novellen zu den Jahrgängen 1823, 1824, 1825, 1826, 1828, 1830, wie für das schlesische Taschenbuch zu den Jahrgängen 1826, 1827 und arbeitete die erste Abtheilung der chronologisch-synkronistischen Uebersicht und Andeutungen für die Kriegsgeschichte zur Handbibliothek für Offiziere aus. Auch auf dem Felde der dramatischen Literatur versuchte er sich; doch kam nur ein kleines Stück in Versen im Almanach deutscher Nachspiele, von Holtei für das Jahr 1823 herausgegeben, zum Drucke. Im J. 1828 entschloß er sich, eine Anstellung

*) S. N. Nekr. 3. Jahrg. S. 1021.

im Steuerfache nachzusuchen. Er arbeitete ¾ Jahre zuerst bei dem Hauptamte in Mittelwalde als Militäranwärter, wurde im folgenden Jahre Nebenzolleinnehmer in Reichenstein in Schlesien, im Anfange des Jahres 1832 Hauptamtskontrolleur in Mittelwalde und Ostern 1833 Hauptamtsrendant in Reichenbach bei Görlitz. Im J. 1834 wurde das Amt nach Görlitz verlegt und v. St. 1839 von hier aus als Obersteuerinspektor nach Cottbus versetzt, wo er, der anscheinend Rüstige und Gesunde, unerwartet das Ziel seines vielfach geprüften, aber stets nützlichen und beglückenden Lebens fand, nach kurzem Uebelbefinden von einem Nervenschlage getroffen, der, wie sich bei der Sektion erwies, durch einen organischen Fehler im Gehirne herbeigeführt seyn mochte. Ausgezeichnet durch gewissenhafte Berufstreue im Dienste seines Königs, sowohl bei seinem militärischen Wirken, als bei seiner spätern Amtsführung, erfreute v. St. sich stets der ehrenden Achtung seiner Vorgesetzten, deren höhere Stellung er nie aus den Augen verlor, ohne je sein Selbstgefühl zu verleugnen; zugleich erwarben seine freundliche Milde und die ächte Leutseligkeit seines Benehmens ihm die wahrhaft rührende Anhänglichkeit seiner Untergebenen, wie auch die Liebe der niedern Volksklasse, selbst da, wo er rügen und strafen mußte. Wohl nur Eine Stimme war über seinen hohen, gediegenen Werth, über seine weitumfassenden gründlichen Kenntnisse, über seine vielseitige Bildung; Botanik, Astronomie und Mineralogie gehörten zu seinen Lieblingsstudien und bis an sein Ende blieb er ein warmer Freund der Natur. Er besaß eine schnelle Fassungsgabe, ein ausgezeichnetes Gedächtniß, treffenden, dabei nicht verletzenden Witz und liebte fröhlichen Scherz, doch nur in vertraulichen Kreisen; so kam es, daß er, bei seinem Hange zum zurückgezogenen Familienleben, von Vielen für ungesellig, ja für schroff und kalt gehalten wurde. Seine näheren Freunde verkannten ihn hierin nicht; doch was er als Sohn und Bruder, als Gatte und Vater war, seine häuslichen Tugenden, seine liebenswürdige Gemüthlichkeit im Kreise der Seinen konnten eben nur diese während seines Lebens mit dankbarer Liebe, nach seinem Scheiden mit tiefem, unvergänglichem Schmerze empfinden. — Er hinterläßt eine Witwe und einen Sohn, welcher bereits die militärische Laufbahn angetreten hat. — Unvollendet blieb von ihm eine größere historische Novelle, die Freiwerber.

* 157. Johann Herrmann Pupke,

Schullehrer zu Ohrte, im Fürstenthum Osnabrück;

geboren den 24. August 1801, gestorben den 24. April 1840.

Er war der Sohn des Schullehrers J. U. Pupke zu Bippen, verlor aber schon im 4. Lebensjahre den Vater, im 9. die Mutter. Im Okt. 1818 ward er Lehrer an der Nebenschule zu Hartlage und 1821 an die neu errichtete Schule zu Restrup versetzt, wo er beinahe 4 Jahre mit vielem Segen an der Jugendbildung gearbeitet hat, bis er den 17. Juni 1825 die Stelle zu Ohrte erhielt. Seit dem 29. Jan. 1825 verheirathet, ward er Vater von 5 Kindern, wovon eins ihn nicht überlebt hat; auch seine Frau ist ihm, nach 15jähriger Ehe, 5 Monate vor seinem Tode in das Land der Verklärung vorangegangen. Er selbst litt an Unterleibsbeschwerden Jahre lang, bis er am obengenannten Tage in das Land der Ruhe einging. — P. hat es stets mit seinen Schülern wahrhaft gut gemeint, daher ist seine Arbeit auch so gut gelungen und überall sein Wirken als Lehrer des göttlichen Wortes erfolgreich gewesen.

Dr. Arendt.

* 158. Johann Herrmann Zur Nedden,

Prediger zu Picher, im Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin;

geb. d. 15. Nov. 1764, gest. d. 24. April 1840.

Der Geschiedene wurde zu Picher bei Ludwigslust geboren, woselbst sein am 24. Febr. 1805 86½ Jahre alt verstorbener Vater, Johann Peter Zur Nedden, Prediger und Vorgänger in seiner Stelle war und schon sein Großvater, Johann Herrmann Zur Nedden († d. 10. März 1759), seit 1717 in demselben geistlichen Amte und auch als Präpositus der hagenower Diöcese gewirkt hatte. Seine am 1. April 1799 mit Tode abgegangene Mutter, Sophie Hedwig Elisabeth, war eine geborne Schröder. Den Elementarunterricht erhielt er neben noch 6 Geschwistern, von denen er der zweite Sohn war, vom Vater selbst, worauf er später auf die Domschule nach Halberstadt geschickt wurde, die sich damals unter der Leitung des Rektors Struensee eines ausgezeichneten Rufes zu erfreuen hatte. Auf der Universität zu Göttingen blieb die Theologie sein Hauptstudium, indessen versäumte er dabei keineswegs die Hülfs- und namentlich die philologischen Wissenschaften; mit großem Eifer hörte er insbesondere die gesammten Vorlesungen von Planck, Koppe,

Feder, Meiners, Spittler, Heyne u. s. w. Nach absolvirten Studien assistirte er seinen Vater im Predigen, wurde den 18. Dec. 1793 als Hülfsprediger auf der Pfarre ordinirt und endlich am 6. Sonnt. n. T. 1799, da der Vater sein 50jähriges Amtsjubiläum feierte, als Pastoradjunkt zu Picher eingeführt. — Verheirathet war er zuerst mit Anna Dorothea Katharine, geb. Wendt, einer Tochter des verstorbenen Domänenpächters zu Roggertin, und nach deren frühzeitigem Tode verband er sich zum zweiten Male den 28. Nov. 1806 mit Dorothea Wendula, der Tochter des am 7. Dec. desselben Jahres zu Schwerin verstorbenen Hofraths und Advokaten Joh. Martin Tiedemann. In beiden Ehen wurde er mit Kindern gesegnet, von welchen der älteste Sohn, Ludwig Adolph Friedrich, seit 1831 das Rektorat der Stadtschule zu Bützow bekleidet, ein anderer, Georg Gustav, als Justizkanzleiadvokat zu Schwerin lebt; von den Töchtern ist die ältere, Johanne Friederike Henriette, seit 1829 an den großherzoglichen Generalchirurgus, Ritter rc. Dr. Klooß in Ludwigslust verheirathet, die zweite, Charlotte, ist seit dem 30. September 1834 die Gattin des Predigers L. Susemihl zu Badendieck, unweit Güstrow rc. — Der Verstorbene war in seinem Amte sehr eifrig und verwaltete es 47 Jahre lang mit aller Treue und Sorgfalt. Dabei vernachlässigte er auch nicht, sich mit den Fortschritten seiner Wissenschaft bekannt zu machen. Die übrigbleibende Zeit verwendete er auf die Erziehung und Ausbildung seiner und fremder Kinder. Von Charakter war er bieder und aller Schmeichelei und Scheinheiligkeit feind. — Schriftstellerische Arbeiten von ihm sind nur einige wenige anonyme Aufsätze in Zeitschriften, z. B. im schwerin'schen freimüthigen Abendblatte, in Dr. Ackermann's Kirchen- und Schulblatt für Mecklenburg (darin lieferte er 1833, Bd. 2, H. 1, S. 130 bis 140: Einige Blicke von dem gegenwärtigen Schulwesen auf den Zustand desselben in der Vorzeit) u. s. w.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 159. Karl Reichenbach,

königl. baierischer Salinenkunstmeister zu Reichenhall;

geb. d. 9. Juli 1768, gest. d. 25. April 1840.

Er kam von seinem Geburtsorte Durlach im Großherzogthume Baden in der Kindheit mit seinem Vater, dem im J. 1820 zu München verstorbenen k. baier. Artillerieoberstlieutenant Christoph R., nach Mannheim, wohin dieser den Ruf als Stückbohrmeister in churpfälzische Dienste erhalten

hatte. Dort wurde er erzogen und ausgebildet, übernahm im 24. Lebensjahre den Dienst seines Vaters und wurde im J. 1801 in gleicher Eigenschaft nach München versetzt. Vom J. 1807 an wurde er für das Salinenmaschinenwesen verwendet, wo er nachhin als Soolenleitungsaufseher und später als Salinenkunstmeister angestellt wurde. Bei Anlegung der merkwürdigen Soolenleitung von Reichenhall nach Rosenheim in den Jahren 1807—1809, wo durch seinen Bruder, den berühmten Mechanikus Ritter Georg v. R. *) zu München, viele sehr künstliche Soolenhebmaschinen hergestellt wurden, leistete er ausgezeichnete Dienste, indem unter seiner unmittelbaren Leitung alle Maschinentheile in der Kunstwerkstätte zu Reichenhall verfertigt worden sind. Eben so bei der Ausführung der wegen ihrer im hohen Grade großartigen Wassersäulenmaschinen berühmten Soolenleitung von Berchtesgaden nach Reichenhall in den Jahren 1816 und 1817, worauf er mit der goldenen Civilverdienstmedaille belohnt wurde. Im J. 1832 erlitt er auf einer Dienstreise durch Umwerfen des Wagens eine schwere Kopfverletzung, von welcher er sich nie mehr vollkommen erholen konnte und in Folge dessen er, nachdem er zwei Jahre darauf noch den Schrecken des großen Brandunglückes der Saline und Stadt Reichenhall ertragen hatte, im J. 1835 in erbetenen Ruhestand versetzt wurde, worauf er seinen Aufenthalt zu München nahm, dort nach 5 Jahren einer Lungenentzündung erlag und 5 Söhne und 2 Töchter, sämmtlich bereits versorgt, hinterließ.

* 160. Friedrich Markus Paul Witthöft,

Justizrath und Stadtsyndikus zu Kiel;

geb. d. 10. Febr. 1784, gest. d. 25. April 1840.

W. war im Flecken Brunswiedt bei Kiel geboren, widmete sich dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit und trat, nachdem er sich als Advokat bereits ausgezeichnet hatte, 1817 als gelehrter Rathsherr in den Magistrat der Stadt Kiel. Im Jahre 1834 wurde ihm das Amt eines Syndikus und Stadtsekretärs verliehen. Der Verstorbene war in geistiger Hinsicht ein höchst ausgezeichneter Mann. Im Jahre 1819 mischte er sich in den famösen Thesenstreit, indem er der in Kiel schon triumphirenden Hyperorthodoxie auf eine eben so kräftige als geistreiche Weise in einer öffentlichen Rede bei der Jahresfeier der Armenanstalt entgegentrat. Die Rede

*) Dessen Biogr. siehe im 4. Jahrg. des N. Nekr. S. 900.

„Glaubet was ihr könnt und übet Barmherzigkeit und Liebe," wurde gedruckt und in einem Jahre zweimal aufgelegt, so daß W.'s Name damals auch im übrigen Deutschland rühmlich bekannt wurde.

* 161. Georg Gottfried Rudolph,

großh. Hofkassirer zu Weimar;

geb. d. 5. August 1778, gest. d. 26. April 1840.

Zu Unterweißbach, bei Königsee, im Schwarzburgischen geboren, war er eins der 7 Kinder eines dortigen Arzneihändlers, welcher bei beschränkten Mitteln nur wenig für eine höhere Ausbildung seiner Söhne thun konnte, aber unsern R. doch dem Privatunterrichte des Ortsgeistlichen übergab, den er bis zu seiner Konfirmation wohl benutzte. Neigung zum Rechnungswesen bestimmte ihn, sich in das Rentamt Heringen bei Sondershausen zu begeben, um sich da dem Kameralfache zu widmen. Allein die Verhältnisse, in welchen er hier lebte, wollten ihm so wenig zusagen, daß er dieselben schon nach 16 Monaten, und zwar mit einem ehrenvollen Zeugnisse des Beamten versehen, wieder verließ und sich auf das Gerathewohl nach Weimar wendete, wo er so glücklich war, von dem großen Schiller als Diener angenommen zu werden und nach einiger Zeit bei ihm auch in die Stelle eines Privatsekretärs einzutreten. In dieser Eigenschaft war R. nicht bloß daheim fast unausgesetzt um Schiller's Person, sondern auch sein steter Begleiter auf allen seinen Reisen und kleinern zur Kräftigung der Gesundheit unternommenen Ausflügen; namentlich war er mit ihm in Dresden, so wie in Lauchstädt, Jena und auf dem großh. Jagdschlosse Ettersburg unweit Weimar. Eben so begleitete er Schiller 1804 nach Berlin und war hier Zeuge der großen Triumphe, welche demselben in Folge der Aufführung seines „Wilhelm Tell," welcher er beiwohnte, bereitet wurden. Hätte Schiller das Anerbieten des Königs von Preußen angenommen und gegen einen Jahrgehalt von 3000 Thalern Berlin zu seinem Wohnsitze gemacht, R. würde, so lieb ihm auch Weimar geworden war und so wenig ihm dagegen Berlin behagen mochte, Schiller um keinen Preis verlassen haben. Denn so treu und innig wie er, hing wohl selten ein Diener an seinem Gebieter. Aber Schiller behandelte ihn auch in einer Weise, welche das Herz seines Untergebenen auf das Entschiedenste für ihn gewinnen mußte. Zeigte sich nämlich derselbe gegen Alle, die mit ihm in Verbindung kamen, zutraulich, offen, herablassend und redlich in Worten

und Thaten, so war er dieses ganz besonders gegen seine Diener und in vorzüglichem Grade gegen unsern R., welcher daher stets mit einer unverkennbaren Begeisterung von ihm redete und unter allen Eigenschaften, welche denselben als Menschen zierten, seine wahre und tiefe Religiosität, so wie jene Leidenschaftslosigkeit oben an stellte. So versicherte z. B. Rudolph, Schiller niemals recht unwillig und ärgerlich gesehen zu haben, außer in dem Falle, wo er selbst, auch nur eine Kleinigkeit, versah, wie bei folgendem unbedeutenden Ereignisse. Schiller pflegte nämlich seine sämmtliche Leibwäsche, um sie stets bequem bei der Hand zu haben, in seinem Arbeitszimmer aufzubewahren. Einst legte man ihm eine Parthie neugewaschener Taschentücher auf einen der darin befindlichen Stühle. Um für einige aus der Hand zu legende Bücher Raum zu gewinnen, versetzte Schiller dieselben auf den Windofen. Nach wenigen Augenblicken aber fiel es ihm ein, einige werthlose Papiere, seiner Gewohnheit gemäß, darin zu verbrennen, wodurch auch jene Taschentücher angezündet wurden. Der übele Geruch machte ihm bald bemerklich, was geschehen und sogleich wurde er von einer um so größern Entrüstung gegen sich selbst befallen, als es gewiß wenige Menschen gibt, welche von unangenehmen Gerüchen in so hohem Grade, als er, afficirt werden können. Wie nun Rudolph Schiller's persönliches Wohlwollen in einem hohen Grade genoß, so war er auch von den Gliedern der Familie geliebt und geachtet, wie aus dem ehrenvollen Zeugnisse hervorgeht, welches ihm nach des großen Dichters Tode, den er treulich auf seinem letzten Lager pflegte und unter Thränen zur ewigen Ruhe geleitete, von der Witwe desselben ausgestellt wurde. R. wurde nämlich zu dem Entschlusse bewogen, Buchhändler werden zu wollen. Man hatte Cotta *) in Tübingen bestimmt, ihn als Lehrling anzunehmen und als er seine Reise dorthin antrat, übergab ihm Frau v. Schiller ein Entlassungszeugniß, in welchem sie nicht bloß seine Verdienste um ihren seligen Gemahl mit der dankbarsten Anerkennung derselben erwähnte, sondern auch alle ihre Freunde und Verwandte, denen R. dieses Attest vorzeigen würde, dringend ersuchte, „ihn freundlich aufzunehmen und zu Beförderung seines Glückes so hülfreich als möglich zu seyn." In Tübingen aber sollte R. sein Glück nicht finden. Die Verhältnisse, in welche er hier eintrat, sagten ihm nämlich so wenig zu, daß er sie schon nach einem halben Jahre wieder löste und nach Weimar zurückging, wo er,

*) Dessen Biogr. siehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 849.

in der Hoffnung, irgend ein ihm konvenirendes Unterkommen zu finden, sich ein Stübchen miethete und so glücklich war, von Frau v. Schiller mit einem Meublement beschenkt zu werden, mit welchem das Arbeitszimmer ihres verewigten Gemahles ausgestattet war. Auf diese Weise empfing R., als kostbare Reliquien unseres großen Schiller, dessen Arbeitstisch, drei kleinere Tische, zwei Stühle, einen Spiegel, Vorhänge, Kaffeebret und Kaffeegeschirr zum Geschenke, wozu er in der Nachlaßauktion auch Schiller's Armsessel erstand. Davon sind aber in den Händen der Rudolph'schen Familie nur noch ein Tisch, ein Stuhl und das Kaffeebret. Kaffeegeschirr und Vorhänge bezahlten längst schon der Vergänglichkeit ihren Tribut; den Lehnstuhl, einen gewöhnlichen Stuhl, einen Tisch und den Spiegel brachte die jetzt regierende Frau Großherzogin von Weimar an sich und versah damit das im großh. Residenzschlosse eingerichtete sogenannte Schillerzimmer. Einen Tisch erkaufte die Gesellschaft der Erholung zu Weimar und den Arbeitstisch Dr. Weißenborn daselbst, der ihn wieder der Bibliothek zu München käuflich überließ, den dabei gehabten Gewinn aber edelmüthig R.'s Witwe einhändigte, welche außer obigen ihr gebliebenen Gegenständen auch noch 2 Federn aufbewahrt, mit denen Schiller kurz vor seinem Tode noch geschrieben. Auch besaß R. mehrere Handschriften Schiller's, welche er aber nebst dem Manuskripte der von Schiller unvollendet gelassenen „Phaedra," größtentheils dem nunmehr auch verst. Sohne desselben freiwillig übersendete, der fortwährend an R.'s Schicksale den freundlichsten Antheil nahm und ihn von Zeit zu Zeit mit Uebersendung von Briefen erfreute, welche dem edeln Herzen desselben, das die dem Vater geleisteten treuen Dienste nie vergaß, die größte Ehre machen. Um jedoch wieder zu R.'s Lebensschicksalen zurückzukehren, so blieb er in Weimar nicht lange ohne Unterkommen. Es gelang nämlich der Frau v. Schiller und Frau Geheimräthin v. Wohlzogen, demselben bei der Privatchatoulle der damaligen Frau Erbgroßherzogin eine Stelle als Gehülfen zu verschaffen. Und nun war auf immer für ihn gesorgt. Im J. 1811 wurde er nämlich bei der genannten Chatoulle, wiewohl anfangs mit einem geringen Gehalte, zum Kanzlisten, 1828 zum Registrator und zu Anfang des Jahres 1840, in Anerkennung seiner treuen und fleißigen Dienste, zum Hofkassirer ernannt und mit der silbernen Civilverdienstmedaille beehrt, welche die Frau Großherzogin selbst mit persönlichen Glückwünschen begleitete. War er von jeher schon so wohl bei derselben gelitten, daß sie ihn in ihrem Gefolge 2 Male mit

nach Petersburg und 2 Male mit nach Wien nahm, so gab sie ihm ganz vorzüglich dadurch einen glänzenden Beweis ihrer Zufriedenheit und Gnade, daß sie ihn in der Lebensversicherungsbank zu Gotha mit 2000 Thalern versicherte und die desfallsigen Beiträge aus ihrer Chatoulle bezahlte. R. hatte daher gewiß um so mehr Ursache mit seinem Schicksale zufrieden zu seyn, als seine im J. 1811 mit Helene, geb. Knabe aus Amt-Gehren geschlossene Ehe eine höchst glückliche war und mit hoffnungsvollen Kindern gesegnet wurde. Allein er sollte auch des Lebens Leiden kennen lernen. Zwei seiner fünf geliebten Kinder wurden ihm nämlich durch den Tod entrissen und sein einziger Sohn hatte als Student der Medicin in Jena das Unglück, einen andern Studirenden, der ihn zum Zweikampfe nöthigte und mit allzugroßer Heftigkeit auf ihn eindrang, darin zu tödten. Der junge R. wurde flüchtig und ob er sich gleich glücklich auf französ. Gebiet rettete, so war dieser Schlag für den Vater doch um so härter, je größere Sorgen ihm des Sohnes Fortkommen in einem fremden Lande machte und je weniger er denselben in diesem Leben wieder zu sehen hoffen konnte. Allein bald wurde er, einigermaasen wenigstens, dadurch beruhigt, daß der junge Mann zu Guemar, im Elsaß, sich als praktischer Arzt habilitiren durfte und später mit dem Schicksale seines Sohnes, den er in seiner neuen Heimath besuchte, dadurch fast ganz ausgesöhnt, daß derselbe von Seiten der großh. Staatsregierung insofern begnadigt wurde, als er die Erlaubniß erhielt, mit Beibehaltung seines wesentlichen Aufenthaltes in Frankreich, von Zeit zu Zeit in sein Vaterland zurückzukehren; eine Erlaubniß, von welcher er zur größten Freude der Seinen im J. 1838 auch Gebrauch machte. Mit schweren Herzen aber schieden Vater und Sohn, gleichsam ahnend, daß sie sich auf immer trennten, so wenig auch das Befinden des Erstern ein baldiges Lebensende desselben befürchten ließ. Denn obwohl er von ziemlich langer und hagerer Statur und etwas eingedrückter Brust war, so genoß er doch im Ganzen einer guten Gesundheit, die er sich bei seinen anhaltenden, ihn mit Gefahr drohenden Dienstgeschäften durch körperliche Bewegung, die ihm zugleich Freude und Erholung war, möglichst zu bewahren suchte. Denn in der mildern Jahreszeit widmete er seine freien Stunden entweder der eigenhändigen Pflege seines Gartens, in welchem er namentlich viele Jahre hinter einander Hyazinthen von vorzüglicher Schönheit zog, oder dem ihm besonders angenehmen Kegelspiele. Im Winter aber war er auf Spaziergänge beschränkt, die er, als liebevoller Gatte und Vater, am lieb-

sten in Gemeinschaft seiner Familie zu machen pflegte. Gern überließ er sich auch dem gesellschaftlichen Umgange, konnte aber bei seinen überhäuften Dienstgeschäften die Freuden desselben nur selten genießen. Eine angenehme Erholung gewährte ihm auch das Pianofortespiel, worin ihn, der damit bereits einen Anfang gemacht hatte, Schiller durch sorgfältigen Unterricht auf eigene Kosten weiter ausbilden ließ. — Die strengste Pflichttreue und die unausgesetzteste Thätigkeit waren ihm zur andern Natur geworden. Heiterkeit mit würdigem Ernste gepaart, erschien als der Grundzug seines Temperamentes. Milde im Urtheilen und Handeln pflegte ihn nur selten zu verlassen. Ruhe und Besonnenheit verleugnete er zu keiner Zeit seines Lebens. Sehr schwer war er zum Unwillen zu reizen; so heftig er aber dann auch wurde, so folgte auf jede derartige Aufwallung doch bald wieder die ihm eigenthümliche Ruhe und Beleidigungen wurden von seinem versöhnlichen Herzen bald wieder vergessen. Seine Unterhaltung war anziehend und mehr lebhaft und warm, als ruhig und kalt. Treue im gegebenen Worte verletzte er nie. Vertrauliche Mittheilungen fanden bei ihm eine verschwiegene Brust. Menschenfreundlichkeit war nicht die geringste seiner guten Eigenschaften; über Alles aber lag ihm das Wohl von Gattin und Kindern am Herzen. Sein durch eine Nervenkrankheit herbeigeführter Tod war daher der härteste Schlag, der sie treffen konnte und mit ihnen beklagten den Vollendeten aufrichtig Alle, welche ihm als Freunde oder Geschäftsverbundene nahe standen; besonders aber wurde er von seiner höchsten Gebieterin auf das Schmerzlichste vermißt.

Th. Saal.

* 162. Johann Friedrich Stapfer,

eidgenöss. Staatsrath, erster Rathschreiber und Mitglied des souveränen Rathes der Republik Bern;

geb. den 1. Sept. 1800, gest. den 26. April 1840.

S. wurde zu Bern geboren. Sein Vater, Joh. Friedr., Professor der Theologie, stammte aus altadligem Geschlechte, das seit der Reformation ausgezeichnete Gelehrte und Theologen erzeugt hatte, und mütterlicher Seite entsproßte er aus der altpatrizischen bernischen Familie v. Groß, deren Glieder zu verschiedenen Zeiten in fremdem Kriegsdienste und im Vaterlande ausgezeichnete Stellen bekleideten. Unser St. vereinigte die Anlagen beider Familien: die Tiefe des Gemüthes und der Denkkraft, das wissenschaftliche Forschen, die Ueberlegung einerseits, die rasche Entschlossenheit, den klaren Ver-

stand und Scharfblick, die Gewandtheit der Sprache und des Umganges andererseits. Er wurde bis ins 20. Jahr durch seinen Vater, dessen ausgedehnte Gelehrsamkeit, ausgezeichnete Talente und Liebenswürdigkeit, noch durch einen makellosen Charakter, die schönsten Tugenden, besonders rein christliche Demuth und Bescheidenheit erhöht, überall geschätzt und geehrt wurden und der wie sein Bruder, Philipp Albert Stapfer *), schweizerischer Gesandter in Paris, man möchte fast sagen, universale Hochachtung und Zuneigung genoß, ausgebildet. Von diesem seinem Vater lernte unser St. frühe die orientalischen Sprachen und alle zur Theologie erforderlichen Wissenschaften, worin er sich nachher noch in Paris unter seinem Oheim Philipp Albert Stapfer und Sylvestre de Sacy vervollkommnete. Zwei Jahre später, als sein jüngerer Bruder die Theologie ergriff, verließ er dieselbe, da er nun seines Vaters Wunsch erfüllt sah, einen Sohn dieser wichtigen Wissenschaft zu widmen, wendete sich dem Rechte zu, das er immer seinen Neigungen angemessener fand und studirte dasselbe mit vielem Fleiße zuerst in Paris, dann zu Heidelberg und Berlin, wo die berühmtesten Gelehrten des Faches ihn mit besonderer Vorliebe und Auszeichnung behandelten. Mit dem Namen und der Empfehlung seines Oheims fand er dieselbe günstige Aufnahme überall in den ersten Salons, die ihm dann nachher seine Persönlichkeit noch mehr erwarb und sicherte. Er machte Bekanntschaft mit allen Notabilitäten des gelehrten und politischen Standes und galt viel bei ihnen. Einer der ersten Staatsmänner Europa's suchte ihn zu seinem Dienste zu gewinnen und ausgezeichnete ehrenvolle Stellen wurden ihm angeboten. Allein diesem Allen zog er weit den Nutzen seines Vaterlandes vor und sich demselben in geräuschlosem Dienste aufzuopfern, denn bei seiner großen Bescheidenheit mußte er doch fühlen, wie sehr er demselben nützen könne, auch berücksichtigte er stets mit inniger und so billiger Liebe seinen Vater. Es schien aber, als ob die seltene Vereinigung so glänzender Eigenschaften nicht zum längern Aufenthalte auf dieser Erde gemacht seyen. Früh und segensreich begonnen und schnell vollendet war seine schöne Laufbahn, die Erscheinung zu herrlich, um sie festzuhalten. Sein glänzender Witz, seine gewandte höchst anziehende Unterhaltung, die ihm in eleganter französischer und deutscher Sprache, so wie früher auch in englischer, zu Gebote stand, seine umfassende Weltkenntniß, die er sich mit edlem Zwecke in den höchsten und niedern Stän-

*) Dessen Biogr. s. in diesem Jahrg. des N. Nekr. S. 347.

den der Länder, die er bereist, mit großem Scharfsinne und Glücke angeeignet hatte; die seinen ausgebreiteten wissenschaftlichen Kenntnissen so großen Werth gab und sie Allen genießbar machte; vor Allem aber sein edler Charakter, die christliche Denkungsart, wahre Seelengröße, die eigentliche Aufopferung seiner selbst für Andere; seine Versöhnlichkeit, Wohlthätigkeit, treue Freundschaft und besonders die große Bescheidenheit, die alles floh oder vermied, was ihm hätte Lob oder Ruhm zuziehen können, alles Großthun oder sich Geltendmachen eigentlich verachtete, seine Ueberlegenheit nie zu fühlen gab, sondern Jeden ehrte, die gänzliche Abwesenheit alles Egoismus, der Adel, die Reinheit, die Eleganz seines Geschmackes und seines ganzen Wesens, die sich auch so schön in seinem Aeußern aussprachen und seine Erscheinung so liebenswürdig machten, alle diese Eigenschaften mußten ihm das Herz Aller, die mit ihm zu thun hatten, gewinnen. Zurückgekehrt in sein Vaterland, ward er zuerst als zweiter Regierungssekretär des Kantons Aargau, später zu Bern als erster Rathschreiber der Republik, Mitglied des souveränen Rathes, des diplomatischen, des Erziehungs=, des Justizrathes und endlich des eidgenössischen Staatsrathes angestellt. In allen diesen Stellen, die er zu gleicher Zeit bekleidete, wußte er sich durch seine Fähigkeit, seinen Scharfsinn und klaren Verstand im Praktischen, besonders durch seine Gewandtheit in diplomatischen Geschäften, so allgemeines Zutrauen zu erwerben, daß seine Gesundheit bald so vielseitigen Ansprachen erlag: er opferte mit großer Anstrengung und Gewissenhaftigkeit alle seine Kräfte den Bedürfnissen der innern und äußern Verhältnisse seines Vaterlandes. Seine politischen Ansichten waren, wie sein ganzer Charakter, scharf ausgesprochen, ächt republikanisch, gleich weit entfernt von den Verirrungen des Radikalismus und von zu aristokratischer Neigung. Er verehrte mit Biederkeit jede rechtmäßige Regierung und verabscheute alles unbefugte Einmischen, alles Wühlen und störrische Wesen, das er als Ausgeburt müssiger unpraktischer Köpfe betrachtete. Sein Betragen gegen alle seine Umgebungen war höchst human, was ihm auch die ausgezeichnete Hochachtung seiner Obern, die allgemeine Liebe und fast leidenschaftliche Anhänglichkeit seiner Untergebenen sicherte. Seine christliche Denkungsart sprach sich aus in der Wirksamkeit, durch die That, nicht in Worten, da er seine religiösen Gesinnungen zu heilig hielt, um sie mitzutheilen. Er bezeigte bis an sein Ende die zärtlichste Dankbarkeit den Seinen und große Liebe und Ehrfurcht seinem Vater.

* 163. Johann Ludwig Philipp Stieren,

Apotheker zu Salzdetfurth;

geb. den 12. Okt. 1773, gest. den 27. April 1840.

Der Vollendete war zu Holle (im Fürstenthume Hildesheim) geboren. Sein Vater war der dasige Prediger Joh. Karl Wilh. Stieren und seine Mutter hieß Dorothee Charlotte und war eine geb. Holzmann. Unser S. besuchte bis zu seinem 14. Jahre die Ortsschule. Sein Vater unterrichtete ihn in Sprachen und Wissenschaften und als sein ältester Bruder der Nachfolger desselben ward, setzte dieser den begonnenen Unterricht weiter fort. Unterstützt von trefflichen Anlagen, machte er bald gute Fortschritte. Nachdem er sich für das pharmaceutische Fach entschieden erklärt hatte, ward er im J. 1787 in die Apotheke zu Goslar aufgenommen. Mit Bereitwilligkeit des Herzens unterzog er sich in seinem neuen Verhältnisse der groben Handarbeiten, welche der Zögling der Pharmacie, der damaligen Zeit gemäß, verrichten mußte. Sein Principal, der eine geringe wissenschaftliche Bildung besaß und sein Fach bloß handwerksmäßig betrieb, bekümmerte sich, in Hinsicht der geistigen Ausbildung, wenig um ihn; desto mehr nahm sich seiner der Gehülfe Lemcke (später Apotheker in Brandenburg) an, welcher ihn in den späten Abendstunden und sonst bei jeder Gelegenheit mit warmer Liebe auszubilden bemüht war. So schritt er theoretisch und praktisch fort und übte mehr und mehr seine geistigen Fähigkeiten und Kräfte. Nach vollendeter Lehrzeit konditionirte S. in Hildesheim. Hier war er darauf bedacht, die Lücken seiner Kenntnisse in der Botanik, Chemie und in den Sprachen auszufüllen. Noch mehr Gelegenheit, seine Kenntnisse zu erweitern, fand sein reger Geist späterhin in Braunschweig, wo er als Gehülfe in die Hofapotheke trat. Hier lernte er den jetzigen Prof. Wiegmann, einen eifrigen Freund der Wissenschaften, kennen. Dieser war damals der Vorsteher und später der Besitzer der Hofapotheke. Gegenseitige Achtung und Liebe, reine Seelenharmonie, innige Geistesverwandtschaft und gemeinschaftliches Streben, im Gebiete der Natur- und pharmaceutischen Wissenschaft immer weiter fortzuschreiten, knüpften zwischen Beiden einen Bund, welchen nur der Tod aufzulösen im Stande war. Kurz, Beide wurden die intimsten Freunde, späterhin Schwäger. Es war das Jahr 1800, in welchem der Vollendete nach ehrenvoll bestandenem Examen die Apotheke zu Salzdetfurth käuflich an sich brachte. Am 16. April 1801 schloß

er ein Ehebündniß mit Louise († 1835), einer Tochter des Hauptmanns Friedrich Jul. Schmidt zu Blankenburg und zeugte mit ihr 3 Söhne und 4 Töchter, von denen 2 Söhne und 2 Töchter die Eltern überlebt haben. Der älteste Sohn, Eduard (geb. den 26. Mai 1802), ist Doktor der Philosophie und steht als Chemiker der chemischen Fabrik in Schönebeck vor; der jüngste, Wilhelm (geb. den 23. März 1808), hat seit 3 Jahren die väterliche Apotheke angenommen; die älteste Tochter ist an den Kaufmann Ziegemeyer in Hohenhameln, die jüngste an den Doktor der Medicin, Mylius, daselbst verheirathet. Asthmatische Beschwerden, welche zuletzt in völlige Brustwassersucht übergingen, endeten S.'s Leben. — S. war ein treuer Gatte, ein zärtlicher Vater, ein thätiger Geschäftsmann, ein trefflicher Lehrherr. Er hat tüchtige Apothekergehülfen gebildet. Der eben so gelehrte, als edle Trommsdorff *) war sein Vorbild. Wie dieser überall die Pharmacie über das Handwerksmäßige zu erheben bemüht war, so suchte S. in seinem kleinen Wirkungskreise dieselbe wissenschaftlich zu betreiben. Er führte seine Lehrlinge zu chemischen Arbeiten an, unterrichtete sie mit Eifer in der Botanik, wozu er seine ansehnlichen Herbarien benutzte, und machte mit ihnen botanische Exkursionen. Die neuesten Werke über alle Theile der Naturwissenschaft und Pharmacie zierten seine Bibliothek. Gern unterhielt er sich mit Kennern und Nichtkennern über die Naturgeschichte der Gewächse, über ihre äußern Formen und Unterscheidungen, über ihren innern Bau, über die Mischung ihrer Theile und über die Erklärung ihrer Verrichtungen. Dabei zeigte er eine genaue Bekanntschaft mit der Kunstsprache, mit dem Systeme der Gewächse und der Geschichte der Botanik. In der Chemie hatte er nicht nur in praktischer, sondern auch in theoretischer Hinsicht schöne Fortschritte gemacht. In mechanischen Arbeiten besaß er eine große Fertigkeit. Gehäßig waren ihm alle marktschreierischen Spekulationen und alle Produkte, welche aus einer niedrigen Geheimnißkrämerei hervorgingen. Gemeinnütziges Wirken zog ihn ungemein an. Deshalb freute er sich herzlich, als im J. 1822 durch die rastlose Bemühung des Dr. Brandes zu Salzuflen der Apothekerverein im nördlichen Deutschland entstand und damit zugleich ein Archiv der Pharmacie. Nicht minder groß war seine Freude, als Buchholz, Gehlen und Trommsdorff eine Unterstützungsanstalt für durch Alter und Krankheit zum

---

*) Dessen Biogr. siehe im 15. Jahrg. des N. Nekr. S. 341.

Dienste unfähige Apothekergehülfen ins Leben riefen, wozu auch er, nach Maasgabe seiner Kräfte, gern beisteuerte.

Schickedanz.

* 164. Edmund Jodoc Willibald Joseph Maria Graf v. Kesselstatt,

Kapitular der aufgelösten Domstifter Würzburg, Eichstädt u. Passau, Ritter des k. preuß. rothen A. O. 2r Klasse, zu Trier;

geb. d. 26. Juli 1765, gest. d. 29. April 1840.

Zu Trier geboren, war er unter 17 Geschwistern der 12. Sprößling aus der 14ten, urkundlich nachgewiesenen, Generation der sogenannten Pöhrener gräfl. v. Kesselstatt-schen jüngern Linie und Sohn des am 3. März 1796 verstorbenen, unter der frühern deutschen Reichsverfassung Herr mehrerer reichsunmittelbaren und anderer Herrschaften gewesenen Grafen Hugo Kasimir Edmund v. Kesselstatt und dessen Gemahlin Katharina Elisabetha, geborne Freifräulin v. Knebel zu Katzenellenbogen. Er erhielt im 9. Jahre durch Resignation seines Bruders Karl die Dompräbende zu Würzburg, im 14. Jahre durch Resignation seines Bruders Christoph jene zu Eichstädt und wurde am 22. Sept. 1801 durch Graf Joseph von und zu Daun qui turnarius per resignationem des Grafen Colloredo-Mansfeld zur Dompräbende zu Passau nominirt. In seinem 23. Jahre wurde er von dem Weihbischofe Heimes zu Mainz zum Subdiakon geweiht, ging 1794 zu Eichstädt, 1796 zu Würzburg und 1801 zu Passau zu Kapitel. Er war hauptsächlich der Stifter und Beförderer neuer Ordnung des durch viele Schicksale in beispiellose Unordnung gekommenen Haus- und Familienarchivs und in Gemeinschaft seiner Brüder Philipp und Klemens Wiederhersteller des in den preuß. Rheinprovinzen gelegenen ansehnlichen, durch die französ. Revolution aber gefährdeten und sehr herabgekommenen Familienvermögens, welches, durch Acquisition seit 1807 bedeutend vermehrt, und nachdem es sich durch Kauf und Vererbung in seiner Person endlich ganz vereinigt hatte, unter Allerhöchster königlicher Sanktion, mittelst Urkunden vom 4. April 1834 und 20. Juni 1835, zu einem gräflich v. Kesselstatt'schen Familien-Fideikommiß und Majorate konstituirt wurde. Bei Abgang eigener Leibeserben wurde sein, gegenwärtig 6 Jahre alter Großneffe Franz Graf v. Kesselstatt, Sohn des verstorbenen k. k. österr. Obersten und Kammerherrn gleichen Namens, als erster Majoratsherr testamentarisch ernannt. Sein ganzes Leben

war ein Bild des unermüdlichsten Wirkens und der rastlosesten Thätigkeit und wenige Stunden vor seinem ganz schmerzlosen Ende widmete er sich noch den gewohnten umfangreichen Geschäften in Leitung der Administration seiner Güter. Durch die herbsten Schicksale, welche die franzöſ. Revolution seinem Hause und seiner Familie bereitet hatte, schwer geprüft, ward er großer Menschenkenner und verband mit einem seltenen Scharfsinne, tiefem Verstande und unerschütterlichem festen Charakter ein edles und humanes Benehmen gegen Fremde, ein herzliches und unwandelbares gegen seine zahlreichen Freunde und ein väterliches gegen sein zahlreiches Haus- und Dienstpersonal. Stets wohlthätig und ein Vater der Armen, haben Unzählige und selbst ganze Gemeinden an ihm eine große Stütze, einen großen Wohlthäter verloren, für die er still und geräuschlos wirkte. Da er in allen Zeitverhältnissen für Deutschlands Sache vom wärmsten Interesse beseelt und mit den ersten politischen und diplomatischen Notabilitäten des Gesammtvaterlandes in einem ununterbrochenen engen und vertraulichen Verkehre stand, so waren ihm dessen Zustände, Bedürfnisse und Wünsche nicht allein genau bekannt, sondern sein reger und im Streben nach Vollkommenheit und Verbesserung rastloser Geist suchte und fand auf mancherlei Weise Gelegenheit, seinem Lande nützlich zu seyn, wie er denn an den pariser Friedens- und den wiener Kongreßtraktaten zwar keinen officiellen Antheil nahm, jedoch auf dem Schauplatze der Ereignisse durch sein großes vielseitiges Wissen und durch seine Welt- und Geschäftskenntnisse wesentliche Dienste leistete und für Rath und That in Anspruch genommen wurde. Bei Organisation der preuß. Rheinprovinz, namentlich des Gesammtarmen-, Kirchen- und Stiftungswesens war er es, dem die Leitung dieser durch die damaligen Zeitverhältnisse wichtigen und schwierigen Angelegenheit übertragen wurde, deren er sich zur Allerhöchsten Zufriedenheit unter ansehnlichen persönlichen Opfern, ohne Remuneration, entledigte und in Anerkennung dafür den rothen Adlerorden 2r Klasse erhielt. Als nach der Besitznahme der Rheinprovinz durch Preußen die Besetzung des bischöfl. Stuhles zu Trier beschlossen ward, wurde ihm diese kirchenfürstl. Würde angetragen, die Annahme aber lehnte er in Rücksicht seiner physischen Verhältnisse und seines vorgerückten hohen Alters ab. Er war, wie alle seine Ahnen, der katholischen Religion streng zugethan, im wahren Sinne des Wortes religiös, fromm, gläubig und christlich, jedoch auch so christlich duldsam, daß er bei Andersglaubenden ihren Werth gehörig und ohne Vorurtheil gewürdigt und anerkannt

hat. Höchst einfach in seinem Lebenswandel, ohne die geringsten Ansprüche und Prätentionen, nahm er immer und mit seltenem Entgegenkommen den thätigsten Antheil an den Begegnissen Aller, die mit ihm in Berührung kamen und manche, durch ungünstige Zeit- oder andere Umstände geschlagenen Wunden sind durch seine hochherzige und kräftige Vermittelung geheilt worden, der er sich mit einem Eifer und einem Interesse stets unterzog, als wenn es seine höchsten und wichtigsten persönlichen Angelegenheiten betroffen hätte. Prunklos und einfach wie sein ganzes Leben, war auch nach seiner ausdrücklichen Bestimmung seine Beerdigung. Er ist in der Familiengruft der Grafen v. Kesselstatt zu Föhren, dem Orte seines Stammschlosses, nahe bei Trier, auf der linken Moselseite, beigesetzt.

* 165. Karl Christian Friedrich Berg,

Prediger zu Wustrow auf dem Fischland bei Rostock;

geb. den 28. Nov. 1767, gest. im April 1840.

Er wurde geboren zu Güstrow und hatte einen dasigen achtbaren Bürger zum Vater, der ihn schon früh für den geistlichen Stand bestimmte. Nachdem er sich auf der Domschule seines Geburtsortes für diesen Zweck vorbereitet hatte, bezog er im J. 1786 die eben damals restaurirte Landesuniversität zu Rostock und studirte hier bis 1790 mit allem Eifer die theologischen Wissenschaften. In den nächstfolgenden Jahren konditionirte er hierauf als Hauslehrer an verschiedenen Orten, namentlich zu Rey, Borckow, Neukloster und im Städtchen Schwaan, bis er zum Hülfsprediger in Criwitz berufen ward, in welcher Eigenschaft er den 20. Okt. 1808 vom Präpositus Mantzel daselbst introducirt wurde. Im J. 1811 erhielt er endlich die Predigerstelle zu Wustrow auf dem Fischlande, welche er bis zu seinem Tode rühmlich bekleidet hat.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 166. Friedrich M. G. Meyer,

großherzogl. mecklend.-schwerinscher Postdirektor zu Wismar;

geb. im J. 1789, gest. den 2. Mai 1840.

Er ward zu Schwerin geboren, wo sein Vater Fuhrmann war. Frühzeitig desselben beraubt, mußte er, nachdem er seinen Schulkursus vollendet, sich selbst sein Fortkommen suchen. Er wurde demnach zuerst Gehülfe des da-

figen Litzenbruders Cornehl und kam späterhin, da er sich unausgesetzt im Schreiben und Rechnen zu vervollkommnen gestrebt, als Privatschreiber zu dem Postdirektor Ehrhardt in Ludwigslust, unter dessen Leitung er nun das Postwesen gründlich erlernte. Den 12. Febr. 1816 erhielt er hierauf die Anstellung als wirklicher Postschreiber bei dem großherz. Oberpostamte zu Schwerin und im Febr. 1819 ging er als Postsekretär und Kassenverwalter nach Wismar. Nach dem Tode des Postraths Kentzler wurde er daselbst unterm 5. Febr. 1825 zum Postkommissär und alleinigen Verwalter des Hauptpostamtes befördert und, da er sich bald durch Amtsthätigkeit rühmlich auszeichnete, den 10. Dec. 1833 zum Oberpostkommissär, so wie endlich den 14. Dec. 1836 zum Postdirektor ernannt. — Er starb am Brustkrampf und hinzugetretener Lungenlähmung. Seine Gattin, Louise, geb. Barca, Tochter des verst. Oberbauinspektors B. in Schwerin, hat ihn überlebt. — Der Verewigte war ein sehr diensteifriger, um das vaterländische Postwesen in mehrfacher Hinsicht verdienter Beamter, der durch das humane, gefällige Wesen, das er in allen Berührungen mit dem Publikum als Postofficiant zeigte, sich bei Wismars Einwohnern eine ungetheilte Achtung und Liebe erworben hatte.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 167. Christian Friedrich Oncken,

großherzogl. oldenb. Amtmann zu Westerstede;

geb. den 20. Juli 1786, gest. den 2 Mai 1840.

Sein Vater, gleiches Namens, war Kaufmann in Varel, wo er auch geboren ist, seine Mutter, Christiane Henriette, geb. Kinderling, war aus Osterode. Bis zu seinem funfzehnten Jahre genoß er in seinem Geburtsorte den Unterricht theils in der dortigen Schule, theils von Hauslehrern und kam dann auf die Schule zu Osterode. Von da ging er nach Göttingen, die Rechte zu studiren und kehrte nach 3 Jahren in seinen Geburtsort zurück, wo er, nachdem er die verordnete Probearbeit geliefert hatte, unter die Advokaten aufgenommen wurde. Da es jedoch immer sein Wunsch gewesen war, seine akademischen Studien über das damals nur gewöhnliche Triennium auszudehnen, begab er sich zur Fortsetzung derselben im Herbste 1808 nach Helmstädt, wo er ein Jahr verweilte. Nach seiner Zurückkunft trat er wieder als Advokat ein, allein schon im Anfange des Jahres 1811 ließ die Vereinigung des Herzogthums Olden-

burg mit dem französischen Kaiserreiche ihn voraussehen, daß die bisherige Gerichtsverfassung in der Herrschaft Varel nicht von langer Dauer seyn würde und da er für eine juristische Laufbahn nach der französischen Einrichtung gar keine Neigung hegte, auch die Aussichten zum Fortkommen im Administrativfache weit besser waren, besonders für den, welchem, wie ihm, die Kenntniß der Sprache zu Statten kam, so suchte und erhielt er eine Anstellung auf einem Bureau des Generalsekretariats der Präfektur zu Bremen. Hier blieb er aber nur bis zum Jahre 1812 und übernahm dann das Sekretariat bei der Mairie zu Morsum, im ehemaligen und jetzigen Hanoverschen, wo damals Herr von Weddig, früher Officier in hanoverschen Diensten, nachher Major und Kommandeur der von ihm organisirten bremisch-hanseatischen Infanterie, Maire war. In dieser Stelle trafen ihn die Ereignisse des Frühjahrs 1813. Hatte er, um nicht ganz unthätig zu seyn und, ungewiß über die Zukunft, nicht umhin gekonnt, an dem großen Mechanismus der französischen Verwaltung wenigstens einigermaasen Theil zu nehmen, so war er nichtsdestoweniger doch im Herzen immer ein Deutscher geblieben. Schon als im Sommer 1809 der Herzog von Braunschweig-Oels seinen denkwürdigen Zug von Böhmen bis an die Weser machte und namentlich nach dem siegreichen Gefechte bei Oelpern, dem O., damals in Helmstädt zum zweiten Male Student, als Zuschauer beiwohnte, fühlte er lebhaft in sich den Trieb, sich den schwarzen Schaaren anzuschließen, allein der Gedanke an seine Eltern hielt ihn ab und vielleicht mehr noch die ungewisse Aussicht, ob er mit den Truppen des Herzogs je wieder den deutschen Boden betreten werde, für dessen Befreiung zu kämpfen allein ihm des Kampfes werth schien. Nun aber hatte er in den französischen Bureaus erst recht das Treiben kennen gelernt, wie die Angestellten, vom Größten bis zum Kleinsten, die Gesetze und Verordnungen, die dem französischen Kaiserthume von außen ein so glänzendes Ansehen gaben, zu drehen und zu deuteln wußten, wie sie es verstanden, sie auszubeuten, um sich zu Ehre und Ansehen, vorzüglich aber zu Reichthümern zu verhelfen, mochte darüber zu Grunde gehen, wer diesen selbstsüchtigen Zwecken im Wege war. Dazu kam Vandamme's Ankunft in Bremen und die blutige Auslegung, die derselbe durch sein Verfahren seinen hochtönenden Proklamationen gab, und vielleicht war O. selbst nicht sicher wegen seines Benehmens bei den Streifereien einiger Parteien des verbündeten Heeres in die Gegend seines Aufenthaltes; genug, er verschwand aus Morsum und erst, als die Schlacht

bei Leipzig auch Norddeutschland frei gemacht, als die Schaar der französischen Angestellten sein Vaterland geräumt hatte und der rechtmäßige Landesherr dahin zurückgekehrt war, erhielten die Seinigen Kunde von ihm. Er hatte bei den von dem Obersten von dem Busche errichteten bremen- und verdenschen Husaren Dienste genommen, unter Oberstlieutenant von Estorff bei der Göhrde mit gefochten, unter Wallmoden den Feldzug an der Elbe, nach Holstein u. s. w. mitgemacht und war bald bis zum Oberwachtmeister gestiegen. Indeß wurde es Friede und schon dachte er daran, die Seinigen zu besuchen, als Napoleon's Rückkehr von Elba zum neuen Kampfe für Deutschland's, für Europa's Selbstständigkeit aufrief. O. zog mit seinem Regimente nach Belgien, er kämpfte unter Wellington mit bei Waterloo, zog mit den Siegern in Frankreich ein und bivouaquirte im Gehölze von Boulogne. Als aber nach dem zweiten pariser Frieden das Regiment in die Heimath zurückgekehrt war, als es keine Aussicht mehr gab, noch einmal mit demselben für das gemeinsame Wohl Deutschlands ins Feld zu ziehen, da suchte und erhielt O. seinen Abschied und kehrte zu den Geschäften des Friedens zurück, denen die Noth des Vaterlandes ihn entrissen hatte. Ein ehrenvoller Abschied und die von dem Prinzen Regenten von Großbritannien für die hanoverische Armee gestiftete Waterloomedaille waren der Preis, den er für seine Person davon trug. Aber sein Fürst empfing ihn gnädig und stellte sofort mit dem Anfange des Jahres 1816 ihn als Auditor bei dem damals vom Landesherrn provisorisch angeordneten Amte zu Varel an. Er bekleidete diese Stelle so zur Zufriedenheit der Regierung, daß ihm, nachdem er bereits einige Zeit dem Amte Varel allein vorgestanden und darauf am 2. Okt. 1821 das Hauptexamen gemacht und wohl bestanden hatte, schon am 13. Nov. desselben Jahres ihm die Verwaltung des damals erledigten Amtes Minsen aufgetragen wurde. Im Sept. 1822 wurde er zum Regierungssekretär in Oldenburg ernannt, aber noch ehe er diese Stelle antreten konnte, erhielt er am 31. Okt. desselben Jahres die Ernennung zum Amtmanne des Amtes Ablehausen. Als seine und der Seinigen Gesundheit es ihm jedoch wünschenswerth erscheinen ließen, diese Stelle in der Marsch gegen eine andere auf der Geest vertauschen zu können, wurde er am 24. Juni 1835 als Amtmann nach Westerstede versetzt, wo nach noch nicht 5 Jahren des Aufenthaltes ein Schlagfluß plötzlich und unerwartet seinen Lebensfaden abschnitt. Er hatte sich im Sept. 1823 mit Elise, der einzigen Tochter des verstorbenen Kammerraths und

Rentmeisters Knobt in Varel verheirathet, welche nebst 2 Söhnen und 2 Töchtern ihn betrauert. — Wer ihn kannte, liebte ihn wegen seiner unerschütterlichen Gutmüthigkeit und Herzlichkeit und bedauert die Seinen wegen seines Verlustes.

168. Ferdinand von Schau,

Landrath und Landschaftsdirektor zu Mohrungen;

geboren den 26. Aug. 1768, gestorben den 2. Mai 1840 *).

von Schau wurde zu Korbsdorf bei Wormditt geboren. Sein Vater, Justus von Schau, war Hauptmann in polnischen Diensten, seine Mutter, Albertine, war eine geborne von Hosius. Die Eltern widmeten ihm eine sorgsame Erziehung; den ersten Unterricht erhielt er von Hauslehrern. Am 6. Juni 1780 wurde er in die Kadettenanstalt zu Culm aufgenommen, welche 4 Jahre vorher eröffnet worden war **). Im April 1782 kam er in das Kadettenhaus nach Berlin, wo er nach einem zweijährigen Aufenthalte Unterofficier wurde. Seiner Lehrer daselbst gedachte er immer mit Achtung. Am 10. März 1786 wurde er mit mehreren Kadetten dem Könige Friedrich II. in Potsdam vorgestellt und von ihm dem Infanterieregimente des Generals der Infanterie v. Tauenzien in Breslau überwiesen. Unvergeßlich blieb ihm durch sein ganzes Leben der Augenblick, an welchem er von dem großen Könige huldvoll angeredet und durch das gnädige Wort desselben für das genannte Regiment bestimmt worden war. In letzterem wurde er nach Verlaufe eines Jahres Fähndrich. Durch das Patent vom 28. Aug. 1789 wurde er zum Sekondelieutenant und bald darauf zum Adjutanten ernannt. Im folgenden Jahre wurde das Regiment auf den Kriegsfuß gesetzt und bezog, als zu dem vom Generallieutenant Grafen Anhalt befehligten Korps gehörig, die Kantonnirungsquartiere in der Grafschaft Glatz. Preußen hatte mit der Pforte, welche in dem Kriege gegen Rußland und Oesterreich sehr bedroht war, einen Allianztraktat geschlossen und in Schlesien und Preußen ein Observationsheer aufgestellt. Die hierüber zwischen Preußen und Oesterreich eingetretenen Mißverständnisse wurden beseitigt, als Leopold II. seinem am 20. Febr. 1790 gestorbenen Bruder Joseph II. gefolgt war und seine Aufmerksamkeit durch

*) Nach: Nekrolog des Kön. Landraths u. Landschaftsdirecktors, Ritters rc. Ferdinand v. Schau. Braunsberg 1840.
**) Am 1. Juni 1776.

die Begebenheiten in Frankreich und in den Niederlanden in Anspruch genommen wurde. Es wurde unter Vermittelung von England und Holland der Kongreß zu Reichenbach gehalten. Nachdem in Folge desselben die friedlichen Verhältnisse wieder hergestellt waren, kehrten die Regimenter in ihre Garnisonen zurück. Der General Tauenzien bewies dem Adjutanten von Schau ein ehrendes Zutrauen und dieses wurde ihm auch nach dem 1791 erfolgten Tode des Generals von den beiden Chefs des Regimentes, den Generalen von York und von Lattorf, zu Theil. Er verlebte in seiner Garnison, wie auch bei mehreren ihm befreundeten Familien Schlesiens eine angenehme Zeit. Seinen Diensteifer und seine Umsicht zu zeigen, fand er vielfache Gelegenheit. So bei dem großen Brande, welcher 1791 die Sand- und Dominsel verheerte, und bei dem im April 1793 ausgebrochenen Aufstande der Handwerksgesellen *). Er erhielt von seinen Vorgesetzten, wie von den Civilbehörden ehrende Beweise der Anerkennung seines Benehmens. Als die durch Madalinski und Kosciusko insurgirten Polen das preußische Heer in das Feld riefen, nahm auch das Regiment an dem Kriege des Jahres 1794 Theil. 18 Stunden nach Empfang des Befehles zum Ausmarsche rückte es aus Breslau und die Mobilmachung war erst an der polnischen Grenze beendet. In diesem Feldzuge fand v. S. die ihm erwünschte Veranlassung, Thätigkeit und Entschlossenheit zu zeigen. Der General v. Lattorf erhielt den Befehl über ein detachirtes Korps im Sendomirschen und Krakauischen und kam dann mit seinem Regimente nach Warschau, nachdem diese Stadt in Folge der Erstürmung von Praga sich am 5. Nov. ergeben hatte. Nach eingetretenem Frieden wurde v. S. durch Familienverhältnisse genöthigt, um seinen Abschied zu bitten und er übernahm 1796 die väterlichen Güter. Als er im folgenden Jahre zum Kreisdeputirten des braunsberger Kreises gewählt wurde, widmete er sich mit Eifer den Angelegenheiten des Kreises und seine Thätigkeit wurde um so mehr in Anspruch genommen, da er zum Stellvertreter und Assistenten des Landraths ernannt wurde. Er erwarb sich bald das Vertrauen der vorgeordneten Behörden und der Einwohner des Kreises. Deshalb fiel auch die Wahl immer auf ihn, wenn eine öffentliche Vertretung nöthig und wünschenswerth war. Bei der Erb-

*) Dieser Gesellentumult war wegen polizeilicher gegen einen widerspenstigen Zunftgenossen verfügter Maasregeln entstanden und wurde durch Einschreiten der bewaffneten Macht gestillt, nachdem übereilte Strenge Unwillen und kund gegebene Schwäche Uebermuth erzeugt hatten.

huldigung in Königsberg, am 5. Juni 1798, befand er sich auch unter der Zahl der Deputirten der Stände. Im Jahr 1805 erfolgte seine Wahl zum Landschaftsrathe des Mohrungschen Departements und er widmete diesem neuen Wirkungskreise eine sorgliche Theilnahme. Immer von Vaterlandsliebe beseelt, bewährte er dieselbe vorzugsweise in bedrängter Zeit. So in den unglücklichen Jahren 1806 und 1807. Als der Feind das Land verheerend überzog und Ostpreußen 7 Monate lang der Schauplatz von Schlachten und Gefechten war, gehörte er zu den Männern, welchen des Vaterlandes Wohl und Rettung wahrhaft am Herzen lag. Er verwaltete den größten Theil der landräthlichen Geschäfte und dieses konnte unter den damaligen Verhältnissen nur mit Anstrengung und Ueberwindung vielfacher Schwierigkeiten geschehen. Die Lasten, welche der Kreis zu tragen hatte, waren schwer zu mildern. Was der General L'Estocq an ihn schrieb *): „ich muß aufrichtig gestehen, daß mich Ew. Hochwohlgeboren durch diese ununterbrochene Thätigkeit sehr verbinden, mich aber zugleich zum großen Schuldner machen; es würde mir außerordentlich angenehm seyn, zeigen zu können, wie sehr ich einen solchen Patrioten zu schätzen weiß" — ist eines von den Zeugnissen, welche hochgestellte Männer von seinem erfolgreichen Eifer ablegten. Auch dem Könige **) blieben diese Verdienste nicht verborgen: er wurde am 28. Jan. 1810 durch Ertheilung des rothen Adlerordens dritter Klasse ausgezeichnet. Als im Jahr 1812 bei dem Ausbruche des Krieges zwischen Frankreich und Rußland die zahlreichen Heeresabtheilungen durch Westphalen zogen, wurde er zum Verpflegungsdirecktor für den heilsberger Bezirk ernannt, zu welchem ein Theil des braunsberger Kreises gezogen worden war. Bei den mannichfaltigen Berührungen, in welche er durch dieses Geschäft kam, entwickelte er eine zufriedenstellende Gewandtheit. Er war ein naher Zeuge der Leiden, welche die Provinz drückten, der Störung der häuslichen Ruhe und Ordnung, der großen Verluste an irdischen Gütern ***). Mit der lebendigsten Theilnahme begrüßte er daher die Hoffnungen, welche bei

*) Hauptquartier Heiligenbeil, den 28. April 1807. Der General bat ihn, bei der Zusammenkunft des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen zu ihm zu kommen.

**) Dessen Biogr. s. in diesem Jahrg. d. N. Nekr. unterm 7. Juni.

***) Man berechnet den Verlust der preuß. Provinzen zwischen Rußland und der Weichsel auf 300 Mill. Thaler. Einzelne Beispiele veranschaulichen den Schaden am deutlichsten. So verlor der braunsberger Kreis 3669 Pferde und 351 Wagen.

dem Rückzuge der traurigen Ueberreste einer vor wenigen Monaten angestaunten Macht aufdämmerten. Und er wirkte treu mit für die große Sache des Vaterlandes! Als die Abgeordneten der Stände sich am 5. Februar 1813 in Königsberg versammelten*), wurde der Gedanke, daß eine Landwehr Noth thue, mit Begeisterung ergriffen und zur Ausführung desselben wurden sogleich die nöthigen Einleitungen getroffen. Es wurde eine Generalkommission gewählt, in welcher der Graf Dohna**) auf Schlobitten, früher Staatsminister des Innern, damals Generallandschaftsdirektor, den Vorsitz hatte, ein durch Patriotismus und Reinheit der Gesinnung ausgezeichneter Mann. Die Provinz bis an die Weichsel wurde in 5 Bezirke getheilt und dabei die Bevölkerung zum Grunde gelegt. In jedem dieser Bezirke leitete eine Specialkommission die Organisirung der Landwehr. Die erste Specialkommission, in deren Bezirke 236,000 Seelen waren, hatte ihren Sitz in Tilsit; die zweite mit 178,000 Seelen in der Stadt Rhein; die dritte mit 226,000 Seelen in Königsberg. Der vierten in Heilsberg waren 149,000, der fünften in Mohrungen, später in Elbing, waren 214,000 Seelen zugetheilt. Der Landschaftsrath v. Schau wurde zum Präsidenten der vierten Specialkommission gewählt. Er führte dieses Geschäft mit großem Eifer, unausgesetzter Thätigkeit und umsichtsvoller Sachkenntniß. Das königl. Militärgouvernement schrieb am 8. April 1813 an ihn: „Wir halten uns verpflichtet, Ew. Hochwohlgeboren den verbindlichsten Dank für ihr ausgezeichnetes, patriotisches und vortreffliches Benehmen, in der Angelegenheit, die Landwehr betreffend, zu sagen; wir vertrauen, daß sie auch ferner alles zur Beförderung dieser großen Sache aufbieten werden, welche so sehr Ihrer vortrefflichen Beihilfe bedarf. Da Ihre Leitung als Präsident der vierten Specialkommission von höchster Wichtigkeit ist, so haben wir auch nicht gewagt, Sie zum aktiven Dienst in der Landwehr in Vorschlag zu bringen." Von dem Umfange des Geschäftes gewinnt man die beste Vorstellung, wenn man die Resultate desselben erwägt. Es wurden von der vierten Specialkommission 3732 Mann Infanterie und 244 Mann Kavallerie bekleidet und vollständig ausgerüstet. Die gesammten Kosten hierfür betrugen

*) Es war ein günstiger Umstand, daß es in Ostpreußen und Litthauen eine ständische Verfassung gab, wie sie die übrigen Provinzen nicht hatten. Diese Verfassung entwickelte sich mit Einrichtung des landschaftlichen Creditwesens im J. 1788.

**) Dessen Biogr. siehe im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 248.

184,000 Thlr. Die Opfer, welche in der damals herrschenden Noth dargebracht wurden, sind ein schönes Zeugniß des vaterländischen Sinnes *). Als in Folge der Verordnung vom 17. März 1813 auch der Landsturm organisirt werden sollte, wurde v. S. zum Oberkommandanten desselben im braunsberger Kreise ernannt. Er faßte mit großer Lebendigkeit und besonderer Vorliebe diese wichtige Einrichtung auf und verbreitete im Kreise eine Regsamkeit und Theilnahme, welche nicht gewöhnlicher Art war. Er wußte den zu den Uebungen versammelten sehr zahlreichen Abtheilungen eine militärische Haltung zu geben und den Eifer in dem Grade zu beleben, daß jeder gern bei den Waffenübungen erschien. Für den Eifer, welchen er in der denkwürdigen Zeit bewies, fand er eine wohlverdiente Anerkennung. Die Behörden ehrten ihn durch belobende Schreiben und durch Ertheilung wichtiger Aufträge, selbst in Angelegenheiten anderer Kreise, welche er mit Entschlossenheit und Klugheit zufriedenstellend ausführte. Der König verlieh ihm „wegen der für die Sache des Vaterlandes bethätigten treuen Gesinnungen" durch eine am 30. Mai 1814 aus dem Hauptquartiere Paris erlassene Kabinetsordre das eiserne Kreuz zweiter Klasse am weißen Bande. Mit frohem Rückblicke konnte er das Friedensfest feiern, zu welchem er eine große Versammlung aus dem Kreise bei sich vereinigte. Nachdem im Jahre 1816 der königsberger Regierungsbezirk in 20 landräthliche Kreise eingetheilt worden war **), wurde er zum Landrathe des braunsberger Kreises gewählt und als solcher durch die Allerhöchste Kabinetsordre vom 6. Dec. 1817 bestätigt. Mit Beibehaltung dieser Stelle wurde er 1823 zum Landschaftsdirektor des mohrungschen Departements gewählt und in Folge der nach Ablauf der gesetzlichen Frist erneuerten Wahlen in dieser Stellung wieder bestätigt. Wie er seit seinem Eintritte in die bürgerlichen Verhältnisse an öffentlichen Versammlungen als Deputirter Theil genommen hatte, so fiel auch, als nach dem Gesetze vom 5. Juni 1823 die Provinzialstände in Wirksamkeit traten, die Wahl des Kreises auf ihn und er nahm als Deputirter an den bisher abgehalte-

---

*) In der Provinz wurden im Ganzen 20 Bataillone Fußvolk und 17 Schwadronen Reiterei errichtet, wofür die Kosten 1,025,859 Thaler betrugen.

**) Nachdem 1809 die Steuerräthe als Lokalkommissarien aufgehört hatten, die Städte den Landräthen untergeordnet worden waren und der Wirkungskreis letzterer sich nach der Verordnung über die verbesserte Einrichtung der Provinzialbehörden vom 30. April 1815 sehr erweitert hatte, war die geringe Zahl der Landräthe nicht mehr ausreichend.

nen Landtagen in Königsberg und Danzig thätigen Antheil. Als der Kommerzienrath Ritter rc. Johann Oestreich, wegen seines vorgerückten Alters sich von öffentlichen Geschäften zurückzog, ernannte 1828 an seiner Stelle das königliche Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten den Landrath v. Schau zum Curator localis des königl. Gymnasiums zu Braunsberg und er übernahm auch dieses Ehrenamt mit der ihm eigenen Freudigkeit, indem er den Angelegenheiten der Jugendbildung immer eine rege Theilnahme schenkte. In allen seinen amtlichen Verhältnissen entwickelte er eine große Thätigkeit; er arbeitete unermüdet und führte, was er andern hätte übertragen können, lieber selbst aus. Seine Persönlichkeit erweckte bald Zutrauen, denn ein redlicher, für alles Gute empfänglicher Sinn offenbarte sich bei jeder Gelegenheit. Durch die gemüthliche und einsichtsvolle Art, mit welcher er die Geschäfte behandelte, führte er die nicht selten schwierigen Angelegenheiten zur Zufriedenheit der Betheiligten aus und bewirkte dadurch oft mehr, als wenn strenge Form, Raschheit und Kürze vorgewaltet hätten. „Er suchte immer das Gesetz mit der Billigkeit in Einklang zu bringen" *). Seine genaue Kenntniß der lokalen Verhältnisse und der Personen war ihm bei der Amtsführung sehr förderlich und das Vertrauen, dessen er sich erfreute, erleichterte ihm seine Wirksamkeit. Er behandelte jeden mit Freundlichkeit und es war ihm unangenehm, wenn er zu strenger Maasnahme genöthigt wurde. Weil er sehr zugänglich war, Mittheilungen geduldig anhörte und in die besonderen Verhältnisse einging, wendete man sich gern zutrauungsvoll an ihn. Mit den Landbewohnern sprach er nach ihrer Art und Weise und sein Zureden richtete mehr aus, als Befehl. Wo es irgend möglich war, suchte er versöhnend einzuwirken; bei seinen Urtheilen blickte immer ein friedliebender Sinn durch. Neuen Ereignissen und Erscheinungen folgte er mit Theilnahme und wenn er gleich in manchen einzelnen Beziehungen eine Vorliebe für das Alte hatte, so ließ er doch dem Guten überall Gerechtigkeit widerfahren. Er nahm von allem Wichtigen Kenntniß, las in den Musestunden viel und Kenntnisse aus der Geschichte, namentlich der Kriegsgeschichte, so wie aus der Länder- und Völkerkunde, waren in seinen Unterhaltungen über frühere und gegenwärtige Zustände bemerkbar. Ein gutes Gedächtniß unterstützte ihn und hiervon zeugte insbe-

*) Worte aus der Anzeige, mit welcher das Landschaftskollegium seinen Tod meldete.

sondere seine Kenntniß der Gesetze und frühern Verhandlungen. Der biedere und gerade Mann war ein Feind der glatten und unwahren Gefügigkeit, wie der dünkelhaften Anmaasung. Fremden Angelegenheiten schenkte er mit aufopfernder Gefälligkeit mehr Zeit und Mühe, als den eigenen. Er war ein treuer Freund und wem er einmal seine Zuneigung und sein Vertrauen geschenkt hatte, der konnte fest auf ihn bauen. Für die Freuden der Geselligkeit und die heitere Seite des Lebens war er sehr empfänglich; seine Gastfreunschaft vereinigte oft frohe Kreise um ihn und seine nicht leicht ermüdende Unterhaltung brachte Leben in dieselben. Sein Wohlthätigkeitssinn verpflichtete viele zum schuldigen Danke. Achtung und Liebe wurden ihm im hohen Grade zu Theil und bewährten sich bei jeder Gelegenheit. Wir erwähnen hier nur zwei seiner Ehrentage. Am 7. Mai 1829 wurde ihm von seinen Freunden und Verehrern, welche sich zu einem Feste in Wormditt vereint hatten, sein in Lebensgröße gemaltes Bildniß überreicht, wobei Reden und Gedichte den Gesinnungen Ausdruck gaben. Am 10. März 1836 wurde seine funfzigjährige Dienstjubelfeier in der Kreisstadt Braunsberg mit einer seltenen Theilnahme begangen. Das Fest erhielt dadurch einen besondern Glanz, daß die ersten Männer der Provinz dasselbe durch ihre Gegenwart verschönerten *). Bei der im Saale des Rathhauses veranstalteten Feierlichkeit zierte ihn der wirkliche geheime Rath und Oberpräsident, Ritter rc. Herr von Schön mit dem rothen Adlerorden zweiter Klasse, welchen ihm der König durch die Allerhöchste Kabinetsordre vom 27. Febr. 1836 verliehen hatte **). Seine kräftige Gesundheit wurde nur selten unterbrochen und gestattete ihm die vielen Reisen, von denen er einen großen Theil des Nachts machte. Im Frühlinge des merkwürdigen Jahres 1840 wurde seine Gesundheit schwankend; schon sehr angegriffen unternahm er eine Dienstreise, zuerst nach Braunsberg, dann nach Mohrungen. Am letzteren Orte wurde er am 29. April bedenklich krank und starb am oben genannten Tage. Sein sehnlicher Wunsch, noch einmal vor seinem Könige zu erscheinen und dann sein Amt niederzulegen, ging nicht in Erfüllung. Am 9. Mai fand sein feierliches Leichenbegängniß in Wormditt statt und eine

*) Eine ausführliche Beschreibung der Feier ist besonders gedruckt und mit dem Bildnisse des Jubilars in der Rautenberg'schen Buchhandlung in Braunsberg u. Mohrungen zu haben.

**) Die Schleife zum rothen Adlerorden dritter Klasse hatte er am 18. Jan. 1833 erhalten.

sehr zahlreiche Versammlung, welche sich von nahe und fern, der Stimme des Herzens folgend, eingefunden hatte, geleitete ihn zur stillen Gruft.

* 169. Johann Friedrich Hütter,

kön. preuß. Kommissionsrath, Justizkommissar u. Notar, auch Bürgermeister zu Zeitz;

geb. d. 18. März 1774, gest. d. 3. Mai 1840.

Er wurde zu Profen, im Stifte Zeitz, geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Dieser ward jedoch bald nach Zeitz als Pastor an die Nikolaikirche versetzt. Hier wurde der junge H. durch den Besuch der Stiftsschule zur Universität vorbereitet und widmete sich dann von 1793 an in Leipzig dem Studium der Rechtswissenschaft. Nach überstandenem Examen begann er 1796 die praktische Laufbahn als Accessist bei dem Justizamte zu Lauchstädt, arbeitete als solcher seit 1798 beim Justizamte zu Zeitz, wurde 1799 Amtsregistrator und Sporteleinnehmer, 1802 Advokat, 1803 Aktuarius und 1804 Sekretär bei der stift-naumburgischen Regierung. Im J. 1807 wurde ihm die Verwaltung der stiftischen Prokuratur und des Kirchenkastenamtes übertragen und zugleich das Prädikat als Kommissionsrath ertheilt. Hierzu kam später noch die Verwaltung des Schulärariums und einiger anderer Kassen. Einige Jahre darauf wurde er zum Syndikus der Stiftsstände und zum Kriegsschuldenkassenrendanten ernannt. Diesen Aemtern hat er bis 1828 mit eben so großer Gewandtheit und Pünktlichkeit in Geschäften, wie mit strenger Rechtlichkeit vorgestanden. Nach der Theilung Sachsens wurde er auch preußischer Justizkommissar und Notar. Da von dem Stifte Zeitz ein kleiner Theil bei dem Königreiche Sachsen verblieb, die Fonds der Prokuratur aber dem ganzen Stifte gehörten, so mußte eine Auseinandersetzung stattfinden, welches Geschäft sehr schwierig und verwickelt war. Unser H. wurde als preußischer Ausgleichungskommissar im Jahre 1817 nach Dresden gesendet und rechtfertigte ganz das in ihn gesetzte Vertrauen. Das schöne, im Innern sehr zweckmäßig eingerichtete Waisenhaus, dessen oberste Etage zugleich die erforderlichen Räume für das stiftische Schullehrerseminar gewähren sollte, wurde unter H.'s Verwaltung erbaut. Im Jahre 1828 ward er zum Bürgermeister der Stadt Zeitz erwählt und legte die Verwaltung der Prokuratur und des Kirchenkastens nieder. Als im J. 1831 die erneuerte Städteordnung eingeführt wurde, erwählten ihn die Stadtverordneten abermals zum Bürgermeister, welches Amt

er bis zu seinem am 3. Mai 1840 erfolgten Ableben bekleidete. Außer mehrfachen Verbesserungen im Kommunalwesen verdankt die Stadt seiner Fürsorge eine bessere Organisation des Schulwesens, die Erbauung eines neuen Bürgerschulhauses und Anstellung eines eigenen Direktors an der Bürgerschule. Die Beendigung des neuen Hospitalgebäudes, wozu er im J. 1839 den Grund legte, hat er nicht erlebt. — H. verband mit Geschäftskenntniß einen sehr richtigen Takt, mit Offenheit eine scharfe Umsicht und mit dem Ernste, ohne welchen nichts zu Stande kommen kann, eine große Ruhe, die ihn gegen Mißgriffe sicherte. Das Lob der strengsten Rechtlichkeit gebührte ihm eben so, wie er sich gegen Dürftige und Nothleidende sehr mildthätig erwies. Im Umgange war er bieder und offen, weder zudringlich, noch zurückstoßend, seinen vertrauteren Freunden ein zuverlässiger Freund. Er erfreute sich einer dauerhaften Gesundheit und seine ganze Haltung bekundete den kräftigen Mann, dessen Lebensziel man noch sehr fern glaubte. Aber zu Anfange des Jahres 1840, bald nachdem er an dem Amtsjubelfeste des Amtsraths Echtermeyer, seines treuen Freundes, den innigsten und freudigsten Antheil genommen hatte, traf ihn ein Schlaganfall, in dessen Folge nach mehrwöchentlichen Leiden am oben genannten Tage seine Auflösung erfolgte. Um ihn trauern mit der Witwe eine verheirathete Tochter und ein Sohn. Eine erwachsene Tochter ist ihm schon vor einigen Jahren in jene Welt vorausgegangen. Sein Begräbniß sollte seiner ausdrücklichen Bestimmung nach früh in aller Stille erfolgen; aber ungeladen schlossen sich viele seiner Verehrer und Freunde dem Trauerzuge an und beurkundeten dadurch die hohe Achtung, welche sie gegen den Entschlafenen im Herzen trugen und deren er im vorzüglichen Grade würdig war.

170. Johann Gottlob Schneider,

Organist zu Alt- und Neugersdorf (Lausitz);

geb. d. 1. August 1753, gest. d. 3. Mai 1840 *).

Schneider, geboren zu Alt-Waltersdorf bei Zittau, wurde von seinen Eltern, Johann Christoph Schneider, Häusler und Zwillichweber, und Johanne Rosine, geborne Jungmichel, unter steter Besorgniß, daß er, als ein höchst schwächliches, kränkliches Kind bald durch den Tod ihnen entrissen würde, auferzogen. Im sechsten Jahre lernte er

*) Nach: Erinnerung an die 50jährige Jubelfeier des Herrn Johann Gottlob Schneider rc. Zittau 1837, und Privatmittheilungen.

erst gehen. Vier Jahre darauf ward er wegen seiner Vorliebe zur Musik vom Schullehrer zu Haynewalde, Gottlob Stolle, dann von dem zu Großschönau, Christian Menzel, und endlich vom Organisten zu Waltersdorf, Tobias Lange, im Orgelspiel und in der Instrumentalmusik unterrichtet, worauf er sich unter Leitung des Johann Trier, Organisten zu St. Johannis in Zittau (in welcher Kirche er vor deren Zerstörung gewesen und beim Klange der Silbermann'schen Orgel als ein Kind schon sich hoch erfreut hatte) noch gründlicher ausbildete. Im J. 1770 den 31. Okt. verheirathete er sich mit Johanne Eleonore geb. Schneider aus Waltersdorf, zeugte einen in der Jugend verstorbenen Sohn und eine Tochter, die (1792 mit Karl Gottlieb Krause, Bürger und Tischler in Neusalz, verheirathet) 1808 mit Hinterlassung dreier Kinder verstarb, welche Enkel, vom Großvater erzogen, sich in Gersdorf und Eybau verheiratheten und ihn mit 9 Urenkeln erfreuten. 1774 ward er Organist in Waltersdorf, schlug 1776 einen Ruf nach Schönberg aus, ward 1779 zugleich Unterschulmeister und verheirathete sich, nachdem seine erste Gattin 1781 den 20. März verstorben, zum zweiten Male 1782 den 20. Mai mit Anna Rosina geborne Häntsch aus Bertsdorf. 1787 (nachdem am 3. März der Schullehrer in Gersdorf, Johann Gottfried Schöbel, mit Tode abgegangen) ward er zum Organisten und Schullehrer zu Alt- und Neugersdorf erwählt. Nachdem er 53 Jahre die ihm übertragenen Geschäfte mit Segen verwaltet, erhielt er, bei Gelegenheit der Ausschulung Neugersdorfs aus Altgersdorf 1827 hinsichtlich des Schuldienstes einen Substituten; den Kirchen- und Organistendienst aber behielt er vollständig und ungetheilt. Den 9. Jan. 1832 starb seine zweite Ehefrau, mit welcher er in 50jähriger Ehe 7 Kinder erzeugt, von denen noch seine 3 Söhne leben: Johann Christian Friedrich, Dr. der Tonkunst, herz. anhalt-dessauischer Kapellmeister, Johann Gottlob, königl. sächs. Hoforganist an der evangel. Schloßkirche in Dresden, und Johann Gottlieb, Organist an der evangelischen Gnadenkirche zu Hirschberg in Schlesien. In ehrenvoller Anerkennung alles dessen, was S. als wahrhaft christlich frommer Lehrer beim Unterrichte der ihm anvertrauten Jugend, für Gesang und Musik in der Kirche und Gemeinde und für die Verbesserung der Orgel gethan hatte, ward ihm am 7. — 16. April 1832 durch die Huld des Königs von Sachsen die zum Civilverdienstorden gehörende goldene Medaille zu Theil. Am 16. Mai 1837 wurde sein Jubiläum festlich begangen. — Seine Söhne hielt Sch. von frühesten Jahren zur Musik an und sie haben

ihm allein die Grundlage ihrer Musikbildung zu verdanken. Auf das Musikwesen der ganzen Umgegend hatte er in der Zeit seines rüstigen Wirkens den größten Einfluß und das von ihm in seiner Gemeinde gebildete Musikchor galt für ein Muster den Nachbargemeinden. Der Kirchengesang ist noch jetzt in der Kirche zu Gersdorf ausgezeichnet zu nennen. — Seine Orgel galt ihm über Alles. Sie wurde nach und nach immer mehr vergrößert, so daß sie zu den bedeutenden Werken zu zählen ist. Sein Eifer für Orgelbauwesen und seine erlangte Kenntniß darin machte es möglich, daß sich unter seinem Rathe und Beistande ein tüchtiger Orgelbauer, der jetzt noch in Neugersdorf lebende Gottfried Müller, heranbildete, welcher mit Sch.'s Beistand nach und nach eine bedeutende Anzahl kleiner und größerer Orgeln nahe und fern und mit dem besten Erfolge gebaut hat; auch viele sehr bedeutende Orgelreparaturen wurden ihm anvertraut, z. B. die der großen berühmten Orgel in Görlitz. Sch. besorgte gewöhnlich (auch bei der Orgelreparatur zu Görlitz) das Einstimmen; wie er überhaupt die meisten Orgeln in der reich bemittelten Umgegend, sowohl in der Lausitz als in dem angrenzenden Böhmen, zur Stimmung überkam. — Nachdem er bis kurz vor seinem Ende sein Organistenamt mit treuer Liebe verwaltet, starb er nach wenig Tagen Unpäßlichkeit; die Söhne bei dem Beginnen der Krankheit herbeigerufen, fanden den Vater schon entschlummert.

171. Friedrich August Ludewig,

Doktor der Theologie, Generalsuperintendent der Diöcesen Helmstädt und Schöningen, Superintendent der Specialinspektion Helmstädt, erster Prediger an der St. Stephans- und Walpurgiskirche und Ephorus sämmtlicher Schulen zu Helmstädt;

geb. d. 11. April 1768, gest. d. 4. Mai 1840 *).

Er ward zu Kloster Marienberg vor Helmstädt, wo sein Vater August Detlev L. Prediger war und als solcher daselbst starb, geboren und erfreute sich im jugendlichen Leben einer liebevollen, frommen Erziehung durch seinen Vater, der ihn bis zum 12. Jahre sorgfältig unterrichtete, und durch seine Mutter, Elisabeth Amalie Pauline, geborne Wolff. Seine Geschwister erreichten das Ziel seiner Jahre nicht, indem sein einziger Bruder in seinem 53., seine ältere Schwester in ihrem 1., seine jüngere in ihrem 23. Lebensjahre endeten. Nachdem im J. 1779 die beiden Oberklassen der

*) Nach einem gedruckten Nekrolog.

seit der Reformation bestandenen helmstädtschen Stadtschule, unter der Leitung des bisherigen Rektors derselben, nachmaligen Hofraths Wiedeburg, in ein Pädagogium verwandelt worden, besuchte unser L. dasselbe vom Jahre 1780 bis 1785 und nahm an dem klassischen Unterrichte der rühmlichst bekannten, aber längst verewigten Männer: Wiedeburg, Germar, Gödecke, Cunze, Martens, Scheffler und einiger, der Philologie beflissenen Studiosen, Theil. Während seiner Universitätsjahre auf der Julia Carolina wohnte er den Vorlesungen von Carpzov, Velthusen, Henke, Pott, Ferber, Bruns, Wernsdorf senior und junior, Bode, von Crell, Beireis, Kühne und Colas bei, meistens Männern, deren literarischer Ruhm weit über das Grab der Julia Carolina hinausreicht und nie ins Meer der Vergessenheit übergehen wird. Nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn (1789) machte sich L. mit seinem erworbenen Schatze vielseitiger Kenntniß als Hauslehrer der Kinder des Oberhauptmanns von Bohlen zu Campen nützlich, ward aber schon im J. 1790 durch den Probst des Klosters Marienberg, Hofrath Kratzenstein, einen Freund seines Vaters, zu des Letztern Adjunkt cum spe succedendi berufen und als solcher Dom. III. Adv. desselben Jahres vom verstorbenen Superintendenten Götze zu Warberg introducirt. Schon im J. 1793, in welchem sein Vater mit Tode abging, ward er wirklicher Prediger. Im J. 1807 ward er für den würdigen, altersschwachen Lüttig in Warberg zum Superintendenten dieser Inspektion berufen. Weil seine Klosterpfarre in der westphälischen Zeit sich immer mehr verschlechterte, so ward er im J. 1809 als Pastor nach Jerxheim versetzt und Dom. 23 p. Tr. vom Abt und Generalsuperintendent Dr. Pott in dieser Qualität daselbst eingeführt, behielt aber seine bisherige Superintendentur bei und vertauschte sie im J. 1814 gegen die von Pabstdorf nach Jerxheim verlegte. Nach dem im J. 1816 erfolgten Ableben des ehemaligen Generalsuperintendenten, Abts und Dr. Lichtenstein wurde ihm die erste Predigerstelle an der Stephans- und Walpurgiskirche, so wie die Generalsuperintendentur der helmstädt-schöningischen Generaldiöces, das Ephorat über die sämmtlichen Schulen der Stadt Helmstädt verliehen und fungirte er seit dieser Zeit zugleich auch als Religionslehrer in den Oberklassen des Gymnasiums. Am 3. Sonntage des Advents ward er in diesen Qualitäten von dem verst. würdigen Konsistorialrathe Dinglinger introducirt. Auch übernahm er in demselben Jahre wiederum die warbergsche, jetzt helmstädtsche Specialinspektion. Bald nach dem Antritte dieser Aemter wurde

ihm auch die Aufsicht über die vormalige Universitätsbibliothek und einige Jahre darnach auch das Censoramt übertragen. Als im J. 1837 die Universität Göttingen ihr Jubiläum feierte, ward ihm, zur Anerkennung seiner Verdienste, die Ehre zu Theil, von deren theologischer Fakultät zum Doctor theologiae ernannt zu werden. Alle ihm übertragenen wichtigen Aemter verwaltete er bis zu seinem Lebensende mit ausgezeichneter Treue. Jedoch ward er, wegen Körperschwäche, im Anfange des Jahres 1838 vom Unterrichte am Gymnasium, der interimistisch dem Pastor Roßmann und, nach dessen Versetzung nach Braunschweig, dem jetzigen Prediger zu Kloster Marienberg, Dedekind, anvertraut wurde, dispensirt. Obgleich mit Geschäften mancher Art überhäuft, wußte er doch Zeit zu gewinnen, manche nützliche Schriften dem Drucke zu übergeben. Zu seiner Lieblingslektüre gehörten, auch in den spätern Jahren, griechische und lateinische Klassiker und exegetische Schriften über das neue Testament. Seine Bestrebungen, eine wünschenswerthe Gewandtheit im Lateinsprechen sich zu erwerben, bemerkten besonders Henke, Pott, Bartels*) mit Wohlgefallen. Mit Uebergehung mancher Aufsätze, die in der deutschen Bibliothek, deren Mitarbeiter er war, in dem braunschweigischen Magazine, in den amtsbrüderlichen Mittheilungen und an andern Orten zu lesen, sind zu nennen: Die Geschichte und Beschreibung der Stadt Helmstädt, im J. 1821 erschienen. — Tabellarische Uebersicht alles dessen, was bei Geburtsfällen, Taufen, Konfirmationen, Proklamationen, Kopulationen, Sterbefällen und Begräbnissen, so wie bei Eintragung derselben in die Kirchenbücher, von den Predigern im Herzogthume Braunschweig zu beobachten ist. Helmstädt 1827. — Die Kirchenverfassung im Herzogthume Braunschweig. Ebendaselbst 1834; ein für jeden Prediger, der sich mit der geistlichen Gesetzgebung des braunschweigischen Landes vertraut machen will, wichtiges Buch. Es ist eigentlich eine Fortsetzung der schätzbaren, von Stübner (einst Pastor zu Hüttenrode) im J. 1800 herausgegebenen historischen Beschreibung der Kirchenverfassung in den herzogl. braunschweig.-lüneburgischen Landen, die, als ein werthvolles Buch von Juristen und Theologen in Auktionen für den Ladenpreis gekauft wird. Die Ludewigsche Fortsetzung erstreckt sich nur über den 2. Theil des Stübnerschen Werks und ist in derselben das im Stübner unrichtig Ge-

---

*) Dessen Biogr. s. im 4. Jahrg. des N. Nekr. S. 128.

worbene berichtigt und das Fehlende ergänzt. — Erklärung der in der kleinen Ziegenbeinschen Bibel vorkommenden Sprüche, durch Fragen über dieselben, für Landschullehrer *). Ebend. 1836. — Am 17. Juni des Jahres 1794 verheirathete er sich mit seiner ersten Gattin, Karoline Johanne Wilhelmine, Tochter des verstorbenen Pastors Hartmann in Glentorf. Als das glückliche Eheband, das er mit ihr geknüpft, aber schon im J. 1795 sich wieder auflöste, schloß er einen anderweiten Ehebund mit Philippine Elisabeth Marie Heuser, einer Tochter des k. preuß. Kircheninspektors Heuser zu Osterburg. Die erste Gattin hatte ihm eine Tochter geboren, die vor einigen Jahren als Ehegattin des Försters Henties zu Warberg verstorben ist; von seiner ihn tief betrauernden Witwe hinterläßt er 4 Kinder und zwar 1 Sohn und 3 Töchter.

172. Gottlieb Benedikt Bierey,

Musikdirektor zu Breslau;

geb. d. 25. Juli 1772, gest. d. 5. Mai 1840 **).

B. wurde zu Dresden geboren. Sein Vater war Hof- und Leibschneider des am 5. Mai 1827 verstorbenen Königs von Sachsen Friedrich August ***) und bestimmte ihn zu demselben Handwerke. Aber seltsam genug, unter diesen Verhältnissen entwickelte sich in dem erst 10jährigen Knaben eine so vorherrschende Neigung zur Musik, daß er die Paar Dreier, die er von seinem Vater täglich zum Frühstücke und Vesperbrode erhielt, sich an seinem Munde absparte um sie am Ende jeder Woche einem ihm bekannten alten Arbeitsmanne am Theater der damaligen italienischen Oper zu Dresden heimlich zuzustellen, der ihm dafür auf seine Bitte die Gelegenheit verschaffte, auf dem Boden über der Bühne, dem sogenannten Feuerboden, die Opern mit anhören zu können. Hier befand er sich vor den Nachforschungen seines Vaters um so sicherer, als derselbe in diesen Abendstunden selbst nicht zu Hause zu seyn pflegte. Eines Abends aber bemerkte, nach dem Schlusse der Vorstellung, der damals so berühmte Bouffon dieser Oper, Bonareri, den hübschen, mun-

*) In der Büchnerschen literar. Zeitung liest man darüber S. 475, No. 1687: „Wohl nur für höchst schwache Geisteskräfte unter den Landschullehrern (für die das Buch von dem Verf. auch nur geschrieben ist, wie ich weiß) brauchbar.

**) Abendzeitung 1840. No. 239, 240, 241 u. 242.

***) Dessen Biogr. siehe im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 449.

tern Knaben, wie er mühsam und mit Lebensgefahr aus jener Höhe herabkletterte. Auf dessen Frage, was er da oben mache, erzählte er ihm mit jener kindlichen Offenheit die Veranlassung und als Bonareri ihn sodann fragte, warum er denn nicht lieber die deutsche Oper höre, da er in dieser doch die Sprache verstehe, erwiederte er: „weil ihm in der italienischen die Musik und der Gesang noch viel besser klängen." Von diesem Augenblicke an interessirte sich Bonareri so lebhaft für ihn, daß er, nachdem er von ihm erfahren hatte, wer er war und daß er keine Lust zur Schneiderprofession, wohl aber die größte zur Musik hätte, selbst mit seinem Vater sprach und ihn zu bereden suchte, seinen Sohn dieser Kunst zu widmen, was ihm indeß nach oft wiederholten und immer eindringlichern Vorstellungen doch nur in so weit gelang, daß der Alte endlich zwar seine Einwilligung dazu gab, jedoch nur unter der Bedingung, daß, wenn sein Sohn nicht binnen einem Jahre, das er zu einem Versuche deshalb bestimmen wollte, ein ausgezeichnetes musikalisches Talent entwickelte, er dann doch jedenfalls und unerläßlich Schneider werden müsse. Bonareri übernahm nun die ganze Sorge für den Unterricht des Knaben in der Musik und gesellte den Lehrern für Violine und Oboe, welche Instrumente er sich selbst wählte, auch noch einen fürs Klavier bei. Unter dieser Leitung machte nun der junge B. so außerordentlich schnelle Fortschritte in seiner musikalischen Ausbildung, daß er schon im dritten Jahre derselben mit seltner Fertigkeit nicht nur diese Instrumente, sondern selbst Partituren spielte und sogar auch schon eine Kantate zu seines Vaters Geburtstage komponirte, worüber dieser so erfreut war, daß er ihm nun auch von dem berühmten Musiklehrer Kantor Weinlig *) in Dresden Unterricht im Generalbasse und der Theorie der Komposition geben ließ und als ein wohlhabender Mann auch jede Gelegenheit benutzte, ihn an den dazumal schon so reichen öffentlichen musikalischen Kunstgenüssen Dresdens, in Koncerten, Opern und Kirchenmusiken, Theil nehmen zu lassen. So schon von seiner Kindheit, durch die vorzüglichste Anlage, Neigung und Erziehung zum Komponisten und Tonkünstler gebildet, beschloß er nun auch, für sein ganzes Leben sich ausschließlich diesem schönen Geschäfte zu widmen und so nahm er, indem ihn sein Vater noch ein Jahr hatte in Leipzig studiren lassen, schon in seinem 16. Jahre, 1789, die Stelle eines Musikdirektors bei

*) Ein noch lebender Schüler von Weinlig ist der Kammermusikus Dunkel in Dresden.

der damaligen, mehrere sächsische Provinzstädte bereisenden Schauspielergesellschaft des Direktors Vogt an. Schon damals hatte er viele Kompositionen verfertigt, die er aber bei seinem Abgange zu dieser Gesellschaft, um sein Gepäck zu vermindern, alle vernichtete, worüber ihm sein trefflicher Lehrer Weinlig, der ihn stets für den talentvollsten aller seiner Schüler erklärte, die ernstlichsten Vorwürfe machte, so sehr er auch die seltene Bescheidenheit, die schon damals einen Hauptzug in B.'s wahrhaft edlem Charakter bildete, achten mußte. Bereits im J. 1791 erhielt er ein gleiches Engagement bei der damals in Magdeburg und Stettin spielenden Gesellschaft des Schauspieldirektors Karl Döbbelin, der sich später durch seine Theaterunternehmung in Berlin so berühmt machte, und 1794 übernahm er die Stelle eines Musikdirektors bei der in der Bühnengeschichte Deutschlands rühmlichst bekannten Joseph Seconda'schen Operngesellschaft, welche den Sommer über ihre Vorstellungen in Dresden, den Winter hindurch aber in Leipzig gab und über welche man die besten Nachrichten in Blümners Geschichte des Leipziger Theaters findet. Hier befand er sich nun, da diese Gesellschaft bloß Opern gab, indem die Darstellung des Schauspiels die mit ihr abwechselnd den Sommer in Leipzig, den Winter aber in Dresden spielende, des ältern Seconda leistete, recht eigentlich in seinem künstlerischen Elemente und so ward ihm auch das günstige Schicksal zu Theil, daß er, nachdem er so früh schon das gründlichste Studium der Theorie seiner Kunst gemacht hatte, nun auch eben so frühzeitig die vielseitigste praktische Ausbildung in derselben erlangte. Bereits im J. 1797, dem 25. seines Alters, trat er mit der Komposition seiner ersten Oper, „der Schlaftrunk," hervor, wozu der damalige beliebte Theaterdichter Bretzner den Text geliefert hatte und welche nicht nur von der Seconda'schen Gesellschaft zu Dresden und Leipzig unter seiner eignen Leitung, sondern auch auf allen andern großen Bühnen Deutschlands, mit dem ausgezeichnetsten Beifalle oft wiederholt gegeben wurde und die Aufmerksamkeit aller Musikkenner und des ganzen musikalischen Publikums für den jungen vaterländischen Komponisten erregte. Denn schon diese Oper zeugte von einem eben so entschiedenen als eigenthümlichen Talente, als von einer für sein damaliges Alter in der That außerordentlichen Kenntniß der theatralischen Wirkung. In noch weit höherem Grade war dies der Fall bei seiner bald darauf folgenden Oper (ebenfalls zu einem von Bretzner gedichteten Texte) „Rosette oder das Schweizermädchen," welche überall mit wahrem Enthusiasmus auf-

genommen wurde, viele Jahre lang eine recht eigentliche Lieblingsoper des deutschen Volkes war und noch heute ihren Rang, als eine höchst gefällige, wirkungsreiche und in ihrer Art unübertroffen gebliebene, behauptet. Um so mehr ist es zu bedauern, daß die unter unserm jetzigen Theaterpublikum immer mehr zunehmende Sucht nach dem bloß Neuen, das doch so oft an wahrem Werthe dem guten Alten weit nachsteht, gegenwärtig auf unsern Bühnen mit so mancher andern trefflichen ältern Oper auch diese verdrängt hat und man muß daher auch eben so sehr wünschen, daß sie durch eine baldige Wiederaufführung uns erneuert werden möge, was zugleich die würdigste Gedächtnißfeier für ihren verewigten Schöpfer seyn würde. Durch sie hatte sich nun B. den ihm gewiß auch für immer bleibenden Ruhm eines der ersten unserer neuern vaterländischen Komponisten erworben und, da er zugleich ein nicht minder talentvoller und kenntnißreicher Musikdirektor war, so verdankte ihm auch die Joseph Seconda'sche Gesellschaft, der er sich als solcher 12 Jahre hindurch, von 1794 bis 1806, mit der angestrengtesten Thätigkeit widmete, hauptsächlich den ausgezeichneten Ruf, den ihre Operndarstellungen in ganz Deutschland hatten. Mit ihr führte er auch zum Anfange des Jahres 1805 eine umgemein schöne, theatralische Todtenfeier des am 16. Dec. 1804 verstorbenen berühmten Leipziger Schauspieldichters und Jugendschriftstellers Weiße aus, zu der er selbst die Musik komponirte (zu einem von Mahlmann *) gedichteten Texte). Während seines Aufenthaltes bei der Joseph Seconda'schen Gesellschaft hatte B. auch das Glück, sich im J. 1796 zu Dresden mit einer aus Magdeburg gebürtigen, an Schönheit, wie Charakter und Bildung gleich liebenswürdigen jungen Schauspielerin derselben, Sophie de Morell zu verbinden, welche die Tochter eines vom Könige Friedrich dem Großen bei der von ihm eingeführten Regie als Generalinspektor zu Magdeburg, wo er sich mit einer Deutschen verheirathete, angestellten Franzosen war und in der er die liebevollste und treueste Gefährtin seines Lebens gewann, mit der ihm bis an sein Ende die beglückendste Ehe zu Theil ward. Der im Herbste des Jahres 1806 ausgebrochene Krieg Napoleons mit Preußen hatte aber die Auflösung der Joseph Seconda'schen Gesellschaft zur Folge und B. ging daher nunmehr im Jahre 1807 mit seiner jungen Gattin nach Wien, wo er sogleich von dem Fürsten Nikolaus v. Esterhazy und Grafen v. Palfy **), als den damaligen Inten-

*) Dessen Biogr. s. im 4. Jahrg. des N. Nekr. S. 724.
**) Dessen Biogr. siehe in diesem Jahrgange d. N. Nekr. S. 177.

banten des kaiserl. Hoftheaters daselbst, den ehrenvollen Auftrag erhielt, eine Oper für dasselbe zu schreiben. So komponirte er hier die Oper „Wladimir, Fürst von Nowgorod," die mit einem so glänzenden Beifalle gegeben wurde, daß er nicht nur am Schlusse gerufen ward und 700 Gulden mehr, als das ihm dafür bestimmte Honorar, erhielt, sondern auch der Fürst v. Esterhazy schon nach dem ersten Akte zu ihm auf die Bühne kam und ihm den Antrag machte, als zweiter Kapellmeister seiner Kapelle, deren erster damals der berühmte Haydn war, in seine Dienste zu treten. Leider aber konnte B. diesem so vortheilhaften Antrage nicht folgen, da er bereits einen andern, als Musikdirektor am Theater zu Breslau, von wo die Mitglieder des damaligen Komitee der Aktionärs dieser Bühne, Hofrath Fischer und Kaufmann Schiller, selbst nach Wien gekommen waren, um ihn für dieselbe zu gewinnen, angenommen hatte. Als er dies dem Fürsten erklärte, fragte ihn dieser, auf wie lange er sich in Breslau engagirt habe, und da B. erwiederte, daß er es vorläufig auf ein Jahr gethan, so bat der Fürst ihn um das Versprechen, daß er nach Ablauf dieses Jahres nach Wien zurückkehren und alsdann jene Stelle bei ihm annehmen wolle. — Mit Anfang des Jahres 1808 trat nun B. sein neues Musikdirektoramt in Breslau an, welches er sogleich mit einer ganz neuen Organisation des Orchesters begann, das zwar vor ihm erst der Regierungssekretär Ebell, ein sehr ausgezeichneter Musikkenner, und dann Karl Maria v. Weber *), nach diesen aber ein Musikdirektor Müller dirigirt hatte, unter dem es ganz in Verfall gerathen war. B. bewirkte eine Vermehrung und bessere Bezahlung der Mitglieder, als bisher statt gehabt hatte, schied alle unbrauchbaren aus und engagirte dafür die besten, die er bekommen konnte, führte sorgfältigere Proben ein und leitete überhaupt das Ganze mit der strengsten und einsichtsvollsten Ordnung. Auch machte er sich um die Beförderung der musikalischen Bildung in Breslau, durch die Stiftung eines trefflichen Singvereines, der im J. 1812 schon über 100 Mitglieder zählte, hochverdient. Zugleich vollendete er hier die beiden noch in Wien angefangenen neuen Opern, „die Pantoffeln" und „Almazinde," welche ebenfalls auf dem wiener Hoftheater, für das er sie zu schreiben beauftragt worden war, mit dem ausgezeichnetsten Erfolge gegeben wurden, worauf der Fürst v. Esterhazy ihm einen schriftlichen Kontrakt, in Betreff der ihm in Wien mündlich angetragenen Stelle, zur

*) Dessen Biogr. s. im 4. Jahrg. des N. Nekr. S. 824.

Unterzeichnung übersendete. Auch einen Ruf nach Königsberg in Preußen erhielt er bald darauf von Kotzebue, der damals die Direktion des dortigen Theaters übernommen hatte. Da aber mit dem Jahre 1809 ein neuer Krieg Österreichs mit Napoleon ausbrach und B., wegen der großen Verdienste, die er sich schon in so kurzer Zeit um die Verbesserung der Breslauer Oper durch seine musterhafte Einrichtung und Leitung des Orchesters erworben hatte, von dem Komitee der Theateraktionärs, an dessen Spitze ein überaus kunstsinniger Mann, der Regierungsrath Streit *), jetzt getreten war, den Antrag zu einer Verlängerung des Kontrakts auf 10 Jahre, und zwar mit einer bedeutenden Gehaltszulage, einer jährlichen Benefizvorstellung und sechswöchentlichem Reiseurlaube verbunden, erhielt, so bestimmten ihn diese Umstände, in Breslau zu bleiben und diesen neuen Kontrakt mit der städtischen Theaterdirektion daselbst abzuschließen, der, als er mit dem Jahre 1818 ablief, abermals auf 10 Jahre verlängert wurde. Schon im 5. aber beschloß der Komitee, welcher damals aus dem Barone Stein, von Forkarde und Kaufmann Maison bestand, wegen der vielen Verdrießlichkeiten und Verluste, welche die Aktionärs unter den bisherigen Direktionen der Bühne erlitten hatten, so daß sie nicht nur um die Zinsen ihrer Kapitale gekommen, sondern auch noch in beträchtliche Schulden gerathen waren, diese ganze Theaterprise sammt dem Schauspielhause zu verkaufen. B. machte jedoch dem Komitee den Vorschlag, es lieber erst mit einer Verpachtung zu versuchen und erbot sich dabei selbst, das Theater auf mehrere Jahre in Pacht zu nehmen. Der Komitee nahm diese Offerte um so lieber von ihm an, als er ihn bei einem Verkaufe doch wegen seines noch 5 Jahre (bis 1828) laufenden Kontrakts als Musikdirektor nothwendig hätte entschädigen müssen, und schloß den Vertrag mit ihm auf 10 Jahre und die Bedingung eines von ihm jährlich mit drittehalbtausend Thaler zu zahlenden Pachtgeldes ab. Am 1. Jan. 1824 übernahm also B. das Breslauer Theater nunmehr selbst, als Unternehmer wie zugleich alleiniger Direktor desselben und verbesserte es seitdem in allen seinen Theilen eben so wesentlich, als er dies bisher schon, wie bereits erwähnt, in Beziehung auf das Orchester gethan hatte. Mit dem ganzen Aufwande seiner Zeit und Thätigkeit, seiner Mittel und Talente, ja selbst mit Gefährdung seiner Gesundheit, indem er, obwohl er bereits ein eignes und schönes Haus in Breslau besaß, dennoch, um

*) Dessen Biogr. s. im 4. Jahrg. des N. Nekr. S. 501.

das Theater beständig unter seiner Aufsicht zu haben, eine enge und feuchte Wohnung in dem alten und düstern Schauspielhause bezog, widmete er sich jetzt ausschließlich diesem so schwierigen, mühevollen und undankbaren Geschäfte. Er ließ auf seine Kosten das ganze Theatergebäude von innen und außen renoviren, statt der bisherigen schmutzigen Beleuchtung der Bühne mit Talglicht die mit Argand'schen Lampen einrichten, eine große Anzahl neuer Dekorationen und eine fast ganz neue Garderobe verfertigen, da er beide in dem schlechtesten Zustande überkommen hatte. Er kaufte die Partituren aller beliebtesten neuen Opern an, die er auf das Musterhafteste in Scene setzte, indem er zugleich auch dem Schauspiele dieselbe Aufmerksamkeit widmete und selbst solche klassische Stücke, die nur die Kenner aber kein großes Publikum anzogen und mithin ohne Vortheil für die Kasse waren, wie z. B. Goethe's *) „Tasso" auf das Repertoire brachte. Er engagirte für die Oper und das Schauspiel neue talentvolle Mitglieder, wie z. B. den trefflichen Tenoristen Mehlig von Wien, die jetzt so berühmten Künstler Rott, Döring, Haacke, Haas und Clausius und die Künstlerinnen Herbst, Hildebrandt u. a. m. Er gewährte dem Publikum den Genuß zahlreicher und theuer bezahlter Gastspiele der gefeierten Sängerinnen Tibaldi, Sonntag, Schütz, Kainz, Seidler, Siebert und Spitzeder **), wie der Schauspielerinnen Schröder, Crelinger, Birch-Pfeiffer, Genast und der Schauspieler Devient ***) d. ä., Eßlair, Stich, Blum, Genast u. s. w., führte zuerst die auf allen andern deutschen Bühnen bereits so beliebt gewordenen Vaudevilles auch auf der Breslauer ein und engagirte auf eine geraume Zeit sogar auch eine französische Schauspielergesellschaft. Dabei trug er seine so große Pachtsumme von drittehalbtausend Thalern jährlich eben so pünktlich ab, als er die sämmtlichen Gagen des zahlreichen darstellenden wie Orchesterpersonals und alle die vielfachen andern Theaterkosten zahlte, so daß nunmehr zum ersten Male die Aktionärs regelmäßig die Zinsen von ihren Kapitalen erhielten, und verwendete überdem noch viele Einnahmen zu wohlthätigen Zwecken. So ließ er zu einem Beitrage zu den damaligen Geldsammlungen für die Griechen sehr anpassend das Körner'sche Trauerspiel „Zriny" aufführen und entrichtete von den jährlichen Vorstellungen für die Armen jedesmal den ganzen Bruttobetrag der Einnahme, ohne den mindesten Abzug für die Kosten, was noch keine

*) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 197.
**) S. N. Nekr. 10. Jahrg. S. 979.
***) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 870.

der frühern Direktionen gethan hatte. Auch zahlte er erkrankten Mitgliedern der Bühne, selbst in Fällen, wo sie deshalb ein ganzes Jahr lang nicht für dieselbe thätig seyn konnten, ihre volle Gage regelmäßig fort. Alles dieses aber leistete er in einem Schauspielhause, dessen Raum ein so beschränkter ist, daß er kaum 800 Menschen faßt, woraus allein schon hervorgeht, daß bei einem solchen Aufwande, wie er ihn der guten Sache der Kunst hier opferte, von einem namhaften Gewinne von dieser Unternehmung für ihn keine Rede seyn konnte. So hob B. diese Bühne zu einer solchen Vervollkommnung empor, daß die Zeit seiner Verwaltung derselben, wie in dem Artikel „Bierey" in dem jetzt in Leipzig erscheinenden Theaterlexikon von Blum, Herloßsohn und Marggraff sehr richtig bemerkt ist, die „schönste Blüthenzeit des Breslauer Theaters" und besonders die recht eigentliche Glanzperiode der Oper desselben wurde. Leider aber sah er sich durch eine in den Annalen des deutschen Theaters wirklich fast beispiellose Kabale gegen seine Direktion genöthigt, dieselbe schon mit Ablauf des 5. Jahres seines 10jährigen Pachtkontraktes, zum innigsten Bedauern aller wahren Theaterfreunde Breslau's, wieder niederzulegen. Diese Kabale wurde zunächst durch ein Paar intriguante Mitglieder der Bühne, die B. gleich beim Anfange seiner Direktion als ihm unbrauchbar entlassen hatte, welche aber von einigen Personen, die durch ihre Stellungen und Verbindungen Einfluß auf die Theaterangelegenheit hatten, begünstigt wurden, veranlaßt und selbst von Seiten des damaligen Theaterkomitees befördert, weil derselbe den mit B. geschlossenen Pachtkontrakt bald nach dessem Abschlusse wieder aufheben und doch lieber die ganze Unternehmung verkaufen wollte, was ihm aber nicht gelang, da selbst ein deshalb eingeholter richterlicher Bescheid den Komitee zur Haltung des einmal abgeschlossenen Kontrakts verpflichtete. Seitdem bildete sich nun eine Klique gegen B., die 5 Jahre lang unermüdlich allen ihren auf die Theaterverhältnisse habenden Einfluß aufbot, um ihn als Pachter und Direktor der Bühne zu verdrängen. Es gelang ihr auch, den bekannten (im J. 1833 verstorbenen) Breslauer Theaterdichter und Kritiker Schall*) dabei in ihr Interesse zu ziehen, der damals gerade die Breslauer Zeitung herausgab, worin er nun unaufhörlich die animosesten Schmähungen veröffentlichte, so daß dieser sich endlich zur Herausgabe einer besondern Schrift und sogar zu einem Injurienprocesse gegen ihn gezwungen

*) Dessen Biogr. s. im 11. Jahrg. des N. Nekr. S. 562.

sah. Schall bereuete auch später, und selbst noch auf seinem Sterbebette, sein an B. begangenes Unrecht, durch das er sich als dessen früherer Freund, wie als Kunstrichter, zwiefach selbst so sehr kompromittirt hatte, schmerzlichst. Aber auch in auswärtigen Blättern verfolgten ihn jene unedeln Feinde mit den nichtswürdigsten Schmähungen und Verleumdungen, die sie zugleich mündlich in Breslau selbst wider ihn verbreiteten, ja sie gingen so weit, daß sie anonyme Briefe an Schauspieler und Sänger, die B. engagiren wollte, um sie vor Annahme seiner ihnen gemachten Anträge zu warnen, schrieben; durch die Theatercensurbehörde Verbote solcher neuen Stücke (wie selbst des Werner'schen *) Schauspiels „die Weihe der Kraft"), deren erste Aufführung allgemein gefallen hatte, bewirkten und endlich sogar in einer Vorstellung des bekannten aus dem Französischen übersetzten Stückes „Jocko," nachdem es mehrere Male in Breslau, wie auf allen deutschen Bühnen und selbst der zu Berlin, mit dem größten Beifalle gegeben worden war, einen förmlichen Theatertumult erregten. Zur Beschönigung aller dieser Intriguen wußte man aber gleichwohl ihm nichts anderes vorzuwerfen, als immer nur, daß er aus Gewinnsucht das Theater in Verfall bringe, ein Tadel, der jedoch nicht nur nach den hier bereits angeführten Thatsachen, die vielmehr beweisen, daß er mit der seltensten, ja bis zu wirklichen Aufopferungen gehenden Uneigennützigkeit, dasselbe verwaltete, ein völlig grundloser, sondern auch augenscheinlich ein schon in sich selbst widersprechender war, da sich von einer in Verfall gebrachten Bühne doch wohl kein Gewinn für ihren Unternehmer erwarten läßt. Obwohl nun aber von allen wahrhaften Kunstfreunden und Kennern, wie von dem bei weitem größten und bessern Theile des Theaterpublikums in Breslau jene wirklich empörende Kabale mit der tiefsten Indignation verabscheut und dagegen B.'s so großes und vielfaches Verdienst um diese Bühne würdigst anerkannt und ihm diese Gerechtigkeit auch von den, ungeachtet der strengen Ordnung, auf die er bei seiner Direktion hielt, ihm mit wahrer Liebe ergebenen Mitgliedern des Theaters und Orchesters, so wie selbst in mehreren öffentlichen Blättern (auch der schlesischen Zeitung) von den achtbarsten Beurtheilern erwiesen wurde, so ward ihm doch dies ohnehin schon an und für sich so verdruß- und mühevolle Geschäft durch jene fortgesetzten Chikanen, Kränkungen und Aergernisse, indem sie ihn selbst in seinem Wirken für die Kunst, die er mit so in-

*) Werner's Biogr. s. im 1. Jahrg. des N. Nekr. S. 56.

niger Liebe umfaßte und um derentwillen allein er sich zu dieser schwierigen Unternehmung entschlossen hatte, immer mehr hinderten, endlich so sehr verleidet, daß er es ganz und für immer aufzugeben beschloß. So legte B. zu Ende des Jahres 1828 seine Pachtung und Direktion des Breslauer Theaters nieder und übergab sie an den Schauspieler Biehl aus Berlin und den bekannten belletristischen Schriftsteller Freiherrn v. Biedenfeld, die nunmehr, in seinen Kontrakt mit dem Komitee der Aktionärs tretend, dasselbe gemeinschaftlich übernahmen und es aus seinen Händen freilich in einem in jeder Hinsicht ungleich bessern Zustande, als der gewesen war in dem er es bekommen hatte, erhielten. Dazu war B. noch so liberal, ihnen auch noch die von ihm angekaufte Partitur der Auber'schen Oper, „die Stumme von Portici," die bereits auch auf deutschen Bühnen einen so außerordentlichen Beifall erhalten hatte, ohne sie erst noch für seine Direktion benutzt zu haben, zu überlassen. Aber auch diese neuen Unternehmer gaben bekanntlich den Pacht dieses Theaters schon im 5. Jahre (1833) wieder auf, da es dann der Schauspieler Haake, und als dieser damit im J. 1838 Bankerott machte, der Lieutenant Neumann (doch vorläufig nur auf 2 Jahre) pachtete. B. aber zog sich nach jenen bittern Erfahrungen, die er für seine dem Breslauer Theater gebrachten 5jährigen Aufopferungen von Zeit, Talent und selbst Gesundheit hatte machen müssen, nunmehr ganz von allen Bühnen- und Orchestergeschäften zurück und ging mit seiner Gattin nach Leipzig, von wo er seiner zunehmenden Kränklichkeit wegen im Sommer 1831 eine Badereise über Weimar an den Rhein nach Wiesbaden machte. Hier ward ihm die erfreuliche Anerkennung seiner ehrenvollen Stellung in der musikalischen Welt zu Theil, daß ihm vor dem Nassauer Hof, wo er logirte, von der herzogl. nassauischen Hofkapelle eine Nachtmusik gebracht wurde, welche öffentliche Auszeichnung er auch bei einem Besuche des benachbarten Mainz von dem Orchesterpersonale des Theaters daselbst erhielt. Nach dieser Reise privatisirte er wieder in Leipzig, das ihm besonders wegen der reichen und so ausgezeichnet schönen musikalischen Kunstgenüsse, deren er sich hier zu erfreuen hatte, werth war. Gern hätte er sich deshalb für immer daselbst niedergelassen, aber da er in Breslau noch ein Haus besaß und selbst noch in seiner Abwesenheit von dort dieses Grundbesitzes wegen vielfache Aergernisse erleiden mußte, so sah er sich genöthigt, um die Verwaltung desselben wieder selbst zu übernehmen, im J. 1834 dahin zurückzukehren. Hier aber verschlimmerte sich seine Krankheit,

die besonders in einem unheilbaren Asthma bestand, an dem er 6 volle Jahre hindurch peinlichst zu leiden hatte, in der letzten Zeit seines Lebens so sehr, daß er am obengenannten Tage daselbst starb. Alle Bewohner Breslau's, die ihn in seinem musterhaften Leben und Wirken so viele Jahre hindurch kennen gelernt hatten, legten die Aeußerungen der innigsten Trauer um seinen Verlust durch ihre Theilnahme an seiner Begräbnißfeier an den Tag. Am 7. Mai hatte sein Leichenbegängniß mit einer überaus zahlreichen Begleitung von 2 Musikchören, die dem Leichenwagen vorangingen, und dem gesammten Theater- und Orchesterpersonale, so wie vielen Wagen mit seinen Freunden und Verehrern, die demselben folgten, statt. An seinem Grabe hielt der Senior Bernot eine ungemein rührende Rede, vor und nach welcher von dem Sängerchore ein überaus feierlicher Gesang vorgetragen wurde. Im Theater ward am Abende dieses Tages, gleichsam wie zu einer Todtenfeier, Mozart's „Titus" gegeben. — B. war der liebevollste Gatte und der wahrhafteste und treueste Freund. Mit seinen seltenen großen musikalischen Kenntnissen und Talenten verband er den trefflichsten Charakter, das innigste Gemüth, die edelste geistige und sittliche Bildung und eine von allem Künstlerstolze so weit entfernte Anspruchslosigkeit, daß er oft bis zu seinem wirklichen Schaden bescheiden war; wie er denn nie in einem öffentlichen Blatte seinen ihn so unverantwortlich schmähenden Gegnern auch nur eine Sylbe erwidert und sich auf seine von dem ganzen gebildeten Publikum Breslau's einstimmig anerkannten Verdienste um dessen musikalische Bildung überhaupt und das volle 20 Jahre hindurch von ihm mit unübertrefflicher Meisterschaft dirigirte Orchester der Breslauer Bühne berufen hat. Ihm lag stets nur die Förderung der guten Sache der Kunst am Herzen, der er, wie ich bereits gezeigt habe, sich selbst mit der Aufopferung seiner Gesundheit widmete. Seine eignen musikalischen Werke hatten für ihn immer nur so lange Interesse, bis er sie vollendet hatte, da er sich dann gleich zur Unternehmung neuer Arbeiten wendete. Daher hat er auch niemals von auch nur Einer seiner so zahlreichen Opern selbst nur einen Klavierauszug gemacht, sondern überließ diesen Gewinn von ihnen immer Andern, während er doch einen solchen von der Cherubini'schen, „der Wasserträger," lieferte. Seiner Gattin, die dies einmal gegen ihn bemerkte, gab er deshalb die Erklärung, „daß jenes fremde Werk ihn so lebhaft interessirt habe, von seinen eignen es ihm aber unmöglich sey, sie wiederzukäuen." Auch von allem Kunstneide, wie jeglicher

Künstlerlaune, war seine Seele völlig frei. Er ehrte an jedem andern Virtuosen und Komponisten redlichst dessen Verdienst und war gegen alle Genossen, Freunde und Kenner seiner über Alles von ihm geliebten Kunst stets gefällig, zuvorkommend und dienstfertig, ja er fand in seiner Förderung ihres Kunstgenusses, wie in mündlicher und schriftlicher Mittheilung über Gegenstände der Musik mit ihnen, die ihm schätzbarste Bereicherung seines eignen. Dabei war er durch einen ihm eigenthümlichen heitern Humor einer der angenehmsten, wie durch seinen Geist, seine großen musikalischen und mannichfaltigen andern wissenschaftlichen Kenntnisse und den Reichthum eigner, in seinem Leben gemachten Erfahrungen, zugleich einer der interessantesten Gesellschafter. Wie außerordentlich groß und vielseitig aber seine Thätigkeit für seine Kunst war, das geht schon aus folgendem Verzeichnisse seiner wirklich zum Erstaunen zahlreichen musikalischen Werke hervor, die er bei seiner steten, den größten Zeitaufwand erfordernden Beschäftigung mit den von ihm auf das Sorgfältigste verwalteten Theater-Orchesterdirektionen, zu denen in Breslau noch seine Leitung des von ihm gestifteten Singvereines und von 1824 bis 1828 des ganzen Theaters kam, gleichwohl auch noch geleistet hat. — Außer den schon erwähnten 5 Opern: „der Schlaftrunk," „Rosette oder das Schweizermädchen," „Wladimir, Fürst von Nowgorod," „die Pantoffeln" und „Almazinde oder die Höhle Sesam," hat er noch folgende 23 Opern und Operetten komponirt: Der Gemsenjäger (Text von Bürde), Elias Rips-Raps (Text von Häser), das unsichtbare Mädchen (nach Kotzebues Lustspiel „das Blumenmädchen"), der Mädchenmarkt, Jery und Bätely (zu Goethe's *) Lustspiel „das Alpenröschen"), der Aepfeldieb, Liebesabenteuer, die Liebe im Lager, das Land der Liebe oder der Zauberhain, die Ehestandskandidaten, die böse Frau, der betrogene Betrüger, der Ueberfall, der Zahltag, die offne Fehde, den dritten Theil des Kauer'schen Donauweibchens (Text von Berling), Klara, Herzogin von Bretagne (Text von Bretzner nach Gozzy), Ludoviko oder die Herberge bei Parma, Pyramus und Thisbe, oder das Schloß Honefeld, Phädon und Naide und die italienische Oper: L'asilo d'amore. Die meisten dieser Opern und Singspiele wurden auf allen deutschen Bühnen mit allgemeinem Beifalle gegeben und sind in Klavierauszügen, von andern Musikern besorgt, bei Breitkopf und Härtel zu Leipzig erschienen. Außerdem hat nun B. noch 13 Hefte Lieder und

*) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 197.

Gesänge, die ebendaselbst im Drucke herausgekommen sind, nebst einer großen Anzahl dergleichen noch ungedruckten (besonders zu Goethe's und Schillers Gedichten), deren baldigste Herausgabe sehr zu wünschen ist, so wie die Ouverture und Chöre zu dem Werner'schen Schauspiele „die Weihe der Kraft" und die Musik zu dem Balette „Harlekin im Schutze der Zauberei;" ferner sehr viel andere Gelegenheitsstücke, Ouvertüren, Märsche und Chöre, Kantaten, Motetten, Kirchengesänge, auch Pianofortesonaten, Variationen, Vokalquartette komponirt, einen Klavierauszug von Cherubini's Oper „der Wasserträger," bei Breitkopf und Härtel herausgegeben und endlich auch noch ein schätzbares theoretisches Werk über den Generalbaß geschrieben. Was seine so zahlreichen Opernkompositionen betrifft, so hat ihn die Kunstkritik mehrerer gründlicher Kenner hinsichtlich derselben wohl nicht ganz mit Unrecht den Vorwurf gemacht, daß er darin oft zu sehr den Styl Cherubini's nachzubilden sich bestrebt und dadurch der Eigenthümlichkeit seiner eignen Komposition geschadet habe. Dagegen läßt sich wohl aber auch nicht leugnen, daß er eben durch diese Gattung unser deutscher Cherubini geworden ist, indem er mit einer so entschiedenen Meisterschaft seiner Vorliebe für dieses doch auch unbestreitbar trefflichste Muster in dem schönen Genre der anmuthigen, eleganten und gefällig heitern Operette gefolgt ist, so daß ihn hierin, wie auch überhaupt in der komischen Operkomposition, nicht leicht ein anderer Komponist übertreffen wird. Auch haben wir bekanntlich in Deutschland jetzt gar keinen komischen Operkomponisten mehr, daher wir diesen Mangel durch die Aufführung der Werke französischer ersetzen müssen. Um so schätzbarer sollten uns daher B.'s scherzhafte Singspiele gerade gegenwärtig seyn. Aber ein großes und in der That nicht genug zu beklagendes Unglück für ihn war es, daß er bei weitem zu den meisten seiner Opern und Operetten nur so schlechte und selbst schon hinsichtlich des Sujets wenig interessante Texte bekommen konnte, an denen er sein so überaus fruchtbares Genie verschwenden mußte und die nebst der leidigen, unersättlichen Sucht unsers heutigen Theaterpublikums nach dem immer nur Neuen unleugbar die Hauptursache sind, daß sich seine Operetten nicht länger auf den Repertoiren unserer Bühnen erhalten haben. Ein sehr bedeutender Gewinn für diese aber würde es eben darum seyn, wenn man die Vorzüglichsten derselben mit einem untergelegten bessern Texte wieder zur Aufführung brächte, da sie dann gewiß auch wieder überall den ausgezeichnetsten Beifall erhalten würden, mit dem sie früher

so oft gegeben worden und den sie auch in so hohem Grade verdienen.

Halle. Professor Dr. Schütz.

* 173. Bernhard Wilhelm Toel,

gräflich Bentinckscher Konsistorialrath und erster Prediger zu Sengwarden, in der Herrschaft Kniphausen;

geb. d. 25. August 1770, gest. d. 6. Mai 1840.

Sein Geburtsort war Jever, sein Vater Heinrich T. praktischer Arzt daselbst, seine Mutter Susanne Elisabeth geb. Scheer; den Vater verlor er schon 1774, die Mutter 1777. Eine Tante Namens Coners wurde ihm und seinen Brüdern eine treue Helferin. Er war nämlich der jüngste von 4 Brüdern, von denen 2 sich der Medicin und 2 der Theologie gewidmet haben, besuchte die Provincialschule seiner Vaterstadt und ging dann im Herbste 1788 nach Jena, Theologie zu studiren. Nach seiner Zurückkunft von der Universität im J. 1791 wurde er nach wohlbestandenem Examen unter die Kandidaten der Herrschaft Jever aufgenommen und übernahm dann zwei Hauslehrerstellen im Herzogthume Oldenburg, die erste im Hause des Pastors Wardenburg zu Hatten, wo der nachherige Generalmajor Wardenburg *) sein Schüler war, nachher eine andere in Elsfleth. Am 9. März 1800 ernannte ihn der jetzt verstorbene Graf Wilhelm Gustav Friedrich v. Bentinck **) zum Assistenzprediger in der Herrschaft Kniphausen und zwar zunächst für das Kirchspiel Fedderwarden, wo der erste Prediger Grumbrecht sehr alt und der zweite Upmann kränklich war, doch mit der Verpflichtung, in Nothfällen auch zu Sengwarden zu fungiren, wo die beiden Prediger Crome und Hansing gleichfalls in den Jahren weit vorgerückt waren. Er wurde am 3. Juni 1800 zu Fedderwarden ordinirt und nachdem der Pastor Grumbrecht am 16. März 1801 nach 54 Dienstjahren im 84. Jahre seines Alters verstorben und Upmann erster Prediger geworden war, wurde T. am 18. Juni 1801 zum zweiten Prediger in Fedderwarden ernannt und nach Ablauf des Gnadenjahres der Witwe Grumbrecht am 3. Ostertage 1802 als solcher introducirt. Am 17. April 1808 starb auch der Pastor Upmann und hierauf wurde dem Pastor T. am 3. März 1809 die erste Predigerstelle zu Fedderwarden verliehen. Im September 1815 ernannte der Graf Bentinck ihn zum ersten Pre-

*) Dessen Biogr. s. im 16. Jahrg. des N. Nekr. S. 553.
**) — — — 13. — — — S. 893.

diger in Sengwarden, allein die damals noch nicht regulirten Verhältnisse der Herrschaft Kniphausen verzögerten seinen Dienstantritt, welcher erst erfolgte, als der Herzog von Oldenburg im Febr. 1816 die Vokation des Grafen Bentinck bestätigte. (Erst durch das Berliner Abkommen vom 8. Juni 1825 erhielt der Graf Bentinck auch die vorhin besessenen Hoheitsrechte in geistlichen Sachen in der Herrschaft Kniphausen zurück.) Am 23. Okt. 1836 ertheilte der jetzt regierende Graf Gustav Adolph Bentinck, in Anerkennung seiner vieljährigen treuen Dienste, ihm Titel, Rang und Würde eines Konsistorialraths. So gut seine Gesundheit in früheren Jahren gewesen war, so sehr nahm solche in seinen letzten Lebensjahren ab und durch seine zunehmende Schwäche veranlaßt, schloß er am 29. März 1840 mit dem zweiten Prediger Schwarting eine Uebereinkunft ab, wornach dieser sämmtliche Amtsgeschäfte allein übernahm. Er genoß jedoch die dadurch erlangte Ruhe nur sehr kurze Zeit und starb schon wenige Wochen nachher an gänzlicher Entkräftung und Schwäche. — Nicht immer waren seine amtlichen Verhältnisse angenehm und glücklich gewesen, aber wie er als Kind schon das Familienglück hatte entbehren müssen, so hat er auch als Mann in seinem häuslichen Leben die schwersten Leiden zu ertragen gehabt. Im J. 1803 hatte er sich mit Hermine Helene Hemken, Tochter des Kaufmanns Herrmann Hemken in Bockhorn, verheirathet und mit ihr 5 Kinder gezeugt. Das älteste derselben starb in der frühesten Kindheit, die beiden nächstfolgenden verlor er auf die schrecklichste Weise, als das ältere, ein Sohn, 5 Jahre, und das jüngere, eine Tochter, 3 Jahre alt war. Weil man glaubte, daß sie an Würmern litten, hatte die Mutter ein gewöhnliches Wurmpulver aus der Apotheke holen lassen und ihnen davon an verschiedenen Morgen gegeben. Am 26. Jan. 1815, Morgens früh um 7 Uhr, gab sie ihnen wieder ein, aber schon gleich darauf klagte der Knabe über heftige Leibschmerzen und verschied noch innerhalb einer Stunde unter fürchterlichen Zuckungen. Als der Knabe sich übel befand, überzeugte man sich, welch' ein unseliger Mißgriff die Ursache davon war. Der Vater hatte am Abende vorher Pulver von Krähenaugen (nux vomica) aus der Apotheke mitgebracht, um seinen Pferden davon eingeben zu lassen und in dem Wahne, daß dieselben nur für blind geborne Thiere Gift wären, andern und namentlich Menschen aber nicht schadeten, keine besondere Vorsicht dabei nöthig erachtet und sie an dieselbe Stelle gelegt, wo auch das Wurmpulver (semen cynae) aufbewahrt war. Die Mutter hatte in der Morgendämmerung sich ver-

griffen und statt des Wurmpulvers den Kindern von diesem Krähenaugenpulver gegeben. Bei dem Knaben, welcher eine größere Dosis erhalten hatte, als das Mädchen, waren keine Gegenmittel mehr anzuwenden gewesen, bei dem Mädchen wandte man sie an, aber auch vergebens; es starb noch innerhalb 12 Stunden. Es wird unnöthig seyn, die Lage der unglücklichen Eltern schildern zu wollen, die so durch ihre eigne Unvorsichtigkeit sich auf einmal ihrer Kinder beraubt sahen und wenn der Vater mit frommer Ergebung und männlicher Standhaftigkeit das Unabänderliche ertrug, so hat doch das Mutterherz nie den Gedanken an dieses furchtbare Ereigniß unterdrücken können. Zwar gebar sie noch in demselben Jahre wieder einen Sohn, der fröhlich aufblühend den Eltern die Verlornen zum Theil zu ersetzen versprach, aber auch diesen raubte ihnen im J. 1823 eine Brustentzündung und sie standen nun wieder kinderlos da. Am 7. Okt. 1828 befreite der Tod die unglückliche Mutter von dem immer nagenden Schmerze, der ihr keine heitere Stunde mehr vergönnt hatte. T. stand nun einsam und da er keine Verwandte besaß, die seines Hauswesens sich annehmen konnte, entschloß er sich zu einer zweiten Heirath. Er verband sich am 18. Nov. 1829 mit Ulrike Katharine geb. Schammer, der Witwe des Pastors Heinemeyer in Jever; aber auch diese ward ihm schon am 8. Nov. 1831 wieder durch den Tod entrissen. Als auch die Stieftöchter, welche sie ihm zugebracht, durch Verheirathung ihm entzogen wurden und er nun wieder ganz allein stand, verheirathete er sich am 16. August 1835 mit seiner jetzigen Witwe Dorothea Friederike, geb. Kaufmann, verwitweten Hemmie. Sein frommer Duldersinn ließ ihn alle diese Trübsale ohne Murren ertragen und seine Leiden machten ihn nur empfänglicher zur Theilnahme an dem, was den Gliedern seiner Gemeinde widerfuhr. Mochte es Trauriges oder Frohes seyn, Nichts ließ ihn unberührt und wo er helfen konnte, sey es durch Rath, Trost, Unterstützung oder sonst wie, da half er gern. Bis am späten Abende seines Lebens seine Kräfte ihn verließen, war er ein gewissenhafter Prediger und Seelsorger. Die Bibel war ihm recht eigentlich das Buch aller Bücher, das lebendigmachende Wort Gottes und sein Bestreben war stets darauf gerichtet, es lauter und rein zu predigen. Und daß seine Predigten, wenigstens in früheren Jahren, ehe Kränklichkeit und das vorgerückte Alter seine Kraft gebrochen hatten, tiefen Eindruck gemacht, bezeugen noch jetzt seine ehemaligen Zuhörer. Von allem Eigennutze fern, suchte er nie aus den ihm zu seiner Besoldung mit angewiesenen Pfarr-

ländereien den höchsten Nutzen zu ziehen, sondern mehr, sie zu verbessern, und so hat er sich denn auch darum wesentliche Verdienste erworben.

174. Kaspar David Friedrich,

Landschaftsmaler und außerordentlicher Professor an der Kunstakademie zu Dresden;

geb. d. 5. Sept. 1774, gest. d. 7. Mai 1840 *).

Er wurde zu Greifswalde in schwedisch Pommern geboren, woselbst sein Vater Seifensieder war. Den Anfang in der Kunst machte er in seiner Vaterstadt bei dem Universitätszeichnenlehrer Quisdorf, reiste im J. 1794 nach Kopenhagen und studirte bis 1798 auf der dortigen Kunstakademie. In demselben Jahre noch kam F. nach Dresden, um seine Studien auf der dasigen Akademie fortzusetzen. Schon im J. 1804 und 1805 fingen seine Arbeiten an Aufmerksamkeit zu erregen, besonders seine schönen charakteristischen Sepiazeichnungen der Kreidefelsen auf der Insel Rügen, und nach und nach auch seine Oelgemälde, über die ein eigenthümlicher origineller Geist ausgegossen war und die durch ihre Einfachheit und Gemüthlichkeit, so wie durch ihre schöne Ausführung und die Harmonie ihres Farbentons anziehen mußten. Auch eine gewisse sanfte Schwermuth, die aus seinen Bildern hervorleuchtete, mußte jedes gefühlvolle Herz rühren und für den Künstler interessiren. Besonderes Aufsehen erregte ein für ein Altarbild bestimmtes landschaftliches Gemälde, das F. in den Weihnachtsfeiertagen 1807 in seinem Atelier der öffentlichen Beschauung ausstellte und das allgemeinen Beifall einerntete, auf das aber noch besonders das Publikum durch eine sehr beißende Kritik, welche der Kammerherr von Ramdohr in No. 12, 13, 14 und 15 der Zeitung für die elegante Welt einrücken ließ, so wie durch eine Gegenkritik des Professors Hartmann, die im 11. und 12. Stücke des damals von H. v. Kleist und Adam Müller herausgegebenen Journals Phöbus abgedruckt ist, aufmerksam gemacht wurde. Von dieser Zeit an war F.'s Ruhm gegründet und er wurde deshalb auch im J. 1811 von der Berliner Kunstakademie zu ihrem Mitgliede aufgenommen, welchem im J. 1815 die Ernennung zum außerordentlichen Professor und Mitgliede der Dresdner folgte. Er war unermüdlich thätig in seiner Kunst, bis leider schon seit mehreren Jahren höchst schmerzhafte körperliche Leiden diese Thä-

*) Leipziger Zeitung 1840. No. 116.

tigkeit hemmten und ihm nur selten die Führung des Pinsels erlaubten. Der tiefe Sinn und die ansprechende Eigenthümlichkeit seiner größern wie kleinern Arbeiten, in Oelfarben oder Sepia, blieb sich aber bis zu seinem betrauerten Hinscheiden gleich. — An seinem Grabe sprach ein junger Mann, der Sohn des Münzbuchhalters Kummer, Worte der Verehrung und des Dankes.

175. Ernst Gottlob Jäkel,

Professor und Prorektor des Friedrich-Werderschen Gymnasiums zu Berlin;

geb. d. 9. Nov. 1788, gest. d. 8. Mai 1840 *).

Er war zu Ohlau geboren, wandte sich anfangs dem Elementarschulwesen zu und besuchte 1807 das evang. Schullehrerseminar in Breslau. Da ihn indeß die Wissenschaften, denen er sich früher wegen andauernder Kränklichkeit nicht hatte widmen dürfen, fortwährend fesselten, so ging er auf das Gymnasium zu Brieg, bezog dann die Universitäten Breslau und Berlin und war auf beiden auch Mitglied des theol. Seminars. Nach abgelegtem Oberlehrerexamen unterrichtete er als Mitglied des unter Solgers Leitung stehenden Seminars für gelehrte Schulen am berlin.-köln. Gymnasium zum grauen Kloster und folgte 1817 einem Rufe als Inspektor an das Joachimsthalsche Gymnasium und 1821 als Oberlehrer an das Friedrich-Werdersche Gymnasium, bei welchem er später zum Konrektor und Professor, endlich zum Prorektor befördert wurde. — Von ihm besitzen wir: Die Bildung des Menschen. Ein Lesebuch für die Jugend. Mit 16 Kpf. Berl. 1819. — Frohe Winterabende guter Kinder. Mit 9 illum. Kpf. Ebd. 1829. — De diis domesticis priscorum Italorum. Berol. 1830. — *Die lehrende Mutter. Buchstabir- und Lesebuch für gute Kinder. Mit 41 illum. Kpf. Ebend. 1831. — Wanderungen der Familie Waller durch die schönsten und merkwürdigsten Gegenden Schlesiens. Ein Lesebuch und Wegweiser. Mit 8 Kpf. Berl. 1831. — *Der germanische Ursprung der lat. Sprache und des röm. Volkes; nachgewiesen von —. Bresl. 1830, worin er mit großem Fleiße, doch ohne Erfolg, den Ursprung der lat. Sprache in der deutschen aufzufinden sich bestrebt hatte.

---

*) Schlesische Prov.-Blätter 1840.

176. Franz Olberg,

Doktor der Arzneiwissenschaft, herzogl. Hof- u. Kammerrath, zu Dessau;
geb. den 4. Okt. 1767, gest. den 10. Mai 1840 *).

Er war der dritte Sohn zweiter Ehe eines Gutsbesitzers zu Dessau. In der Kindheit schwächlich von Körper, wurde er von seinen Eltern für die Wissenschaften bestimmt und erhielt den ersten Unterricht von Privatlehrern im elterlichen Hause; besuchte dann die herzogl. Hauptschule, von welcher er 1789 nach Halle ging und sich dort unter den damaligen berühmten Professoren Reil und Meckel der Arzneiwissenschaft widmete, erlangte daselbst 1792 durch Vertheidigung seiner Dissertation: de docimasio pulmonum hydostatica den Grad eines Doktors, ging sodann noch ein Jahr nach Wien, wo er Peter Frankh's Vorlesungen hörte und kehrte, nachdem er auch noch Pavia besucht hatte, 1793 nach seiner Vaterstadt zurück, woselbst er nicht nur sofort die Erlaubniß zur Ausübung seiner Wissenschaft erhielt, sondern auch sofort mit dem Titel Hofmedikus beehrt wurde. Bis zu dieser Zeit stand das Medicinalwesen nur im Allgemeinen unter der obern Aufsicht der Rentkammer, es hatte sich aber schon einige Jahre vorher die Nothwendigkeit fühlbar gemacht, diesem wichtigen Theile des öffentlichen Wesens eine geregelte Einrichtung zu geben; im Vertrauen auf O.'s gründliche Kenntnisse wurde ihm von dem Fürsten Franz der Auftrag ertheilt, Vorschläge zu diesem Zwecke zu machen, welche der Fürst genehmigte und unsern O. nicht nur zum Mitgliede der Medicinalkommission, sondern auch noch in demselben Jahre mit dem Prädikate eines Medicinalrathes zum Chef des gesammten Medicinalwesens des Landes ernannte. Von dieser Zeit an hat er unablässig an der möglichsten Verbesserung desselben gearbeitet, begründete nach einigen Jahren eine Hebammenschule für das Land, so wie später auch ein chirurgisches Seminar zu Dessau, in welchem die Wundärzte jenes Landes ihre Vorbildung erhalten. Im Jahre 1832 wurde er zum Kammerrath ernannt und stimmführendes Mitglied des herzoglichen Kammerkollegiums. Neben diesen vielfältigen Amtspflichten war er aber auch in der Ausübung seiner Wissenschaft unermüdlich thätig, deren Kreis sich mit jedem Jahre erweiterte: nicht nur in Dessau und dessen nächster Umgebung; der Ruf seiner Kenntnisse hatte sich weit über diesen Bereich verbreitet, so daß sich häufig

*) Nach einem gedruckten Nekrolog u. Privatmittheilungen.

auch an andern Orten des Auslandes das Verlangen nach seinem Rathe und seiner Hülfe zu erkennen gab, welchem er, so oft seine Berufspflichten es ihm gestatteten, bereitwillig entsprach. Denn die Erfüllung seiner Berufspflichten war ihm Sache des Gewissens und Jeder, mochte es auch der Geringste und Aermste seyn, konnte mit Sicherheit darauf rechnen, daß er ihm gleiche Sorgfalt widmete, als dem Vornehmsten und Reichsten; er erkannte in dem Leidenden nur seinen Mitmenschen. Mit diesen gründlichen Kenntnissen verband er nicht nur die feinste Sitte im Umgange mit Gebildeten und die heiterste Geselligkeit, sondern auch die reinste Milde gegen Geringere, so wie eine seltene Uneigennützigkeit. Manchen Familien hat er seine Hülfe gewährt, ohne nur die geringste Entschädigung dafür anzunehmen; im Wohlstande lebend, machte er von demselben den edelsten Gebrauch, indem er vielen Dürftigen nicht nur die Heilmittel auf seine Kosten verabfolgen ließ, sondern auch noch anderweit, oft im Stillen, ohne daß die Empfänger wußten, woher es kam, sie nach Kräften unterstützte. Zu keiner Zeit wurde seine Thätigkeit mehr in Anspruch genommen, als während der Jahre 1813 und 1814. Nicht nur, daß eine große Anzahl erkrankter, fremder Krieger hierher gebracht worden waren, die behandelt und verpflegt werden mußten, es brach auch im Anfange des Jahres 1813 eine ansteckende Krankheit in der Stadt aus, so daß diese schon allein seine Bemühungen mehr als verdoppeln mußte. Und als nach den Schlachten bei Leipzig die Spitäler in Dessau die große Zahl der Verwundeten nicht mehr fassen konnten; als, um diese unterzubringen, ein großes Spital in Zerbst eingerichtet wurde, übernahm er auch die Leitung desselben, dem er eine so musterhafte Sorgfalt widmete, daß sein Verdienst um diese verletzten Krieger nach dem Frieden von dem Könige von Preußen *), durch Verleihung des rothen Adlerordens 3. Klasse, anerkannt wurde. Mit dem Vertrauen seiner Fürsten beehrt, war er der Arzt des verewigten Herzogs Franz, dessen Sohnes, des Erbprinzen Friedrich, und auch des jetzt regierenden Herzogs Leopold. Am 13. April 1796 verheirathete er sich mit der vierten Tochter des Kaufmannes Karl Friedrich Bramigk, Karoline Henriette, die ihm bereits den 4. April 1826 voranging. Zwei Töchter wurden ihm geboren, beide glücklich verheirathet. Wenn er auch in seiner Jugend kränklich war und in den letzten Jahren seines Lebens zuweilen von Unpäßlichkeiten befallen wurde, so genoß er doch im Ganzen genommen bis zum 9. Mai 1840 einer guten Gesund-

*) Dessen Biogr. s. in diesem Jahrg. d. N. Nekr. unterm 7. Juni.

heit. Er benutzte die ihm bei seinen vielfachen amtlichen Geschäften und bei seiner sehr ausgedehnten ärztlichen Praxis bleibende wenige Muße zur Kenntnißnahme der Fortschritte seiner Wissenschaft und zu seiner eigenen steten Fortbildung in derselben, die mit ihm ganz Eins geworden war und der er mit der Liebe eines Jünglings noch bis zum letzten Athemzuge ergeben blieb. Seine zu dem Ende mit großen Kosten angeschaffte bedeutende Bibliothek enthält die besten und bedeutendsten Werke der Heilkunde und aller dahin zu rechnenden Hülfswissenschaften und zählt nahe an 8000 Bde. Am 9. Mai Morgens um 9 Uhr mitten in seinen Berufsgeschäften, beim Diktiren eines ihm abgeforderten ärztlichen Gutachtens, wurde er von einem Schlagflusse getroffen, konnte zwar bald darauf nach einiger Erholung bei vollen Geisteskräften dies Gutachten noch bis zu Ende diktiren, verschied aber in Folge des Schlagflusses Tags darauf.

* 177. Karl Friedrich Christian Steiner,

Baurath zu Weimar;

geboren den 11. Sept. 1774, gestorben den 10. Mai 1840.

Er war zu Sondershausen, woher seine Mutter stammte, geboren. Sein Vater aus Braunschweig stammend und zu jener Zeit in dasigem Staatsdienste als Baumeister stehend, hielt sich mit seiner Familie in Sondershausen auf, um dem Fürsten daselbst als Baumeister zu Rathe zu seyn, dann aber zu seinem Fürsten, Herzog Ferdinand von Braunschweig, dessen besondere Gunst und Gnade er besaß, zurückzukehren. Während Steiner, der Vater, in Sondershausen lebte, wurde der Wiederaufbau des am 6. Mai 1774 abgebrannten Residenzschlosses in Weimar beschlossen und er erhielt von dem Herzog Ferdinand von Braunschweig den Befehl, sich dahin zu begeben, um der Herzogin Anna Amalia, mit seinen Kenntnissen und Erfahrungen als Baumeister beim Schloßbaue beizustehen; er zog, dem Willen seines Fürsten folgend, mit seiner Familie nach Weimar, welche damals aus seiner Frau und zwei Kindern — das zweite war der Verstorbene — bestand. Er trat in die Dienste der Herzogin Anna Amalia, die ihn stets mit den Worten „mein lieber Landsmann“ anredete und deren Gunst er durch seinen schlichten Sinn und seine Redlichkeit gewann. Steiner, der Vater, hatte kein eignes Vermögen, eine sehr spärliche Besoldung und mußte sich, weil mit der Zeit seine Familie stärker wurde, kümmerlich behelfen; er versagte sich alle Genüsse des Lebens und kannte kein anderes Vergnügen, als seine Berufsarbeiten, keine andere Erheiterung, als die Erziehung und den Unter-

richt seiner Kinder. Unter solchen Auspicien wurde unser St. im väterlichen Hause herangezogen, bis er eine sogenannte Winkelschule besuchen konnte. Schon als Knabe zeichnete er sich durch anhaltenden Fleiß und durch eine besondere Gutmüthigkeit aus, die er so weit trieb, daß er mit armen Kindern, der unter der Aufsicht des Vaters stehenden Arbeiter, sein knappes Frühstück theilte. So wuchs er bis zum Jahre der Konfirmation heran und noch hatte er sich nicht für einen Lebensberuf entschieden. Sein Herz zog ihn mit Allgewalt zum Baufache, aber diese Vorliebe wagte er nicht zu verrathen, weil sein Vater, den bei zahlreicher Familie und geringer Einnahme, ganz vorzüglich die mit seinem Dienste verbundenen verdrießlichen Geschäfte beugten, wiederholt in dem Familienkreise geäußert hatte: „Ich habe vier Jungen, ist einer unter ihnen, der das Baufach ergreifen will, so schmeiße ich ihn die Treppe hinunter: da weiß ich wenigstens, daß ich einen Krüppel zu ernähren habe, wenn er etwas zerbricht.“ Diese hart klingende Aeußerung des Vaters hatte jedoch die Neigung zum väterlichen Geschäfte in dem Sohne nicht erstickt, denn nach wie vor zog Letzterer sich in die Einsamkeit zurück und trieb sein Wesen im Stillen. Vielleicht sind es die drei ersten Jahre nach der Konfirmation, worin die unüberwindliche Neigung zum Baufache und der Charakter des Baurath Steiner, welcher sich in spätern Jahren meist nur hinter den vier Wänden seiner Arbeitsstube gefiel, so ausgebildet hat, wie er später in aller Hinsicht hervortrat. In den ersten Jahren nach der Konfirmation, während er Unterricht in verschiedenen Dingen genoß, war er oft Tage lang keinem Auge sichtbar. Man vermuthete Vieles, versuchte Alles, um zu erspähen, wo und womit er seine Zeit zubringe, gelangte aber zu keinem Resultate. Die stürmischen Bitten seiner Geschwister, ja die härtesten Züchtigungen des Vaters vermochten nicht, ihn zu dem Geständnisse zu bringen, wo er sich herumtreibe und was er in seiner Abwesenheit vornehme, selbst seine älteste Schwester, die er besonders lieb hatte, vermochte nicht, ihm eine Aeußerung über sein heimliches Treiben zu entlocken. Einigemal glaubte man zwar Spuren desselben gefunden zu haben, allein er wußte sie geschickt zu verwischen. Des Vaters Unmuth über den Sohn, welcher sich zu keinem Lebensberufe bestimmen zu können schien, wuchs von Tag zu Tag und in seinem Unwillen darüber hatte derselbe beschlossen, den wunderlichen Sinn des Sohnes durch Einsperrung und Entziehung der gewöhnlichen Kost zu brechen. Schon war hierzu von dem charakter- und willensfesten Vater Einlei-

tung getroffen, als an demselben Tage, wo die Exekution vor sich gehen sollte, der Zufall sein Spiel trieb und zu Entdeckungen führte, welche den spätern Lebensberuf des in sich gekehrten jungen Menschen bestimmen sollten. Die älteste Schwester St.'s war im Begriffe, auf dem obersten Boden des Hauses eine Leine zu ziehen, um Wäsche aufzuhängen. In der Absicht, die Leine um einen Haspen mit einer Stange zu schlingen, stieß sie mit selbiger an ein Bret, dieses fällt nebst einem zweiten herab und hinter ihnen drein ein Strom von Papieren, Zeichnungen, Farben, Muscheln, Cirkeln, Linealen, Winkeln, kurz einem ganzen Apparate für Zeichner. Die höchst überraschte Schwester vermuthete sogleich, auf welche Weise diese Dinge und durch wen sie in jenes Versteck gekommen; sie raffte Alles zusammen und trug den Fund zu ihrem Vater, diesen unter Thränen um Verzeihung für den Bruder Karl anflehend. Noch wollte dieser von dem gefaßten Vorsatze, von seiner harten Maasregel gegen das Kind nicht abgehen, als, durch die stürmischen Bitten der Tochter, die in der Einsamkeit getriebenen Arbeiten des Bruders wenigstens mit einigen Blicken zu durchlaufen, bewogen, der noch aufgeregte Vater nachgab. Noch hatte des Vaters Auge nicht sämmtliche Zeichnungen durchmustert, noch beschäftigte sich das Vaterherz zweifelnd mit der Frage über die Möglichkeit, daß die Studien mit dem vorgefundenen schlechten Arbeitsmateriale in Ausführung gebracht seyn könnten, als er endlich unter Thränen der Freude und in wohlgefälliger Betrachtung des stillen Fleißes seines Kindes ausrief: „Nein! Sünde wärs, diesen Jungen seinen Weg nicht gehen zu lassen!" Der flüchtig gewordene St. wurde aufgesucht und vor den Vater gebracht, welcher, seinen harten Entschluß vergessend, ihn freudetrunken in die Arme schließt. St. wurde hinfort von seinem Vater mit allen Hülfsmitteln zu seiner Ausbildung im Baufache versehen und arbeitete von jetzt auf dessen Stube und unter dessen unmittelbarer Leitung; auch erhielt er zu seiner großen Freude Privatunterricht in der französ. Sprache. So erreichte er das 16. Jahr, wo der von seinem Vater entworfene Plan zum Schloßbaue fertig geworden war. Derselbe Junge, der im letzten Winkel des Dachgesparres sich selber Unterricht gab, der seinen ersten Cirkeln die Spitzen von Haarnadeln angesetzt hatte, dessen erstes Lineal ein geschabter Dachspan war, hatte im noch nicht vollendeten 16. Lebensjahre den Plan seines Vaters zum Schloßbaue gezeichnet und sollte die große Freude genießen, ihn seiner höchsten Landesherrschaft, welche zu dem Ende sämmtlichen Baugewerken ein großes

Fest veranstaltet hatte, im Schloßhofe zu Weimar in einem feierlichen Aufzuge zu überreichen. Von diesem Tage ab richtete der Großherzog Karl August *) sein gnädiges Auge auf St.; er erhielt die Aufsicht über die Arbeiter beim Schloßbaue und sein erstes Einkommen bestand in einer täglich verabreichten Quantität an Bier, Brod und etwas baarem Gelde. Andauernder Fleiß, ein großer Sinn für Redlichkeit und eine angeborne Bescheidenheit vermehrten ihm die Gunst seines Landesherren, welcher ihn im J. 1796 auf die Universität Jena schickte. Hier wurde er von dem geheimen Kammerrathe Succow bald als tüchtiger junger Mann erkannt. St. versah bei ihm die Stelle als Prälektor und für seine Privatissima nahm er ihn als Gehülfen an. Zugleich erhielt er in Jena die Aufsicht über die herrschaftlichen Bauvorräthe und dafür ein jährliches Honorar von 25 Thalern. Noch Student, bekam er einen Ruf auf die Insel Rügen, den er aber ausschlug, weil er seinem neuen Vaterlande treugesinnt anhing und ihm die besondere Gnade des hochherzigen Großherzogs Karl August durch nichts ersetzt werden konnte. St. ging von Jena zu seinem Vater zurück, unterstützte den kränklichen Greis in seinen Berufsgeschäften und endlich sendete fürstl. Wohlwollen ihn zu noch weiterer Ausbildung im Jahre 1804 nach Paris. Der Aufenthalt daselbst, in der glanzvollen Periode des Kaiserreiches, bot ihm vielseitige Gelegenheit zu seiner Fortbildung. So arbeitete er, selbst Hand anlegend, an den Einrichtungen der Hauptkirche Notre Dame zu der kaiserl. Krönung mit, ebenso bei der Anlegung der ersten Kettenbrücke über die Seine. Die Lehr- und Wanderjahre waren nun vollendet. St. hatte vorzüglich in der Zimmerkunst und dem Grundbaue des Maurers die Meisterschaft erlangt. Zurückgekehrt nach Weimar, erhielt er bei dem Zeichneninstitute Anstellung und wurde 1816 zum Baumeister, 1817 zum Baurath, 1825 zum Ritter des weißen Falkenordens ernannt. Am 20. Jan. 1806 verheirathete sich St. mit der Tochter des Raths und Amtmanns Schuhmann **) aus Seebergen und nach deren am 27. März 1816 erfolgtem Ableben am 26. Aug. 1816 mit Sophie Venus aus Weimar. Aus erster Ehe blieben ihm ein Sohn und eine Tochter, aus der zweiten Ehe fünf Töchter am Leben. Die Grundzüge seines Wesens und Charakters, welche in seiner Jugendgeschichte hervortreten, haben sich bis zum letzten Hauche St.'s erhalten. Seine Kunst ging ihm über

---

*) Dessen Biogr. s. im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 465.
**) — — — 11. — — — S. 139.

Alles; am liebsten beschäftigte er sich mit derselben in stiller Einsamkeit. Dort forschte er nach neuen Theorien, die er meist aus sich selbst zu schöpfen bestrebt war, weniger bekümmert um die von den Zeit- und Kunstgenossen gemachten Fortschritte. Seine Schriften über die Reißkunst und Perspektive sind die Früchte dieser einsamen Stunden. Zu bedauern ist es, daß seine Studien über die Zimmerkunst, wozu er reiche Materialien vorbereitet hatte, von ihm nicht vollendet werden konnten. Die angeborne Gutmüthigkeit verleugnete sich nicht in dem Fortgange des Lebens; aus freiem Antriebe und unentgeldlich ertheilte er viele Jahre hindurch mehreren Anfängern Unterricht in der Reißkunst in seinem eignen Hause und schon im J. 1816 gründete St. die ersten Anfänge einer Gewerbschule. Zweimal wöchentlich versammelten sich des Abends in seiner Wohnung Handwerker, Geometer, Maler ꝛc., denen er Unterricht über verschiedene Theile des Baufaches und über verwandte Gegenstände desselben gab; freigebig hielt er Licht und Heizung vor und seine größte Belohnung dafür fand er in der Freude, schlummernde Fähigkeiten in jungen Leuten entdeckt und angeregt zu haben. Wie sehr war er erfreut, wenn er Keime eines Talentes bemerkte, mit innerm Wohlbehagen pflegte er dann zu sagen: „da steckt etwas dahinter." Für solche Opfer, welche Liebe zur Sache nicht scheute, für solche Anregungen ist ihm die Dankbarkeit seiner Zöglinge geworden und für immer geblieben. Zuweilen mochte wohl natürliche Gutmüthigkeit auch ihn verleiten, mit minderer Schärfe den Verdienst der ihm untergebenen, oder von ihm zu beaufsichtigenden Arbeitsleute zu prüfen und eingedenk des Sprüchwortes „leben und leben lassen," wurde von seiner Gutmüthigkeit Manches hierin übersehen. In dem engern Kreise weniger Freunde bewährte sich der Hang, kleine Erzählungen abentheuerlich zu schmücken und scherzend bald Diesen bald Jenen zum Stichblatte zu nehmen. Gern erzählte er auch von den in Paris verlebten Tagen. Mit großer Anhänglichkeit war er seinem großherzigen Fürsten und Wohlthäter ergeben und er gab willig Aussichten hin, in andern Staaten eine vielleicht vortheilhaftere Stellung zu gewinnen. Mehrere Bauwerke hat er unter des Großherzogs unmittelbaren Befehlen aufgeführt und wenn auch zuweilen das Werk nicht der Erwartung entsprach, wenn insbesondere der Anschlag überstiegen ward und dann Unzufriedenheit und Mißverständnisse hervortraten, so wurden doch diese bald auf befriedigende Weise gelöst und St. erfreute sich des wiederkehrenden Vertrauens seines Herrn. — Im Drucke sind von St. er-

schienen: Wasserwärmer, od. Vorrichtungen, mittelst welchen in kurzer Zeit durch wenig Brennstoff viel Wasser erhitzt werden kann. Weimar 1823. — Reißkunst u. Perspektive f. Gewerke, für d. Haus u. für d. Leben. 2 Bde. Ebd. 1828 und 1836. — Waage der zusammengesetzten Kräfte. Ebend. 1829. — Der Lehmbau. Ebd. 1840.

* 178. Johann Christoph Gottlob Weise,

großh. weimar. Gartenbauinspektor zu Weimar;

geboren den 30. Nov. 1762, gestorben den 10. Mai 1840.

Sein Vater war Hofmusikus in der damals herzoglichen Kapelle, mußte aber wegen eingetretener Taubheit bald in Ruhestand gesetzt werden, lebte in bedrängten Umständen und konnte auf die Erziehung seiner Kinder, deren er drei hatte, wenig oder nichts verwenden. Doch besuchte unser W. das Gymnasium seiner Vaterstadt bis ins 17. Jahr und kam bis nach Prima. Seinen Wunsch, zu studiren, konnte er nicht realisiren, hielt sich aber häufig in Jena bei Freunden auf, die glücklicher als er ihre Studien absolviren konnten und suchte sich in ihrem Umgange und mit Hülfe von Büchern Kenntnisse mannichfaltiger Art zu erwerben. Seinen Unterhalt verschaffte er sich bis ins 25. Jahr mit Illuminiren für das Bertuch'sche Industriekomptoir. Um diese Zeit nahm sich der damalige Herzog Karl August *) seiner an und schickte ihn nach Dresden auf die Artillerieschule, wo er 6 Jahre blieb. Zurückgekommen, sollte er in das weimar. Kontingent eintreten, das im Begriffe war, ins Feld zu ziehen. Seine Neigung zum Soldatenstande hatte sich aber ganz verloren und er blieb in Weimar, gegen den Wunsch des Herzogs, der sich nun auch nicht weiter um ihn bekümmerte, wodurch sich W.'s Aussichten auf irgend eine geeignete Anstellung sehr verdüsterten. — Die Schlacht bei Jena, 1806, für Viele eine Quelle des Mißgeschickes, brachte ihm Glück. Der französ. General Guilleminot mußte auf Befehl des Kaisers Napoleon das Schlachtfeld aufnehmen lassen und nach einem geschickten Feldmesser fragend, wurde ihm W. vorgeschlagen. Er erhielt die Arbeit gut bezahlt und gewann sich auch die Gunst Karl August's dadurch wieder. 1807 wurde er Aufseher der sehr bedeutenden Militärbibliothek des Herzogs und 1811 Gartenbauinspektor. Durch mancherlei Nebenarbeiten, so wie durch fleißiges Schriftstellern erwarb er sich, bei sehr einfacher und geregelter Lebens-

*) Dessen Biogr. siehe im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 465.

weise, ein kleines Kapital, womit er sich in spätern Jahren das Schiller'sche Haus kaufte, das seine Witwe noch besitzt. 1805 drohte seinem Leben eine große Gefahr. Bei dem Vogelschießen hatte er, als ehemaliger Artillerist, das Abbrennen der Festkanone übernommen. Nach dem in einiger Entfernung offen stehenden Pulverfasse sich wendend, sieht er einen Trunkenen mit brennender Tabackspfeife auf dasselbe zutaumeln. Er will ihm zurufen, aber zu spät, ein Funke fällt hinein und — die Explosion erfolgt. Besinnungslos liegt er da. In diesem Augenblicke stürzt sich ein Dienstmädchen mit seltener Geistesgegenwart auf ihn und reißt ihm die über und über brennenden Kleider vom Leibe. Achtzehn Wochen lag er, eine Lungenentzündung trat hinzu, er schien dem Tode rettungslos verfallen. Doch seine kernhafte Natur siegte, er genaß und obgleich die Spuren der Brandwunden zeitlebens an sich tragend, wurde er 78 Jahre alt. Er liefert einen Beweis, daß man auch bei Nachtarbeiten alt werden kann, denn nach seinen Dienstgeschäften des Tages fing er Abends um 9 Uhr regelmäßig an zu schreiben bis Morgens 3—4 Uhr und blieb rüstig dabei bis ein Jahr vor seinem Tode, wo er nicht mehr ausgehen konnte. Er besaß ausgebreitete Kenntnisse in verschiedenen Fächern des menschlichen Wissens, namentlich war er ein guter Mathematiker. Er hinterläßt eine besonders an technischen und mathematischen Schriften ziemlich reiche Bibliothek. — Sein Temperament war stets heiter und sein Charakter einer der gutmüthigsten. Vielen hat er sich als Wohlthäter und Helfer in der Noth erwiesen, oft mit Aufopferung. Er war in jeder Hinsicht ein braver Mann. — Seine Schriften sind: Forstbotan. Hefte. 1. Abth. Weimar 1800. — Oekonom. Technologie. 4 Thle. Erfurt 1803—1805. — Der vollkommene Bier- u. Essigbrauer. Ebd. 1804. 2. Aufl. 1822. (Aus der ökonom. Technologie besonders abgedruckt.) — Anweisung z. Kultur einiger dem Landwirthe z. Anbaue vorzüglich zu empfehlenden Holzarten. Rudolst. 1805. — Militärschule, od. katechet. Unterricht in dem Feldmeßdienste. Erfurt 1815. — Peclet, die Kunst der Gebäude-, Zimmer- u. Straßenerleuchtung. Frei bearbeitet von 2c. Weimar 1829. — Encyklopäd. Gartenwörterbuch. Gotha 1830. — Der vollkommene Melonen-, Gurken- und Spargelgärtner. Weimar 1830. — Deutschlands Pflanzenblüthenkalender. Gotha 1831. — Hatte Antheil an d. ökon. Wörterbuche u. an J. V. Sickler's ökonom. Technologie u. lieferte Beitr. zu Voigt's Magaz. f. den neuest. Zustand d. Naturkunde, zu Gilbert's Annalen d. Physik, zum Reichsanzeiger u. allgem. Anzeiger der Deutschen.

* 179. Engel Christine Westphalen, geborene v. Axen,

Dichterin u. Gattin des am 3. Sept. 1833 verst. Senator J. E. F. Westphalen*) zu Hamburg;

geb. d. 8. Dec. 1758, gest. d. 10. Mai 1840.

Wenn wir, abweichend von der gewöhnlichen Ordnung dieses Werkes, hier zwei Nekrologe vereint der Oeffentlichkeit übergeben, so geschieht dies deshalb, weil beide Verstorbene fast in demselben Jahre geboren, fast 5 Decennien vereint, nicht nur (für Hamburg wenigstens) eine historische Bedeutung haben, sondern auch auf eine seltene Weise den geistigen Zweck der Ehe erfüllten. Dieser besteht ja gewiß in der rein menschlichen Ergänzung des Individuums, in der Verschmelzung zweier Wesen zur Einheit. Und diesem Zwecke und Ziele des Ehebundes kamen die beiden Verklärten so nahe, daß sie auch in dieser Beziehung als Muster aufzustellen seyn dürften. Einer der geistreichsten Theologen unserer Zeit ordnet die verschiedenen Richtungen des menschlichen Lebens im Allgemeinen den hauptsächlichen, der praktischen und der beschaulichen, unter. Diesen Gedanken aufnehmend, finden wir in Johann Ernst Friedrich Westphalen die erste, in Christine Westphalen die letztere Lebenstendenz besonders bemerkbar hervortreten. Er, der Mann des Geschäfts, der thätige Patriot, der gewandte Kenner und Mitlenker des Staatslebens, fand in der Gattin die poetische Veredlung, die Weihe seines Geistes; sie, die Dichterin, immer strebend, immer forschend, wurde durch den raschkräftigen Gatten dem geselligen Leben zugeführt und gewann eine Kenntniß der Menschen, einen psychologischen Scharfblick, ohne welchen Petrarka und Charlotte Corday nicht entstanden wären. Bestätigung dafür ist ein Brief des edeln Gramberg an die Dichterin. „Ihnen," schreibt Gramberg am 1. Jan. 1812, „gebührt vor allen hamburger Freunden mein Gruß, Ihnen der innigste Dank für die viele Güte und Neigung, mit der Sie mich aufnahmen, hielten und hoben. Ihnen, lebendiger, regsamer Mann, dessen Thätigkeit mit schönem, kräftigen Eifer, im Hause, wie in den weiten Kreisen der Stadt und über den mächtigen Strom und das ungemessene Meer hinaus waltet, den Seinen, den Mitbürgern, der Welt goldene Früchte bereitend, — Ihnen wünsche ich das ganze freie

---

*) Als der Senator Westphalen starb, bemühten wir uns vergeblich um seine Biographie. Erst jetzt erhalten wir dieselbe mit der seiner Gattin zugleich. Anmerk. d. Redaktion.

Element für das große Streben, das Ihre Brust begeistert. Ihnen, zarte, sinnige Frau, die mit gleicher Besonnenheit nun im Innern des Hauses den blühenden Kranz des Wohlseins, der Schönheit und der Ordnung flicht, nun mit reicher Phantasie, mit erhöhtem Gemüthe sich die Welt der lieblichsten Dichtung zu einer heimathlichen Wohnung bildet. Ihnen wünsche ich, daß die göttergleiche Jugend Ihres Lebens (denn die besteht wundersam bei Ihnen) ewig dauernd sey!" — Die Dichterin, deren Leben wir zu schildern unternehmen, war die Tochter eines wohlhabenden Kaufmannes. Ihr Vater, Jakob v. Axen, stammte von einem Geschlechte, das, nach einer dunkeln Familiensage, einst dem schwedischen Adel angehörte. Seine Gattin war eine geb. Albers. Eilf Kinder wurden den beiden Eheleuten zu Theil, das vorletzte derselben war Christine. Wie sehr schon im zarten Alter ihre Seele von dem Durste nach Wissen erfüllt war, beweist folgender Zug: Sie habe, pflegte sie zu erzählen, als kleines Mädchen selbst die Stunden der Nacht häufig zum Lesen benutzt, indem sie die Nachtlampe, so oft es die Kindermagd nicht bemerkt, zu sich hergenommen. Sie las aber besonders die Bibel. Als sie 15 Jahre alt war, verlor sie ihren Vater, der sie vor allen seinen Kindern geliebt hatte. Dieser Trauerfall veranlaßte die Mutter sich einzuschränken und hatte auf Christinen auch den Einfluß, daß sie mehr, als es sonst vielleicht geschehen wäre, zu strenger Häuslichkeit angehalten wurde und nun eine Bildung sich erwarb, die im späten Alter in ihr nicht bloß die geistreiche Denkerin und Dichterin, sondern auch die erfahrene, allgemein anerkannte Hausfrau bewundern ließ. Wenige Stunden nur blieben der Muße geweiht, diese aber wurden dann mit einer Freude benutzt, die um so größer war, je seltner sie geboten wurde. Und auch diese seltene Muße konnte oft nur auf eine heimliche Weise und mit Aufbietung aller möglichen Erfindungsgabe errungen werden. So hatten einst, als die Mutter gichtkrank darniederlag, die Töchter der Reihe nach das Amt, der Mutter stundenlang den einen Arm in die Höhe zu halten. So oft nun an Christine die Reihe kam, hielt sie mit der einen Hand innerhalb der Bettvorhänge den Arm der Mutter, in der andern aber außerhalb des Bettes hielt sie Klopstock's Oden und las darin gar eifrig, bis der Arzt sie dabei überraschte und die Mutter vor Ueberbildung der Tochter warnte. Man sieht, das war vor 70 Jahren; in unserer Zeit wäre ein solches Kind höchlich belobt und — verzärtelt worden. Denn wie wahr ist, was Immermann*) in seinen

*) Dessen Biogr. s. in diesem Jahrg. d. N. Nekr. unterm 15. August.

Memorabilien schreibt: „Bezeichnend für den Geist der Gegenwart ist das häufig in den Familien vorkommende Verlangen nach einem Talente in ihr. Es hat seinen Ursprung in dem Widerwillen gegen die Einförmigkeit des gewöhnlichen Lebensganges, in dem Grauen vor den geheimen Schrecken der Zeit und in dem richtigen Gedanken, daß das große Talent nicht allein für die Welt, sondern auch für das Individuum die glücklichste Himmelsgabe ist, weil es dasselbe am sichersten durch alle Stürme trägt, übersieht aber, daß es nichts Unglückseligeres gibt, als mühsam gepflegte Halbtalente!" Diese Bemerkung des Arztes also hatte die Mutter besorgt gemacht; aber wie mußte diese Besorgniß zunehmen, als die Mutter gar einige Gedichte der Tochter fand. Nun, mochte sie denken, sey das Seelenheil der Tochter gefährdet, ein sittsames Mädchen habe nur geistliche Bücher zu lesen. Sie wandte sich an ihren Beichtvater, den würdigen Pastor Sturm. Allein dieser, selbst Dichter, beruhigte die Aengstliche vollkommen und erfreut, ein junges Talent entdeckt zu haben, ermunterte er die Jungfrau zu fernern Versuchen. So durfte sich Christine wenigstens unverholen der Literatur widmen, so bald ihre Zeit es erlaubte. Da wurde denn alles Neue und Große in der Poesie mit glühender Begeisterung erfaßt, bewundert und excerpirt. Und allerdings war die Zeit geeignet, auch minder begabte Geister eigenthümlich anzuregen. Es war die Zeit Friedrich's des Großen: eine neue Welt eröffnete sich dem strebenden Geiste; eine selbstständige deutsche Literatur begründete sich! Durch den siebenjährigen Krieg hatte Friedrich nicht bloß Preußen, sondern Deutschland emancipirt; Deutschland regte sich kräftig und so ward die Literatur frei von den Fesseln der Franzosen. Auf die Form, auf Sprache und Styl wurde durch Gottsched Sorgfalt verwandt. Zugleich regte Adelung das Interesse für deutsche Grammatik an. Klopstock, Lessing und Wieland aber bewirkten, als sie hervortraten, eine förmliche Umgestaltung der deutschen Literatur auch in der Sprache. So strebte und dichtete die Jungfrau still und anspruchslos fort, bis sie im J. 1785 durch ihre Vermählung mit dem trefflichen Johann Ernst Friedrich Westphalen dem größern Gesellschaftsleben zugeführt ward. Es war aber damals die hamburgische Gesellschaft eine glänzende zu nennen, ein seltener Reichthum gab dem Leben alle Genüsse, alle Verschönerung des Luxus und Kunst und Wissenschaft trugen, selbst großartig gefördert, zur Veredlung desselben nicht wenig bei. Wie es die Natur menschlicher Dinge mit sich bringt, fehlte es ihrem Leben auch nicht an Leiden. Von fünf Kindern,

zwei Söhnen und drei Töchtern, die sie dem geliebten Gatten gebar, überlebten sie nur drei, ein Sohn und zwei Töchter. Auch von einer schweren Krankheit wurde sie im Jahre 1788 heimgesucht. Kaum genesen, wurde sie, mehr als je, vom gesellschaftlichen Treiben fortgerissen und oft erwähnte sie, daß nur die Zeit, welche sie der damaligen Sitte gemäß, unter den Händen des lange arbeitenden, modischen Friseurs zubringen mußte, der Lektüre gewidmet war. Und doch war sie keineswegs eine eigentliche Welt- und Putzdame. Sonst hätte sie wohl, wie es damals gar manche Damen thaten, selbst die Nächte im Bette aufrecht sitzend zugebracht, um nicht die thurmähnliche Frisur zu zerstören, die der vielbeschäftigte Haarkünstler — ein vornehmer Herr, der in seiner Equipage angefahren kam — den Abend vorher für den folgenden Tag aufgebaut hatte. Sonst hätte sie wohl auch — was sie doch nie that — die auffallenden Poschen (Poches) getragen. Mit sicherem Takte gab sie der Mode nur in so weit nach, um den Vorwurf zu vermeiden, als wolle sie anders erscheinen als andere Menschen, als suche sie etwas Ungewöhnliches. Ihr Haus war der Mittelpunkt einer geistig ansprechenden Geselligkeit; man braucht wohl nur die Namen: v. Halem *), Gramberg, Veit Weber (Leonh. Wächter **), Tischbein ***), Ebeling, Gries ****), Hudtwalcker, Kerner, Hübbe †), Bartels ††), Albrecht, Fahrenkrüger, Gurlitt †††), v. Reinhold ††††), Rist, Smidt (jetzt Bürgermeister in Bremen) zu nennen, um zu begreifen, daß bedeutende Persönlichkeiten mit ihr in Wechselwirkung standen. Der Ton in diesem Hause war ein gemüthlich herzlicher. So schildert ihn der gefühlvolle Dichter Overbeck, wenn er in einem Briefe ausruft: „O Ihr herrlichen Menschen! Wohin wallet man lieber, als zu Euch? Ganz mit dem Kopfe leben — ich kenne dergleichen und sehr verehrungswürdige Individuen, doch kalt, kalt bleibt man unter ihnen. Aber das Herz, das Herz! es lebe das Herz! es lebe das edle Paar Westphalen und die trefflichen Menschen, die ihm angehören!" So war der Strom des deutschen Lebens ruhig dahin geflossen, als plötzlich die furchtbare

---

*) Dessen Biogr. siehe im 17. Jahrg. des N. Nekr. S. 184.
**) — — — 15. — — — S. 76.
***) — — — 7. — — — S. 516.
****) — — — 5. — — — S. 386.
†) — — — 8. — — — S. 184.
††) — — — 13. — — — S. 77.
†††) — — — 5. — — — S. 592.
††††) — — — 16. — — — S. 257.

französische Staatsumwälzung nicht bloß Frankreichs, auch Deutschlands, ja Europas politisches Dasein in seinen Grundfesten erschütterte. Jahre vergingen zwar, ehe der Gifthauch der Revolution die Blüthe der hamburgischen Freiheit zerstörte, aber ohne daß die Meinung und Gesinnung davon auf das Beweglichste ergriffen und umgestaltet ward. Zwar waren die französischen neuen Ansichten den Deutschen nicht durchaus fremd, zwar hatte Claudius schon Jahre lang vorher (1789) gesungen:

„Der König sey der beste Mann,
Sonst sey der bessre König!"

aber Alles blieb doch in den Schranken der Mäßigung, des wahren Gefühls. So auch in Westphalen's Hause. Gern hörte man den geistreichen Kerner, einem Demosthenes gleich, die französ. Begebenheiten, die er selbst in Paris zum Theil mit erlebt hatte, schildern, nicht übel nahm man es, wenn er, ergriffen, und brausend in neufränkischer Weise selbst den Tisch zu seiner Rednerbühne machte, aber als nun das Streben nach Volks= und Menschenrecht in Zügellosigkeit ausartete, als das Volk nun selbst ein blutdürstiger Despot, seine besten Bürger mordete oder vertrieb, da war man im Westphalen'schen Hause glücklich und stolz darauf, selbst einem Louis Philipp die gastliche Aufnahme gewähren zu können. Auch Dumouriez hatte dort Umgang. Wie sehr übrigens Christine Westphalen der französischen Sprache mächtig war, erhellt daraus, daß sie einmal ein schmeichelhaftes französisches Gedicht in derselben Sprache poetisch beantwortete. Wie tief sie die Greuel der französ. Wüthriche empfand, beweist die erste größere Dichtung, die sie veröffentlichte: ihre Charlotte Corday *). Allerdings mochte — wie ein Beurtheiler ihres Petrarca im politischen Journale Stück 5 meint — der Stoff der Tragödie zu hart und schroff seyn für die Zartheit weiblicher Darstellung, allein das Stück sprach doch fast allgemein an; Talent war unverkennbar. Fand doch selbst der Dichterfürst Goethe **) die Charlotte Corday in einem Briefe an Schiller der Beachtung werth. Vor der anonym erschienenen Charlotte Corday lieferte Christine Westphalen bereits mehrere Gedichte in v. Halem's Irene unter dem Namen Angelika (eine Uebersetzung ihres Vornamens Engel, von dem sie sonst als Dichterin keinen

---

*) Charlotte Corday, Tragödie in 6 Akten mit Chören. Mit einem Kupfer. Hamburg 1804.

**) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 197.

Gebrauch machte). (S. die Hefte vom August 1802, vom Januar, März, Juli und August 1803, vom Januar, August, September 1804, vom August, September, Oktober, December 1805. Wir machen besonders auf die sinnige Deutung des Schiller'schen Bergliedes im Oktoberhefte 1804, Seite 152 aufmerksam.) Hieran schließen sich der Zeitfolge nach die Gedichte, welche Christine Westphalen ins Journal für deutsche Frauen in den Jahren 1805 und 1806 geliefert hat. Darunter ist ein „Gemälde aus dem Leben des Menschen," ein Gedicht in 9 Briefen. Friedrich Rochlitz, der Redakteur dieses Journals, sagt in einem Briefe an unsere Dichterin im J. 1806 einige Worte, die für die Zeit charakteristisch bezeichnend sind. Auf Christinen's Anfrage nämlich: Was das Publikum eigentlich liebe? entgegnete er: „Nichts weniger, als Lehrgedichte." Die Nachahmungen der römischen und griechischen Elegien sind, selbst von Goethe, nicht vorzüglich beliebt, werden aber immer eine zu schätzbare Gattung bleiben, als daß man sie nicht zuweilen, wiewohl selten, und nur etwas sehr Vollendetes lesen sollte. Was am willkommensten ist und überall gefällt? Das Heitere, heiter in der Ansicht der Dinge, in den Ideen und in der Darstellung! Je ernster die Zeit, je heiterer die Kunst. — Das will man allgemein und man hat nicht Unrecht." Man sieht die trübe Stimmung der Zeit, die sich in Lustigkeit gleichsam betäuben wollte, um das krampfhafte Pochen des eigenen Herzens nicht zu hören. In dem Jahre, wo der deutsche Kaiserthron sein Scheinleben endete, begeisterte die Muse Christine zu ihrer schönsten, erhabensten Dichtung: zu ihrem Petrarca *). Recensionen des Gedichtes erschienen erstens in der Zeitung für die elegante Welt. Das Blatt vom 29. Sept. 1807, Nr. 156, enthält eine Kritik des Petrarca von August Klingemann. Ferner im Decemberstücke 1807. In der Bibliothek der redenden und bildenden Künste im 5. Bande, im 2. Stücke, Leipzig 1808, steht eine 16 Seiten lange Kritik des dramatischen Gedichtes Petrarca. Die hamburgische neue Zeitung im 78. Stücke, 1807, enthält gleichfalls eine Kritik des Petrarca. Eben so das Morgenblatt vom 27. Mai 1807 und das Morgenbl. vom 22. Juni 1807. v. Halem schreibt 1807 den 10. Mai darüber: „Gesinnung, Sprache, Diktion ist trefflich und die Nachbildungen aus dem Dichter selbst sind wahrlich meisterhaft." Ohne weiter auszuführen, welch' einen großen Eindruck das Ge-

*) Petrarca. Ein dramat. Gedicht in 5 Akten. Von der Verfasserin der Charlotte Corday. Mit 2 Kupfern. Hamburg 1806.

dicht sowohl durch Kraft des Gedankens, als — besonders in den aus dem Italienischen übertragenen Sonetten — durch die Schönheit der Form gemacht hat, begnügen wir uns, zwei Epigramme hier mitzutheilen, die Gries der Dichterin als irgendwo gefunden (wir vermuthen, sie sind von ihm) übersendet:

An die Verfasserin des Petrarca.

Nur ein weiblich Gemüth kann Dich, o Petrarca, verstehen,
Nur ein weiblich Gemüth kennet der Anmuth Gewalt,
Kennet den mächtigen Reiz, der unwiderstehlich ergreifet,
Und Gefühle erwecket, ferne von wilder Begier.
Wahr und lieblich hast Du die zarte Neigung geschildert,
Die den trefflichen Mann zu der Geliebten geführt;
Sie gefährt nicht den Gatten, sie beleidigt nicht Laura,
Ihn nur quälet sie selbst, doch sie beglückt ihn zugleich.

Nach Lesung des dramatischen Gedichtes Petrarca.

Hoch geehret wardst Du, Liebling der Musen und Frauen,
Als von Edlen umringt, herrlich die Schläfe bekrönt,
Triumphirend Du einzogst, und Dich als Fürsten der Dichter
Jubelnd Roma begrüßt! — Gab es wohl Höheres noch? —
Hättest den spähenden Blick Du in die Zukunft gewendet,
Und den lieblichen Kranz, ahnend und freudig erblickt,
Den Dir Angelica flocht aus unverwelklichen Blumen,
„Freunde" — hätt'st Du gewinkt — „nehmet die Krone zurück."

Christinen's Talent war ein lyrisches, es war ihr Lust und Freude, die Schönheiten der Natur aufzufassen, sie in zarten, lieblichen Bildern zur Fabelwelt zu gestalten. Das bewies vor Allem die Sammlung ihrer Gedichte. Sie erschienen unter dem Titel: Gedichte von Christine Westphalen geb. v. Axen, Band 1 und 2, Hamburg 1809; Band 3, Hamburg 1811 auch unter dem Nebentitel: Kleinere Gedichte, Denkmäler, Elegien und Idyllen. Hören wir, was über die Gedichte ihr Freund Overbeck (Paris 1809) sagt: — „so habe ich die Palme (versteht sich meine nur) dem herrlichen Morgenliede am Geburtstage zu reichen gewagt und überhaupt mich immer desto näher angezogen gefühlt, je mehr ich die Farbenschimmer der Phantasie im Einklange mit bestimmten Begriffen und Gefühlen des Herzens zufrieden glaubte. In meiner Schreibtafel stehen angezeichnet mit hellen Asterisken unter andern S. 89, 107, 164, 177, 183,

184, 196 rc. Auf die Reise begleitet mich das holde Büchlein; und da wird der zweite Genuß unstreitig der noch schönere seyn." — Im Jahre 1811 machte sie die Bekanntschaft des tieffühlenden Gramberg. Es ist eine eigene Wehmuth, die selbst aus den heitern Klängen seiner Leier hervortönt. Christine kannte ihn wie Wenige und was man im hohen Alter an der lebensfrohen Greisin nie bemerkte, Wehmuth und Melancholie, diese Seelenstimmung war ihr in dieser Periode ihres Lebens nicht fremd. Und wie konnte es anders seyn bei dem furchtbaren Drucke der Zeit! Schön und wahr sagt Gramberg in einem Briefe an sie im J. 1814 im Oktober: „Es läßt sich leicht erklären, warum zarte Gemüther unter dem Jubel der Gegenwart und bei aller Hoffnung einer schönen Zukunft doch trauern müssen. Es ist nicht das Gefühl unseres erlittenen vielfachen Verlustes des Irdischen in der bösen Gewaltzeit, es ist das dunkle Nachgefühl einer tieferen Verwundung im Innersten unseres Daseyns, des lange mit Bitterkeit empfundenen Druckes und der empörendsten Ungerechtigkeit, endlich der dumpfen Resignation und Hoffnungslosigkeit, die uns schon zur andern Natur geworden war. Indeß wie die äußere Welt frei geworden ist, wird es auch allmälich die innere werden und dann, theuerste Freundin, werden auch unsere Dichtungen wieder freundlich aufblühen und uns wird recht wohl wieder seyn." So finden wir es begreiflich, wie der erste Brief, den der trauernde Vater über den Verlust des hochbegabten Sohnes nach Hamburg schickt, an Christine gerichtet war; ein Brief, der in der Fülle des Schmerzes doch eine so wahre Schilderung des verstorbenen Dichters enthält, daß von Halem in der den gesammelten Gedichten Gramberg's *) vorausgeschickten Biographie ihn mit Recht benutzt hat. In diesem Lebensabrisse befindet sich übrigens auch folgende Aeußerung: „Der Aufenthalt in Hamburg war Gramberg um so mehr willkommen, da ihm seine gefällige Umgangsweise in Begleitung der Musen leichter Zutritt in manche angenehme häusliche Zirkel bahnte. Ich nenne nur das Haus des trefflichen Senators Westphalen, welcher, so wie dessen Gattin — wer kennt nicht die liebenswürdige, in jeder Hinsicht achtungswerthe Dichterin? — den edlen gebildeten Mann und den Dichter oft und gern empfingen. Im Jahre 1812 machte Christine Westphalen mit ihrem Gemahle und ihrer jüngsten Tochter eine Reise durch Deutschland und die Schweiz, deren Erinnerung ihr noch im Spätherbste ihres

*) Gedichte von G. A. H. Gramberg. 2 Bde. Oldenburg 1817.

Lebens manch' frohe Stunde gewährte. Sie trat in persönliche Bekanntschaft mit Eschenburg, dem Kanzler von Müller, Gerstenberg *), Abt Vogler, Ahlwardt **), Sömmering †), Joseph von Hammer, der Frau von Bechtolsheim, Johanne Schopenhauer ††), Frau von Weißenthurn, Caroline Pichler und mancher andern hervorragenden Erscheinung; mit Einigen lebte sie im Briefwechsel fort. In ihrem Nachlasse befindet sich ein Tagebuch dieser Reise, welches auch manche poetische Ergüsse enthält. Als sie zurückgekehrt war, wurde ihr der bittere Kelch des Leidens in vollem Maase dargereicht, denn nicht allein den Untergang der vaterstädtischen Freiheit hatte sie zu beweinen, nicht nur Hamburgs tiefste Erniedrigung, von dem edlen Gatten so kräftig beschrieben, mitzufühlen, auch ihr eigenes Haus traf die Geißel der Zwingherrschaft, Hab und Gut, die Wonne der Hausfrau, gingen zum Theil, von räuberischer Hand genommen, verloren; ja selbst ihr Landhaus, ihr „Paradies an der Bille" wurde, von den Franzosen angezündet, ein Raub der Flammen. Wer hört nicht mit Wehmuth die Dichterin klagen:

„Flammen verzehrten das Dach, und gefällt ist der Baum in der Blüthe,
Ach mein Tempe, du wardst Moder und Schutt und Ruin!
Einst bewachte mit flammendem Schwerdt' ein Engel das Eden:
Hier hat ein flammendes Schwerdt mir es auf ewig geraubt."

Aber sie ermannte sich wieder, ja sie wußte, ein weiblicher Tyrtäos, wie der Gemahl mündlich durch Rath und Zuspruch in seiner bürgerlichen Stellung als Rathmann, so sie durch die „Gesänge der Zeit" ihre Mitbürger zu ermuthigen, zu beleben. Sie erschienen 1815 zum Besten der hanseatischen Krieger. Kräftig ist, was sie 1810 sang:

„Schlingt um uns, Freie, der Noth und des Dranges lähmende Fessel;
Nennet uns Sclaven, wir sinds; aber nur Sclaven der Zeit!
Ha, der erste, vom Thron der Gerechtigkeit flammende Lichtstrahl
Besserer Zeiten befreit unsre gebundene Macht;
Und dann werden Bedrängte dem Dränger vergelten das Unrecht;
Horen weilen um uns, Horen, die Themis gebar!"

---

*) Dessen Biogr. siehe im 1. Jahrg. des N. Nekr. S. 698.
**) — — — 8. — — — S. 327.
†) — — — 8. — — — S. 206.
††) — — — 16. — — — S. 135.

Und als der holde Friede zurückgekehrt war, ließ sie unter ihrer eigenen Leitung ihren Lieblingssitz wieder erstehen; nun kam die Zeit, wo sie im ruhigen, beschaulichen Lebensgenusse mit inniger Liebe alljährlich den geliebten Mai begrüßte. Da traf ein, was einst Overbeck (1807) gewünscht:

„Sey gefeiert, Du Liebliche, Du Holde!
Dich umschwebe sanft Dein schöner Mai,
Hell die Stirn, mit Fittigen von Golde,
Ewig jung, und ewig sorgenfrei."

Im Umgange mit den geistreichsten Männern ihrer Vaterstadt bewährte sie sich nicht bloß als gebildete Freundin der Wissenschaft, sondern auch als höchst pflichtgetreue Hausfrau. Am 3. Sept. 1833 verlor sie ihren Gatten, dessen sie stets, wie er es nicht bloß um sie, sondern um Hamburg verdiente, mit inniger Liebe gedachte. 26 Jahre nach dem Erscheinen ihrer ersten Gedichtsammlung, im J. 1835, gab sie, aufgefordert von ihren Freunden, noch einen (leider den letzten!) Band ihrer Gedichte *) heraus. Er enthält des Werthvollen, des Gemüthlichansprechenden gar viel. Lieblich sind besonders die Naturdichtungen; eine ausführliche Beurtheilung derselben erschien 1837 in den Ergänzungsblättern zur jenaischen allgemeinen Literaturzeitung Nr. 25 vom Verfasser dieser Biographie. Man pflegt in unserer Zeit, wo auf der einen Seite Pietismus, auf der andern ein haltloser Rationalismus sich vielfach hervorthut, ja sogar auf eine politische Anerkennung bringen, immer, wenn von religiösen Dingen die Rede ist, nur Rationalismus und Mysticismus zu nennen; Christine Westphalen gehörte einer andern Zeit an; sie stritt nicht, weil sie fühlte. Davon zeugen ihre Erbauungslieder **), von denen selbst Rambach durch die Aufnahme in seine Anthologie mehrere als mustergültig anerkannt hat. Folgendes Lied aus dieser Sammlung wurde an ihrem Grabe gesungen:

---

*) Gedichte von Christine Westphalen geb. v. Axen. Bd. 4. Hamburg 1835. Auch unter dem Titel: Neue Gedichte von Christine Westphalen. Band 1.

**) Erbauungslieder von Christine Westphalen geb. v. Axen. Hamburg 1835. Zum Besten des weiblichen Vereins für Arme und Kranke.

(Melodie: Jesus meine Zuversicht.)

Ob auch einst mein Auge bricht,
Kann mich doch der Tod nicht schrecken!
Heller strahlt der Seele Licht;
Nur den Leib wird Erde decken!
Nicht zur Gruft sinkt die hinab,
Die aus Höhen Gott uns gab.

Ward ihr nicht Unsterblichkeit
Von dem Wahrheitsmund' verkündet?
Zu dem Schächer sprach Er: „Heut'
„Wirst Du seyn mit mir verbündet
„In des Paradieses Au'n;
„Heute noch wirst Du sie schau'n!"

Sprach Er nicht: „Da, wo ich bin,
„Will versammeln ich die Meinen,
„Die der Lehre ächtem Sinn
„Folgen, Jünger sind, nicht scheinen;
„Daß sie', frei von Sterblichkeit,
„Sehen meine Herrlichkeit?"

Darum schreckt mich nicht der Tod,
Nicht des nächt'gen Tages Grauen,
Ew'ger Liebe Machtgebot
Will, ich soll die Zukunft schauen!
Die Verheißung ruft mir zu:
Heil! zum Dort führt Grabesruh!

Die letzten Jahre ihres Lebens hatte Christine Westphalen die Freude, 2 Urenkel und eine Urenkelin zu sehen; längere Jahre lebte sie umgeben von 6 liebenden Enkelinnen. Ihren Tag hatte sie mit weiser Oekonomie so eingetheilt: Die Frühstundun (und zeitig pflegte sie das Lager zu verlassen) waren dem Dichten und der beschaulichen Einsamkeit geweiht, dann pflegte sie wenigen, begünstigten Freunden — und mit Freude und Stolz rechnet sich zu ihnen der Verfasser dieser Zeilen — das Neugedichtete vorzulesen und, immer mit Bescheidenheit, oft mit kindlicher Freude, das Gelungene anerkannt zu hören. Noch im höchsten Alter, noch 8 Tage vor ihrem Tode recidirte sie mit wahrhaft jugendlicher Kraft, was ihr die Muse geboten. Da pflegte sich denn auch ihr frommes Gemüth auf das Herrlichste zu offenbaren, wenn sie mit tief gedachten Worten von Gott, von der Unsterblichkeit der Seele, von den wichtigsten Angelegenheiten des Menschenlebens sinnig und erhebend sprach. Mit

einigen Freunden blieb sie in enger Verbindung, besonders mit dem 1838 verstorbenen trefflichen Minister von Reinhold, der in Hamburg seiner Familie und den Studien lebte. Manches jüngere Talent schloß sich ihr an und ward von ihr freundlich gefördert und gehoben. An ihrem 80sten Geburtstage wurde sie durch die allgemeine Liebe und Verehrung hoch erfreut, indem Jeder sich bestrebte, ihr durch sinnige Geschenke, Blumen, Gedichte u. s. w. Hochachtung zu erweisen. Am Abend dieses Tages wurde ihr Leben ihr wieder allegorisch vorgeführt. An Allem äußerte sie eine große Freude und nannte den Tag immer den Glanzpunkt ihres Lebens. Sie erwiederte alle Freundlichkeit in einem ansprechenden Gedichte. So lebte sie ein glückliches, frohes Alter, bis sie im Winter 1840 von einem gastrischen Fieber befallen wurde, von welchem sie jedoch wieder genas und noch einmal in wiedergekehrter Kraft und Lebenslust ihren Landsitz besuchte. Am nächsten Tage erkrankte sie heftiger denn zuvor und entschlief sanft auf ihrem Lieblingsaufenthalte am 10. Mai 1840. — In ihrem Nachlasse befinden sich nicht allein, wie zu erwarten stand, eine reiche Menge handschriftlicher Gedichte, sondern, was dem größern Publikum, das die Verewigte nicht persönlich kannte, beweisen mag, daß Christine Westphalen nicht bloß Dichterin, sondern auch Hausfrau im schönsten Sinne des Wortes war, ein von ihr selbst verfaßtes Kochbuch, dessen Werth viele Hausfrauen Hamburgs erprobt haben. Von ihrer Wißbegier und ihrem ernsten Fleiße, auch besonders in der Lektüre der Alten, zeugen 16 Bände Auszüge, von deren Wiederlesung sie sich manchen Genuß versprach, wenn sie selbst nicht mehr würde schaffen können. Aber die Zeit ist ihr nie erschienen, noch 10 Tage vor ihrem Tode ist das letzte Lied gedichtet. Dies Gedicht, das sie vom irdischen zum himmlischen Frühlinge hinüberleitete, möge hier als Beweis des noch im 82sten Lebensjahre am Rande des Grabes hellen und freien Geistes der Dichterin mitgetheilt werden:

Der erste Mai 1840.

Ha! wie naht er! Seinem Götterzuge
Schließt sich an, wie mit Begeisterungsfluge,
Was sein 'harrte, sehnsuchtsvoll die Brust!
Lächelnder! Wie rosig Deine Wangen!
Ja, nun stillst Du alles Seyns-Verlangen;
Ja, nun deutst Du aller Wonnen Lust!

Von den Monden, die das Jahr uns bringet,
Ist nicht Einer, dem's so jubelnd singet,
Der so hoch, so zauberreich beglückt!
Mir, ob Altersschatten mich umringen,
Hebst Du dennoch hoch der Seele Schwingen:
Selig, selig, wen der Mai entzückt.

Außer den erwähnten Schriften enthalten noch Gedichte von Christine Westphalen: Lotze's Originalien von 1818 — 1823, bezeichnet — x —; in Mancke's Gesangbuch für Freimaurer findet sich unter Nr. 492 ein Lied von ihr; desgleichen ein geistliches Lied im bremischen Gesangbuche 1812. In Raßmann's*) Sonetten der Deutschen 1817 ist Bd. I. S. 231 ein Sonett: „der Mai" aufgenommen. In der Teutonia, herausgegeben von Wredau und Salberg (Fränkel und Salomon) und in Kröger's „Deutschlands Ehrentempel" sind Kinder der Muse unserer Dichterin zu finden. Lebensnachrichten über sie finden sich bei Schindel**): „die deutschen Schriftstellerinnen." Auch dürfte es heut' zu Tage, wo so viele Briefwechsel bedeutender Männer und Frauen erscheinen, interessant seyn, zu erfahren, daß in Christine Westphalen's Nachlasse sich unter andern von folgenden bedeutendsten ihrer Freunde Briefe befinden: von Gerstenberg, Kanzler v. Müller, Schröder (Schauspieldirektor), Professor Benecke, v. Heß, Prof. Meyer, W. Tischbein, Minister von Reinhold, Konferenzrath Rist, Kosegarten, Pastor Bodenburg, Hofrath Normann***), Abt Vogler, Baron v. Voght****), Prof. Ahlwardt, Friedrich Rochlitz, Wolke*****), Becker†), Böttiger††), Gräfin Catharine von Stolberg, Charlotte Schütz, Johanne Schopenhauer, Elise Bürger†††), Frau Doktor Rodde geb. Schlözer††††), Emilie Hermes geb. Oppel (Frau v. Berlepsch), Frau von Weißenthurn, Elise Sommer u. s. w.

---

*) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 307.
**) — — — 8. — — — — S. 810.
***) — — — 10. — — — — S. 268.
****) — — — 17. — — — — S. 318.
*****) — — — 3. — — — — S. 28.
†) — — — 1. — — — — S. 792.
††) — — — 13. — — — — S. 296.
†††) — — — 11. — — — — S. 310.
††††) — — — 3. — — — — S. 809.

Johann Ernst Friedrich Westphalen,

geboren zu Hamburg am 11. August 1757, war der Sohn des allen Hamburgern wohlbekannten Kirchenschullehrers C. D. Westphalen, nach dessen Rechnenbuche noch gar Viele unterrichtet sind, der aber als praktischer Lehrer von seltenem Werthe war. Es war damals aber die Thätigkeit eines Kirchenschulmeisters noch vielartiger, sie umfaßte einen weiteren Kreis, als jetzt: allen Ständen gehörten die Schüler an, und so legte Johann Ernst Friedrich Westphalen, in der sehr zahlreich besuchten Anstalt seines Vaters erzogen, eben in derselben den Grund zu seiner späterhin so ausgebreiteten Bekanntschaft mit seinen Mitbürgern; schon dort zeigte sich sein in Hamburg allgemein anerkanntes Talent, mit Jedermann, er mochte seyn, was er wollte, auf eine höchst angenehme Art umzugehen, schon da nahmen kundige Beobachter seinen feinen Takt, seine große Liebenswürdigkeit mit Freuden wahr. Und wer übertraf nachher den gereiften Mann an Popularität? Außer dem Schulunterrichte des Vaters hatte Westphalen, an dessen Erziehung als des einzigen Kindes — seine Geschwister waren früh gestorben — die Eltern gern Alles wandten, noch das Glück, daß viele geschickte Privatlehrer an seiner Bildung mitwirkten. Von Natur mit einem sehr heitern Temperamente ausgestattet, empfing er in dem frommen väterlichen Hause den Keim des wahrhaft religiösen Sinnes, der ihn während seines ganzen langen, so wechselvollen Lebens stets mit Gottvertrauen erfüllte, daß er nie wankte, nie laß ward. Selbst in den schwierigsten Lebenslagen war stets seine Kraft ungebrochen, sein Geist frei. Von solchen Männern gilt Horazens:

Si fractus illabatur orbis:
Impavidum ferient ruinae.

Aber konnte er männlich kämpfen und ringen mit den Stürmen der Zeit, so konnte er dagegen auch kindlich heiter scherzen, denn sein Herz war rein und Hochmuth kannte er nicht. Zu spät bereuen oder beklagen Manche, daß die Gedächtnißkraft bei ihnen so wenig entwickelt sey. Freilich sagen wohl Manche: „Nur was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen;" aber sie merken nicht, daß sie damit eben von Mephisto düpirt werden. Westphalen bildete sein Gedächtniß, das schon an sich vorzüglich war, durch frühes Auswendiglernen zu einer seltenen Stärke aus.

Zuerst memorirte er fromme Lieder, Bibelsprüche und Gesänge, später prägte er zum Wetteifer vereint mit einem seiner ersten Jugendfreunde, seinem nachherigen Schwager, dem verstorbenen Oberalten von Axen, seinem Gedächtnisse die schönsten, am meisten das Gemüth ansprechenden Gedichte von Gotter, Bürger, Gleim, Hölty, Voß, Klopstock, Kramer, Gellert, Wieland und Andere fleißig ein. Alle diese in früher Jugend erlernten Gedichte waren ihm noch auf dem Sterbebette lebendig gegenwärtig; sie dienten ihm während seines ganzen Lebens gar häufig zur Erhebung und Erheiterung und oft pflegte er sie im Kreise seiner Freunde und seiner Familie mit Gefühl und Wahrheit zu recitiren. So erzogen, so gebildet, trat Westphalen aus den engen Räumen des Hauses ins Leben, in die große Welt ein. Was Wunder wenn der junge Mann mit dem heitern Auge, das Bild der Gesundheit, mit seinem eigenthümlich gewinnenden Wesen, bald in den ersten Familien gern gesehen und gesucht ward? Am meisten fand er sich indeß von der Familie seiner nachmaligen Frau, von der v. Axenschen angezogen. In seinem 28sten Lebensjahre wurde er — nach langer treuausharrender Werbung — der Gemahl seiner Christine. Von seinem Hochzeitstage pflegte Westphalen als von dem froheſten Tage seines Lebens zu erzählen; so auch von den ersten Jahren seiner häuslichen Einrichtung, von dem geselligen Zusammenleben mit seinen nächsten Verwandten. Die große Liebe zu seiner Frau und seinen Angehörigen überhaupt sprach sich in jedem Augenblicke seines Lebens aus. Fast jeden Abend pflegte er — wenigstens in seinen spätern Jahren — seine Familie um sich zu versammeln und dann immer dankend sein Glück zu rühmen; ein Glück, das mit Gottes Segen ganz seine Schöpfung war. Er drückte dann so gern Jedem die Hand und wünschte, sie möchten doch Alle immer so bei einander bleiben dürfen, oder gedachte mit freudigem Vertrauen des Jenseits, wo sie für immer beisammen seyn würden. Doch sein Herz schlug nicht bloß für die Seinen, eine allumfassende Liebe war der Grundton seines herrlichen Gemüths; sie trat in allen seinen Lebensumständen hervor. Treffend schrieb ihm der gemüthvolle Gramberg 1814 im August: „die ächte herrliche Deutschheit, der heilige Ungestüm, der liebevolle Eifer Ihres edlen Gemüths war mir immer unendlich werth; ich habe Sie nicht verkannt, wenn ich mitfühlend bemerkte, daß eine beklemmte kleine Welt, daß ganz Hamburg mit seinem Wohl und Wehe, belagert, bedrängt, mit Schmerzen in Ihrer fühlenden Brust lag." Auch ist die Zahl Derer, deren Glück er sowohl in sei-

nem bürgerlichen, wie in seinem kaufmännischen Verhältnisse begründete, so groß, daß Wenige in dieser Hinsicht ihm gleichkommen. Egoismus war ihm durchaus fremd, an sein persönliches Interesse dachte er gewiß immer zuletzt. Westphalen legte stets Werth auf einen ausgezeichneten geselligen Kreis. Sein Haus war besonders in den neunziger Jahren der Vereinigungspunkt geistreicher Männer. Zu den bedeutendsten Franzosen, welche seinen häuslichen Kreis schmückten, gehört der jetzige König der Franzosen, Louis Philipp, der ihm fortwährend und auch nach seiner Thronbesteigung Beweise des Wohlwollens und der Achtung gab. Auch der bekannte General Dumouriez kam in den neunziger Jahren in Westphalen's Haus. Louis Philipp pflegte sich, um unerkannt zu bleiben, für einen Amerikaner auszugeben. Mannichfache Schicksale trafen Westphalen: er duldete männlich. Tief, wie Wenige, empfand er Hamburgs Leiden, als 1801 die Dänen, 1806 — 1814 die Franzosen die Stadt besetzten. Allein entmuthigt ward er selbst in den drangvollsten Epochen jener furchtbaren Zeit nicht, sondern er benutzte wahrhaft patriotisch den Einfluß, den er selbst bei den kaiserlich französischen Behörden bald gewann, zum Besten seiner Vaterstadt, seiner Mitbürger. 1812, als Hamburg so tief darnieder lag, daß eine Zunahme der Bedrückung nicht mehr denkbar war, machte Westphalen, gänzlich gehemmt in seinem merkantilischen Wirkungskreise, mit seiner Frau zuerst in seinem Leben eine eigentliche Reise. Von der regen, fast kindlich lebhaften Schaulust und Wißbegier des damals 55jährigen Mannes zeugen seine Briefe. Sie geben eine lebensfrohe Beschreibung von Sachen, Ereignissen und besonders von Personen, die dem heitern Manne bekannt wurden. Die Reise ging durch Sachsen und Baiern nach Wien und durch die Schweiz und die Rheingegenden zurück. Während der Belagerung blieb Westphalen allein von der Familie in Hamburg zurück. Nach der Befreiung seiner theuern Vaterstadt vom fremden Joche trat er mit aller Kraft und Thätigkeit wieder auf. Er ließ um die Zeit eine kleine Schrift: „Hamburg in seiner tiefsten Erniedrigung" erscheinen, welche viel Eindruck machte. Sie ist mit Wärme und Energie geschrieben. Am 3. Sept. 1833 ward der Verewigte nach langen, schweren Leiden den trauernden Seinen entrissen. Er ward 76 Jahre alt. — Unter andern Beweisen der Achtung, die noch nach seinem Tode seinem Namen erwiesen wurde, verdient noch der Erwähnung, daß der französische und schwedische Minister als Leidtragende dem Leichenzuge folgten. — So viel von Westphalen im Allgemeinen; reden

wir jetzt von ihm als Kaufmann. Ganz zum großartigen, den Welthandel ins Auge fassenden und anstrebenden Kaufmanne geboren, in der trefflichen Schule seines Onkels, des 1800 verstorbenen Senators Westphalen, gebildet, etablirte er sich unter günstigen Verhältnissen im J. 1785. Er gab sofort in den glücklichen neunziger Jahren seinem Geschäfte eine sehr große Ausdehnung, indem er die günstige Lage Hamburgs während des Kriegs benutzte, um nicht allein mit allen Theilen Europas, sondern auch mit Ost- und Westindien sich durch eine bedeutende Anzahl eigener Schiffe in unausgesetzter eigener Verbindung zu erhalten. Auch machte er zuerst von Hamburg aus direkte und zwar große Unternehmungen nach Mexico und Peru. Die französische Periode unterdrückte natürlich Hamburgs Handel ganz. Nach der Befreiung aber nahm Westphalen die Geschäfte mit aller Liebe, aber, belehrt durch die Zeit, der veränderten Lage der Dinge gemäß, modificirt wieder auf und behielt bis an sein Lebensende den regen, kaufmännischen Geist. Das persönliche Wohlwollen und Zutrauen des jetzt regierenden Königs von Schweden verschaffte ihm auch die bedeutendsten Geschäfte mit der Regierung dieses Landes. Westphalen war als ein sehr umsichtiger, gewandter und erfahrner Kaufmann bekannt und auf seine eigenhändigen Briefe legten seine Handelsfreunde großen Werth. Das Komptoir war sein Lieblingsaufenthalt: dort pflegte er, umgeben von den Bildern seiner liebsten Freunde, ganz dem Triebe seines regen Geistes sich hinzugeben. Hiermit dürften wir von Westphalen als Kaufmann genug gesagt haben und kommen zu der für Hamburgs Geschichte im engern Sinne des Worts noch wichtigern Betrachtung über Westphalen in seinen Leistungen als Bürger und Mitglied der höchsten Behörde Hamburgs. Sehen wir zuerst, welche Stadtämter er bekleidet hat. Er war 1787 Adjunktus, 1788 Subdiakonus, in demselben Jahre Bürger bei der Weinaccise, so wie Bürger bei der Vorhöckerei zu St. Petri, ferner Bürger beim Admiralitätszolle und Kriegskommissär, 1789 Bürger bei St. Petri Schoßtafel und Armenpfleger, 1791 Niederrichter und Bürger bei der Fortifikation, 1792 Provisor am Waisenhause, 1795 Bürger beim Baken- oder Bürgerzolle zu St. Petri, 1797 Deputirter des Kommerciums und Bürger bei der Maklerordnung, 1798 Armenvorsteher, 1799 Deputirter des Kommerciums bei der Elbdeputation, 1800 Feuerkassenbürger zu St. Petri, Bürger bei Regulirung der Aemter oder Verkauf der Dienste zu St. Petri und Armenschulvorsteher, 1801 Präses des Kommerciums bei Ablegung

der Bankorechnung und Präses des Kommerciums bei der Elbdeputation und Präses des Kommerciums bei der Maklerordnung, 1803 Jurat, 1804 Beisitzer im Admiralitätsgerichte und Bankobürger, 1805 Sechziger und Altadjungirter des Kommerciums, 1806 Bankobürger, Präses, Admiralitätsbürger bei der Konvoy und bei der ritzebütteler Stockdeputation und wurde 1809 (6. Febr.) zum Senator erwählt. Von 1810 an als Senator hatte er folgende Aemter und Verwaltungen: Bieraccise, Brau- und Acciseordnung, Dügeordnung, Elbdeputation, Gassenordnung, Hafenordnung, Marstall, Regulirung der Aemter oder Verkauf der Dienste, Geistlicher Schoß, Viehaccise, Vorhöckerei, Großes Armenkollegium, Kleines Armenkollegium, Obergericht, Großes Kriegsrecht, Vorbeugung der Verarmung, Lehr- und Industrieschulen, Bekleidung, Armenherr des 6ten Hauptbezirks. In demselben Jahre war Westphalen Patron des Spunder-, Kaffer-, Plattwerk-, Friep- und Sammtmacheramtes, wie auch der Krahnträgerbrüderschaft. Ferner stand er vor: der Artillerie, Fortifikation, 1811 Brodordnung, Feuerkasse, Kalkhof, 1816 war er Aeltester der im J. 1765 gestifteten und im J. 1767 hochobrigkeitlich bestätigten Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe. Erster Prätor, dann war er in der Accisedeputation, an der Börse, bei den Mühlen, in der Schifffahrts- und Hafendeputation, in der Schuldenadministrationsdeputation, in der Stempeldeputation, in der Zolldeputation, 1820 in der Bank, 1821 Präses des großen Armenkollegiums, 1822 Präses der zu den Kirchensachen der fremden Religionsverwandten verordneten Deputation, Kirchspielsherr zu St. Petri, Landherr im Gebiete vom Bill- und Ochsenwärder, an der Bauordnung im St. Petri Kirchspiele, an der Kornordnung, im Zehntenamte, 1822 Waisenhauspatron, 1823 am Gymnasium und Johanneum, Waldherr, an der Maklerordnung, beim Bürgermilitär. 1825 Weddeherr, in der Theerhofskommission, in der Steuerdeputation. 1828 in der Kommission zur Formirung des Entwurfs zum allgemeinen Budget. 1831 Landherr in St. Georg und auf dem Hamburger-Berg, 1832 Präses des großen Armenkollegiums, Visitater des Amtes und Städtchens Bergedorf. Aus diesem Verzeichnisse der bürgerlichen Aemter ersieht man, daß Westphalen fast alle einem Kaufmanne erreichbare Officien verwaltete. Es bedarf hier kaum der Erwähnung (man braucht nur Westphalen's Amts- und Zeitgenossen zu fragen), wie er den vielen Staatsgeschäften vorstand. Allbekannt ist es, daß er mit rein patriotischem Eifer ein seltenes Talent, einen freien Ue-

derblick verband. Dazu besaß er eine ungemeine Leichtigkeit und Ausdauer im Arbeiten, einen ansprechenden, gewandten Styl, eine schöne Handschrift. Mit großer Klarheit und selbst oratorischem Schmucke wußte er öffentliche Reden zu halten. Sie sprachen zu den Herzen seiner Mitbürger, weil sie vom Herzen kamen. Ein Probe davon bewahrt uns ein öffentliches Blatt, der hamburger Beobachter von 1840 Nr. 2, worin S. 15 ein Bruchstück aus der Rede gegeben ist, die Westphalen am 15. Jan. 1815 an die bewaffneten Bürger hielt die dem russischen General Benningsen vorgestellt wurden. Einige andere Proben aus Westphalen's öffentlichen Reden sey uns vergönnt, am Schlusse dieses Nekrologs mitzutheilen. Weit entfernt, nur nach Kunst der Rede zu trachten, hatte Westphalen vielmehr oft mit sich zu kämpfen, daß nicht seine Gefühle allzusehr hinrissen. Er hatte eine kräftige, wohlklingende Stimme; bei gewöhnlichen Veranlassungen improvisirte er mit Leichtigkeit, nur bei sehr wichtigen Gelegenheiten trug er vorher entworfene und memorirte Reden vor. Viele derselben finden sich unter seinen hinterlassenen Papieren. Unter diesen aufbewahrten Reden ist eine durch die Veranlassung merkwürdig, die sie hervorrief: es war nämlich die 60jährige Amtsjubelfeier des Vaters, an welcher der Sohn als Jurat der St. Petrikirche so glücklich war, seinem Vater Namens der Behörde Worte der Liebe und Anerkennung sagen zu können. Damals war es, wo das Kirchenkollegium dem hochverdienten Lehrer seine Büste in Marmor ausgeführt als Denkmal setzte. Manch' bedeutsames Wort, das Westphalen öffentlich gesprochen, überlebt noch, durch Druck und Abschrift bewahrt, den Urheber. Mit besonderer Vorliebe gedachte Westphalen bis an sein Lebensende seines Wirkungskreises im Waisenhause und bei der Armenanstalt. Als Zoll- und Accseherr war Westphalen der Hauptschöpfer der zu Hamburg 1814 eingeführten und erst vor wenigen Jahren modificirten Zoll- und Acciseordnung. Als Landherr von Bill- und Ochsenwärder — was er sehr gern war — als Waldherr, als Patron der Krahnzieher, des Schlachteramtes, als Weddeherr benutzte Westphalen seine glückliche Gabe und seinen Einfluß auf seine Mitbürger, um Streitigkeiten auf dem Wege des Vergleichs zu schlichten und so ersparte er mit großem Erfolge den Parteien manch' kostspieligen Proceß. Im J. 1806 schrieb Westphalen bei Erneuerung des goldenen Knopfes auf dem Petrikirchthurme eine gedrängte Geschichte des hamburgischen Handels, welche sein Vater mit seiner vortrefflichen Handschrift auf Pergament übertrug und sie dann zu einem Aufsatze, den er selbst

vor 50 Jahren geschrieben, in den Thurmknopf hinzulegte. Es würde zu weit führen, wollten wir vollständig aufzählen, wie viel Neues Westphalen's Thätigkeit theils allein, theils im Vereine mit Andern in Hamburg ins Leben gerufen hat. Deshalb werde hier nur noch schließlich des alten Jungfernstieges gedacht, der durch Westphalen's Bemühungen bedeutend verschönert wurde. Früher hatte er beinahe nur die Hälfte der Breite und sah altmodisch, geschmacklos aus. Westphalen gab ihm seine jetzige Gestalt und die beiden jetzt auch schon renovirten Pavillons, deren einer ursprünglich eine Wache war. Westphalen brachte das zu diesen Arbeiten erforderliche Kapital durch Privatsubscription zusammen und legte aus eignen Mitteln gemeinschaftlich mit dem verstorbenen Senator Gabe zu, was zuletzt noch am Gelde fehlte. So ward nicht nur dem ganzen Publikum eine große Annehmlichkeit, sondern selbst der Stadtkasse eine nicht unbedeutende Einnahme zu Theil. Interessant und lehrreich für die innere Geschichte des hamb. Staates und der einzelnen Verwaltungen würde es seyn, könnte man aus den Protokollen der Kollegien und Deputationen ersehen, was Westphalen gethan und gewollt. Manche Protokolle, die er führte, dienen noch jetzt als Muster für die Nachfolger des Verewigten. Interessant auch wäre es, wenn dem Publikum die ausgebreitete Korrespondenz, die Westphalen mit den bedeutendsten Zeitgenossen geführt — (es sind mehrere eigenhändige Briefe von dem Könige Louis Philipp darunter —) mitgetheilt werden könnte. Man würde auch daraus nur um so klarer ersehen, wie allgemein Westphalen geliebt und geachtet war. — Von Westphalen's Reden können wir uns nicht enthalten, einige im Auszuge dem Leser vorzulegen. Gern hätten wir zunächst diejenige aufgenommen, die Westphalen am 11. Oktober 1802 als Jurat und Vorsteher vor seinem Vater, dem Kirchenschullehrer, bei dessen Jubelfeier hielt. Allein der Raum dieses Werks erlaubt uns nicht, sie aufzunehmen. Wir müssen uns mit der begnügen, die er 1 Jahr später beim Besuche der Schule seines Vater hielt. Hier ist sie: „Mit herzlicher Freude, mit dankbarer Rührung besuche ich heute nach dem Ablaufe eines Jahres abermals diese Schule. An jenem für mein Herz so wohlthätigen Jubeltage meines theuern Vaters, vereinigten Freunde und Bekannte, Eltern und Kinder, vereinigten wir Alle, die wir Seinem Herzen am nächsten sind, unsere Wünsche für Seine Erhaltung und für Sein Wohl. Gern erinnern wir uns heute dieses Tages, gern, daß unsere Mitbürger laut und öffentlich dem Manne Achtung und Liebe bewiesen, der unter

ihnen 50 Jahre umherging und wohl that, der durch Beispiel und Lehre die Jugend bildete und dem der Staat in so vieler Rücksicht schuldig ward. Wie sollte ich nicht gern die Bilder jenes Tages meinen Augen vorüberschweben lassen, da sie ein so liebliches Gewand umgibt? Warum sollte ich sie nicht, meine lieben Kinder, in Euer Gedächtniß zurückrufen, da es keinen größern Antrieb zur Tugend gibt, als gutes Beispiel, keine größere Aufmunterung, als wenn der Rechtschaffenheit und der Tugend gehuldigt wird? Mit inniger Freude sehen wir heute die Erfüllung unserer damaligen Wünsche — Sie, mein Vater und Lehrer, erfüllen noch mit voller Kraft und Heiterkeit Ihren hohen Beruf. Wir haben noch in diesem Augenblicke gehört, mit welchem Feuer Sie die Wahrheiten der Religion vortragen, die nur allein Ruhe im Leben und im Sterben geben kann, wir haben bemerkt, wie lebhaft Sie bemüht sind, die Herzen Ihrer Zöglinge zu veredeln und ihren Geist mit nützlichen Wissenschaften zu beschäftigen. Wie sollte es uns nicht als Vorsteher dieser Schule freuen, wenn wir in einem für die Jugend so gefahrvollen Zeitpunkte einen Mann wie Sie, als Lehrer der Jugend wirken und handeln sehen; in einem Zeitpunkte, wo Leichtsinn und Sittenlosigkeit für feine Sitte gelten sollen, wo der hohe Werth der alten deutschen Sitte, der Redlichkeit, der Häuslichkeit, der Frömmigkeit und der Bescheidenheit nur zu wenig erkannt wird; wo unsere Jünglinge nur zu oft von dem Taumel hingerissen werden und der Verführung, die sich ihnen, ach! oft in lieblichen Truggestalten, nähert, nicht entrinnen können. Sie stehen wie ein Fels in Ungewittern, unerschüttert in Ihren Grundsäzzen, ausdauernd in Ihrem Bestreben, den reißenden Strom des Leichtsinns zu hemmen. Mit unsern Wünschen vereinigen sich die aller guten Hausväter nnd Hausmütter, daß Sie noch lange in Gesundheit, Zufriedenheit und Heiterkeit in dieser Schule die hohen Lehren der ewigen Wahrheit verbreiten, daß Ihre redlichen Bemühungen ferner gesegnet sehen und Ihre Arbeiten den besten Erfolg haben mögen. Mit diesen Wünschen für Ihr Wohl verlassen wir, verehrungswürdiger Lehrer, jetzt diese Schule und wie sollte ich, Ihr Sohn, solche nicht mit den dankbarsten Empfindungen gegen die Vorsehung verlassen? In diesem Hause geboren, in dieser Schule erzogen, kehre ich nach einem Zeitraume von 30 Jahren als Vorsteher in diese Schule, gerade an Ihrem Jubeltage, mein theurer Vater, zurück und heute, ein Jahr später, genieße ich aufs Neue das Glück, Sie hier in voller Lebenskraft zu finden. Ich verlasse heute als Vorsteher diese

Schule, um nur erst dann, im Falle ich so lange lebe, in dieser Würde hier wieder zu erscheinen, wenn auch auf mir die Jahre des hohen Alters ruhen. Dann, meine lieben Kinder, ist längst Eure Bestimmung auf dieser Welt entschieden, dann seyd Ihr Hausväter und Gott gebe! gute und nützliche Bürger dieses Staates. Vielleicht treffe ich dann Eure Kinder hier — ich werde dann dieses Tages erwähnen, an welchem wir Euch in der Hoffnung verließen, Euch als brauchbaren und nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft oft zu begegnen. Zu kühn wäre die Hoffnung, Sie, mein innigst geliebter Vater, nach so langen Jahren hier wieder zu treffen. Aber, wenn Sie dann auch nicht mehr sind, wenn schon Ihre Gebeine nach der langen Arbeit ruhen und Sie die Belohnung Ihres guten Lebens ernten, so werden Sie doch hier meinem Geiste gegenwärtig seyn, Ihr Geist wird mich hier umschweben; dankbar werde ich dann hier Ihr Andenken ehren und laut den Gott der Liebe preisen, der mir Sie zum Vater gab!" (den 11. Okt. 1803). Das also ein Beweis, wie kindlich fromm Westphalen war. Nun noch zwei, welch' eine rein patriotische Gesinnung den Verstorbenen erfüllte. Der Mann, dem Hamburgs Wohl wie Wenigen am Herzen lag, hatte das schwere Amt, als der französische Adler immer näher heranschwebte, seine Mitbürger zu trösten, zu ermuthigen, zu immer neuen Aufopferungen sie aufzufordern. Mit welcher Frömmigkeit und Klugheit that ers: „Feierlich und herzerhebend ist der Augenblick," so redet Westphalen am 25. Mai 1809 die erbgesessene Bürgerschaft Hamburgs an, „in welchem der freie Bürger in die Versammlung seiner freien Mitbürger tritt. Trostvoll und erquickend ist dieser Augenblick, wenn in friedlichen Zeiten diese Versammlungen auf Verbesserung der Gesetze, auf Vervollkommnung der innern Einrichtungen des Staates abzwecken; minder glücklich erscheint uns aber der Augenblick, wenn der Druck der Zeiten diese fortgesetzten Zusammenkünfte veranlaßt und die Berathschlagungen nöthig macht, um den Bedürfnissen des Tages zu begegnen und ihnen abzuhelfen. Seit einigen Jahren durch die Lage Europas an große Aufopferungen gewöhnt, treten wir auch heute zusammen, uns neue Lasten aufzulegen, die der Geist der Zeit von uns fordert. Geduld und Hoffnung waren bisher bei dem Drucke, der so gewaltig auf uns lastete, unsere Begleiter. Ueberlegung, weiser Beschluß, brüderlicher Verein und guter Wille, das Beste zu wählen, halfen uns bis hierher. Auch ferner werden sie uns helfen, uns aus dem Labyrinthe herausführen, in welches wir so unverschuldet als

unglücklich verflochten wurden; warum wollten wir diese Hoffnung nicht in uns beleben? Ist nicht der Gott unserer Väter noch unser Gott? Er, der gnädig auf Hamburg herabsah, als noch Unglaube und Aberglaube in Fischerhütten ihn wahrhaft zu verehren wähnten; Er, dessen mächtige Hand schon in frühern Zeiten unsere Stadt zu einem gewissen Wohlstande erhob, als noch Back- und Brauwesen die ersten Nahrungszweige derselben waren; Er, dessen wohlthuende Hand uns späterhin durch Handel eine Quelle eröffnete, die in reichen, segensvollen Kanälen in unsere Stadt floß, sie vor nicht langer Zeit zur ersten Handelsstadt des festen Landes erhob und in das Glück des Handels den Wohlstand aller frühern Erwerbzweige vereinigte; Er, der uns durch seine Religion aufgeklärter, menschlicher, weiser und thätiger machte und uns lehrte, Wissenschaften und Künste zu pflegen; Er, unser Gott, sollte nicht ferner uns schützen? Wie, wenn nun selbst in dem Drucke der Zeiten größere Vortheile lägen, als die uns jetzt entzogen wurden? Wenn eine sich fortdauernd segensreich ergießende Quelle, ein leichter Erwerb unsere Aufmerksamkeit von uns selbst ableitete und nun der Druck der Zeiten diese wieder herbeiführte, uns näher im häuslichen Zirkel zusammendrängte, unsern Kindern lehrte, daß auch in Entbehrung Genuß liegen kann, uns selbst milder, sanfter und edler machte, würden wir dann diesen vorübergehenden Druck zu bedauern haben? Mit solchen Hoffnungen lassen Sie unser Herz erheben, unsern Muth beleben und uns auch für die heutigen Berathschlagungen stärken. Meine besten Wünsche für das Wohl unseres Staates, für jeden seiner Einwohner, für jeden Nahrungszweig und insbesondere für Ihr und der Ihrigen Glückseligkeit, meine vielgeliebten Mitbürger, bringe ich hier mit voller Seele. Möchte ich diese Versammlung mit der Ueberzeugung verlassen dürfen, daß Ihr Vertrauen und Ihre Liebe mich begleiten; Sie bleiben mein Stolz und mein Glück." — Aber das Bild eines wahren Patrioten, der klug-gemäßigt den Umständen nachgibt und doch den bittern Schmerz nicht verhehlt, der seine Brust durchbebt, als großen Staatsmann zeichnen ihn die Worte, die er sprach, als er am 20. Febr. 1810 der Bürgerschaft Hamburgs ankündigen mußte, daß Hamburgs Freiheit dahin sey. Es sind folgende Worte: „Mit Empfindungen des höchsten Schmerzes und des bittersten Kummers trete ich heute in diesen Kreis, in welchen ich so oft mit den frohesten Hoffnungen zu Gott für das Wohl unseres Staates und für unsere freie, glückliche Verfassung mein Gebet erhob. Die Zeit der Hoff-

nung unserer Selbstständigkeit und Freiheit ist entflohen, eine Wirklichkeit setzt sich an deren Stelle, die den freien, glücklichen Bürger mit einem Grame erfüllt, für welchen ich in der Sprache keinen Ausdruck finde. Der Senat wird der erbgesessenen Bürgerschaft die Vereinigung unseres Staates mit dem großen Reiche Frankreich anzeigen. Dies ist die Ursache unserer Versammlung. Wenn das Band der Einigkeit aller Staatsbürger, die zu öffentlichen Verwaltungen berufen wurden, seit einem Jahrhundert das Glück dieses Staates beförderte: warum sollten wir uns nicht fest an einander schließen, wenn diese Freiheit geopfert wird? Lassen Sie uns ferner mit einander Hand in Hand gehen, um bei neuen Einrichtungen unsere Lasten zu erleichtern. Es wird das Vertrauen erhalten, welches bisher unsere öffentlichen Angelegenheiten und unsere Finanzen hatten. Es wird das allmäliche Uebergehen von einer freien zu einer monarchischen Verfassung erleichtern und manches besser werden, als wenn wir, indem die Hoffnung zur Erhaltung unserer Verfassung flieht, auch uns an den Staat nicht mehr gebunden glauben, der eine andere Ansicht gewährt. Möge uns der kleine Fleck theuer bleiben, auf welchem so viele von uns geboren wurden, und uns die Hoffnung beleben, daß beim Frieden uns Handelsvortheile und andere Begünstigungen zu Theil werden die uns größere Verbindungen gewähren, als die, welche uns sonst als Handelsstaat zu Theil wurden. Es ist unsere Pflicht, unsern so sehr gebeugten Muth zu beleben und uns gegenseitig dazu aufzumuntern, es wird das öffentliche Vertrauen sehr befördern. Meine Wünsche für Hamburg, für alle meine vielgeliebten Mitbürger werden nie in meinem Herzen ersterben und mein Streben für Hamburgs Glück wird nur mit meinem Leben aufhören."

* 180. Joseph Siegismund Theodor von Baczko,

kön. preuß. Generalmajor zu Koppershagen bei Wohlau in Schlesien;

geb. zu Goldapp in Litthauen den 11. Februar 1751, gest. den 11. Mai 1840.

Der General von Baczko war von seinem Vater, einem ungarischen Officier, welcher behufs der Formation der Husaren von Friedrich II. in den preußischen Dienst gezogen worden war und in Goldapp in Garnison stand, von Haus aus zum Soldaten bestimmt und erzogen, trat 1765 als Junker bei dem damaligen Dragonerregimente Anspach-Bai-

reuth ein und ward 1766 zum Fähndrich, 1771 aber zum Sekondelieutenant befördert. Späterhin wohnte er als Regimentsadjutant dem baierischen Erbfolgekriege bei. 1782 wurde er von seinem Chef, dem General von Bülow, welcher damals Inspekteur der ostpreußischen Kavallerieinspektion war, zum Inspektionsadjutanten erwählt und in diesem Verhältnisse 1786 zum Kapitän avancirt. 1788 ward er als Assistent bei dem damaligen Oberkriegskollegium angestellt, 1789 zum Major ernannt und 1790 als Schwadronschef zu dem damaligen Dragonerregimente von Rohr versetzt. In eben diesem Jahre wurde er der Kommission beigeordnet, welche unter dem Vorsitze des Generals von Prittwitz ein neues Kavalleriereglement entwerfen sollte, wo seine thätige Mitwirkung volle Anerkennung fand. 1794 wohnte er dem Feldzuge in Polen bei und gab hier schon verschiedentlich ausgezeichnete Beweise von umsichtiger Thätigkeit und Entschlossenheit. 1798 wurde er zum Obristlieutenant und Kommandeur des Drogonerregiments von Schenk und, in dieser Eigenschaft, 1799 zum Obristen ernannt. Bei dem Ausbruche des Kriegs im J. 1806 war das Regiment, dessen Kommandeur er war, vakant, es rückte daher unter seiner Führung in das Feld und bald darauf erhielt er dasselbe als Chef, so wie er denn auch noch in demselben Jahre zum Generalmajor befördert wurde. In diesem Verhältnisse nahm er an allen Kriegsbegebenheiten des damaligen v. Lestocq'schen Korps Antheil und wohnte daher auch den Schlachten bei Preußisch-Eylau und Heilsberg bei, nachdem es ihm am Tage vor der letztern, im Gefechte bei Deitrichsdorf, gelungen war, als Führer der Arrieregarbe die hart bedrängte russische Infanterie vor bedeutenden Verlusten zu bewahren. Wenn gleich v. B. schon früher in den Augen seiner Vorgesetzten sich als umsichtiger, thätiger und unerschrockener Führer bewährt hatte, so zeichnete er sich doch in diesen Eigenschaften ganz vorzugsweise in der Schlacht von Heilsberg aus. Nach dieser wurde er dafür mit dem Orden pour le merite und dem Großkreuze des russischen St. Annenordens belohnt. Bei der im J. 1807 eingetretenen Reduktion der preußischen Armee wurde auch er zur Disposition gestellt und endlich — nachdem er beim Ausbruche des Kriegs 1813 ungeachtet seines vorgerückten Alters, jedoch im Gefühle seiner ausreichenden Kräfte, wiederholt, aber vergeblich, um Wiedereinstellung gebeten hatte — 1814 pensionirt. Von dieser Zeit an lebte er in stiller Zurückgezogenheit, jedoch mit dem schönen Bewußtseyn, daß er seine Pflichten nach Kräften treu erfüllt und in dankbarer Anerkennung der ihm

von den drei Königen, welchen er gedient hatte, durch Ehren und Würden zu Theil gewordenen Auszeichnung. So wie nun schon der vorstehende Abriß und die mitunter sehr schnelle Beförderung zu den höhern Militärämtern Zeugniß davon gibt, wie brauchbar der Dahingeschiedene gewesen sey und in welchem Umfange er seine Berufspflichten erfüllt haben müsse, so wird auch Jeder, der ihn näher gekannt, darin einstimmen, daß er auch seinen Pflichten als Mensch überall treu genügt habe. — Er war ein wahrhaft edler Mann, der absichtlich Niemanden Wehe that, vielmehr half, wo er helfen konnte und wo seine Verhältnisse es ihm nur irgend gestatteten.

Isidorus orientalis.

* 181. Johann Christoph Biernatzky,

Prediger der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Friedrichstadt im Schleswigschen;

geb. d. 17. Okt. 1795, gest. d. 11. Mai 1840.

Die Familie B.'s stammt, wie auch schon der Name andeutet, aus Polen und einer seiner Vorfahren ist, wenn wir nicht irren, von der jüdischen zur christlich-lutherischen Religion übergetreten. Sein Vater war, als ihm dieser sein Sohn geboren wurde, Inhaber einer Gastwirthschaft in dem holsteinischen Flecken Elmshorn. B. war von Jugend auf kränklich und ward namentlich auch von den natürlichen Menschenblattern dergestalt mitgenommen, daß sein Antlitz dadurch ganz verunstaltet wurde. Während eines Starrkrampfes war der Knabe B. sogar schon nahe daran, lebendig begraben zu werden, indem er mehrere Tage scheintodt dalag. Doch bei zunehmendem Alter stärkte sich seine Gesundheit, so daß er auf dem altonaer Gymnasium eine gründliche wissenschaftliche Vorbildnng sich erwerben konnte. Er studirte sodann, wahrscheinlich seit 1816, auf den Universitäten zu Jena und Kiel Theologie und orientalische Sprachen und bestand Michaelis 1821 zu Glückstadt das theologische Amtsexamen auf eine rühmliche Weise, jedoch nicht so rühmlich, als seine Freunde von einem so kenntnißreichen Manne zu erwarten berechtigt waren, wozu denn wohl B.'s bescheidener Charakter mit beigetragen hat. Von den beiden eingereichten Abhandlungen hatte die deutsche den Titel: „Beitrag zu einer richtigen Beurtheilung Muhammeds." Noch in demselben Jahre erhielt B. eine kleine Predigerstelle, indem er Pastor auf der Hallige (d. h. kleinen, unbedeichten

Insel) Nordstrandischmoor an der schleswigschen Westküste wurde. Doch hatte er seine Wohnung auf der benachbarten Insel Nordstrand. Hier erlebte er die furchtbaren Februarsturmfluth im J. 1825, welche an seiner Gemeinde ihre ganze Wuth ausübte und auch für ihn nicht ohne Nachtheil war. Zur Entschädigung versetzte ihn sein Landesherr noch 1825 als Pastor der evangelischen lutherischen Gemeinde nach Friedrichstadt, wodurch B.'s ökonomische Lage um ein Bedeutendes verbessert wurde. Schon im J. 1823 hatte er sich verheirathet mit Henriette geb. de Wries, mit der er in glücklicher Ehe lebte und die ihm 9 Kinder gebar, von denen 2 dem Vater im Tode vorangegangen sind. Bei so zahlreicher Familie war es natürlich, daß B., obgleich er sich in Friedrichstadt sehr zufrieden fühlte, dennoch eine bessere Stelle zu erlangen wünschte. Als nun 1839 durch den Tod des Pastors J. H. Schwartz die einträgliche Pfarre zu Rüderau im holsteinischen Amte Steinburg erledigt wurde, bewarb B. sich um dieselbe und er hatte auch das Glück, daß sie ihm am 21. April 1840 ertheilt wurde. Aber damals lag B. schon seit lange an einer qualvollen Krankheit darnieder; er konnte sein neues Amt nicht antreten, sondern starb bereits am oben genannten Tage zu Friedrichstadt, schmerzlich betrauert von seiner Witwe, seinen Kindern, seinen tief gebeugten Eltern (jetzt in Altona wohnend) und seinen Geschwistern, so wie von zahlreichen Freunden. Aber auch die deutsche Literatur erlitt durch B.'s Tod einen herben Verlust. B. war nämlich bereits einer der beliebtesten Novellendichter geworden. — Seine Schriften sind: Der Glaube. Ein religiöses Lehrgedicht. Schleswig 1825. (2 Mal in demselben Jahre aufgelegt.) — Der König und sein Volk. Festgedicht. Ebdas. 1829. — Die Pflichten des Bürgers in einer unruhigen Zeit. Predigt. Friedrichstadt 1830 — Wege zum Glauben, oder d. Liebe aus d. Kindheit. Wanderungen auf dem Gebiete d. Theologie im Modekleide d. Novelle. Altona 1835. — Die Hollig od. d. Schiffbrüchigen auf dem Eilande und d. Nordsee. Wanderungen 2c. Ebd. 1836. (Ward ins Englische u. ins Holländische übersetzt.) — Der braune Knabe od. d. Gemeinde in d. Zerstreuung. Novelle. 2 Theile. Ebd. 1839. (Gleichfalls ins Englische übertragen.) — Rede bei d. Taufe eines gefundenen Knaben. Im ditmarser und eiderstedter Boten von 1839; auch abgedruckt im preetzer Wochenblatte v. 1839. — Einzelne Gedichte in verschiedenen Zeitschriften. — B.'s Wahlspruch war: „Gegen Andere sanft, gegen sich selbst streng!" — Pastor Aschenfeldt in Flensburg widmete ihm

in einem Sonette einen herzlichen Nachruf im husumer Wochenblatte von 1840. Nr. 22.

Crempdorf. Dr. H. Schröder.

182. Ferdinand Meier,

Doktor der Philosophie, Regierungsrath, Mitglied des Kirchenrathes und Präsident des Erziehungsrathes zu Zürich;

geb. d. 7. März 1799, gest. d. 11. Mai 1840*).

M. zeichnete sich von frühester Jugend an durch Eigenschaften aus, die ihm durch sein ganzes Leben unveränderlich blieben: durch unermüdeten Fleiß und seltene Ordnungsliebe. Liebenswürdige Offenheit und Gutmüthigkeit gewannen ihm die Herzen älterer Personen, wie seiner Geschwister und Spielgenossen. Ein sehr glückliches Gedächtniß sicherte die Früchte seines Fleißes und da Geschichte und Geographie bald seine liebsten Beschäftigungen wurden, so sammelte er sich schon frühe einen reichen Schatz von Kenntnissen, der ihm auch später, als sich seine Studien mehr auf das klassische Alterthum richteten, mannichfaltig zu statten kam. Schon im 12. Altersjahre schwebte ihm z. B. die Topographie Deutschlands so anschaulich vor, daß er die Lage selbst der unbedeutendsten Städtchen nach den Flüssen oder Bergzügen anzugeben wußte, eine Kenntniß, die ihm der Schulunterricht nicht gewährt hatte. Einer seiner ältern Freunde nannte ihn daher scherzend Professor der Geographie. Diese geographischen Kenntnisse beförderten auch sein Interesse an den Ereignissen jener Zeit; er las die allgemeine Zeitung mit großem Eifer und wußte gewöhnlich die Stellungen der einzelnen Truppenabtheilungen richtig anzugeben. Aber von Natur schüchtern und bescheiden, äußerte er sich über solche Gegenstände nur gegen seine vertrautesten Freunde, Heinrich Rüscheler und Heinrich Ulrich, beide mit ihm durch gleiches Ringen nach höherer Ausbildung aufs Innigste vereinigt und beide noch in der Blüthe der Jahre ihm vorangegangen in ein besseres Leben. Er hatte indessen seinen Kursus im Gymnasium und im politischen Institute vollendet und sowohl durch sein ganzes Wesen, als durch seine ausgezeichneten Fortschritte in den klassischen Studien, in der Geschichte und den Staatswissenschaften sich den ungetheilten Beifall und die Liebe seiner Lehrer erworben. Einen ersten, sehr gelungenen Versuch praktischer Anwendung der erworbenen Kenntnisse machte er im J. 1818 als Sekretär seines Va-

*) Nach einem gedruckten Nekrologe.

ters, der damals das Oberamt Grüningen verwaltete, aber schon im Januar 1819 starb. Den Sommer dieses Jahres brachte M. als Aspirant für das eidgenössische Geniekorps in der Militärschule in Thun zu und seine dort gesammelten Hefte über die Feldbefestigung, denen er genaue Zeichnungen beifügte, beweisen, wie sehr sich sein Fleiß und sein Streben nach Gründlichkeit auf Alles erstreckten, was er unternahm. So mußte auch sein Aufenthalt auf der Universität Berlin, wo er von Ostern 1820 an ein Jahr blieb und hierauf zu Göttingen, wo er das Sommersemester 1821 zubrachte, reiche Früchte tragen. Vorbereitung für das Verwaltungsfach neben allgemeiner wissenschaftlicher Ausbildung war der Zweck dieses Aufenthaltes; deswegen wurden klassische Studien, Geschichte und Staatswissenschaften eifrig fortgesetzt und auch der Rechtswissenschaft, jedoch nicht in praktischer, sondern in historischer und überhaupt rein wissenschaftlicher Beziehung große Anstrengung gewidmet. Savigny und Eichhorn zogen ihn ganz besonders an. Im Spätjahre 1821 kehrte er nach der Schweiz zurück, hielt sich noch einige Zeit zu Lausanne auf und trat dann im Frühjahre 1822 als Sekretär der Justizkommission in die praktische Laufbahn ein. Zugleich wurden ihm die Lehrfächer der Staatswirthschaft und der Statistik am politischen Institute übertragen und so wie hier die Gründlichkeit und Klarheit seiner Vorträge bei den Zuhörern ungetheilten Beifall erregten, so zeichneten sich seine Redaktionen theils bei der Justizkommission, theils bei Konferenzen über Linthangelegenheiten, wo er freiwillig Dienste leistete, immer durch dieselbe Gediegenheit und streng logische Ordnung aus, die auch nachher in seinen Gesetzesentwürfen u. s. w. überall hervorleuchtet. Es wurde deswegen mit Recht als ein Gewinn betrachtet, da ihn die Regierung im Frühjahre 1826 zum dritten Staatsschreiber wählte. Diese Stelle wurde ihm überaus lieb und nur ungern und aus Rücksichten, die seinem Herzen Ehre machten, vertauschte er dieselbe nach der Umwälzung des Jahres 1830 mit derjenigen im Regierungsrathe. Wenn ihm nun auch in jener Stellung als Staatsschreiber die Mängel und Gebrechen der öffentlichen Verhältnisse, die Unhaltbarkeit mancher bestehenden Einrichtungen immer klarer wurden und er aus reiner Vaterlandsliebe Verbesserungen, welche Usteri anzubahnen strebte, wo er konnte, dringend empfahl und mit gleich gesinnten jüngern Männern, bei denen er denselben reinen und uneigennützigen Sinn zu erblicken glaubte, vereinigt dazu mitwirkte, so ist doch niemals auch nur der leiseste Verdacht entstanden, als ob er seine öffentliche Stellung irgendwie

in dieser Beziehung mißbraucht habe. Auch mit manchem trefflichen Manne in andern Kantonen kam er besonders als Mitglied der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, deren Zwecke ihm immer sehr am Herzen lagen, in nähere Verbindung *). Er erkannte immer deutlicher, was dem eignen Kanton, was dem gesammten schweizerischen Vaterlande Noth that und wenn er dabei oft die Macht der so leicht erregbaren Leidenschaften allzuwenig in Anschlag brachte, so theilte er nur das Loos so vieler reiner Menschen, die bei andern dasselbe uneigennützige Streben nach dem Wahren und Guten voraussetzen, welches sie selbst beseelt. Die Staatsumwälzung von 1830 rief ihn zu einem höhern Wirkungskreise. An dem Entwurfe der neuen Verfassung hatte er einen sehr bedeutenden Antheil und wenn er auch einzelnen Bestimmungen seinen Beifall nicht geben konnte, so ermahnte er doch alle seine Freunde und Bekannten, sich derselben aufrichtig und fest anzuschließen und in der Versöhnung der Parteien, nicht in fortgesetztem Hader und Kampfe das Heil des Vaterlandes zu suchen. In diesem Sinne schrieb er im November 1831 von der Tagsatzung zu Luzern, als die unseligen Basler Wirren überall neue Aufregung bewirkten: „Bald sollte man glauben, die Ultra's wollen eben so wenig Ruhe und Ordnung, als die Radikalen. Es ist himmelschreiend, wie diese Parteimenschen beider Farben das Glück von Hunderttausenden ihren fixen Ideen zum Opfer bringen, hinter denen sich überdies nur gar zu oft Ehrgeiz und Rachsucht versteckt finden." — Gleich nach seinem Eintritte in die Regierung wurde sein ausgezeichnetes Talent für Redaktionen sehr mannichfach in Anspruch genommen; das Reglement des Großen Rathes und mehrere der wichtigsten Gesetze wurden von ihm theils damals, theils später, als er nicht mehr Mitglied des Regierungsrathes war, entworfen oder ausgearbeitet und da er nicht zu den schnellen Arbeitern gehörte, so ersetzte er dies durch unermüdlichen Fleiß und die gewissenhafteste Benutzung seiner Zeit. — Die Ereignisse des Frühjahres 1832 bewirkten seinen Austritt aus dem Regierungsrathe, wozu er sich indessen nur nach langem Kampfe mit sich selbst entschloß. Zugleich aber bewies er auch seine Liebe zum Vaterlande durch das Anerbieten, besondere Aufträge, die er früher erhalten, namentlich zu Gesetzesentwürfen, zu erledigen, so wie durch Beibehaltung seiner Stelle im Erziehungsrathe, dessen thätiges Mitglied er von Anfang an

*) In einem öffentlichen Blatte wird unrichtig gesagt, daß er auch Mitglied der helvetischen Gesellschaft gewesen sey.

war. Damals äußerte er auch mit fester Entschlossenheit gegen einen entschiedenen Gegner der herrschenden Partei: „Ich erkläre, daß, wenn es um Reaktionsplane zu thun seyn sollte, ich daran keinen Theil nehmen und der Verfassung getreu bleiben werde." — M. widmete sich nun wieder seinen Lieblingsstudien, besonders der Schweizergeschichte, und übernahm bei Eröffnung der Kantonsschule im Frühjahre 1833 die Lehrstelle der Geschichte und Geographie am untern Gymnasium, die er mit glücklichem Erfolge bis 1839 bekleidete. Wie er früher als Schüler der Liebling seiner Lehrer gewesen war, so wurde ihm nun als Lehrer die innige Liebe seiner Schüler zu Theil und mancher derselben erfreute sich auch später noch bei höhern Studien seiner Anleitung und Hülfe. Im Erziehungsrathe war er eines der thätigsten und pflichttreuesten Mitglieder. Obgleich er als Mitglied, später als Präsident der ersten Sektion sich vorzugsweise mit den Kantonallehranstalten zu beschäftigen hatte, so folgte er doch zugleich der Entwicklung des Volksschulwesens mit großer Aufmerksamkeit und wirkte mit Liebe zur Verbesserung desselben mit. Auch im Großen Rathe arbeitete er noch mehrere Jahre mit großer Aufopferung in vielen Kommissionen; man achtete seine Talente, seine tiefe Kenntniß aller Zweige der zürcherischen Staatsverwaltung und der ganzen Gesetzgebung und willig übernahm er jeden solchen Auftrag; denn das Bewußtsein, fürs öffentliche Wohl zu wirken, entschädigte ihn für jede Aufopferung. Dennoch fand er noch Zeit für literarische Arbeiten. Seine aus den Quellen bearbeitete Geschichte der evangelischen Gemeinde zu Lokarno (2 Bde. 1836) ist ein höchst wichtiger Beitrag zur Geschichte der Eidgenossenschaft im 16. Jahrhundert und wird auch in Deutschland von Geschichtsforschern sehr geschätzt. Nicht weniger verdienstlich ist seine Geschichte des Versuches einer Reformation des Bisthums Chur (im schweizerischen Museum). Als zum ersten Male im Erziehungsrathe (1836) der Vorschlag gemacht wurde, den Dr. Strauß für den erledigten Lehrstuhl an der Hochschule zu berufen, erklärte sich M. aus innerer Ueberzeugung gegen denselben und die Mehrheit stimmte ihm bei. Je deutlicher sich dann später die wahren Absichten wenigstens einzelner Protektoren von Strauß entwickelten, desto entschiedener trat er dagegen auf und als dann 1838 derselbe Lehrstuhl wieder erledigt und im Anfange des Jahres 1839 alles in Bewegung gesetzt wurde, um die Berufung von Strauß zu erzwingen, da stellte er vergeblich in tiefer Bewegung die verderblichen Folgen vor, welche der übermüthige Trotz gegen den unverkennbaren Willen der großen

Mehrheit des Volkes haben werde. Die weitern Ereignisse sind bekannt. M., von Jugend auf zart organisirt und deswegen durch Erschütterungen des Gemüthes nur zu leicht auch körperlich angegriffen, fühlte damals seine Gesundheit sehr gefährdet. Eine geregelte Lebensweise und große Sorgfalt hatten bis dahin seine Kräfte erhalten. Aber die unaufhörlichen feindseligen Angriffe und Verleumdungen von Menschen, die für nichts Sinn haben, als für ihre eigensüchtigen Parteizwecke, die keinem unbescholtenen Charakter, keinem Talente, keiner aufopfernden Vaterlandsliebe, keinem edeln, menschenfreundlichen Streben Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn dies Alles nicht unbedingt ihren Planen untergeordnet wird, — diese Angriffe erschütterten seine Gesundheit schon im Frühjahre 1839 in hohem Grade. Eine mehrwöchentliche Sommerkur in Blumenstein wirkte sehr wohlthätig und als er dann in Folge des Sturzes der herrschenden Partei wieder auf den politischen Schauplatz gerufen wurde, betrat er denselben mit neuer Kraft. Zwar sprach er sich tief ergriffen über die Größe der ihm auferlegten Pflichten aus, als ihm der Große Rath das Präsidium des Erziehungsrathes auftrug; aber die täglich zunehmende Festigkeit und Entschiedenheit, die er, wie in letzterer Stellung, so in den übrigen Verhältnissen zeigte, entsprach völlig seinem Grundsatze: „Thue deine Pflicht und wirke zum Guten, so lange dir Gott Kräfte schenkt; den Erfolg überlasse vertrauend seiner Leitung." Seine Thätigkeit war auch von dieser Zeit an vorzugsweise dem Unterrichtswesen gewidmet; mit derselben Liebe umfaßte er das Volksschulwesen und die höhern Lehranstalten und wohnte auch den Vorberathungen der Sektion für die Volksschulen unausgesetzt bei. So war er mit jedem Geschäfte, das im Erziehungsrathe zur Sprache kam, im Voraus völlig bekannt und erleichterte dadurch, so wie durch die genaueste Kenntniß aller Gesetze, die Berathungen ungemein. Fortgehende Verbesserung aller Unterrichtsanstalten, vervollkommnete Ausbildung der Jugend in sittlicher und religiöser, wie in intellektueller Beziehung, war sein unablässiges Streben und dafür opferte er Zeit und Kräfte bereitwillig auf. Nicht weniger thätig war er im Regierungsrathe, im Kirchenrathe und im Rathe des Innern und es häufte sich, da die Präsidentenstelle des Erziehungsrathes, so wie M. sie betrachtete, schon allein ihren Mann ganz beschäftigen mußte, eine Last von Geschäften auf ihn, der auch ein physisch stärkerer Mann bei solcher Pflichttreue hätte erliegen müssen. Schon im Januar stellten sich wieder Symptome seiner frühern Brustbeschwerden

ein. Zwar erholte er sich wieder und besorgte unausgesetzt seine Geschäfte mit der gewissenhaftesten Treue; aber plötzlich ging eine leicht scheinende Unpäßlichkeit in den der Kunst trotzenden typhus paralyticus *) über. Noch am 4. Mai hatte M. einer Sitzung der zweiten Sektion beigewohnt und lebhaften Antheil an der Berathung genommen. An demselben Abende überfiel ihn heftiges Fieber, das dann fortwährend stieg. Am 11. Morgens nach einem Schlummer von einigen Stunden öffneten sich plötzlich seine Augen. Mit ganz ungewöhnlicher Helle strahlend richteten sie sich aufwärts und bald entwand sich die schöne Seele der sterblichen Hülle. — Das aus dieser Schilderung hervortretende Bild mögen noch folgende Züge vervollständigen. Die Grundlage seines ganzen Seins war tief gefühlte, durch eigne Forschung geläuterte Religiosität. Auch noch in der letzten Zeit las er das Neue Testament in der Grundsprache. Aber er trug sein religiöses Gefühl nicht zur Schau; nur seine Handlungen zeugten von demselben. Sein Wesen war Wahrheit und Liebe. Auf dieser Grundlage ruhte seine gewissenhafte Pflichterfüllung, seine Freiheit von aller Selbstsucht, seine Aufopferung für das öffentliche Wohl, seine Bereitwilligkeit, Andern zu nützen, und sein tiefes Mitgefühl bei ihren Leiden. Mit Recht kann von ihm gesagt werden: er war das Opfer seiner Pflichttreue und seines gefühlvollen Herzens. — Mit der Festigkeit seiner religiösen Ueberzeugung verband er die schonendste Beurtheilung fremder Ansichten und wer über die wahren Grundlagen der christlichen Religion mit ihm einig war, mit dem rechtete er nicht über Einzelnes; denn seine Religion war die Religion thätiger Liebe. Das Böse nur verletzte ihn und zwar im Innersten; aber auch bei solchen Menschen forschte er lieber nach einer guten Seite. In seiner politischen Gesinnung war M. freisinnig im vollen Sinne des Wortes, den Fortschritten, wie sie die Bedürfnisse der Zeit erheischten, ergeben, aber allen Uebertreibungen und Härten, allem selbstsüchtigen oder rohen Beginnen abhold, mochte es kommen, woher es wollte. Wie sehr ihn der verewigte Usteri achtete, dafür liegen auch schriftliche Beweise vor. Mäßigung und Vereinigung der Gemüther war sein eifrigstes Bestreben. Darum freute er sich auch innig,

*) Die Angabe mehrerer Blätter, daß Meier an einer Hirnentzündung gestorben sey, ist unrichtig. Die Sektion zeigte die Erscheinungen des Nervenfiebers, nervose Entzündung der weichen Haut sowohl im Schädel als in der Rückenmarkhöhle (meningitis typhosa), besonders in letzterer; eben so war die rechte Lunge durch typhose oder nervose Entzündung ganz destruirt.

als bei der Verfassungsrevision das Vorrecht der beiden Städte Zürich und Winterthur in Rücksicht der Repräsentation im Großen Rathe aufgehoben und dadurch zu allgemeiner Vereinigung des gesammten Volkes der Weg gebahnt wurde. Man hat ihm Mangel an Festigkeit in seiner politischen Stellung vorgeworfen. Wenn Festigkeit und Konsequenz darin bestehen soll, ohne Rücksicht auf Verhältnisse, Umstände und Folgen, sogar ohne Rücksicht auf die Möglichkeit der Ausführung auf dem zu beharren, was man sich vorgenommen hat, dann besaß M. allerdings diese Festigkeit nicht; aber wenn sie in treuer, gewissenhafter Befolgung erprobter Grundsätze besteht, welche da, wo Versöhnung der Gegensätze Noth thut, das Nachgeben nicht ausschließt, dann besaß er sie allerdings in hohem Grade. Sollen wir M. noch in sein häusliches Leben begleiten, so finden wir auch da wieder denselben reinen Sinn, dieselbe Ordnungsliebe, Pflichttreue und liebenswürdige Herzlichkeit, wie in seinem öffentlichen Leben. Seit dem Jahre 1824 mit der Schwester seines schmerzlich beweinten Freundes Ulrich verbunden, genoß er in vollem Maaße die Segnungen eines stillen häuslichen Glückes und gewährte das Bild eines wahren christlichen Hausvaters. Zwei hoffnungsvolle Kinder, deren Bildung er die ihm karg zugemessene freie Zeit widmete, hingen mit ganzer Seele an ihm; auch sie haben Unersetzliches verloren.

* 183. Johann Christian Hähner,

Pfarrer zu Hohenfelden im Weimarischen;

geb. am 6. Dec. 1797, gest. am 12. Mai 1840.

Zum Geburtsorte hatte er die Stadt Apolda, wo sein Vater ein unbemittelter Strumpfwirker war, der auf eine höhere Ausbildung seines, einen lebhaften und scharfen Verstand verrathenden und mit großer Lernbegier begabten Sohnes nur sehr wenig verwenden konnte. Das dem Knaben inwohnende Talent erweckte ihm aber bald die Theilnahme wohlwollender Menschenfreunde und diese machten es ihm, nachdem er in seiner Vaterstadt den Unterricht der dasigen Bürgerschule wohl benutzt und sich vermittelst geschickter Privatunterweisung mit den Anfangsgründen der klassischen Sprachen des Alterthums bekannt gemacht hatte, möglich, das Gymnasium zu Weimar zu beziehen, wo er stets zu den begabtesten Schülern gehörte und sich durch seine ungünstige äußere Lage in dem zum Gedeihen aller Studien unentbehrlichen Fleiße nicht ermüden ließ. Wohl vorbereitet bezog er

die Universität Jena und begann hier das Studium der Theologie, deren praktische Seite ihm besonders zuzusagen schien. Aber auch hier mußte er sich, wie auf dem Gymnasium, manche Entbehrung, selbst am Nothwendigen gefallen lassen. In seinem heitern Sinne und kräftigen Geiste aber besaß er die sichersten Schutzmittel gegen jede Niedergedrücktheit und Verzagtheit des Gemüthes. Im Gefühle seiner Kraft überließ er sich unausgesetzt der zuversichtlichen Hoffnung auf baldige Beendigung seiner gedrückten Lage. Und er hoffte nicht vergebens; denn sein gut bestandenes Kandidatenexamen verhalf ihm sogleich zu einer Kollaboratur an der Haupt- und Stadtkirche zu Weimar, von welcher er, da in damaliger Zeit das Großherzogthum sehr wenige Kandidaten der Theologie zählte, schon nach ¾ Jahren in das Pfarramt Hein mit Schellroda, unweit Erfurt, befördert wurde. Diese Stelle aber vermochte nur ihn selbst, nicht aber auch seine nach seiner Verheirathung mit der Witwe des zu Frankendorf verstorbenen Pfarrers Rost wachsende Familie hinreichend zu erhalten und es war ihm daher sehr willkommen, daß er nach einigen Jahren schon durch Uebertragung der Pfarrsubstitutenstelle in dem wenige Stunden entfernten Vippachedelhausen besser versorgt wurde, ohne jedoch die spes succedendi zu bekommen, auf welche er bei seiner kurzen Dienstzeit und bei der ansehnlichen Dotation dieses Pfarramtes billiger Weise auch nicht Anspruch machen durfte. Hatte er sich nun vom Anfange seiner amtlichen Wirksamkeit dem geistlichen Berufe mit Liebe hingegeben, so ließ er auch hier in seinem Eifer nicht nach, fehlte aber darin, daß er zu Erreichung der von ihm verfolgten guten Zwecke oft nicht die rechten Mittel wählte. Von Kindheit an hatte er nämlich keine Gelegenheit gehabt, die herrschende Denk- und Sinnesweise der Landbewohner gründlich kennen und sich in dieselbe finden zu lernen und da er aus den Hörsälen der Universität fast unmittelbar in den geistlichen Beruf eintrat, so hinderten ihn theils die ungewohnten ihm Mühe machenden Arbeiten desselben, theils aber auch Mangel an Lust zum Menschenstudium, an einem aufmerksamen Achten auf den seinen Beichtkindern eigenthümlichen Charakter. Ueberhaupt war er, auf dem Gymnasium nur mit seinen Mitschülern und auf der Universität nur mit Studenten umgehend, um so ärmer an Menschenkenntniß geblieben, als er auch in seinem Kandidatenleben keine Gelegenheit fand, sich in höhern und weitern gesellschaftlichen Kreisen zu bewegen und er sich daher jene Geschmeidigkeit und jenen Takt nicht aneignete, deren man nicht entbehren darf, um sich mit Leichtigkeit in

die Menschen finden und im Umgange mit denselben mit Sicherheit das Rechte treffen zu können. Dabei lag in seinem ganzen Wesen auch eine gewisse Ungeneigtheit zur Anbequemung an bestehende Verhältnisse und menschliche Charaktereigenthümlichkeiten und es war daher nichts natürlicher, als daß er sowohl in seinem amtlichen, als auch in seinem Privatleben vielfach anstoßen und mit seiner Gemeinde in unangenehme Berührungen kommen mußte, welche es räthlich machten, ihn nach dem Tode seines Seniors nicht in der Stelle desselben bleiben zu lassen, sondern als Pfarrer in Hohenfelden anzustellen. Obgleich er hier einer einträglicheren Besoldung genoß, als diejenige war, welche ihm sein bisheriger Substitutengehalt gewährte, so fühlte er sich doch dadurch tief verletzt. Denn ohne zu den eingebildeten Egoisten zu gehören, trug er das Bewußtseyn in sich, stets das Gute gewollt und erstrebt zu haben. In der That war H. ein guter Mensch: er hatte ein weiches Gemüth, erschien aber oft schroff und hart im Aeußern; er besaß mannichfaltige Kenntnisse, wußte dieselben aber nicht überall geschickt anzuwenden; er verdiente das Lob eines guten Predigers, verstand aber nicht, die Herzen seiner Gemeinde im Privatleben zu gewinnen; er verleugnete niemals Wahrheit und Recht, machte aber beide zuweilen nicht mit der gehörigen Behutsamkeit geltend. In Beurtheilung wissenschaftlicher Gegenstände besaß er einen nicht gemeinen Scharfsinn, urtheilte aber dann und wann schief über Natur und Nothwendigkeit menschlicher Lebensverhältnisse. Er zeigte sich konsequent in seinem Handeln, berücksichtigte aber zuweilen nicht, wohin diese Konsequenz führen mußte. Indessen ging nach seiner Versetzung in sein neues Amt in Bezug hierauf eine erfreuliche Umwandlung mit ihm vor. Denn seine vielen guten Eigenschaften traten immer mehr und mehr hervor, während ernster Wille, ein gereifteres Alter und bittere Erfahrungen seine Schwächen in eben dem Grade in den Hintergrund drängten. Daher kam es, daß er in seinem neuen Wirkungskreise größern Segen als in dem ihm früher anvertrauten stiftete und die Liebe seiner Gemeinde in so hohem Grade gewann, daß sein plötzlicher, an einer Nervenkrankheit erfolgender Tod auch bei allen seinen Parochianen die schmerzlichste Theilnahme erweckte. Am tiefsten aber wird sein Verlust von seiner Witwe und seinen 3 Kindern beklagt, denen er stets ein edler Gatte und Vater war. — Als Theolog huldigte er dem gemäßigten Rationalismus und von seiner homiletischen Geschicklichkeit, wie von seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit, legte er in einer im Drucke erschienenen Predigt

und in einem bei Heil in Darmstadt herausgekommenen „Leitfaden zum Konfirmandenunterrichte" Zeugniß ab.

Th. Saal.

184. Ignaz Freiherr v. Stuppan,

k. k. Hofrath der vereinten Hofkanzlei zu Wien, Ritter des k. ungarischen St. Stephansordens;

geb. im Jahre 1780, gest. d. 12. Mai 1840 *).

Im Jahre 1801 betrat er seine Dienstlaufbahn im k. k. Kreisamte V. U. W. W. und hatte in Anerkennung seiner vorzüglichen Eigenschaften bereits im J. 1810 die Stufe eines k. k. Regierungsrathes erreicht; im J. 1820 erhielt er die Beförderung zum k. k. wirklichen Hofrathe, auf welchem Standpunkte er dem Staate durch eine Reihe von 20 Jahren die ersprießlichsten Dienste leistete. Mit den eigenthümlichen Verhältnissen der Provinzen Oesterreich ob und unter der Enns, deren Referat in der obersten Instanz ihm anvertraut ward, auf das Genaueste bekannt, zeichneten sich seine Leistungen durch eine Gediegenheit aus, welche eben so, wie seine Umsicht und Klarheit in Staatsgeschäften, als Muster für jeden Geschäftsmann aufgestellt zu werden verdient. Die strengste Legalität, von jeder Nebenrücksicht fern, war der Milde seiner Ansichten nur dann entgegen, wenn diese mit seinen Pflichten nicht vereinigt werden konnte; darnach waren alle seine Arbeiten bezeichnet, denen er sich mit einem Eifer, einer Hingebung widmete, wodurch seine Kräfte leider zu früh verzehrt worden sind. Erst dann, als seine zerrüttete Gesundheit eine längere Ausdauer unmöglich machte und ihm von seinem Chef, dem obersten Kanzler Grafen von Mittrowsky, in höchst ehrenvollen Ausdrücken aus eignem Antriebe ein Urlaub gewährt wurde, gönnte er sich die längst bedürfende Ruhe. Allein es war zu spät, die letzte Kraft war gebrochen und er verschied, betrauert von jedem Ehrenmanne, insbesondere aber von jenen, welche ihn näher kannten und denen er sein tiefes edles Gemüth entfaltete. — Mit Freiherrn v. St. ist der Mannesstamm dieses vor mehreren Jahrhunderten aus Graubündten nach Oesterreich verpflanzten Geschlechts erloschen, worunter des Verblichenen Großvater, Anton Maria Freiherr v. St. v. Ehrenstein, sich als Staatsrath in inländischen Geschäften unter der glorreichen Regierung der Kaiserin Maria Theresia hochverdient machte.

---

*) Beilage zur allgem. Zeitung 1840. Nr. 150.

* 185. Friedrich Wilhelm Geß,

Doktor der Philosophie, Dekan und Stadtpfarrer zu Reutlingen;

geb. d. 7. Febr. 1798, gest. d. 13. Mai 1840.

Der Verstorbene war zu Tübingen geboren, wo sein Vater Universitätskameralverwalter war. Er genoß die sorgfältigste Erziehung im elterlichen Hause, aus welcher ohne Zweifel das Frommgemüthliche stammte, das in der Folge sein ganzes Wesen bezeichnete, und zur Ausbildung des schön sich entwickelnden Geistes bot die Universitätsstadt Gelegenheit genug dar. Nach erfolgter Konfirmation trat er, da die Eltern ihn längst zum Studium der Theologie bestimmt hatten, im Spätjahre 1811 in das Seminar zu Schönthal und 1813 in das zu Maulbronn. Als er mit allen Kenntnissen dieser Vorbildungsanstalten reichlich ausgerüstet im J. 1815 die Universität Tübingen bezog, um im dortigen evangelischen Seminar sich der Theologie zu widmen, hatte er das Glück, daß seine beiden Eltern noch lebten und die väterliche Leitung seiner Studien und die Fortbildung seines sittlichen Charakters im Umgange des väterlichen Hauses hatten den wohlthätigsten Einfluß auf ihn. Die Erlebnisse dieser Periode blieben auch seinem Gedächtnisse unauslöschlich eingegraben. Aber schon 1818 mußte er im Tode seines Vaters die schmerzlichste Erfahrung machen. Im Jahre 1819 waren seine Studienjahre vollendet und er kam als Vikar zu M. Friedrich Heinrich Steinheil, damaligem Pfarrer in Kirchberg, wo durch die Bekanntschaft mit der Tochter des Hauses, Louise Dorothea Amalie, die ersten Fäden des schönen häuslichen Glückes sich entspannen, das durch die Hand des Todes so früh zerstört werden sollte. Nach ungefähr zwei Jahren seines dortigen Aufenthaltes wurde er als Repetent an das theologische Seminar zu Tübingen zurückberufen. Im J. 1824 bekleidete er einige Zeit die Stelle eines Stadtvikars zu Stuttgart, von wo aus er im Sommer 1824 als Diakonus in Metzingen angestellt wurde, wo er mit der Braut, die sein Herz gewählt, in eheliche Verbindung trat. Dort wirkte er 4 Jahre, bis 1828, im Segen für das Reich Gottes und die Gemeine zollt ihm noch herzlichen Dank. Jetzt hatte ihn aber die Vorsehung bestimmt, seine Laufbahn in Reutlingen anzutreten, die er bis zum September 1839 als zweiter Diakonus mit frommen Eifer, belohnt mit dem Vertrauen und der Liebe der Gemeine und gesegnet vom Himmel, durchlief. Ein noch in Metzingen gebornes Kind hatten die Gatten zwar das Unglück zu verlieren, aber zwei

Söhne verschönerten den Kreis der glücklichen Familie. Die zweite Periode der Laufbahn, die er in der zweiten Hälfte des J. 1839 als Dekan begonnen, ließ nicht nur die vertrauende Gemeine die schönsten Hoffnungen von ihm und für ihn fassen, sondern seine anscheinend gute Gesundheit schien auch die Dauer ihrer Erfüllung zu verbürgen. Aber der Ewige hatte es anders beschlossen. Plötzlich vom Fieber ergriffen, das einen nervösen Charakter annahm, wurde er nach 8 Tagen eine Beute des Todes. Aber er lebt in den Herzen der Seinen fort durch seine unermüdet zärtliche Sorgfalt; in den Herzen der Gemeine durch seine mannichfaltigen Verdienste um sie; in den Herzen seiner Amtsbrüder und vieler Freunde durch seine Amtstreue und Liebe; er lebt auch fort in der gelehrten Welt durch manche wissenschaftliche Leistungen, und diese sind: Das alte und neue Griechenland, in 3 Abtheilungen. Reutlingen 1835. — Die Offenbarung Gottes in seinem Worte 2c. Ebend. 1836. — Deutliche und möglichst vollständige Uebersicht über das theologische System Dr. Friedrich Schleiermachers *) und über die Beurtheilungen, welche dasselbe theils nach seinen eignen Grundsätzen, theils aus den Standpunkten des Supranaturalismus der Fries'schen und der Hegel'schen **) Philosophie erhalten hat. 2. Aufl. Ebend. 1837.

* 186. Dr. Christian Friedrich Krüger,

großherzogl. mecklenburg-schwerin'scher geheimer Rath und erster Staatsminister zu Schwerin, Ehrenmitglied der mecklenburgischen naturforschenden Gesellschaft, ordentliches Mitglied des mecklenburgischen Vereins für Geschichte und Alterthumskunde 2c.;

geb. d. 15. Mai 1753, gest. d. 13. Mai 1840.

Geboren zu Schwerin und der älteste Sohn des daselbst am 13. Sept. 1799 verstorbenen geheimen Regierungsrathes Dr. Karl K., erhielt der Verewigte die erforderliche wissenschaftliche Vorbildung auf der vaterstädtischen Domschule (dem jetzigen Gymnasium Fridericianum), studirte die Rechtswissenschaften auf den Universitäten zu Bützow und Göttingen und wurde sodann, nach absolvirten Studien, als Advokat und Prokurator bei der schwerin'schen Justizkanzlei immatrikulirt. Schon im J. 1778 trat er in die herzoglichen Dienste als adjungirter Regierungs- und Lehnsfiskal, wurde 1788 mit dem Charakter eines Hofrathes begnadigt

*) Dessen Biogr. siehe im 12. Jahrg. des N. Nekr. S. 125.

**) Hegel's Biogr. s. im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 961.

und unterm 19. Mai 1790 zum wirklichen Hofrathe und Regierungsfiskal befördert. Im J. 1799, den 1. Nov., erhielt er, wegen seiner mit vieler Geschicklichkeit, Eifer und Treue geleisteten Dienste, die jüngste Rathsstelle in der Landesregierung und Lehnkammer und den 7. Dec. 1808 wurde er, mit dem Charakter eines geheimen Regierungsrathes, auch zum Mitgliede des geheimen Rathskollegiums berufen. Er war so glücklich, den ihn so hochehrenden Erwartungen in dieser Stellung vollkommen zu entsprechen und wurde hierauf den 10. Dec. 1827 zum wirklichen geheimen Rathe bestätigt, den 5. Mai 1836, bei Veranlassung der Ernennung des verstorbenen Ministers v. Plessen *) zum Regierungspräsidenten, in öffentlicher Anerkennung seiner vieljährigen ausgezeichneten Dienstführung, mit dem Ehrenprädikate „Excellenz" geschmückt und endlich den 6. Mai 1837 zum ersten Staatsminister erhoben. Wir sind zu wenig unterrichtet, seine zahlreichen Verdienste hier namentlich mittheilen zu können und es genüge daher nur anzuführen, daß er in seinem vielfachen und verzweigten Wirkungskreise dem großh. Hause und dem Vaterlande während fast 62 Jahren mit seltenem Eifer und Erfolge seine Kräfte in größter Treue gewidmet hat. Ihm ward dafür die Anerkennung in dem ehrendsten Vertrauen dreier Regenten des Landes und der Verehrung seiner Untergebenen; als er am 10. Nov. 1828 sein 50jähriges Dienstjubiläum ganz in der Stille beging, erhielt er manche Beweise des Wohlwollens und der Dankbarkeit. Schon früher (1813) hatte ihn die Rostock'sche Juristenfakultät zugleich mit seinem Kollegen, dem am 14. Mai 1822 verstorbenen Regierungsrathe F. A. von Rudloff, honoris causa zum Doktor beider Rechte kreirt **); auch war er den 1. Juli 1801 Ehrenmitglied der mecklenburgischen naturforschenden Gesellschaft, den 22. April 1835 ordentliches Mitglied des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde u. s. w. geworden. — Schon viele Lebensjahre waren dem Verewigten dahingegangen und noch erfreuete er sich eines ununterbrochenen körperlichen und geistigen Wohlbefindens. Da wurde

---

*) Dessen Biogr. siehe im 15. Jahrg. des N. Nekr. S. 467.

**) Bei dieser Gelegenheit erschien von dem damaligen rostock'schen Professor, jetzigen geheimen Justizrathe, Professor, Ritter rc. Dr. Christian Friedrich Mühlenbruch in Göttingen die folgende Gratulationsschrift: Christiano Friderico Krüger, Ser. Duc. Meg. Suer. a Consiliis Regiminis intimis et Friderico Augusto Rudloff, Ser. Duc. Meg. a Consiliis Regiminis juris utriusque Doctoris dignitatem honoris causa collatam gratulaturus, de jure ejus cui actionibus cessit creditor, breviter disserit. Rostochii 1813.

er aber mit einem Male von einer seine Kräfte zerstörenden Krankheit befallen und nach einem achttägigen Krankenlager verschied er am obengenannten Tage. Am 1. Juni wurde seine Leiche auf dem Neustädt'schen Kirchhofe feierlich beerdigt und auch der Großherzog selbst folgte dem Sarge. Vermählt war er zu zweien Malen; zuerst seit dem 28. August 1779 mit R. E., geb. Peitzner und nach deren am 14. April 1796 in ihrem 40. Lebensjahre erfolgtem Ableben, seit dem 5. Dec. 1797, mit seiner jetzigen Witwe C. D. M., gebornen Siggelkow, einer Tochter des am 30. Jan. 1808 verst. geheimen Kanzleirathes Fried. Wilh. Christoph Siggelkow in Schwerin, hinterließ jedoch aus beiden glücklichen Verbindungen keine Kinder. — Von Charakter war der Geschiedene sehr wohlthätig und half, wie und wo er nur konnte, Bedrängten aller Art; kein Unglücklicher verließ ihn ohne Unterstützung und Trost. Kein Freund rauschender Feste, lebte er bescheiden und patriarchalisch und brachte gewöhnlich die Sommerzeit in seinem schönen, unweit Ostorf belegenen Garten, oder auf dem Rittergute Großen-Stieten, das er von 1802 bis 1836 besaß, in regsamer Thätigkeit zu. — Als Schriftsteller lieferte er, außer vielen Aufsätzen in Zeitschriften, nachstehende, ein und denselben Gegenstand betreffende anonyme Werke: Betrachtungen über die herzoglich mecklenb. Deklaratorverordnung vom 12. Februar 1802, in Betreff der agnatischen Rechte beim Verkaufe der Lehngüter und der bei deren Ausübung einreißenden Mißbräuche, von einem mecklenburg. Vasallen. Mit Beilagen. Schwerin und Wismar 1802. — Nachtrag zu den Betrachtungen üb. die herzogl. mecklenb. Deklaratorverordnung 2c. Ebd. 1803. — Einen bedeutenden Theil seiner Bibliothek hat der Verstorbene durch testamentarische Verfügung dem Gymnasium Fridericianum in Schwerin zugewiesen.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 187. Dr. Karl Ludwig Randhan,

prakt. Arzt zu Weißenfels a. d. S.;

geb. den 25. Juli 1787, gest. den 13. Mai 1840.

Er ward zu Weißenfels a. d. Saale geboren, wo sein Vater, Dr. Ehrenfried Randhan, als praktischer Arzt lebte. Der jüngste Sohn, erfaßte auch ihn, gleich dem ältern Bruder, Namens Friedrich, eine unüberwindliche Vorliebe für den Beruf seines allgemein geachteten Vaters. Den ersten Unterricht empfing er in der heimathlichen Stadtschule und

wurde besonders vorgebildet für ein Gymnasium durch den geschickten Rektor Mag. Wolf. Als er die nöthige Reife erlangt hatte, trat er in die Reihen der Alumnen zu Schulpforta, um hier eine klassische Bildung zu erhalten. Von Ostern 1800 bis dahin 1806 befand er sich daselbst, genoß den trefflichen Unterricht eines M. Gernhard, M. Lange, M. Schmidt I., M. Schmidt II. und des würdigen Dr. Ilgen, verließ mit ehrenvollem Zeugnisse die Schule und bezog die Akademie zu Leipzig, wo er den 18. April 1806 unter dem Rektorate des Dr. und Prof. Kühn inmatrikulirt ward. Hier waren seine Lehrer besonders Dr. Rosenmüller, Dr. Ludwig, Dr. Eschenbach, Dr. Haase, Dr. Müller, Dr. Kühn, Dr. Clarus und Dr. Töpelmann. Im J. 1809 ward er Bakkalaureus der Medicin und als solcher in die Zahl der das Klinikum Besuchenden aufgenommen, sowohl die Medicin als auch die Chirurgie und Entbindungskunst mit Eifer studirend. Den 8. März 1811 erfolgte feierlich seine Doktorpromotion unter dem Rektorate des Hofraths Wieland. Hierauf begab er sich auf ein Jahr nach Berlin und Wien, wo er die Klinik ebenfalls besuchte und in Wien, namentlich unter Dr. Beer's Leitung, sich noch mehr in seinen Wissenschaften vervollkommnete. So tüchtig ausgerüstet trat er im J. 1812 in seiner Vaterstadt in das praktische Leben ein, um ihr die Früchte seines Fleißes zum Heile seiner Mitbürger zuzuwenden und je bessern Klang der Name Randhan daselbst gewonnen hatte, um so vertrauensvoller kam man ihm von allen Seiten entgegen. Am 1. Nov. 1812 verehelichte er sich mit Henriette Liberte, zweiten Tochter des Kauf- und Handelsherrn Christian Daniel Warmann in Weißenfels, welche ihm zwei Töchter, Pauline und Louise, gebar. Den 14. Sept. d. J. hatte er bereits von der Herzogin Louise Eleonore von Sachsen-Meiningen den ehrenvollen Ruf als außerordentlicher Stadt- und Landchirurg des Herzogthums erhalten, doch lösten sich die darüber gepflogenen Unterhandlungen durch den plötzlichen Tod seines ältern ebenfalls in Weißenfels als praktischer Arzt wirkenden Bruders auf, indem er nun dessen Geschäfte mit übernahm, sich gleicher Liebe und gleichen Zutrauens in der Stadt und Umgegend erfreuend. Im J. 1813 übernahm er die Direktion des zu Weißenfels errichteten Militärlazareths und waltete mit treuer Fürsorge für die darin Untergebrachten jeglicher Nation so lange, bis nach Abschluß des 2. Pariser Friedens dasselbe aufgehoben ward. Die Folge seiner Anstrengungen war, daß auch ihn ein heftiges Nervenfieber ergriff, von welchem er jedoch glücklich genas. Den 8. Juli 1813 ward er vom

Könige von Sachsen, Friedrich August *), nachdem er am 19. Mai d. J. die Physikatsprüfung in Leipzig rühmlichst bestanden hatte, zum Amtsphysikus ernannt, wobei seiner rühmlichen Thätigkeit das ehrenvollste Zeugniß gegeben ward. Als dieser Landestheil im J. 1815 an die Krone Preußen übergegangen war, wurden auch allmälich die Begränzungen in anderer Weise geordnet; es wurden landräthliche Kreise abbezirkt und in Folge dessen wurden auch Kreisphysici mit erweitertem Wirkungskreise angestellt. Nachdem er dieses Kreisphysikat eine Zeitlang interimistisch verwaltet hatte, ward er am 12. April 1820 zum Kreisphysikus ernannt und es wurde ihm nach und nach die ärztliche Aufsicht über das langendorfer Landwaisenhaus, das weißenfelser Schullehrerseminar und die dasige Präparanden- und Taubstummenanstalt höhern Orts übertragen. Auch entstand durch ihn besonders die dasige Bade- und Mineralwassertrinkanstalt, für welche er sich mit ungeschwächter Fürsorge interessirte. Er war ein treuer und sorgsamer Arzt, ein theilnehmender Freund, der schon durch sein Erscheinen am Krankenbette tröstend wirkte, der sich durch seine Geschicklichkeit in der Entbindungskunst große Verdienste erwarb und durch seine Tüchtigkeit ein Wohlthäter seiner Mitmenschen ward. Es genoß allgemeine Liebe und Hochachtung, der für die Wissenschaft wie für das gesellige Leben gleich erglühte und als vieljähriger Meister vom Stuhle der Loge zu den drei weißen Felsen in seiner Vaterstadt hochgeehrte Mann. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte ihn der Plan, eine vervollständigte und fortgeführte Chronik des weißenfelser Kreises herauszugeben, nachdem im J. 1795 eine ähnliche bereits vom Amtslandrichter Otto im Drucke erschienen war. Dazu hat er viel gesammelt und vorgearbeitet. Damit solches aber nicht verloren gehe, sind seine Manuskripte einem seiner Freunde von der Familie zur Vollendung übergeben worden. In Folge zu großer Anstrengung bei Uebung seines Berufes als Akkoucheur trat allmälich eine Schwäche des Geistes im Jahre 1839 ein. Er hoffte durch den Gebrauch des Bades zu Franzensbrunnen Genesung zu finden, doch wurden seine Hoffnungen getäuscht. Die ihn allmälich immer dichter umfangende geistige Nacht erschöpfte auch seine Körperkraft und seine am obengenannten Tage erfolgte Auflösung war als eine Wohlthat für ihn anzusehen. — Der Superintendent Heydenreich sprach an seinem Grabe die

---

*) Dessen Biogr. siehe im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 449.

Empfindungen aus, die sein thatenreiches und beglückendes Leben in Allen geweckt hatte.

* 188. Karl Wilhelm August Porsche,

Stadtrath zu Leipzig;

geb. zu Zittau den 2. Sept. 1786, gest. den 14. Mai 1840.

Sein Vater, ein vorzüglich geschickter Anwalt und Direktor großer Gerichtsbestallungen, ward dem kaum 12jährigen Knaben, welcher auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt in Sekunda war, durch einen frühen Tod entrissen und mit ihm die Hoffnung, sich der gelehrten Laufbahn widmen zu können. Auf den Rath wohlwollender Verwandten ward er nun von seiner zärtlich besorgten aber mittellosen Mutter für die Handlung bestimmt. Als gehorsamer Sohn fügte er sich, zwar mit Betrübniß, aber ohne Widerrede ihrem Willen, verließ die ihm so werthe Schule und ging nach Breslau in die Lehre. Hier widmete er sich eifrig dem neuen Berufe, ohne jedoch der Beschäftigung mit den ihm so lieb gewordenen alten Klassikern zu entsagen, wenn auch ihm dadurch die nöthigen Ruhestunden fast über die Gebühr beschränkt wurden. Da für den gefühlvollen Jüngling die Gelehrsamkeit, zu der er einen so guten Grund gelegt hatte, kein todter Schatz, sondern ein Quell reiner Freuden, seelenerhebender Regungen und edler Gedanken war, so empfand er in dem Stande, der sein künftiges Lebensglück begründen sollte, eine Leere und verlebte ein Jahr lang in schwerem Kampfe mit sich selbst. Dann aber that er seinem gütigen Lehrherrn das offene Geständniß, daß es ihm, wegen seiner unwiderstehlichen Neigung zum Studiren, unmöglich Kaufmann zu werden und er fest entschlossen wäre, in die Heimath zurückzukehren und seine Mutter zu bitten, hinsichts seiner ihren Willen zu ändern. Die verständige Frau segnete durch ihre Zustimmung den 16jährigen Liebling ihres Herzens, der nun mit verdoppelter Lust und Liebe die Stelle auf dem Gymnasium, die er mit so vieler Wehmuth verlassen hatte, wieder einnahm und sich da den Besten, in sittlichem wie in wissenschaftlichem Streben, anreihte. Noch kurz vor ihrem unvermutheten Ableben hatte die Mutter das Vergnügen, den musterhaften Sohn bei einer Schulfeierlichkeit vor allen andern Schülern ausgezeichnet zu sehen. Im Jahre 1806 verließ P., mit den ehrenvollsten Zeugnissen seiner Lehrer versehen, Zittau und ging nach Leipzig, wo er die Rechte und Kameralia so eifrig studirte, daß er, nach rühmlich überstandener Prüfung, von der Juristenfakultät

die erste Censur erhielt. Während seines Lebens auf der hohen Schule war es für ihn überaus ersprießlich, des nähern Umganges mit dem Professor des peinlichen Rechtes, Erhard († d. 17. Febr. 1813), dessen Amanuensis er auch einige Zeit war, und dem sehr gesuchten und geschätzten, tüchtigen Anwalt Günther († den 10. Okt. 1819) zu genießen. Im Hause des Letzteren, seines wahrhaft väterlichen Freundes, und mit dessen Söhnen, die, wer sie kannte, schon damals Par nobile fratrum nennen mußte, verlebte er höchst angenehme, lehrreiche Stunden. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt prakticirte P. einige Zeit als Advokat und ward bei dortiger Behörde als Waisenhausaktuar und hernach als Stadtschreiber angestellt. Er kam hierauf in den Rath und stieg zur bedeutenden Würde eines Skabinus, geehrt und geachtet von seinen Vorgesetzten, Amtsgenossen und Mitbürgern, zufrieden im Bewußtsein erfüllter Pflicht und im Besitze häuslichen Glückes, das auch die schwerste Arbeit- und Sorgenlast erleichtert. Deshalb vermochten auch 18 ehrenvolle und einträgliche Rufe ihn nicht zu bestimmen, in anderweitige Wirkungskreise zu treten und sein ihm so theures Zittau zu verlassen. Erst dem 19. Rufe, der 1831 von den leipziger Kommunrepräsentanten an ihn gelangte, welche die Stelle eines Stadtrathes nicht besser als mit ihm, dessen Name so guten Klang und den man zuvor schon zum Bürgermeister des neuorganisirten Rathskollegiums vorgeschlagen hatte, zu besetzen glaubten, zumal da ihr Vorsteher, den sie darum fragten, ihm nur das der Wahrheit gemäßeste Zeugniß seiner völligen Befähigung zu diesem Amte von ganzem Herzen geben mußte, folgte P. vertrauensvoll und mit dem regsten Eifer, der neuen Bestimmung in Leipzig eben so thätig und gewissenhaft sich zu widmen, als er es bisher in seiner Vaterstadt gethan hatte, welche ihn nur sehr ungern verlor und mit ehrenvollem Nachrufe begleitete. Als Vorsteher der Leipziger Bürgerschule, welches Amt ihm gleich nach seinem Eintritte in das Magistratskollegium übertragen ward, so wie der 1834 ins Leben tretenden städtischen Realschule und der zweiten Bürgerschule, erwarb sich P. bleibende Verdienste*), nicht mindere um die ökonomische Verwaltung

*) Rühmlich hat dieselben der Direktor Dr. Vogel in der am Neujahrstage 1841 in der ersten Bürgerschule gehaltenen Rede erwähnt, die in seinem schönen Programm „Nachrichten von dem Bestehen und der Wirksamkeit der Real- und ersten Bürgerschule zu Leipzig, während des Schuljahres 1840—1841 ꝛc.“ (35 S. in 8.) nachgelesen zu werden verdienen, in dem auch (S. 3—14) ein Lebensabriß des verewigten P. mitgetheilt wird, dessen Schluß folgender ist (S. 13 u. 14): „Ja, das rühmt die Wahrheit

der Stadtgüter, die Verschönerung des Rosenthales, das Armenwesen und das Gewandthauskoncert, dessen Mitvorsteher und eine Zeitlang Sekretär er war. Alle diese oft schwierigen Geschäfte führte er, als vilseitig gebildeter, talentvoller Mann, mit Um- und Einsicht; ja sogar Musik, Poesie und insbesondere Malerei trieb er als schätzbarer Dilettant. Als Deputirter einiger Innungen, an deren Angelegenheiten er lebhaft Theil nahm, zeigte er sich, wie überhaupt, als gerechten Bürger- und Menschenfreund. Wie konnte es anders seyn, als daß der frühe Tod des so talentvollen und nützlichen Biedermannes unter seinen Mitbürgern allgemeine Trauer erregte? Tiefen Schmerz über den großen Verlust fühlten seine nähern Bekannten; den tiefsten seine Gattin, die Schwester des verdienten Annaberger Superintendenten Dr. Lommatzsch *), die mit ihm 27 Jahre in zufriedener Ehe gelebt und ihn zum glücklichen Vater dreier Kinder gemacht hat.

189. Karl Freiherr v. Stein zum Altenstein,

k. preuß. geh. Staatsminister, Minister der geistl. Unterrichts- u. Medicinalangelegenheiten, Ritter des schwarzen A. O., Kommandeur des Ordens der Ehrenlegion, Ehrenmitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften u. der Akademie der Künste, Mitglied der Gesellschaft naturforschender Freunde u. der Breslauer Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher, zu Berlin;

geb. den 7 Okt. 1770, gest. den 14. Mai 1840 **).

Er ward zu Ansbach geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters widmete seine Mutter, geb. Freiin v. Abels-

ihm nach, daß Er, wie in allen seinen amtlichen Verhältnissen, treu erfunden worden ist, zu allen Stunden, so lange Er das hochwichtige Amt eines Vorstehers dieser Bürgerschule verwaltet hat. Sie selbst ist in ihrem schön gegliederten und als zweckmäßig von allen Stimmbefähigten anerkannten und längst erprobten Organismus das thatsächliche Zeugniß; denn unter P.'s Verwaltung entwickelte sie sich in zwei neuen Zweigen, wie die Bedürfnisse der Zeit sie heischten; im J. 1834 trat die städtische Realschule und im J. 1839 die zweite Bürgerschule ins Leben, um mit der bereits bestehenden Anstalt hinfort ein Ganzes zu bilden. Die Weihe der letztgenannten Schwesterschule war unseres P. letztes Werk, das er mit klaren, begeisterten Worten noch vollzog. Mit diesem ernsten, feierlichen Akte war sein kurzes, reiches Tagewerk vollendet; bald nach des edlen, hochverdienten Deutrich's (Dessen Biogr. siehe im 17. Jahrg. S. 991.) Heimgange erkrankte auch Er. Zwar erschien Er, getrieben von inniger Liebe und Pflichttreue, als schon der Todesengel die Fackel seines Lebens zu senken begann, noch einmal hier in diesen Räumen, um Zeuge der öffentlichen Prüfung zu seyn, der Er sonst mit so großer Ausdauer und Gewissenhaftigkeit beizuwohnen pflegte, aber nur um auf immer von uns zu scheiden. — Doch nein! In unsern Herzen wirst Du fortleben, edler Entschlafener, in aller der Milde und Freundlichkeit Deines Wesens, in der Reinheit und dem Ernste Deines Strebens.

*) Dessen Biogr. s. im 13. Jahrg. d. N. Nekr. S. 718.

**) Gesellschafter. 1840. Nr. 96.

heim, eine der gebildetsten und geistvollsten Damen ihrer Zeit, ihre ganze liebevolle Sorgfalt der Erziehung ihres Sohnes und ihrer Leitung verdankte dieser jene Milde des Charakters, jenes Wohlwollen, das ihn ein langes Leben hindurch auszeichnete, ihm die Sympathie aller Bessern erwarb und reichen Segen über Hunderte verbreitete, die sein Einfluß berührte. Tüchtige Lehrer leiteten den Knaben, das Gymnasium zu Ansbach nahm den Jüngling mit den trefflichen Anlagen auf. Die Universität zu Erlangen, später die zu Göttingen, führten ihn ein in das Gebiet der Wissenschaften, die er liebte, und bereiteten ihn vor auf seine Laufbahn als Staatsbeamter, welche er zuerst im J. 1790 als Referendarius bei der preuß. Kriegs- und Domänenkammer in seiner Vaterstadt betrat. Eine eben so geregelte als einsichtsvolle Thätigkeit entwickelnd, ward er bald zum Kriegs- und Domänenrathe zu Ansbach befördert. In dieser Stellung vermählte er sich mit einem Fräulein v. Hermann aus Memmingen im Würtembergischen, aber schon im J. 1802 erkrankte seine Gattin an Brustleiden und ward im Jahre 1805 eine Beute des Todes. Ein Sohn aus dieser Ehe starb auch (den 11. Juli 1829) an einem Brustübel, als Referendarius der Merseburger Regierung zu Berlin. Seine Schwester war die früh verst. erste Gemahlin des jetzigen Staatsministers und Generalpostmeisters v. Nagler. Wir sehen hieraus, daß er in seinen theuersten Familienverhältnissen nicht glücklich war; er trauerte tief über diese großen Verluste, ließ sich aber nicht entmuthigen und behielt seine hohe Bestimmung für die Welt und das geistige Leben unverwandt im Auge. — Wir kehren nun zu dem thätigen Staatsbeamten nach Ansbach zurück. Dort hatte der Minister v. Hardenberg seine persönliche Bekanntschaft gemacht und ihn und seine ausgezeichneten Talente achten gelernt. Als nun Hardenberg nach Berlin versetzt ward, berief er ihn 1799 in die Hauptstadt, wo er die Stelle eines vortragenden Ministerrathes versah, aber im J. 1803 zum geheimen Oberfinanzrathe und Mitglied des Generaldirektoriums ernannt ward. Die unheilvolle Katastrophe des Jahres 1806 trieb ihn nach Königsberg in Preußen. Dort übernahm er unter den schwierigsten Verhältnissen einen wesentlichen Theil jener Geschäfte, durch welche man die segensreichen Reformen der Folgezeit, die günstige Umwandlung der preuß. Zustände vorbereitete. Als der Minister Freiherr v. Stein *) im Jahre 1807 den preuß. Staatsdienst verließ, übertrug der

*) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. d. N. Nekr. S. 572.

König v. A. vertrauungsvoll die gesammte Finanzverwaltung, die in jener Krisis mehr als gewöhnliche Talente, Patriotismus, Kraft und Beharrlichkeit in Anspruch nahm. Der Antheil v. A's an den wichtigen Veränderungen und Gründungen neuer Institute in der Verwaltung und in der höhern Stellung des Bildungswesens in jenem Zeitraume ist der bedeutendste, wenn gleich derselbe nicht speciell aufzuführen ist. So wissen z. B. Alle, welche mit der damaligen Sachlage bekannt sind, welchen Einfluß er auf die spätere Begründung der Universität zu Berlin im J. 1809 und auf die Veredlung der Volksbildung überhaupt ausübte. Seit dem Wiedereintritte des Freiherrn v. Stein als erster Minister, im J. 1808, sehen wir eine Reihe von Reformen theils entstehen, theils sich einleiten. Die neue Gestaltung der höchsten Staatsämter und der Provinzialbehörden erfolgte, die Veränderung in den grundherrlichen und bäuerlichen Verhältnissen ward vorbereitet, eine neue Staatsverwaltung im freien bessern Geiste trat ins Leben, dem Bürgerstande gewährte man in der Städteordnung eine höhere Selbstständigkeit, das Bewußtsein gesetzlicher Freiheit, die Volksbewaffnung, als der Anfang zur einstigen Befreiung Preußens und Deutschlands: dies Alles waren Arbeiten, bei denen v. A. von ganzer Seele sich thätig zeigte. Nachdem im J. 1810 v. Hardenberg als preuß. Staatskanzler wieder eingetreten war und sich in seinem Wirkungskreise unbeschränkt zu bewegen wünschte, trat v. A. von den öffentlichen Geschäften zurück und lebte bis 1813 in tiefster Ruhe den Wissenschaften, vorzugsweise der Naturkunde, an der er fast mit Leidenschaft hing; aber bei dem Beginnen des Befreiungskrieges 1813 berief der König ihn zur Verwaltung des Civilgouvernements von Schlesien und im J. 1815 zu wichtigern Geschäften in das große Hauptquartier zu Paris, wo er die Administration der vom preußischen Heere besetzten französ. Provinzen leitete. Ihm verdankten die Preußen großentheils den Wiederempfang der in den Unglückstagen ihrem Vaterlande von den Feinden entrissenen und nach Paris geführten Gegenständen der Kunst, der Wissenschaft und der Nationalehre. In Verbindung mit dem Bevollmächtigten Wilhelm v. Humboldt *) betrieb er das Reklamationsgeschäft gegen Frankreich, indem Letzterer bei den Unterhandlungen Dasjenige energisch forderte, was v. A. mit Kenntniß und richtigem Takte als wichtig bezeichnet hatte. So gelangten 1815 jene Ansprüche zur Geltung, welche man

*) Dessen Biogr. s. im 13. Jahrg. des N. Nekr. S. 390.

1814 hatte aufgeben müssen. In den Ergebnissen solcher Thätigkeit erkannte man stets mehr und mehr die glänzenden Eigenschaften des Staatsbeamten und versetzte ihn hiernach in höhere Wirksamkeit. Darum verlieh der König ihm am 2. Dec. 1817 das neu gegründete Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, dem auch noch bald darauf das von dem Ministerium des Innern und der Policei getrennte Medicinalwesen beigefügt ward. Als eine der ersten Arbeiten des Ministers in dem neuen Wirkungskreise erscheint die Gründung der Universität zu Bonn, der bald die Stiftung mehrerer Gymnasien, Bildungsanstalten und Volksschulen folgte. Von hier an ist A.'s Wirken ein weltgeschichtliches zu nennen, da es nicht allein auf Preußen beschränkt blieb, sondern die preuß. Lehr- und Erziehungsinstitute einen europäischen Ruf gewannen und England und Frankreich sie als trefflich erkannten und als Vorbilder für ihre Unterrichtsanstalten nahmen. So erhielt Preußens Intelligenz in ihm eine neue Basis, die Wissenschaft eine neue Stütze. Und wie leicht ward es ihm, dem ernsten Manne mit den milden Formen, die geistige Kultur wie jedes Gute im Gebiete des höheren Lebens zu fördern! — Wie er während der kirchlichen Wirren mit Umsicht, Geist, Humanität und ganz im Sinne seines Gebieters gehandelt, um dem Hader die schärfsten Stacheln und die verderblichsten Folgen zu nehmen, ohne der Würde und dem guten Rechte des Staates Etwas zu vergeben, so weit seine Autorität reichte, ist bereits von den Unbefangenen erkannt und wird in noch höherem Maase von der Nachwelt richtig gewürdigt werden. Wohlwollend beschirmte und unterstützte er die Beamten seines Ressorts und ließ auch das geringste Verdienst nicht unbelohnt. Seine Wohlthätigkeit ist allbekannt geworden. Niemals hat Jemand in seiner Nähe gerechten Grund zur Klage gefunden, wohl aber verehrten ihn Alle, die mit ihm in Berührung kamen. In den Musestunden lebte er unter seinen geliebten Blumen, die er sorgsam pflegte, wie sein reines Gemüth so gern die ganze Menschheit gepflegt hätte. Bei der durch tiefe Wissenschaftlichkeit und Geistesmacht geleiteten hohen Wirksamkeit drängte er sich mit seiner Persönlichkeit nie vor, sondern überließ oft Andern bescheiden den Ruhm, der ihm gebührt hätte. Eben so überschätzte er die Vorzüge der Geburt und des Ranges nicht, nannte sie oft eine glückliche Zufälligkeit und that sich auf Aeußerlichkeiten nimmer etwas zu Gute. Lebte je ein Patriot im echten, besten Sinne des Wortes, so war es A., und nie hat ein Monarch einen treuern, redlichern Beamten und

anhänglichern Unterthanen besessen, als Friedrich Wilhelm III.*) an ihm. Aber dafür zollten auch Tausende ihm aus freiem, frohen Herzen den Tribut reiner Liebe und Verehrung. Seine Verwandten und wenigen nähern Freunde, zu denen vorzugsweise sein Schwager, der Minister v. Nagler, und der Gemahl seiner Nichte, der geheime Regierungsrath Freiherr v. Stein-Kochberg, gehörten, hingen ihm mit inniger Hochachtung an, wie er ihnen die wärmste Zuneigung weihte. — Anstrengende Arbeiten, viele Nachtwachen hatten schon seit Jahren seine Gesundheit untergraben und öftere Unpäßlichkeiten hervorgerufen, als er im Anfange des März 1840 ernsthaft erkrankte. Angeblich litt er an der Brustwassersucht; sein Arzt, der geheime Medicinalrath Dr. Casper, zog bald nach der Ankunft des berühmten Mediciners, Professor Dr. Schönlein, in Berlin, dessen Berufung, besonders als Lehrer der Klinik, mit dem Titel geheimer Medicinalrath, an die Berliner Universität auch A.'s Werk war, diesen zu Rathe, aber die Kunst vermochte nicht mehr die erschöpfte Natur zu erneuern. Das Dasein des 70jährigen Greises erlosch, den in seinem Hause ausgelegten Bulletins zufolge, allmälich und in der Nacht des obengenannten Tages entschlief er buchstäblich, denn er verschied in sitzender Stellung, das müde Haupt in die linke Hand gelehnt; man fand die Leiche bleich, aber nicht vom Todeskampfe entstellt. Ein reges, thatenreiches Leben, Aussaat für die Ernte über den Sternen, war verschwunden. — Das Leichenbegängniß war glänzend und hätte noch glänzender seyn können; der Anspruchlose hatte sich aber bei Lebzeiten schon für diesen Fall jeden Prunk verbeten. Vor dem halleschen Thore auf dem Gottesacker der Dreifaltigkeitskirche, zwischen der Hasenhaide und dem Kreuzberge, ist seine Ruhestätte; dorthin brachte man ihn, in die Nähe des Grabes des Professors Schleiermacher**), an die eben so sinnig als freundlich mit Blumen, Palmen und Cypressen umstellte Gruft, wo der Thätige rasten sollte von der langen Arbeit, unter Pflanzen und Blüthen, die dem Botaniker während seiner Erdenwallfahrt Erholung gewährt hatten; denn stets war die Phytonomie seine Lieblingsbeschäftigung neben den Berufsarbeiten. Ernster Choralgesang, von Instrumenten begleitet, leitete die feierliche Handlung des Begräbnisses ein, dann sprach der Oberkonsistorialrath Ehrenberg die Gedächtnißrede für den unvergeßlichen Entschlummerten, Worte

*) Dessen Biogr. s. in diesem Jahrg. d. N. Nekr. unterm 7. Juni.
**) Dessen Biogr. s. im 12. Jahrg. des N. Nekr. S. 125.

der Wahrheit, keinen Panegyrikus, keine schmeichelnde Uebertreibung; unter sanftem Gesange von Männerstimmen ward der Sarg von Studirenden der Berliner Universität hinabgesenkt in den Mutterschoos der Erde. Freunde und Verehrer streuten Erde in die Gruft und Blumen, aber im Kreise umher glänzten Thränen in den Augen der Leidtragenden, die es nicht bloß in der Form, sondern auch dem Wesen nach waren.

* 190. Joseph Springer,

Advokat und Gerichtsdirektor zu Leipzig;

geb. d. 10. Okt. 1800, gest. d. 15. Mai 1840.

Er ward zu Hagenest bei Borna im Königreiche Sachsen geboren. Sein Vater war ein schlichter Landmann, der trotz aller Sorge für eine leibliche Existenz doch in Verbindung mit seiner thätigen Hausfrau die Erziehung seiner Kinder durchaus nicht vernachlässigte. Auf unsern S. wurde zuerst der wackre, als theologischer Schriftsteller rühmlichst bekannte Inspektor Böhme zu Luckau (bei Altenburg) aufmerksam und unterstützte die Bemühungen des Knaben, sich im Rechnen und Schreiben weiter auszubilden, als es sonst in Dorfschulen zu geschehen pflegt. Dies war der erste Schritt auf einer Laufbahn, die S. unter Hindernissen zurücklegte, wie sie sich den Sterblichen nur äußerst selten in den Weg stellen. Dem edlen Böhme gebührt der Ruhm, S.'s Talent zuerst erkannt, geweckt und unterstützt zu haben. Einige Zeit nach seiner Konfirmation erhielt der junge S. durch Vermittlung des Inspektors Böhme eine Schreiberstelle in der Mahl- und Schlachtsteuererpedition bei Mähder in Altenburg. Hier arbeitete er von früh bis auf den Abend, benutzte aber die ihm des Morgens und Abends noch übrig bleibende Zeit zur Lektüre deutscher Klassiker und fing bei dem Gymnasiasten Seyffert (nachmaligen Pastor auf einem Dorfe bei Leipzig) die lateinische Sprache zu erlernen an. Nebenbei spielte er zu seiner Ergötzlichkeit auf der Flöte, ohne deshalb das Spazierengehen ganz zu vernachlässigen, das ihm um so nöthiger war, da er um diese Zeit nicht wenig durch Flechten an beiden Händen litt, die erst im J. 1826 zu weichen begannen. Kurz, er benutzte seine Zeit so, wie es geschehen mußte, wenn er seinen Unterhalt verdienen und sich doch zugleich geistig vervollkommnen wollte. Neben den lateinischen Privatstunden wünschte unser S. nun auch Unterricht in der franz. Sprache zu nehmen, weil man ihm gesagt hatte, daß die Kenntniß dieser Sprache in neuern

Zeiten den Gebildeten aller Stände fast unentbehrlich sey. Er hielt bei seinem Principale an, ihn wöchentlich 3 Stunden vom Kopiren zu dispensiren. Mähder war diesem Streben nicht entgegen und so nahm denn S. Unterricht in der franz. Sprache beim Sprachmeister Stempel zu Altenburg. Auf diese Weise ging es nun etwa bis zum J. 1819 fort. S. hatte sich bisher zwar nur geringe Kenntnisse in der lateinischen Sprache erworben, weil die Lehrstunden oft unterbrochen wurden, dafür aber begann er bereits französisch zu sprechen und was noch mehr sagen will, durch stete Aufmerksamkeit auf sich selbst und durch unausgesetzte Lektüre der deutschen Klassiker, vorzüglich der Dichter Seume und Schiller, hatte sich der 19jährige, in der Schule der Dürftigkeit heraufgewachsene Jüngling schon einen festen Charakter angebildet. Zu Ende des Jahres 1819 wurde S. mit einem Freunde Seyffert's, mit dem damaligen Gymnasiasten Heyne (jetzt Direktor des franz. Instituts zu Leipzig) bekannt. Auf einigen Spaziergängen sprachen sich die jungen Leute über die verschiedensten Gegenstände aus und beide glaubten gefunden zu haben, was ihnen lange gefehlt hatte. Sie schlossen eine schwärmerische Freundschaft, die nur der Tod lösen konnte, obwohl von 1826 an Trennung und völlig divergirende Berufsgeschäfte den gegenseitigen Einfluß sehr vermindern mußten. S., der 3 Jahre älter war, als sein neuer Freund, übertraf diesen bei weitem an Welterfahrung und Charakterstärke. Dagegen fehlte es ihm besonders noch an positivem Wissen, wie es auf Gymnasien erworben zu werden pflegt. Hat daher S. das unleugbare Verdienst, die Weltansicht des jungen Heyne geläutert zu haben, so verdankte er Letzterem die Erweiterung seiner Kenntnisse in den Realien. Zuerst suchten beide Freunde rücksichtlich der religiösen Ansichten aufs Reine zu kommen, oder, wie sie sich ausdrückten, „völlig abzuschließen." Schillers Briefe des „Julius an Raphael" hatten den Streit entzündet. Der Scharfsinn, welcher bei diesen Streitigkeiten zu Beweisen und Gegenbeweisen aufgewendet werden mußte, hatte offenbar S.'s Urtheilskraft nicht wenig geschärft. Eine andere Art von Unterhaltung bildeten politische Gespräche, die zunächst von Schillers 30jährigem Kriege und vom Abfalle der vereinigten Niederlande ausgingen und sich zuletzt in der Regel wieder in diesen Stoff verloren. Alle Morgen las in dieser Zeit S. in seinem Expeditionszimmer mit dem jungen Heyne den Julius Cäsar d. b. g. Als das Buch zur Hälfte übersetzt war, wählte man den Lälius, später auch Tacitus d. mor. Germ. und Cicero's Briefe. Daneben übersetzte S.

auch die lateinischen Exercitien, welche der Professor Ramshorn in Tertia aufgab. Sein Freund überreichte sie ihm alle Wochen und korrigirte sie dann eben so, wie dies auf dem Gymnasium geschehen war. In 1½ Jahren hatte es S. auf diese Art in der lateinischen Sprache so weit gebracht, daß er an dem Gymnasialunterrichte in Prima theilnehmen konnte. Dies geschah mit Mähder's Erlaubniß wöchentlich sechs Mal. Die Unterrichtsgegenstände waren: Uebersetzung von Cicero's Reden und lateinische Stylübungen unter Matthiä's persönlicher Leitung. — Im Frühjahre 1823 bezog S., sein Maturitätszeugniß in der Tasche, mit dem ebenfalls aus dem Königreiche Sachsen gebürtigen Heyne die Universität Leipzig. Die Inskription erfolgte den 4. Mai. Beide nahmen ein Logis mit Heyne's Bruder zusammen, einem damaligen Stadtgerichtskopisten und jetzigen Kassirer beim Leihhause und der Sparkasse zu Leipzig, hatten aber anfangs gemeinschaftlich mit der Armuth zu kämpfen. Bekam einer von beiden Studiosen eine Wurst oder ein Stück Schinken aus dem elterlichen Hause, so gab dies allemal einen Festtag. Zuweilen erhielt S. ein kleines Darlehn von seinem Bruder in Hagenest. Später (den 27. Sept. 1823) brachte er ein testimonium paupertatis bei und ward einiger Stipendien theilhaftig, die ihn wenigstens vor dem drückendsten Mangel schützten. Wie S. in Altenburg den Werth der Zeit zu schätzen gewußt, wie er zu seiner geistigen Vervollkommnung alle sich ihm darbietenden Mittel angewendet hatte, so geschah dies in noch ausgedehnterem Maase in Leipzig. Das Erste, worauf er sich mit der ganzen Gewalt eines jungen Feuergeistes warf, war die Philosophie. Der wackere Professor Krug war sein erster Lehrer. Ihn hörte und las er mit einer Liebe, mit einer Ausdauer, wie sie nöthig waren, um aus ihm einen so hellen Kopf zu machen, als welchen er sich später so glänzend gezeigt hat. Bald hatte er die Klarheit der Krug'schen Philosophie in Saft und Blut erwandelt. Hierauf nahm er zunächst Kant vor, den er wohl ziemlich ganz gelesen haben mag und dessen Kritik der reinen Vernunft seine lebenslängliche Verehrung genoß, „weil sie ihm den Boden geebnet hatte," der besäet werden sollte. Dagegen konnte Hegel *) wegen der Dunkelheit seiner Diktion niemals seinen Beifall erhalten. Neben diesen philosophischen Studien, woran außer dem oft genannten Heyne auch Heinichen, nachmaliger Rektor am Lyceum zu Chemnitz und dermaliger Konrektor am Gymnasium

*) Dessen Biogr. siehe im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 961.

zu Annaberg, so wie der jetzige Superintendent Leo und der gegenwärtig als Pfarrer in Gröbeln angestellte Pastor Rößler Theil nahmen, hatte S. auch schon die Encyklopädie der juristischen Wissenschaften, allgemeine Rechtsgeschichte und insbesondere römische Rechtsgeschichte zu hören angefangen. Alles, was ihm zu Gesichte kam, verschlang er gleichsam und verarbeitete es mit eisernem Fleiße. Eifrig trieb er seine Studien fort, vollendete in den Jahren 1825 und 1826 seinen juristischen Kursus und bestand im J. 1827 mit Auszeichnung seine Prüfung. Am 9. April 1827 erhielt er von der Universität das Notariatsdiplom, unterm 3. Juli 1828 bestätigten ihn der Bürgermeister und Rath der Stadt Leipzig in diesem Notariattabellionat und richterlichen Amte und den 17. Juli d. J. erhielt er von der Landesregierung den Immatrikulationsschein. Zu seiner weitern Ausbildung in der juristischen Praxis ging S. auf die Expedition des sehr renommirten Dr. Wiesand, zu dessen Faktotum er sich in achtjähriger Thätigkeit emporschwang. Nicht nur seine Mitaktuarien, sondern auch andere Männer von Fach priesen ihn schon als einen routinirten Advokaten, noch ehe er die Advokatur erlangte. Den 18. Februar 1831 erklärte die Landesregierung seine Probeschriften für gut, aber erst den 3. März 1832 erhielt er den vom Justizminister von Könneritz unterzeichneten Advokaturschein. Außer seiner Expeditionszeit beim Dr. Wiesand prakticirte er auch zu Hause. Später verwendete er nur noch die Vormittage auf die fremde Expedition, weil seine eignen Geschäfte mehr Zeit zu erheischen anfingen. Endlich erhielt er ein Paar Gerichtsbestallungen und arbeitete nun ganz für sich. Seinen bürgerlichen Pflichten kam der Verewigte stets gewissenhaft nach; so trat er in die Kommunalgarde ein und war zuletzt bis zum Lieutenant avancirt. Seine Untergebenen rühmten eben sowohl die Ordnung und Pünktlichkeit, womit er sie anführte, als die Humanität, womit er sie behandelte. Er war von allen seinen Kameraden geachtet und geehrt. Im Herbste 1839 begann der sonst so kerngesunde S. zu leiden. Er nahm ärztliche Hülfe in Anspruch und verdoppelte seine Spaziergänge. Vergebens, das Uebel verschlimmerte sich und schon am obengenannten Tage machte der Tod seinem thätigen Leben ein Ende. Bei der Sektion zeigte sich ein durch Krebsgeschwüre entstandenes Loch im Magen. — Auch als Schriftsteller hat sich S. thätig gezeigt; er lieferte nämlich zu Konversationslexicis und andern periodischen Schriften juristische Artikel, so namentlich zu dem von Weiske herausgegebenen „Rechtslexikon für Juristen aller deutschen Staaten." —

Eine Eigenthümlichkeit S.'s war, daß er die Beseitigung ziemlich gleichgültiger Dinge ziemlich weit hinausschob.

* 191. Vollrath Joachim Hellmuth v. Bülow,

großherzoglich mecklenburg-schwerin'scher Oberstallmeister und Kammerherr zu Schwerin, Direktor des vereinten Haupt- und Landgestütes zu Redevin und der Thierarzneischule zu Schwerin, des königl. hanöverschen Guelphenordens Großkreuz und des königl. preuß. Johanniterordens Ritter, Mitglied des Vereins für Mecklenburgs Pferderennen ꝛc.;

geboren den 27. Mai 1771, gestorben den 16. Mai 1840.

Er entstammte einem sehr alten niedersächsischen, hauptsächlich mecklenburgischen adeligen Geschlechte, das seit dem J. 1417 das mit dem von den von Zülen an sich gebrachten Hofe zu Gudow verbundene Erblandmarschallamt des Herzogthums Lauenburg führt. Eine Branche desselben erhob Kaiser Joseph am 16. Dec. 1705 in den Freiherrn- und Kaiser Karl VI. im Jahre 1736 den Freiherrn Ernst August v. Bülow in den Reichsgrafenstand, welcher Titel aber durch dessen erblosen Abgang wieder erlosch *). Geboren in Zülow bei Sternberg, war er ein Sohn des k. dänischen Oberstlieutenants a. D. und Erbherrn v. Bülow auf Zülow u. s. w. und der Freiin von Meerheimb, aus dem Hause Germern. Nach dem Tode seines Vaters trat er schon im 14. Jahre in k. hanöversche Militärdienste als Kadet im 9. Kavallerieregimente Königin Dragoner. 1786 wurde er Sekondelieutenant, 1793 Premierlieutenant. In dem Jahre 1793 und den folgenden Jahren stand er erst mit seinem Regimente auf dem Kordon, dann marschirte es durch Westphalen nach Flandern und hier machte er als Regimentsadjutant und zuletzt als Rittmeister die Belagerung von Valenciennes und die Schlacht von Famars mit. Als im J. 1803 Hanover von den Franzosen okkupirt ward und auch das 9. Regiment aufgelöst wurde, ging er in sein Vaterland zurück, wo sich ihm die Aussicht zu einer Anstellung eröffnete, weshalb er 1804 seinen Abschied aus dem hanöverschen Dienste forderte und in Mecklenburg als Rittmeister und Kavalier bei dem Prinzen Adolph, jüngsten Sohn des Herzogs, angestellt wurde. Diesen Posten verließ er 1805, da er zum Stallmeister und Chef des Marstalls ernannt wurde. Als solcher

---

*) S. historische, genealogische und kritische Beschreibung des edeln, freiherrlichen und gräflichen Geschlechts von Bülow, herausgegeben von Jak. Fried. Joach. v. Bülow, herzogl. mecklenburg-strelitzischem geheimen Kammerrathe. Mit Kupfern und Urkunden, Neubrandenburg 1780.

und als Kavalier der regierenden Herzogin begleitete er in dem traurigen Jahre 1806, als Mecklenburg von den Franzosen besetzt war, die herzogliche Familie nach Altona, wo sich dieselbe bis zum Frieden von Tilsit, 1807, der die Wiedereinsetzung des Herzogs von Mecklenburg bedung, flüchtig aufhielt. Nach der Rückkehr in das Land ward er zum Viceoberstallmeister und 1810 zum Oberstallmeister ernannt, welche Stelle er gerade 30 Jahre bekleidete. Zugleich wurde ihm die Organisation eines Haupt- und Landgestüts zu Redevin bei Ludwigslust übertragen, wo er sich seitdem abwechselnd mit diesem Orte bis zum Jahre 1837 aufhielt. Als im J. 1813 sich auch Mecklenburg des von neuem ihm aufgedrungenen französischen Joches zu befreien suchte, wurde ihm von einer hohen Regierung die Errichtung eines Landsturmes aufgetragen, welches aber später, als nicht ausführbar, wieder zurückgenommen wurde. Dagegen mußte er sich als Regierungsbevollmächtigter ins Hauptquartier des Generals v. Wallmoden begeben, um für die Verpflegung der an der Elbe aufgestellten verbündeten Truppen zu sorgen und hatte hierbei, in welcher Angelegenheit er auch nach Hanover gesandt wurde, vielfach Gelegenheit, seinem Vaterlande und dem Kriegsgange nützlich zu seyn. Im J. 1820 machte er seine erste, im J. 1827 seine zweite Reise nach England, um Pferde für das Gestüt zu kaufen; im erstern Jahre wohnte er auch in Begleitung des Großherzogs Friedrich Franz *) der Verlobung dessen Enkels, des Erbgroßherzogs Paul Friedrich, mit der Prinzessin Alexandrine von Preußen bei und ward von dort nach Warschau und Petersburg gesandt, sie dem nahverwandten Kaiserhause anzuzeigen. In den Jahren 1820—1825 beschäftigten ihn angelegentlich die Bauten eines Marstalls in Ludwigslust und die Ställe und zahlreichen Gebäude des Gestüts in Redevin, beides seine Schöpfungen im weitesten Sinne des Wortes. Nach dem am 1. Febr. 1837 erfolgten Ableben des Großherzogs Friedrich Franz ward ihm von dem Großherzoge Paul Friedrich das Prädikat Excellenz ertheilt. Bei dem bald darauf stattfindenden Residenzwechsel folgte er dem Großherzoge nach Schwerin (ohne jedoch Redevin zu verlassen), wo unter seiner Direktion ein neuer großartiger Marstall gebaut wurde, dessen Vollendung er leider nicht erleben sollte. Die kräftigste Gesundheit machte ihm fortwährend eine rastlose Thätigkeit möglich und vollkommen wohl und gesund trat er im März 1840, einer wiederholten Aufforde-

*) Dessen Biogr. siehe im 15. Jahrg. des N. Nekr. S. 152.

rung folgend, eine Reise nach Hanover an, um dem Dienstjubiläum des regierenden Königs Ernst August, der bei dem Regimente „Königin" zuerst eingetreten, beizuwohnen. Von diesem Regimente lebten außer dem Könige nur noch vier Officiere, unser von Bülow, der mecklenburg-schwerin'sche Generalmajor v. Pentz, der hanöv. Generalmajor und Generaladjutant v. Linsingen und der Oberstallmeister v. Spörken. Mit frohen Erinnerungen und den dankbarsten Gefühlen, mit dem Militärgroßkreuze des Guelphenordens geschmückt (dessen Kommandeurkreuz, so wie den preuß. Johanniterorden er schon länger besessen), kehrte er im April zurück, erkrankte plötzlich den 5. Mai und endete nach schwerem Leiden an einer komplicirten Krankheit, die mit einer Luftröhrenentzündung endete, in der Nacht vom 15. auf den 16. jenes Monats. Seine irdische Hülle wurde am 20. desselben Monats, gegen Mitternacht, von dem Großherzoge, einem großen Theile der ersten Staatsdiener u. s. w. unter Glockengeläute und den üblichen Trauerceremonien bis zum Schloßgarten geleitet, von wo dieselbe unter der Obhut der nächsten Angehörigen und der Marstalldienerschaft ihrer weitern Bestimmung nach dem Friedhofe zu Ludwigslust entgegengeführt ward. Er hinterließ eine Witwe, L. geb. von Bülow, Tochter des verstorbenen Oberhofmarschalls Bernhard Joachim v. Bülow in Schwerin, mit welcher er viele Jahre sehr glücklich vermählt gewesen, und 3 Kinder, 1 Sohn und 2 Töchter; von letzteren ist die älteste Tochter, Karoline, seit dem 27. Jan. 1838, die Gattin des großherzoglich mecklenburg-schwerin'schen Majors und Flügeladjutanten L. F. v. Hirschfeldt. — Als besonders hervortretende Züge aus dem Charakter des Verewigten bemerken wir hier sein lebhaftes Gefühl für Recht und Unrecht und seinen unbegrenzten Wohlthätigkeitssinn, insonderheit für die hinterbliebenen Witwen und Waisen verstorbener Stallbedienten. Von edler Menschenliebe beseelt, wurde er deren Unterstützer und Versorger. Als Chef hielt er die ihm Untergebenen streng zur Erfüllung ihrer Pflichten an, wobei dieselben wohl wußten, daß er es gut mit ihnen meinte. Seine Kenntnisse waren sehr vielseitig; er sprach das Französische und Englische mit Fertigkeit und war auch mit den vorzüglichsten Schriftstellern dieser Sprachen wohl vertraut.

Schwerin. Fr. Brüssow.

192. Johann Michael Persch,

evangelischer Pfarrer zu Oberbiela (Lausitz);

geb. d. 27. Sept. 1762, gest. d. 16. Mai 1840 *).

Er wurde zu Görlitz geboren, wo sein Vater Joh. Mich. P. als Schuhmachermeister lebte; seine Mutter war Anna Rosine geb. Schulz aus Leschwitz. Den ersten Schulunterricht, wie die nachfolgende wissenschaftliche und sprachliche Vorbildung erhielt er in seiner Vaterstadt, verließ dann mit dem 17. Lebensjahre das Gymnasium und bezog die Universität Leipzig, wo er $3\frac{1}{2}$ Jahre Theologie studirte. Nach Beendigung seines akademischen Lebens wirkte er 10 Jahre hindurch als Hauslehrer beim Herrn v. Uechtritz auf Sohland am Rothstein, dann 3 Jahre in gleicher Anstellung beim Major v. Nostitz auf Großradisch bei Bautzen. Hierauf ertheilte er, ans Gymnasium zu Görlitz als Kollaborator berufen, mehrere Jahre hindurch Unterricht in den zwei untern Klassen dieser Bildungsanstalt, bis er 1803 am 11. Oktober den Ruf als Prediger und Seelsorger nach Oberbiela erhielt, dieses Pfarramt am 23. Sonntage nach Trinitatis ejusd. a. antrat und bald darauf mit der damaligen hinterlassenen Witwe des Amtsvorgängers Pastor Flade, Henriette Charlotte geb. Mildner, eine Mutter von 3 unerzogenen Kindern, den ehelichen Bund schloß, mit ihr bis an sein Ende 37 Jahre hindurch sehr glücklich verbunden lebte und sich um ihre Kinder, als Pflegevater, große Verdienste erworben hat. Plötzlich entstandene Steinschmerzen führten sein Ende herbei. — P. war ein sehr kenntnißreicher, fleißig fortstudirender, auch an der Predigerkonferenz regen Antheil nehmender, dabei aber auch ein in jeder andern Beziehung höchst achtungswerther Mann, ein würdiger evangelischer Geistlicher, der nicht nur sein Amt mit musterhafter Sorgfalt und Treue verwaltete, sondern auch das didicisse fideliter artes etc. seine gesammte Führung bis ins höhere Alter allen seinen Amtsbrüdern auf eine sehr erbauliche Art darstellte, so daß man ihn im vollen Sinne des Wortes den würdigen Senior der ganzen III. Diöces des Görlitzer Kreises nennen konnte. — Bei seiner feierlichen Beerdigung sprachen der Superintendent Nitzschke aus Penzig und der Pastor Gericke aus Hochkirch Worte der Anerkenntniß und des Trostes.

*) N. Lausitz. Mag. 1840. 4. H.

* 193. Karl Friedr. Ludwig v. Watzdorf,

Minister des königl. sächs. Hauses, Generallieutenant und erster Generaladjutant, Ritter des königl. sächs. Hausordens der Rautenkrone, Komthur des Militär-St. Heinrichsordens, Großkreuz des königl. baierischen St. Hubertusordens und des großherzogl. Sachsen-Weimarschen Falkenordens, zu Dresden;

geb. d. 1. Sept. 1759, gest. d. 16. Mai 1840.

Dieser um sein Vaterland hochverdiente Mann war der älteste Sohn zweiter Ehe des k. polnischen und churf. sächs. Appellationsrathes Adam Friedrich v. Watzdorf auf Kauschwitz und dessen Gattin Henriette Philippine Charlotte geb. v. Pöllnitz, aus dem Hause Benndorf, verwitwete Oberst v. Ponickau. Er wurde in der Dombechanei zu Meißen geboren, wohin sich seine Mutter aus dem belagerten und bombardirten Dresden geflüchtet hatte. Sein Geist entwickelte sich in der Folge bei trefflichem Privatunterrichte und emsigem Studium schnell und früh schon erklärte er deutlich seine Vorliebe zum Militärstande und diplomatischen Geschäften. Im Anfange des Jahres 1777 war er bereit, die Universität zu beziehen, als sich unverhoffter Weise ein günstiges Engagement in der damaligen Garde du Corps ihm darbot, was er mit Bewilligung seines Vaters zu erlangen suchte und auch noch im April desselben Jahres durch das Patent eines Souslieutenant erhielt. Oberstlieutenant Graf Bellegarde, sein damaliger Kommandeur, und der Premierlieutenant, nachheriger Major v. Blücher, seine väterlichen Freunde, waren ihm Muster seiner militärischen Bildung, bei welcher er das Studium der alten Klassiker emsig fortsetzte. Im J. 1780 avancirte er zum Premierlieutenant und 1785 zum Stabsrittmeister, wobei ihm Graf Bellegarde das Kommando über die Garde du Corps übertrug. Als der Letztere noch in demselben Jahre versetzt wurde und ein neuer Chef an dessen Stelle trat, suchte er um die erledigte Kriegskommissariatsstelle im sächs. Voigtlande an, welche er auch im Frühjahre 1786 erhielt. Im Anfange dieses Jahres vermählte er sich mit der geb. Freiin v. Stöcken und widmete sich ganz seinem neuen Amte. Einige statistische Arbeiten erregten die beifällige Aufmerksamkeit des damaligen Präsidenten, des geheimen Kriegsraths von Felgenhauer und des Kabinetsraths Freiherrn v. Gutschmidt. Er ordnete das durch die frühern Kriegsunruhen sehr mitgenommene Kriegskommissariatsarchiv des Voigtlandes, erhielt im J. 1788 den Majorscharakter und machte große Fortschritte im Studium der Armeever-

pflegungswissenschaft. Im Jahre 1793 trat er die ihm auf sein Ansuchen übertragene, in Dresden erledigte Stelle eines geheimen Kriegsraths an und bekam das Kriegskommissariatdepartement zu dirigiren. Von dieser Zeit bis 1796 lasteten die schwersten Geschäfte auf ihm mit Mobilisirung der gegen die Franzosen ausrückenden, zu dem sächs. Reichskontingente gehörigen Truppen, welche schwierigen und unzähligen Arbeiten er zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten mit der größten Ausdauer vollführte und sich dabei die Freundschaft vieler Hochgestellten und die Liebe seiner Untergebenen erwarb. An den Pfingstfeiertagen 1795 wohnte er dem ersten ernsthaften Gefechte bei, als er die Mainzer Festungswerke besehen wollte und dazu kam, wie eben die Franzosen eine von den Oesterreichern besetzte Schanze angriffen. Er focht als Freiwilliger (nach seiner eignen Aussage) mit heiterm Muthe mit, den ihm auch Gott in allen übrigen Schlachten erhielt. Im J. 1796 kehrte er, nach Beitritt Sachsens zur Neutralität gegen Frankreich, nebst dem sächs. Generalstabe zu seinen Geschäften im geheimen Kriegskollegium nach Dresden zurück, wo er in den nächstfolgenden Jahren viele mühsame und wichtige Arbeiten vollbrachte. Zu Ende des Jahres 1800 starb ihm seine erste Gattin; 2 Jahre darauf ward er zum Kammerherrn ernannt und 1804 vermählte er sich abermals mit der Tochter des churfürstl. sächs. Konferenzministers Grafen v. Hopfgarten, die ihm eine liebende Gattin und seinen Kindern erster Ehe eine zärtliche Mutter war. Im Jahre 1805 erhielt er das Feldkriegskommissariatsdirektorium über ein sächs. Armeekorps, welches einem preußischen, unter dem Befehle des Fürsten v. Hohenlohe-Ingelfingen, einrückenden gegen die Franzosen beigegeben wurde und nach der Donau vorrücken sollte, als die Schlacht bei Austerlitz die Plane änderte und die Truppen in das sächs. Erzgebirge zurückkehren mußten, wo die Verpflegung nicht nur der sächsischen, sondern auch der preußischen auf ihm ruhte. 1806 rückte er mit dem sächs. 22,000 Mann starken Armeekorps unter dem Fürsten v. Hohenlohe als dessen Generalintendant gegen die Franzosen ins Feld, wohnte der Schlacht bei Jena bei und machte den gefahrvollen Rückzug über Eisleben nach Barby mit, wo die Feindseligkeiten aufhörten. Innig betrübt über des Vaterlandes Schicksal kehrte er nach Dresden zurück. Auf dem Feldzuge von 1809 begleitete er abermals die Stelle eines Generalintendanten der sächs. Armee unter dem Befehle des Marschalls Bernadotte, Prinzen v. Pontecorvo. Bei Linz wohnte er einem hitzigen Gefechte mit den Oesterreichern bei und erwarb sich das vollkommenste Zutrauen des Mar-

schalls. Nach der darauf folgenden Schlacht bei Wagram gelang es ihm, alle sächs. Verwundeten vom Schlachtfelde in gute Verwahrung zu bringen. Während des erfolgten Waffenstillstandes bis zum Friedensschlusse befand er sich mit den sächsischen Truppen in Preßburg, wohin ihm der König Friedrich August *) von Sachsen das Ritterkreuz des St. Heinrichsordens als Belohnung seiner rühmlichen Thaten übersendete. 1810 kehrte er nach Sachsen zurück und wurde in sehr kurzen Zwischenräumen zum Oberst und Generalmajor und Inspecteur général aux revues ernannt. Nach wenig Monaten erhielt er vom Könige den Befehl, den Gesandtschaftsposten in St. Petersburg zu übernehmen, welchen er 2 Jahre lang begleitete und dabei sich das Vertrauen des Kaisers Alexander und der kaiserl. Familie erwarb. Bei dem neu ausbrechenden Kriege verließ er 1812 seinen Gesandtschaftsposten und mußte dem Herzoge von Bassano bis Wilna folgen, woselbst er von der dort herrschenden Ruhr mit Nervenfieber befallen wurde. Am 24. Dec. kehrte er nach Dresden zurück und kaum von einer heftigen Brustentzündung hergestellt, trat er zu Ende Januar 1813 den Gesandtschaftsposten in Wien an, welchen er aber wegen der Erklärung Oesterreichs gegen Frankreich im September dieses Jahres wieder verlassen, nach Dresden zurückkehren und später zum Könige von Sachsen nach Berlin kommen mußte. Von da ging er im December nach Frankfurt in das Hauptquartier der drei verbündeten Souveräns, um die Rückkehr seines in Berlin als Gefangener sich befindenden Königs zu erbitten. Nach erfolglosen Bemühungen kehrte er zu Ende des Jahres zurück nach Berlin, wo ihn der König zu seinem Generaladjutanten ernannte. Dann begleitete er 1815 die königl. Prinzen als ihr Führer mit dem kaiserl. österr. Hauptquartiere nach Dijon, nachdem er zuvor die traurige Nachricht erfuhr, daß sein ältester Sohn in der Schlacht bei Waterloo an der Spitze seiner Brigade gefallen war. Bei der Rückkehr nach Dresden ernannte ihn der König zum Generallieutenant der Kavallerie und Komthur des St. Heinrichsordens, im folgenden Jahre aber zum Oberhofmeister und Führer der drei jüngern sächs. Prinzen, für welche er einen eignen separirten Hofwirthschaftsetat bildete. Am Tage vor der Vermählung des Prinzen Friedrich August, des jetzigen Königs, mit seiner ersten Gemahlin, der Erzherzogin Karoline **) von Oesterreich, verlieh ihm der König den Haus-

*) Dessen Biogr. s. im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 449.
**) S. N. Nekr. 10. Jahrg. S. 493.

orden der Rautenkrone. Im Jahre 1820 reiste er mit den königl. Prinzen Klemens und Johann durch die Schweiz und die Lombardei nach Pisa, wo der Prinz Klemens am 4. Januar 1821 an einer Gehirnentzündung starb; im Monate März desselben Jahres trat er mit dem Prinzen Johann die Rückreise an, die er über Inspruck und München fortsetzte. Im folgenden Jahre wurde die Vermählung des Prinzen Johann mit der königl. baierischen Prinzessin Amalia Augusta beschlossen, dessen Hofetat von ihm eingerichtet und ihm der ehrenvolle Auftrag ertheilt, als königl. Kommissarius die Prinzessin Braut in Plauen im Voigtlande in Empfang zu nehmen, bei welcher Gelegenheit er vom Könige von Baiern den St. Hubertusorden nebst einer Porträtdose erhielt. Im J. 1823 bestimmte ihn der König abermals zu diplomatischen Geschäften und übertrug ihm den Gesandtschaftsposten am königl. preuß. Hofe, den er noch in demselben Jahre antrat und bis 1835 begleitete, wo er nach Dresden zurückberufen und nach kurzer Zwischenzeit zum Minister des königl. Hauses ernannt wurde, welche Stelle er bis zum Ende seines Lebens verwaltete. Aechte Humanität und deutsche Biederkeit, vereint mit dem pünktlichsten, keine auch noch so große Anstrengung scheuenden Pflichteifer, Liebe zu seinem Fürsten, Vaterlande und seinen Nebenmenschen beseelten ihn und machten sein Leben zu einem eben so thaten- als segensreichen. Seinem Fürsten war er ein treuer Diener, seinen Freunden ein wahrer Freund, seinen Untergebenen ein liebreicher Herr und denen, die Beistand und Hülfe bei ihm suchten, ein freundlicher Rathgeber und thätiger Beschirmer, der sich in den Herzen Unzähliger, die die aufrichtigste Verehrung und lebendigste Dankbarkeit für ihn empfinden, ein unauslöschliches Andenken sicherte. Bei Zurücklegung seines 80. Lebensjahres, am 1. September 1839, gaben ihm der König, die Königin und die ganze königliche Familie vielfältige Beweise des gnädigsten Wohlwollens und innigster Werthschätzung. Kaum waren ¾ Jahre nach diesem festlichen Tage unter fortdauernder Verwaltung seiner Amtsgeschäfte verflossen, als ihn plötzlich ein Schlagfluß befiel, an welchem er nach dreitägigem Krankenlager am obengenannten Tage zum Schmerze der ganzen königlichen Familie und Aller, die ihm näher zu stehen und ihn zu kennen das Glück hatten, verschied.

Dresden. Ernst Rudolph Löffler,
Dr. med. et chirurg.

* 194. Johann Heinrich Freytag,

Kriegsrath und Bürgermeister zu Frankfurt a. d. O.;

geb. d. 22. März 1760, gest. d. 20. Mai 1840.

Freytag wurde zu Potsdam geboren. Seine Mutter starb bei seiner Geburt und er hatte das Unglück, auch seinen Vater, welcher bedeutende Handelsgeschäfte betrieb und namentlich für die preußische Armee das Tuch lieferte, in seinem 10. Jahre zu verlieren. Sein Vormund ließ ihn in einer französischen Erziehungsanstalt zu Hanau erziehen; später jedoch kam er auf das joachimsthal'sche Gymnasium in Berlin, wo er die Reife für die Universität erlangte und studirte hierauf die Rechte zu Halle und Frankfurt a. d. O. Von beiden Universitäten erhielt er das Consilium abeundi, weil er sich in mehrere Duelle eingelassen hatte. Nach beendigter Studienzeit arbeitete er als Referendarius bei dem königl. Kammergerichte zu Berlin und trat bereits im Jahre 1790 als Auditeur in der schlesischen Festung Jauer in den Staatsdienst. Im J. 1792 berief ihn der König nach Potsdam zum Auditeur des Gardekorps und als solcher machte er den Feldzug gegen Frankreich mit; 1799 ward er Bürgermeister in Frankfurt a. d. O., welches Amt er bis zum Jahre 1809 bekleidete; von 1810 bis 1816 verwaltete er interimistisch ein königl. Amt. Von 1816 bis 1821 lebte er als Privatmann, 1821 aber wurde er von den Frankfurter Bürgern einstimmig wieder zum Bürgermeister der Stadt Frankfurt erwählt und hat er dieses Amt bis zum J. 1833, wo er dasselbe Kränklichkeit und Alters halber niederlegte, mit segensreichem Erfolge bekleidet. Am obengenannten Tage erreichte er sein Lebensziel, tief betrauert von seiner Familie, der er ein treuer Schützer war, tief betrauert von allen Freimaurern, die in ihm einen ihrer wärmsten und thätigsten Brüder verehrten, tief betrauert von allen Bürgern der Stadt, denen er in Zeiten der Noth mit Rath und That getreulich und mit eigner Aufopferung beigestanden hatte, tief betrauert endlich von allen Waisen und Armen, denen er während seines ganzen Lebens ein getreuer Vater war, und hochgeschätzt von Allen, welchen Gelegenheit wurde, sein edles, wenn auch oft mit einer scheinbar rauhen Schaale umgebenes Herz kennen zu lernen. Fast alle wohlthätige Anstalten Frankfurts verdanken ihm ihren Ursprung. So stiftete er im J. 1805 die Industrieschule, in den Jahren 1822 und 1823 das Krankenhaus und das Armenhaus und im J. 1825 das sogenannte Jursche Gestift, in welchem 100 Kinder

beiderlei Geschlechts von verbrecherischen oder armen Eltern zu einer bessern Lebensweise und zu tüchtigen Staatsbürgern erzogen werden. Auch die Loge in Frankfurt hat ihm die Entstehung mehrerer sehr heilsamen Institute zu danken, namentlich errichtete er eine Witwenkasse für die Frauen der Brüder und einen Sterbekassenverein zur Linderung augenblicklicher Noth bei eintretenden Todesfällen. In den unglücklichen Kriegsjahren, wo die Franzosen das Land besetzt hielten, schützte er mit Lebensgefahr seine Bürger und es war oft nahe daran, daß er wegen Treue an seinem angestammten Könige von den feindlichen Soldaten niedergeschossen worden wäre. Voll von patriotischem Eifer, war er auch bei der allgemeinen Bewaffnung des Volkes zur Vertreibung der Zwingherrschaft im vollsten Maase thätig; denn nicht allein, daß er andere zur Ergreifung der Waffen aufmunterte, er übernahm auch selber eine Lieutenantsstelle bei einer Landsturmkompagnie. Solche Gesinnungen, ungeheuchelter Patriotismus, ächte deutsche Biederkeit, Mitleid bei fremder Noth begleiteten ihn bis in sein spätestes Alter, dessen letzte Lebensjahre durch den frühzeitigen Tod seiner Tochter sehr getrübt wurden. Nach diesem herben Verluste erfüllte ihn nur ein Wunsch, der nach dem Jenseits; der Himmel gewährte ihn bald: er hatte einen sanften Tod.

* 195. Jakob Friedrich Häger,

Prediger zu Slate und Großengodems bei Parchim, im Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin;

geb. d. 11. Juli 1763, gest. d. 20. Mai 1840.

Er stammte aus Schiefelbein in der Neumark, wo sein Großvater, Johann Häger, Wollfabrikant gewesen war. Sein Vater, Joachim Friedrich H., der bei seiner Geburt noch als Prediger an der Stadtgemeinde zu Teterow stand, kam 1770 in gleicher Eigenschaft nach dem Städtchen Gadebusch und starb daselbst den 8. Febr. 1809 im 71. Lebensjahre. Seine bereits im J. 1788 mit Tode abgegangene Mutter, Dorothea Eva, war die Tochter des verstorbenen Hofraths und Bürgermeisters Joachim Christian Dethloff in Parchim. Den ersten vorbereitenden Unterricht erhielt er als einziger Sohn vom Vater und späterhin, als sein Hang zu den Wissenschaften bemerkt worden war, kam er auf das Gymnasium in Wismar, wo J. D. Denso († den 4. Jan. 1795) und G. D. L. Plagemann *) († den 6. März 1825) seine wei-

*) Dessen Biogr. s. im 3. Jahrg. des N. Nekr. S. 1358.

tere Bildung förderten. Im J. 1783 bezog er die Universität zu Halle, sich der Theologie widmend, und nach Vollendung seiner akademischen Studien assistirte er anfangs 2 Jahre seinem Vater im Predigen und konditionirte alsdann noch 9 Jahre lang als Hauslehrer an verschiedenen Orten, zuletzt in der von Bothschen Familie zu Kalckhorst, unweit Grevismühlen. Im J. 1800 erhielt er darauf den Ruf zum Subrektorate an der Gelehrtenschule zu Parchim, woselbst er den 27. Febr. d. J. durch den verstorbenen Konsistorialrath und Superintendenten Beyer öffentlich eingeführt ward. Seine, auch in einem derzeitigen Schulprogramme gedruckt erschienene Introduktionsrede handelte: de principiis bonae educationis. Nach nur 2 Jahre langer Wirksamkeit an jener Anstalt wurde er endlich am Sonntage Judica (d. 4. April) 1802 zum Prediger an den Gemeinden zu Slate und Großgodems befördert, welches Amt er bis zum Herbste 1832, wo er wegen Kränklichkeit seinen Sohn zum Gehülfen annahm, unausgesetzt alleinig verwaltet hat. Hier verheirathete er sich auch den 4. April 1802 mit Auguste Katharine Friederike Weber (geb. den 13. Oktober 1770), der Tochter seines Antecessors, des Pastors David Heinrich Weber, die jedoch nach einer 13jährigen glücklichen Ehe den 14. Mai 1815 ihm durch den Tod genommen wurde und mehrere Kinder hinterließ, wovon die älteste Tochter, Johanne Marie Henriette, bereits den 10. Nov. 1816, 13 Jahre alt, der Mutter in das Jenseits folgte. Den 2. Nov. 1815 verband er sich alsdann in Gadebusch zum zweiten Male mit seiner jetzigen Witwe Wilhelmine Christiane Henriette Hane (geb. den 6. Jan. 1778), einer Tochter des daselbst am 26. Sept. 1815 verstorbenen herzoglichen Kirchenraths Paschen Heinrich Hane. Von seinen Kindern erster Ehe ist der älteste Sohn, Friedrich Wilhelm Heinrich, schon im Jahre 1835 als sein Amtsnachfolger zu Slate introducirt, der zweite, Johann Karl L., bekleidet seit 1833 das Konrektorat an der Stadtschule zu Crivitz und der dritte, August, lebt als Erbpächter zu Neuhof, unweit Neustadt. — H. war geliebt und geschätzt als Biedermann und treuer Verwalter seines Berufs.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 196. Alban Seidel,

Advokat zu Dresden;

geb. d. 9. Juli 1808, gest. d. 22. Mai 1840.

Licht war sein Geist,
Kraft war sein Wort
Und seine That war Liebe.
Tiedge.

Seidel war der jüngste Sohn des Mundbäckers S. in Dresden. Des Knaben außerordentliche Fähigkeiten bestimmten den Vater, ihn aus der Meyerschen Schulanstalt, die er seit 1814 besucht hatte, nach 2 Jahren dem damals unter Leitung des Direktors Inhofen stehenden Freimaurerinstitute zu übergeben und ihn im J. 1820 zu weiterer wissenschaftlicher Ausbildung die Kreuzschule besuchen zu lassen, in welcher er nach überstandener Prüfung nach Quarta kam und sich schon nach dem zweiten Semestralexamen, so wie später stets auf Schule und Universität die erste Censur erwarb. Von Ostern 1828 bis Michaelis 1832 studirte der junge S. in Leipzig die Rechtswissenschaft und kehrte dann mit den ausgezeichnetsten Kenntnissen ausgestattet nach seiner Vaterstadt zurück, um unter der trefflichen Leitung des Advokaten und Gerichtsdirektors Pholund, so wie später des Kriegsraths Puttrich, deren ganzes Vertrauen er durch ausgezeichnetes Wissen und liebenswürdiges Betragen schnell erwarb, die letzte Feile an seine juristische Ausbildung zu legen. Im J. 1838 ward S. als Advokat immatrikulirt und verheirathete sich am 11. Juli desselben Jahres mit der jüngsten Tochter des Amtsinspektors Franz, mit welcher er leider nur kurze Zeit in ungetrübt glücklicher Ehe leben sollte, denn schon am obengenannten Tage machte ein Herzschlag seinem schönen Leben ein schnelles und unerwartetes Ende.

* 197. Karl v. Reinhard,

herzogl. sachsen-gothaischer Hofrath und Ritter des St. Joachimsordens, zu Zossen (Regierungsbezirk Brandenburg);

geb. d. 20. August 1769, gest. d. 24. Mai 1840.

In seiner Vaterstadt Helmstädt studirte v. R. die Rechte, widmete sich aber vorzugsweise der Philosophie und den schönen Wissenschaften. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn erwarb er sich die Magisterwürde und übernahm 1790 eine Hauslehrerstelle in der Familie des Grafen von Stolberg-Wernigerode. Er legte sie jedoch bald nieder und

ging nach Göttingen, wo er 1792 Privatdocent der Philosophie und 1797 Assessor der philosophischen Fakultät ward. Sein poetisches Talent fand Aufmunterung in dem vertrauten Umgange mit G. A. Bürger, dessen Schriften er später herausgab. Der Verlust seines Freundes, der ihn durch Rath und Belehrung unterstützt und ihm mannichfach förderlich gewesen in seinen literarischen Bestrebungen, schmerzte ihn tief. Göttingen schien ihm seit Bürgers Tode verödet. Er gab daher seine akademische Stellung auf und zog es vor, ohne ein öffentliches Amt als Privatlehrer zu leben. Diesem Vorsatze blieb er bis ans Ende seines Lebens treu und sicherte sich seine Existenz durch die Herausgabe von Schriften in mehreren wissenschaftlichen Fächern. Von Göttingen hatte er sich nach Münster begeben. Im J. 1804 erhielt er von dem Bürgermeister und Pfalzgrafen Scherlach das Diplom eines kaiserlichen gekrönten Dichters. In Ratzeburg, wo er seit dem Sommer 1807 verweilte, ward er von dem Herzoge von Sachsen-Gotha zum Hofrathe ernannt, nachdem er kurz zuvor Ehrenmitglied des weltlichen Stiftsritterordens St. Joachim geworden. In den Jahren 1811 und 1812 privatisirte er abwechselnd zu Hamburg und Altona und begab sich von da nach Berlin, wo er bald in Zossen lebte, bald in Potsdam bei seinem Sohne, der dort Premierlieutenant bei dem königl. Kadettenkorps war. Mehrere gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Mitgliede, so unter andern die literarische Gesellschaft zu Halberstadt, der pegnitzische Blumenorden zu Nürnberg (in welchem er den Namen Lyndor führte), die literarische Gesellschaft zu Ratzeburg, die schleswig-holstein-lauenburgische patriotische Gesellschaft, die Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache und die königlich märkische ökonomische Gesellschaft zu Potsdam. — Seine Schriften sind: Idyllen und ländliche Erzählungen. Aus d. Französischen der Mlle. Levesque. Helmstädt 1788. — Ueber die jüngsten Schicksale der alexandrinischen Bibliothek. Göttingen 1792 (ins Französische übersetzt von K. v. Villers 1798). — Skizze des Charakters des Kronprinzen von Dänemark. Nebst einer Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Literatur und der schönen Künste in diesem Lande. Fünf Briefe, aus dem Englischen nach der zweiten Ausgabe übersetzt und mit Anmerkungen versehen. Flensburg u. Leipzig 1793. — Gedichte. Göttingen 1794. 2 Bändch. M. Vignetten u. Melodien. — Gedichte, in Musik gesetzt von E. J. E. Schwende. Hamb. 1795. — J. G. Richters literar. Nachlaß. Flensb. u. Leipz. 1795. — Musenalmanach (auch mit dem Titel: Poetische Blumenlese) für das Jahr 1795. Göttingen.

Ferner für die Jahre 1796—1802; für das Jahr 1803 zu Leipzig, für das Jahr 1804 zu Münster (und mit einem neuen Titel und einer Vorrede unter der Jahrzahl 1807). — Erste Linien eines Entwurfs der Theorie und Literatur des deutschen Styls. Gött. 1796. — G. A. Bürgers sämmtliche Schriften. Erster u. zweiter Band (auch unter dem Titel: G. A. Bürgers Gedichte. Th. 1 u. 2). Göttingen 1796. — Dritter u. vierter Band (auch unter dem Titel: G. A. Bürgers vermischte Schriften. Th. 1 u. 2). Ebd. 1797 u. 1798. — G. A. Bürgers Akademie der schönen Redekünste. Fortgesetzt durch eine Gesellschaft von Gelehrten. Ersten Bandes viertes Stück. Ebend. 1797. Zweiten Bandes erstes Stück. Ebend. 1798. — Romanenkalender (auch unter dem Titel: Kleine Romanenbibliothek) für das J. 1798. Mit Kpfrn. Ebend. Ferner für die Jahre 1799—1802; für das Jahr 1803 zu Leipzig. — Gedichte von Fr. Bouterwek. Götting. 1802. — Neue Gedichte (auch unter dem Titel: Gedichte. Drittes Bändchen. Münster 1803. Mit Kpfrn. u. Melodien.) — Idyllen und ländliche Erzählungen von Madame Poligny, geb. Levesque; aus dem Französischen der zweiten Ausgabe übersetzt. Lübeck 1807. 2 Theile. — Polyanthen; Taschenbuch für das Jahr 1807. Mit Kpfrn. u. Melodien. Münster 1807. — Fürstlich ratzeburgisches Intelligenzblatt (im Namen d. liter. Gesellschaft zu Ratzeburg redigirt). 4 Jahrgänge oder 32 Stücke. Ratzeburg 1808—1811. — Ratzeburgische literarische Blätter (in Verbindung mit J. E. F. Dietz u. L. Nauwerck herausgegeben). Lübeck 1808—1810. 3 Jahrgänge. — Altonaischer Merkurius (vom 57. Stücke d. Jahrganges 1815 bis zum 106. Stücke des Jahrganges 1816). — Aram D. M F. G. Klopstock, statuit, publicus desiderii et pietatis notas adjecit F. L. Moltke. Latentem luci frui curavit C. Reinhard. Altonae 1815. — Altar, den Manen J. G. Klopstocks errichtet. Von Friedrich Ludwig Grafen v. Moltke. Aus dem Lateinischen übersetzt. Altona 1818. — Deutsches Handwörterbuch für die Geschäftsführung, den Umgang und die Lektüre. Ebd. 1817. 3 Bde. — Gedichte. Neue Ausgabe. Ebd. 1819. — Kleine Romane. Ebd. 1821. — Gedichte, mit Begleitung des Pianoforte, in Musik gesetzt von André, Fornel, Gluck, Grönland, Hiller, Himmel, Naumann, Righini, Schulz und v. Splittgerber. Berlin 1823. — G. A. Bürgers sämmtliche Werke. Vollendete rechtmäßige Ausgabe. Ebend. 1823—1824. 7 Bde. (Supplementband, auch unter dem Titel: G. A. Bürgers Leben. Nach den zuverlässigsten Quellen bearbeitet v. Heinrich Döring. Ebend. 1826.) — G. A. Bürgers Lehrbuch der

Aesthetik. Ebd. 1825. — G. A. Bürgers Lehrbuch des deutschen Styls. Ebd. 1826. — Handbuch d. allgem. Weltgeschichte bis auf die neueste Zeit. Ebd. 1828—1829. 4 Bde. Mit 1 Karte der alten Welt und 8 synchronistischen Tabellen. — Romantische Erzählungen und Novellen. Ebd. 1829. 2 Bde. — Abriß d. allgem. Weltgeschichte bis auf die neueste Zeit (1830). Ein Leitfaden für Gymnasien und Schulen. Ebd. 1830. Mit 1 Karte und 1 synchronistischen Tabelle. — G. A. Bürgers ästhetische Schriften. Ein Supplementband zu allen Ausgaben von Bürgers Werken. Ebd. 1832. — Außerdem schrieb er noch die Vorrede zu Marmontels Abendunterhaltungen; aus dem Französischen übersetzt von W. F. L. Göttingen 1801; Recensionen zu der braunschweigischen Zeitung; der gothaischen gelehrten Zeitung; den Göttinger gelehrten Anzeiger seit dem J. 1792; der allgem. Literaturzeitung seit dem J. 1793; der neuen allgem. deutschen Bibliothek seit dem J. 1794; im Altonaischen Merkur; im Hamburger unparteiischen Korrespondenten u. s. w. — Poetische und prosaische Beiträge, mit und ohne Namen, zu nachbenannten Sammlungen und Zeitschriften (außer den von ihm selbst herausgegebenen): braunschweigische Zeitung f. die Jugend, 1786; gelehrte Beiträge zu den braunschweigischen Anzeigen, 1786; Leipziger Musenalmanach 1786 und 1787; Gedichte, herausgegeben von P. E. Giseke. Halle u. Magdeb. 1787—1788. 2 Theile; poetische Schmausereien. Wolfenbüttel 1787; Göttingischer Musenalmanach seit dem Jahre 1787; Bibliothek der Romane, 15. u. 16. Bd.; Olla Potrida, seit dem J. 1788; Blumenlese für die preuß. Staaten, 1789; Jahrbücher für die Menschheit, seit d. J. 1789; Archenholz, neue Literatur- und Völkerkunde, seit dem Jahre 1789; Theaterkalender, 1789, 1790, 1793; religiöse Lieder und Oden aus den besten deutschen Dichtern und Dichterinnen von Hiller (Hamburg 1790); Queil's Kompositionen zu auserlesenen Arien u. s. w. Göttingen 1790; deutsche Monatsschrift 1791; neue gemeinnützige Blätter. Halberstadt 1791; Journal von und für Deutschland, seit d. J. 1791; Rostockische Monatsschrift, 1791; Girtanner's politische Annalen, 1794; Wielands neuer deutscher Merkur, 1794; Gräter's Bragur; Genius der Zeit; Morgenblatt für gebildete Stände; Zeitung für die elegante Welt, 1814; die Harfe, herausgegeben von Fr. Kind, 1815; nordischer Musenalmanach, 1822; dänischer Anzeiger; Altonaische Adreßkomptoirnachrichten; Konversationslexikon; Konversationsblatt; Zuschauer, 1822, 1823; Gesellschafter, seit dem Jahre 1822; Iris, 1823; Eidora, 1823; Abendzeitung, 1823; Theater-

orden; Gelegenheitsgedichte. — Die ihm wiederholt zugeschriebenen, zu Hamburg im J. 1795 gedruckten Schauspiele: „Scheinverbrechen" und „die Tugend unter den Barbaren," sind nicht von ihm. Der in Meusels gel. Deutschl. Bd. 6, S. 285 ihm beigelegte Aufsatz in dem Berliner Archive der Zeit und ihres Geschmacks December 1795: „Zurechtweisung und Bedrohung an G. Necker" ist von D. Jenisch. Die Sammlung, als deren Herausgeber er auf dem Titel genannt ist: „Mittheilungen von Lafontaine*), Bouterwek**), Starke***) u. s. w." Hamburg 1813, 2 Bde. ist ohne sein Zuthun aus den oben angeführten Romankalendern veranstaltet worden. Durchaus keinen Antheil hat v. R. an der Schrift: A concise history of the present State of the Commerce of Great-Britain. Translated from the German of Charles Reinhard. L. L. D. of the University of Göttingen and Knight of the Order of St. Joachim. Witte notes et considerable additions relating to the principal British Manufactures by J. Savage. London 1805.

Jena. Dr. Heinrich Döring.

* 198. v. Winter,

großherzogl. mecklenburg-schwerin'scher Stabskapitän bei der Garnisonkompagnie zu Dömitz;

geb. im Jahre 1783, gest. d. 29. Mai 1840.

Er wurde zu Rostock, wo sein verstorbener Vater derzeitig als Hofrath lebte, geboren. Nach genossenem Schulunterrichte trat er, seinem Hange zum Militärstande folgend, als Gemeiner bei dem daselbst garnisonirenden zweiten Musquetierbataillon ein, wobei er bald zum Unterofficier aufrückte. Den 24. Nov. 1812, auf dem Marsche des mecklenburg-schwerin'schen Kontingentregiments in den denkwürdigen Feldzug nach Rußland, avancirte er zum Secondlieutenant und den 11. Mai 1815 erhielt er das Patent als Premierlieutenant. Im J. 1821 wurde er, wegen Unfähigkeit zum fernern Felddienste, bei der Garnisonskompagnie in Dömitz placirt und endlich den 28. Dec. 1827 zum Stabskapitän ernannt. Der Verewigte nahm Theil an allen von den großherzogl. Truppen seit 1809 gemachten Feldzügen nach Pommern, Rußland und Frankreich und hatte sich bei jeder Gelegenheit sehr ehrenvoll ausgezeichnet. Er war ein stiller,

*) Dessen Biogr. siehe im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 342.
**) — — — 6. — — — S. 623.
***) — — — 8. — — — S. 768.

biederer Mann und wegen seiner Rechtlichkeit allgemein geachtet. Als Soldat war er pünktlich, gegen seine Untergebenen herablassend und liebreich. — Eine Brustkrankheit endete sein Leben. Vermählt hatte er sich erst den 30. Juli 1830 mit Mariane, der Tochter des Kaufmanns Wilhelm Anton Zachow in Boitzenburg, welche überaus glückliche Ehe aber nicht durch Kinder gesegnet worden ist.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 199. Karl Wilhelm Bobert,

herzogl. anhalt-bernb. Bergmeister zu Neudorf;

geb. zu Erdeborn im Mansfeldischen d. 24. Sept. 1768, gest. d. 30. Mai 1840.

Nachdem er sich in seinem 16. Jahre bereits in Mansfeld dem Bergwesen gewidmet hatte, wurde er in seinem 23. Jahre Steiger auf dem Bergwerke bei Dankerode am Harze, auch bald darauf Obersteiger. Von da wurde er versetzt und wurde in seinem 29. Jahre Markscheidergehülfe und Obersteiger auf dem königl. preuß. Bergwerke zu Mansfeld, auch Obersteiger und Berggeschworner in Hettstedt, von wo er im April 1805 den Ruf als anhalt-bernb. Bergmeister nach Neudorf annahm und bis zu seinem Tode darin gewirkt hat. Als Staatsdiener hat er mit seltnem unermüdlichen Eifer, so wie mit ungewöhnlicher, Achtung gebietender Kraft bis in sein hohes Alter seinem Fürsten und Vaterlande gedient und als Mensch waren erprobte Rechtschaffenheit und alter deutscher Biedersinn die Grundzüge seines Charakters. Als Bergmann und als Mensch wird er daher lange noch im Kreise seiner Umgebungen in gesegnetem Andenken bleiben. Kurz vor seinem Tode hatte er noch die Freude, seinen einzigen höchst kenntnißreichen Sohn, der in Norwegen beim Bergbaue angestellt war, zum königl. Bergdirektor in Kongsberg befördert zu sehen. — Die literar. Arbeiten, die aus Boberts Feder geflossen, sind noch zu erwähnen. Im J. 1796 erhielt seine eingereichte Abhandlung: „Verbesserte Luftwechselmaschine, mathematisch und physisch beschrieben und abgebildet," von der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg das Accessit. Ferner schrieb er: Abhandl. über den Oberharzbergbau in Kalbens vermischten Abhandl., besonders bergmännischen und physikalischen Inhalts. Quedlinb. 1796. — Der geschwind und richtig rechnende Markscheider, oder: Tafeln für Markscheider, Feldmesser und Wasserbaumeister. Leipzig u. Quedlinb. 1796. — Tafeln der Quadratzahlen von 1 bis 25,200 und der Kubikzahlen von 1 bis 1200 u. s. w. Leipzig 1811. — Einen Aufsatz in den Bernb. wöchentlichen Anzeigen über ein aufzulösendes Rechnungsexempel

als Satyre auf N(apoleon), Jahrg. 1815 No. 4 u. 7 und 3 Abhandlungen in Karstens Archive für Bergbau und Hüttenwesen, über Bergbau und Markscheidekunst, im 12., 13. und 16. Bande, 1826—1827.

* 200. Leonhard Siebenwurst,

Oberappellationsgerichtsrath zu München;

geboren im Jahre 1779, gestorben im Mai 1840.

Siebenwurst, geboren zu Bamberg, erlangte als philosophischer Primatist den 20. Sept. 1798 das Doktorat der Philosophie, erhielt 1804 als Rechtspraktikant wegen seiner gründlichen Kenntnisse und großen Thätigkeit den Acceß zum Hofgerichte, wurde dessen Rathsglied am 25. April 1807 zu Bamberg, im December 1808 Appellationsrath zu Neuburg, den 24. Nov. 1810 zu Bamberg und 1832 Oberappellationsrath zu München. Er verehelichte sich erst in höheren Mannesjahren aus Liebe zu einer Metzgers Tochter Detzel, mit welcher er mehrere Kinder zeugte, die sie jetzt im Witwenstande in Bamberg zu bilden sucht.

* 201. Joseph Anton Dollmayr,

Professor der Philosophie und Kulturgeschichte zu Solothurn;

geb. d. 24. Mai 1804, gest. d. 1. Juni 1840.

Er war das jüngste unter den vielen Kindern eines deutschen Schusters, der in den dürftigsten Verhältnissen aus dem Fürstenthume Hohenzollern-Sigmaringen in die Schweiz eingewandert, sich dort verheirathet und in Neu-St.-Johann im Toggenburg niedergelassen hatte. Schon in der Dorfschule zeichnete sich der Knabe aus. Bald hatte er mit seiner leichten Auffassungsgabe und seinem lebendigen Geiste das Wissen des Schulmeisters überflügelt, so daß dieser ihn zu seinem großen Aerger vor der Zeit der Schule entlassen mußte. Eben so war er auch bei allen Spielen und muthwilligen Unternehmungen der Dorfjugend der Tonangeber und Führer und eifrig ermahnten geistliche und weltliche Vorsteher, denen er manchen losen Streich machte, den Vater, den verwilderten Knaben ein Handwerk lernen zu lassen. Zu anstrengenden Handarbeiten zu schwächlich, wurde D. in den Webkeller verurtheilt; allein das behagte ihm nicht, er wollte höher steigen und hörte nicht auf, den Vater zu bitten, bis dieser ihm erlaubte, bei einem benachbarten Kaplane, dessen Wohlwollen sich D. gewonnen, wöchentlich einige Stunden in der lateinischen Sprache Unterricht zu nehmen. Da saß

er nun oft auf seinem Webstuhle, vor sich die offenen Bücher, die ihm sein Gönner geschenkt, und träumte über die harte Gegenwart hinaus in eine schöne Zukunft, wie er einst als angesehener Pfarrer den von ihm angestaunten Kultus der katholischen Kirche selbst feiern werde. Doch auch manche Thräne fiel auf die Stränge; es war in den Unglücksjahren 1816 und 1817, ganze Tage hatte er kaum einige Kartoffeln zu genießen und litt oft den bittersten Hunger, wenn nicht die ihm vorzüglich geneigte Mutter ihm etwas am eignen Munde ersparte. So verstrichen in einer sehr harten Lage D.'s Kinderjahre, bis er 1820 vermittelst der Sparpfennige seines Vaters und der Empfehlung eines Kapitulars der Benediktinerabtei Pfeffers in die dasige Klosterschule aufgenommen wurde. Als er aber schon 1821 aus derselben verwiesen wurde, weil ihn der Klosterzwang zu sehr drückte und er oft durch einen unter den Mauern hindurchgehenden Kanal ins Freie entschlüpfte, begab er sich im Herbste nach Solothurn, um dort an der höhern Lehranstalt seine Studien fortzusetzen. Da hatte er einen harten Stand. Zwar wurde durch Freitische in Klöstern und durch Stundengeben für die nöthigsten Lebensbedürfnisse gesorgt, aber in seinen Vorkenntnissen war D., obschon viel älter als alle seine Mitschüler, weit hinter ihnen zurück. Mit der ganzen Energie seines Charakters strebte er nun vorwärts, er wollte nicht nur ihnen gleich stehen, sondern sich sogar auszeichnen und — es gelang. Einer seiner Lehrer, Professor Kaiser, der seine geistigen Fähigkeiten erkannte und den rastlos vorwärts schreitenden Jüngling liebgewann, gab ihm unentgeldlich Privatunterricht und mit der Hülfe dieses trefflichen Mannes war D. bald einer der vorzüglichsten Schüler seiner Klasse. Wichtig für seine Entwicklung waren auch die Studentenvereine, deren eifrigstes Mitglied er wurde, besonders der Zofingerverein, der ihn mit andern gleichgesinnten Studirenden der Schweiz bekannt machte und durch die Liebe zum Vaterlande verband. In ihm kam es ihm zum Bewußtsein, was er mit all' seinem Streben wolle, in ihm entfalteten sich seine edelsten Gefühle und trat er zum ersten Male als Redner und Dichter auf. Als man auch darin seinem Talente überall Bewunderung zollte und er bald in jeder Beziehung als einer der vorzüglichsten Zöglinge der Lehranstalt galt, riß ihn die Lebhaftigkeit seines Geistes und jugendlicher Uebermuth weiter. Er tadelte keck und laut die Mängel der Lehranstalt, besonders die fast ungenießbare Philosophie, widersetzte sich mehreren allzusehr beschränkenden Verordnungen, rächte sich durch Spottgedichte an den Professoren, die Strafen über

ihn verhängten, und galt überhaupt als Tonangeber der unruhigen Köpfe unter den Studirenden. Daher geschah es, daß man, nachdem er 4 Jahre in Solothurn studirt und die humanistischen und philosophischen Kurse durchgemacht hatte und er aus Mangel an andern Aussichten 1 Jahr als Privatlehrer daselbst zubrachte, einen äußern Anlaß ergriff, um ihn aus Solothurn zu entfernen. Indessen war das theologische Ideal des Knaben aus dem Herzen des Jünglings verschwunden, er wollte nicht still und entsagend leben und wirken, sondern sich auszeichnen und glänzender und energischer in die Verhältnisse der Gesellschaft eingreifen, als ihm im geistlichen Stande möglich geworden wäre, andere Ideale hatten das frühere verdrängt und so setzte er Alles daran, eine deutsche Universität besuchen zu können und sich zum Juristen auszubilden. Mehrere seiner Freunde, besonders der jetzige Gerichtsschreiber Franz Krutter, suchten ihm dies möglich zu machen und wirklich kam D. 1827 mit 60 Gulden, die ihm ein Gönner geliehen, glücklich bei Freund Krutter in München an, dessen Zimmer er nun längere Zeit theilte. Später in eine der damals blühenden Studentenverbindungen, die Markomannen, aufgenommen, wußte er in derselben durch seinen Geist und seine Rednergabe bald zu imponiren und sich unentbehrlich zu machen und ernährte sich nun vom Stundengeben und der Unterstützung der Verbindung. Auch mit mehreren angesehenen Familien wurde er bekannt und in ihren Abendcirkeln ein gern gesehener Gast. Aber dies Alles konnte nicht hindern, daß D., um nur äußerlich anständig zu erscheinen, bedeutende Schulden machen mußte und oft bittern Hunger litt, während selbst seine nähern Bekannten glaubten, er lebe im Ueberflusse. Trotz all' dem studirte er fleißig fort und vertauschte nach einiger Zeit seine juridischen mit den philosophischen Studien. Er hörte Geschichte bei Görres, altdeutsche Literatur bei Maßmann, Philosophisches bei Schelling, Baader und vorzüglich bei Krause, dessen patriotisches Feuer, dessen Tiefe und mathematische Kombinationsgabe ihn vor Allen anzogen und dessen begeisterter Schüler und beredter Vertheidiger er nicht nur in München, sondern sein ganzes Leben hindurch blieb. Mit ihm und Maßmann war er persönlich bekannt, eben so unter den jüngern Männern mit Konstantin Höfler, jetzt Professor der Geschichte in München, und Philipp Fischer, jetzt Professor der Philosophie in Erlangen, und Letzterer sprach noch 1840 voll Achtung von den Talenten und Kenntnissen D.'s. Nachdem dieser 1829 eine Reise in die Heimath gemacht und seine Familie wegen eines verlornen Processes um ihr schwei-

zerisches Heimathsrecht im unglücklichsten Zustande, die Geschwister zerstreut, die Mutter krank, den Vater wahnsinnig getroffen, kehrte er nach vergeblichen Versuchen, dies Elend zu mildern, wieder nach München zurück und wurde 1830 Hofmeister des einzigen Sohnes des Grafen Buttler auf Haimhausen, in welcher Stelle er nun seine Zeit theils in München, wo er dann immer Kollegien hörte, oder auf einem Landgute des Grafen zubrachte. Bald gewann er des Letztern ganzes Vertrauen, so daß derselbe noch auf dem Todbette (Nov. 1831) die ganze Erziehung seines Sohnes bis zur Mündigkeit in seine Hände legte und es ihm zur Pflicht machte, den Knaben vor dieser Zeit nicht zu verlassen. Dieser Pflicht und seinen Studien widmete D. nun noch einige Jahre in München; da fing man auf mehreren Universitäten an gegen die Studentenverbindungen einzuschreiten, so auch in München und obschon sich D. 1833 bei einer strengen Untersuchung mit vieler Gewandtheit durchzuwinden gewußt hatte, erhielt er doch den 27. April 1834 gleich vielen Andern die Weisung, innerhalb 24 Stunden München und innerhalb 3 Tagen das Königreich zu verlassen. Auf seiner Heimreise traf ihn ein Ruf nach Solothurn, wo ihm der Erziehungsrath die Stelle eines Professors der Philosophie und Kulturgeschichte an der höhern Lehranstalt antrug. Diesen Ruf hatten ihm seine Solothurner Freunde und eine philosophische Schrift verschafft, die er in der letzten Zeit seines Aufenthaltes in München verfaßt und an der er einige Wochen Tag und Nacht gearbeitet hatte. Sie ist betitelt: „Anleitung zum philosophischen Denken. 1. Begriff der Philosophie vom Standpunkte des vorwissenschaftlichen Bewußtseins aus entwickelt, in fünf Vorlesungen, von G. A. Dollmayr, erstes Heft, München 1834;" die übrigen Hefte sind nicht erschienen. Wenn sie auch den Verfasser als Anhänger Krause's charakterisirt, zeugt sie doch von selbstständigem Geiste, logischem Scharfsinne und tiefer philosophischer Bildung und würde, wenn sie in den Buchhandel gekommen wäre, gewiß nicht unbeachtet geblieben seyn. Im alten Solothurn, das er schon seit Jahren nicht mehr gesehen und wohin ihm die Mutter seines Zöglings mit demselben nachfolgte, wurde er freudig bewillkommt und auch er trat voll schöner Hoffnungen seinen neuen Wirkungskreis an. Er hat Vieles, sehr Vieles geleistet. Der höhern Lehranstalt, die 2 Jahre vorher, besonders durch den Einfluß des Staatsraths Lüthy*) ganz umgestaltet worden war, suchte er einen

*) Dessen Biogr. s. im 16. Jahrg. des N. Nekr. S. 3.

frischen, wissenschaftlichen Geist einzuhauchen, ihm hat sie mehrere treffliche Lehrer, die durch seinen Einfluß aus Deutschland berufen wurden, zu verdanken; er trieb vorzüglich auf Vermehrung der Bibliothek und des physikalischen Kabinets und suchte die Studirenden sich nicht nur zu fleißigen Schülern, sondern auch zu vertrauenden Freunden zu machen. Beides gelang ihm dadurch, daß er sie zu sich heraufzog, ihre geselligen Freuden theilte, ja selbst eine allgemeine Verbindung zum wissenschaftlichen und geselligen Leben unter ihnen zu Stande brachte und daß er ihnen dennoch durch seine Persönlichkeit und allseitigen Kenntnisse Bewunderung und Ehrfurcht abnöthigte. Auch im weitern Kreise suchte er zu wirken und sich zum Reformator Solothurns zu machen. Durch seine Gewandtheit im Umgange mit Andern und seine persönlichen Vorzüge hatte er sich bald neben seinen alten Bekannten viele angesehene Beamte zu Freunden gemacht und mit diesen in Verbindung gründete er eine Liebhabertheatergesellschaft, der Solothurn manchen genußreichen Abend verdankt, und einen literarischen Verein, der unter der Redaktion seines Freundes Alfred Hartmann 1836 eine Zeitschrift für Literatur und Kritik, betitelt: der Morgenstern, herausgab. Eben so hielt D. vor einem gemischten Publikum Vorträge über Kulturgeschichte und Rechtsphilosophie, die von den ersten Staatsmännern besucht wurden. Durch den einzigen Mann schien in Solothurn ein ganz neuer Geist auftauchen zu wollen; aber er ging in seinem Eifer, Alles nach seinen Ideen umzugestalten, zu weit und berechnete seine Kräfte und den Widerstand zu wenig, der ihm nothwendig entgegengesetzt werden mußte. Durch seine Bemühungen trat er nämlich einer großen Partei entgegen, die entweder am guten Alten festhing, oder der wenigstens vor seinem stürmischen Vorwärtseilen schwindelte. Statt seinen Sturmschritt etwas zu mäßigen und dadurch die Letztern zu gewinnen, behandelte er sie schroff und eiferte mündlich und schriftlich, in Reden und Zeitungsartikeln gegen die Philisterei der Solothurner, gegen Maulwurfsgänge und Finsterlinge, die das Licht der Wahrheit auszulöschen und zu unterminiren suchten. Selbst seine Anhänger stellte er mit schonungsloser Kritik bloß, wenn sie ihm nicht in Allem folgen konnten. Ueberdies erweckten ihm seine eigenthümlichen religiösen Ansichten, die aus seiner philosophischen Ueberzeugung hervorgingen und nicht mit dem gewöhnlichen Maasstabe gemessen werden dürfen, die er aber in scharfem Tadel der katholischen Dogmen und Institutionen aussprach, viele Gegner. Bald trat ihm offen und geheim eine mächtige Partei ent-

gegen und die meisten seiner Absichten und Pläne wurden vereitelt. Der Morgenstern konnte wegen Mangel an Abonnenten kaum 1 Jahr sein Leben fristen, im Erziehungsrathe und Professorenkollegium wurden seine Ansichten immer heftig bekämpft und wenige seiner Verbesserungspläne konnten durchgesetzt werden. Dazu kam noch ein langwieriges Brustleiden, die Folge der Entbehrungen seiner Jugend, das ihn nöthigte, seine öffentlichen Vorlesungen ganz einzustellen und auch 1839 um Urlaub für seine Vorlesungen an der höhern Lehranstalt einzukommen. Im Sommer 1839 machte er eine Bergkur und zog sich auf einige Zeit von Allem zurück; aber nicht lange konnte er dies stille, ruhige Leben aushalten, es trieb ihn wieder hinunter in das bewegte politische Leben. Seit dem Beginne des Jahres 1840 konnte er das Zimmer nicht mehr verlassen, sein Leiden nahm immer mehr zu. Niemand hegte mehr Hoffnung für sein Aufkommen, nur er ließ sie bis fast zum letzten Augenblicke nicht fallen. „Ich hätte so gern noch gelebt, ich hatte gehofft, noch etwas wirken zu können," sprach er noch 2 Tage vor seinem Tode, der den ganz Ausgelebten sanft und ruhig hinüberführte, nachdem er kurze Zeit vorher durch den Empfang der Sterbesakramente sich noch mit der katholischen Kirche ausgesöhnt hatte. — D.'s ganzes Leben war ein Kampf gegen die Verhältnisse. Er unterlag zwar endlich, aber erst nachdem er mit seinem energischen Charakter mehr als einen Sieg über dieselben errungen. Konnte man auch seine politische und religiöse Ueberzeugung nicht theilen und seinen Feuereifer, mit dem er alles Bestehende umstürzen wollte, nicht billigen, so gewann doch seine Kraft und Thätigkeit, seine vielseitige Bildung und beredte Dialektik unwillkührlich die Bewunderung eines Jeden. Er war ein ingenium irregulare, wie ihn einer seiner Bekannten, Professor Staudenmaier in Freiburg, treffend bezeichnete, das man mit dem Maasstabe gewöhnlicher Menschen nicht messen darf. Immer wird er seinen Schülern und vielen Freunden, die er sich als Mitglied der naturforschenden Gesellschaften Deutschlands und der Schweiz, der helvetischen Gesellschaft rc. und in seinen verschiedenen Lebensverhältnissen erworben, unvergeßlich bleiben. — Außer der obengenannten Schrift und vielen Zeitungsartikeln verfaßte er philosophische Aufsätze und Recensionen in verschiedene Zeitschriften. Im Morgensterne befinden sich von ihm eine treffliche, aber unvollendete Abhandlung über Philosophie der Geschichte, mehrere Recensionen und theils unter seinem, theils pseudonym unter dem Namen Cölestin Herzner einige liebliche Gedichte. Sein Nachlaß enthält noch

viele lyrische Dichtungen, besonders aus seinen frühern Jahren, die schöne poetische Anlagen beurkunden, und mehrere unvollendete Werke über Philosophie der Geschichte und eine deutsche Wissenschaftssprache, auch eine Lieblingsidee Krause's, wie D. denn auch noch bis zu den letzten Wochen seines Lebens daran arbeitete, als philosophischer Schriftsteller sich einen Namen zu erwerben.

* 202. Friedrich Wilhelm Theodor Eggers,

Prokurator beim Oberpräsidium und beim Niedergerichte, Untergerichtsadvokat und Notar zu Altona;

geb. d. 13. August 1806, gest. d. 3. Juni 1840.

Eggers wurde zu Kiel geboren, wo sein Vater, der jetzige Direktor und Professor am Gymnasium zu Altona, Joh. Hs. Cord E., damals als Dr. ph. und Privatdocent lebte. Unter Leitung seines Vaters auf den Gelehrtenschulen zu Husum und Altona gehörig vorbereitet, studirte er auf den Universitäten zu Kiel, Bonn und Heidelberg die Rechte und bestand Michaelis 1832 zu Glückstadt das juristische Amtsexamen. Er wurde sodann als Prokurator beim Oberpräsidium und beim Niedergerichte zu Altona angestellt und erhielt später durch Verwendung des Oberpräsidenten, Grafen von Blücher-Altona, die Bestallung als Untergerichtsadvokat und die Erlaubniß, Notariatsgeschäfte zu treiben. Er verheirathete sich nun mit einer Bruderstochter seiner Mutter, einer gebornen Tamsen, und hatte sich bereits eine ziemlich umfangreiche Praxis erworben, als er plötzlich, in Folge einer leichten Erkältung, am obengenannten Tage starb, was um so mehr unerwartet kam, da er sich eines starken Körperbaues und eines blühenden Aussehens erfreute. E. war freilich kein großes Ingenium, aber er besaß einen eisernen Fleiß und würde gewiß mit demselben noch Trefflicheres geleistet haben, als geschehen ist, obgleich auch dieses schon alle Anerkennung verdient. — Seine schriftstellerischen Arbeiten sind folgende: Ueber das Wesen und die Eigenthümlichkeiten der altrömischen Ehe mit manus. Eine philologisch-historisch-juridische Erörterung. Mit einem Vorworte vom Herrn D. (Hch. Rud.) Brinkmann, ord. Prof. der Rechte in Kiel. Altona 1833. — Versuch einer Darstellung des in der Stadt Altona geltenden Rechtes. In Falcks neuem staatsbürgerlichen Magazine Bd. 7, H. 3 u. 4 und Bd. 8, H. 3 u. 4 (Schleswig 1838 u. 1839). Es erschien auch ein Separatabdruck in 2 Heften zu Altona. (Diese Abhandlung ist unvollendet geblieben.)

Erempdorf. Dr. H. Schröder.

203. Joh. Christ. Friedrich Patzig,

königl. preuß. geheimer Regierungsrath zu Berlin;

geb. den 2. Februar 1774, gest. den 3. Juni 1840 *).

Der Verstorbene genoß seine erste Bildung im elterlichen Hause zu Berlin, besuchte dann die dasige Realschule, hierauf das Werdersche Gymnasium und bezog zu Ostern 1793 die Universität Halle, wo er dem Studium der Rechtswissenschaften so fleißig sich widmete, daß er schon nach 2 Jahren der ersten juristischen Prüfung mit dem günstigsten Erfolge sich unterwerfen konnte. In Folge dessen ward er am 5. Mai 1795 als Auscultator bei dem Berliner Stadtgerichte vereidet, im darauf folgenden Jahre aber zum Referendarius bei demselben und zugleich bei der Vormundschaftsdeputation des dasigen Magistrats ernannt. In dieser Stellung erwarb er sich bald das Vertrauen des Letzteren und ward von demselben, noch ehe er die dritte Prüfung absolvirt hatte, einstimmig zum Stadtgerichtsassessor erwählt und diese Wahl auch mit Vorbehalt jener Prüfung von dem Großkanzler von Goldbeck bestätigt. Auf das rühmlich bestandene Examen folgte im J. 1799 die wirkliche Ernennung zum Stadtgerichtsassessor. Noch in demselben Jahre aber erwählte der Magistrat den Verstorbenen zum Stadtrathe, welches die Veranlassung wurde, daß er, nur mit Beibehaltung seiner Geschäfte bei der Vormundschaftsdeputation, nachmaligem Vormundschaftsgerichte, aus der Justiz schied und ausschließlich den städtischen Angelegenheiten sich widmete. Im Jahre 1804 wurde er zum zweiten Stadtsyndikus erwählt und bestätigt. In den nach der Städteordnung vom 19. Nov. 1808 neu konstituirten Magistrat trat er nicht ein. Indessen waren seine Fähigkeiten den Staatsbehörden nicht entgangen und kurze Zeit nach seinem Ausscheiden aus dem städtischen Amte wurde der Verstorbene bei dem um dieselbe Zeit neu errichteten Policeipräsidium und im J. 1816 bei der neu geschaffenen Berliner Regierung zum Rathe ernannt. Auch auf diesem höheren Standpunkte erwarb und erhielt er sich den entschiedenen Beifall seiner Vorgesetzten dergestalt, daß er bei der im J. 1822 erfolgten Wiederherstellung des Policeipräsidiums zum ersten Rathe des Generalbüreaus und zum Stellvertreter des Policeipräsidenten in Abwesenheits- und Behinderungsfällen ernannt und bald darauf mit dem Charakter eines geheimen Regierungsrathes begnadigt ward.

---

*) Berlinische Nachrichten. 1840. No. 162.

Als im J. 1830 das Policeipräsidium eine neue Organisation erhielt, wurde dem Verstorbenen der Vorsitz in der ersten Abtheilung, womit die Stellvertretung des Policeipräsidenten verbunden blieb, angewiesen. Zwei Jahre darauf begnadigte ihn der König *) mit dem rothen Adlerorden dritter Klasse und später mit der Schleife dazu. Die traurige Wendung, welche in den ersten Tagen des Juni die Krankheit des Königs nahm, machte auf des Verstorbenen, durch langjährige unausgesetzte Anstrengung untergrabene Gesundheit einen erschütternden Eindruck. Tief bekümmert über die schlimmen Nachrichten, die er am Morgen des 3. eingezogen hatte, kehrte er nach abgehaltenem Vortrage in seine Wohnung zurück, klagte über Schmerzen des Kopfes und endete unmittelbar nachher in den Armen der zärtlich besorgten Gattin eben so plötzlich als sanft.

* 204. Dr. Joh. Anton Christ. Karl Vogel,

praktischer Arzt zu Baireuth;

geb. d. 23. Okt. 1804, gest. d. 4. Juni 1840.

Vogel, geboren zu Baireuth, war der zweite Sohn des dortigen Apothekers Vogel, eines hochgebildeten, gründlich gelehrten, mit Schweizer, der damals am Baireuther Gymnasium Lehrer war, und mit Jean Paul **) enge befreundeten Mannes. Leider starb dieser schon im J. 1813, eben als er nach München zur Akademie der Wissenschaften berufen werden sollte, „mitten im Prangen mit Blüthen abgebrochen," wie Jean Paul damals an einen gemeinschaftlichen Freund, den kürzlich in Augsburg als Gymnasialrektor verstorbenen Hofrath Wagner schrieb. Wagner, damals Professor am Gymnasium zu Baireuth, wurde der mit 5 Kindern hinterbliebenen Witwe ein treuer Berather und Freund, unterrichtete den Knaben sammt dessen ältern Bruder in einem damals von ihm geleiteten Privatinstitute bis zum Eintritte ins Gymnasium und gestattete den Vogel'schen Söhnen das engste Zusammenleben mit den seinigen. Der älteste von diesen, Rudolph Wagner, jetzt Professor in Göttingen und bekanntlich einer der bedeutendsten deutschen Naturforscher, schloß mit Karl und dem ältern Eduard V., der gegenwärtig Lehrer der Naturwissenschaften am Gymnasium zu Schaffhausen ist, schon in den frühesten Knabenjahren die innigste, stets in gleicher Wärme fortlebende, für die Studien und

*) Dessen Biogr. s. in diesem Jahrg. d. N. Nekr. unterm 7. Juni.
**) Dessen Biogr. siehe im 3. Jahrg. des N. Nekr. S. 1085.

die Berufsthätigkeit beider Theile höchst einflußreiche Freundschaft, in welcher der Verstorbene immer ein großes Glück und Gut seines Lebens anerkannt hat. Zwar bildeten die Anfänge der Naturwissenschaften in seiner frühesten Zeit nur den Mittelpunkt von Wagners Verbindung mit Eduard V., denn Karl hatte sich mehr dem Geschichtlichen und dem damals unter der Jugend weit regsamer denn jetzt betriebenen Studium der Nationalliteratur zugewendet; aber theilnehmend und empfänglich für Alles, wie er war, entzog er sich auch den Bestrebungen des Bruders und Freundes nicht und sammelte sich, mehr gelegentlich als absichtlich und ohne allen besondern Unterricht, einen Vorrath naturwissenschaftlicher Kenntnisse, wie ihn gewiß nur selten abgehende Gymnasialschüler zu den akademischen Studien mitbringen. Denn es zeichnete ihn schon damals jene höchst lebendige Receptivität aus, die sich späterhin, wie Rudolph Wagner von ihm sagt, zu solcher Sicherheit und Anmuth des Verarbeitens und Gestaltens, zu solch' innerlichem Durchdringen und Aneignen des Aufgenommenen entwickelte, daß in ihr ein Schaffen ganz eigenthümlicher Art lag, mit welchem verglichen die Armseligkeit unberufener und voreiliger Producenten erst recht ins Licht trat. Daß sich jedoch diese allgemeine Receptivität schon in den ersten Jünglingsjahren zur Auffassung einer tiefern Betrachtungsweise der Dinge erhob, dahin wirkte besonders Gablers Einfluß, des jetzigen Professors der Philosophie zu Berlin, dessen Schüler er vom Herbste 1817 bis zu Michaelis 1822, d. h. bis zu seinem Abgange auf die Hochschule, mit nur einjähriger Unterbrechung war. Gablers lebendiger Eifer für philosophische Erkenntniß, der Ernst, mit welchem er alle oberflächliche Auffassung der Lehrgegenstände verwarf, seine höchst fruchtbare Methode, durch Andeutungen und Fingerzeige für tieferes Verständniß anzuregen, überhaupt die edle Persönlichkeit des verehrten Mannes entzündete in V., so wie in dessen empfänglichern Mitschülern, ein zwar unreifes, aber für künftige Studien heilsames Verlangen nach wissenschaftlicher Ergründung der Dinge, ohne daß Gabler systematische Vorträge gehalten oder V. sich mit besondern philosophischen Studien beschäftigt hätte. Dessen Privatfleiß wendete sich vielmehr der Geschichte und Geographie zu, in welchen beiden Fächern er alle Mitschüler ohne Ausnahme weit übertraf. Die ausgezeichneten Talente für Sprachenerlernung, die er später an den Tag legte, traten damals noch etwas zurück, wiewohl er alles Lateinische mit Leichtigkeit las und im Griechischen einen Grund legte, der ihm späterhin für ernste Studien

40 *

sehr wichtig wurde. Mit der vaterländischen Poesie war er sehr genau und nicht bloß zu äußerlicher Unterhaltung bekannt geworden; Goethe's *) Faust hatte er mit strebenden Altersgenossen, wenn auch mit unzureichender, doch regsam angestrebter Einsicht recht eigentlich studirt. Es war für seine ruhige, still beobachtende, aber das Halbe und Schiefe oder phantastisch Erträumte stets ablehnende Natur höchst charakteristisch, daß er zwar nie die Seele der Debatten war, daß aber ohne seine Zustimmung nicht leicht ein Ergebniß der Besprechungen für ausgemacht angenommen wurde. Denn trotz der Kindlichkeit seiner damals auch physisch noch unentwickelten Natur stand er bei seinen Freunden in großem Ansehen und obwohl im Umgange mit Einzelnen etwas neckend und aus Scheu vor Sentimalität selten warm, nie überwallend, war er gleichwohl außerordentlich geliebt als grundtüchtig, edel und treu. Im Herbste 1822 bezog er die Universität Erlangen, auf welcher sich damals durch ein glückliches Geschick eine nicht geringe Anzahl strebsamer, eifrig um deutsche Wissenschaft bemühter Studenten zusammengefunden hatte, von denen Mancher späterhin in weitern Kreisen bekannt und bedeutend geworden ist. Die Besten waren durchaus den burschenschaftlichen, d. i. vaterländischen Interessen ergeben, wenn auch ohne bestimmte politische Einsicht, so doch mit entschiedenster und bewußtester Ablehnung aller Demagogie, welche damals, nur von Einzelnen und nicht von den Besseren vertreten, nie sichtlich hervortrat und kaum im Stillen zu verführen vermochte. Wir lebten damals ein im Ganzen sehr schönes, sehr heiteres Leben, dessen Lust vor Allem dadurch erhalten wurde, daß der Fröhlichkeit stets ein sehr entschiedener Ernst zu Grunde lag. Denn abgesehen von den Studentenverhältnissen, welche aber gleichfalls durch einzelne bedeutende Persönlichkeiten und sittlich merkwürdige Verwicklungen einen tiefern, mehr als bloß burschikosen Charakter bekamen, bildeten den Mittelpunkt der Geselligkeit lebendige, lang andauernde Gespräche über vaterländische Poesie, über historische, philosophische und theologische Gegenstände, an welchen Gesprächen Studirende sämmtlicher Fakultäten Theil nahmen, so daß sich der Sinn für allgemeines, nicht bloß auf handwerksmäßiges Brodstudium beschränktes Lernen und Wissen so schön ausbildete, als irgend wo. Von den Dichtern waren Uhland, Tieck, besonders auch Jean Paul beliebt; Goethe wurde mehr verehrt als erkannt und verstanden; vor Allem hätte aber kein Tadler

*) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 197.

Schillers unter uns aufkommen dürfen. Manche, unter diesen V., waren förmlich schillerfest und mehr als ein Mal ist mitten im fröhlichen Gelage der Wallenstein geholt und zum Staunen der etwa nebenansitzenden Philister in einem Zuge vor- und durchgelesen worden. Damals war es, wo die Hegel'sche *) Philosophie ihren Einfluß auf Deutschland auszuüben begann und auch unter uns, ohne daß sie von einem akademischen Lehrer wirksam und explikativ vertreten gewesen wäre, sehr eifrige Verehrer fand. Manche, die das Evangelium auch liebgewonnen hatten, glaubten damals noch an den vom Meister der Schule versicherten innigen Einklang dieser Philosophie mit dem Christenthume, ein Einklang, der jetzt bekanntlich von den allermeisten Jüngern dieser Schule mit herostratischer Bravour verworfen wird. An allen Gesprächen solcher Art nahm V. aufs lebhafteste, wenn auch ruhigste und besonnenste, Theil; nur für die fröhlichen, wirklich meist schön ausgeführten Gesänge, in deren Heiterkeit sich in der Regel der Eifer wissenschaftlicher Besprechungen auflöste, war ihm von Natur die Stimme versagt. Und wem von den Erlanger Zeitgenossen der Jahre 1823 und 1824, dem etwa diese Zeilen in die Hände fallen, wird nicht das Herz aufgehen bei der Erinnerung an V.'s Persönlichkeit, an jene merkwürdige Mischung jugendlicher Anmuth mit reifer, fast männlicher Festigkeit der Einsicht und des Charakters! Zu Scherzen, selbst zu muthwilligen, stets aufgelegt, hat er doch niemals etwas Thörichtes gethan, nie sich vergessen, nie sich das Mindeste vergeben. Sein Talent für ruhige, feine Beobachtung, sein scharfer Blick für das Eigenthümliche hatte ihn bald in der Studentenwelt vollkommen orientirt; von Vielen gleichsam umworben, gab er sich Keinem ganz hin; nur Rudolph Wagner'n, mit welchem ihn die Hochschule nach einer durch Versetzung von dessen Vater herbeigeführten Trennung von etlichen Jahren wieder zusammenführte, widmete er auch äußerlich die Theilnahme der vollsten und wärmsten Freundschaft. Mit Wagner und mit seinem Bruder Eduard V. trieb er nun die Vorstudien, welche die medicinische Wissenschaft erheischt, besonders im Winter 1823—1824 die Anatomie. Auch die damals von einem Lehrer versuchte Anwendung der Naturphilosophie auf Lösung besonders physiologischer Probleme, gewann seinem für alles tiefere Forschen lebhaft empfänglichen Geiste ein reges Interesse ab, wiewohl er späterhin diese Versuche bei gereifterer Einsicht für verfehlt, ja gehaltlos erklärte. Vor Allem aber

*) Hegel's Biogr. s. im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 961.

zog ihn der allen Studenten freundlich zugängliche Schubert an, dessen Schriften er theilweise schon auf dem Gymnasium studirt und dessen persönlicher Bekanntschaft er mit Verlangen entgegengesehen hatte. Schubert, der ihn bald erkannte und liebgewann und den er späterhin noch gründlicher verstehen lernte, hat ihm auch theilnehmendes Wohlwollen bis zu seinem frühen Tode treulichst bewahrt. Die streng medicinischen Studien begannen für ihn im Sommer 1824, den er, der Theilnahme an der Burschenschaft wegen, wie Viele damals auf ein halbes Jahr dimittirt, sammt Wagnern in Baireuth zubrachte. Die hier begonnenen Arbeiten wurden vom Herbste 1824 an aufs gründlichste und umfassendste in Würzburg fortgesetzt. Hier war Schönlein der Mittelpunkt, um den sich nicht wenige ächte Jünger der Medicin, nicht sowohl zum Privatumgange denn als eifrige Zuhörer im Kollegium, als lern- und beobachtungsbegierige Schüler in der Klinik sammelten. Zu diesem Kreise gehörten außer Wagnern der schon von Erlangen her befreundete, mittlerweile in Göttingen gebildete Dietz, jetzt als Chirurg berühmt, Heine, der Sohn des Orthopäden, der leider auch früh verstorbene geistreiche Schauer *), späterhin und als der jüngste Pfeufer, jetzt Schönlein's Nachfolger in Zürich; die beiden Letztern waren früher auch in Erlangen gewesen. Je weniger nun Würzburg in Absicht auf allgemeinen Studentenverkehr die gewohnten Annehmlichkeiten des Erlanger Lebens darbot, desto enger schlossen sich die berufenen Mediciner an einander, arbeiteten ihre Wissenschaft auch in den geselligen Zusammenkünften gründlich durch und machten auf jeden Beobachter den Eindruck, daß sie für das gewählte Studium auch wirklich geboren seyen. V. namentlich beschäftigte sich hier mit allen Theilen seines Faches, ohne, wie es wohl bei Dietz, bei Wagner hervortrat, besondere Vorliebe zu hegen für eine einzelne Disciplin. Sein reiches aber stets ruhiges Interesse führte ihn, wie Wagner schreibt, methodisch von einer zur andern. Schreiber dieses vermag als Laie nicht den Gang von V.'s medicinischen Studien darzustellen und namentlich vermißt er sich nicht über Schönleins Wirksamkeit und Einfluß etwas zu sagen, zumal da er das Würzburger Leben nicht als Augenzeuge kennt; aber das hat er späterhin aus vielfältigen Erzählungen V.'s vernommen, daß ihm Würzburg sehr lieb geworden war und daß er in Schönlein den Meister seiner Schule verehre, wenn er auch nicht auf dessen Worte schwören könne. Im Frühjahre 1827 pro-

*) Dessen Biogr. siehe im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 906.

movirte er. Von der Fülle und Sicherheit seiner medicinischen Ausbildung zeugt, daß er sich für das Examen in der speciellen Pathologie und Therapie gar nicht besonders vorbereitete; wer practiciren wolle, sagte er, müsse das Alles lebendig im Kopfe haben. Zur Inauguralabhandlung schrieb er: „über die Bedeutung der Hirnanhänge," das Einzige, was je von ihm gedruckt worden ist, und setzte derselben als Motto die Worte Goethe's vor:

Müsset im Naturbetrachten
Immer eins wie alles achten;
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen;
Denn was innen, das ist außen.

Und mit diesem Motto hat er auch den Charakter seiner wissenschaftlichen Bestrebungen ausgesprochen, die er schon in jener Dissertation, die durchaus den Charakter der Forschung und selbstständiger Arbeit trägt, mit Entschiedenheit an den Tag gegeben und späterhin immer reicher entfaltet hat. Er verließ die Universität so gereift als Mann, wie er sie gereift als Jüngling bezogen hatte. Wer ihn kannte, hätte sich ihm unbedenklich in der schwierigsten Krankheit anvertraut. Er aber arbeitete vor dem Beginne der selbstständigen Praxis in dem sogenannten Biennium, als ob er akademische Versäumnisse nachzuholen hätte. Die für die baierischen Aerzte bestehende Verpflichtung, einen Kursus der Veterinärmedicin durchzumachen, führte ihn nach München und hier wieder mit Rudolph Wagner zusammen. Die Erinnerung an dieses Zusammenleben, an einen Ausflug an den Staremberger See, ferner an eine Reise nach Salzburg und Gastein, machte ihm stets eine große, in lebhaften Erzählungen sich aussprechende Freude; namentlich stand die Salzburger Gegend, wie er selbst sagte, bis ins kleinste Detail vor seiner Seele, was um so eher möglich war, als er bei seiner Gabe geographischer und topographischer Anschauung, bei seiner Freude an guten Landkarten von den Gegenden, die er bereiste, eine größere Kenntniß beim Eintritte in dieselben besaß, als die meisten Reisenden mit herausbringen. Später (1829) ging er mit einem Reisestipendium nach Wien, besonders um Augenheilkunde und Entbindungskunst zu studiren. Jäger und die ausgezeichnete Tüchtigkeit der Wiener Schule scheinen ihn mächtig angeregt und mit derselben entschiedenen Neigung, die für medicinisches Wissen von jeher in ihm lebte, auch für die ärztliche Praxis erfüllt zu haben. Im J. 1830 trat er denn auch als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt Baireuth auf und machte sich hier langsam, aber mit Sicherheit geltend. Glücklich hat ihn

hier das Zusammenwohnen mit seinem ältern Bruder Eduard gemacht, welcher damals die väterliche Apotheke übernommen hatte. Von gleichem wissenschaftlichen Forschungsgeiste, von gleich regem Interesse für alles Würdige und Bedeutende beseelt, selbst auch bei aller Verschiedenheit der Charaktere mit gleichen Anlagen ausgestattet, bildeten die beiden stets einigen und für einander lebenden Brüder eine Art von Akademie, in welcher Alles, was Wissenschaft, Kunst und Politik betraf, gründlich durchgesprochen wurde. Ein Fest für Beide war es, wenn Rudolph Wagner, der unterdessen akademischer Lehrer in Erlangen geworden war, in den Ferien sich zu ihnen gesellte und in ihre unermüdlichen Verhandlungen wirksam mit eingriff. Diese Drei hatten sich, wie sie oft versicherten, gewöhnt, fast Alles für einander und in Gedanken an einander zu treiben; Rudolph Wagner hat sein erstes größeres Werk beiden Brüdern sammt dem Nürnberger Dietz dedicirt und ihr Urtheil über seine spätern schriftstellerischen Leistungen war ihm stets von größter Wichtigkeit. Selbst dieser, der V.'n doch so genau und so lange kannte, mußte staunen, wie stark er binnen kurzer Zeit im Englischen und Französischen und in der Chemie und Geognosie geworden war, wie er trotz der zunehmenden Praxis in den folgenden Jahren methodisch Botanik, Zoologie und vergleichende Anatomie nach Handbüchern und Atlanten durchnahm und empfand die lebhafteste Freude über V.'s hohes Interesse an den neuern physiologischen Forschungen, denen derselbe bis ins Einzelnste nachging, mit stetem Hinblicke auf den reichen Gewinn, den er sich davon für die praktische Medicin versprach. Und diese gründlichen, umfassenden Studien machten doch nur einen Theil seiner Bestrebungen aus. Aber unendlich vieles Andere, was er nur nebenbei trieb, haftete in seinem stets receptiven, stets beobachtenden, stets verarbeitenden Geiste so sicher und fest, daß Einer schon für sehr unterrichtet gelten würde, der mit Absicht und für sein Fach so viel erlernt hätte, als sich V. zufällig und spielend aneignete. Seine schon auf dem Gymnasium nicht unbedeutenden geschichtlichen und geographischen Kenntnisse wuchsen wie das Vermögen eines haushälterischen Reichen zu einem hohen Kapitale; jede Viertelstunde, die er für die Lust, in den Stieler'schen *) und v. Spruner'schen Atlanten zu studiren, erübrigte, trug ihm bei seinem trefflichen, höchst ausgebildeten Gedächtnisse den bleibendsten Gewinn. Als gründlicher Zeitungsleser — die Augsburger allgemeine Zeitung

*) Stieler's Biogr. s. im 14. Jahrg. des N. Nekr. S. 251.

war ihm unentbehrlich — war er auch einer der gründlichsten Kenner der Tagesgeschichte und in Folge dieser Kenntniß der entschiedenste und einsichtsvollste Gegner wie despotischer Tendenzen einerseits, so andererseits der Volkssouveränetät und aller aus diesem Principe fließenden Bestrebungen. Als ihn einst ein bekannter Bearbeiter der Baireuther Landesgeschichte um ärztliche Hülfe hatte bitten lassen, setzte er denselben durch die Genauigkeit seiner Kenntnisse auch in diesem Fache in solches Erstaunen, daß ihm dieser fast alle seine Schriften schenkte. Nicht minder bewandert war und blieb er in den Erzeugnissen der poetischen Literatur; eine seiner Schwägerinnen äußerte gelegentlich, sie sey begierig, einmal in einem Gespräche ein schöngeistiges Produkt erwähnen zu hören, daß Schwager Karl nicht kenne. Denn während er das Edle und Große (sein besonderer Liebling war Shakespeare, den er mit Leichtigkeit in der Ursprache las) mit immer steigendem Genusse studirte, nahm er selbst von dem Faulen und Schlechten, das sich vor Kurzem der Nation aufdringen wollte, wenn auch mit Abscheu, Notiz und niemals hat ihn ein gleißendes Talent bestochen. Mit seinem Sinne für Poesie ging Hand in Hand seine Liebe zur Kunst. In Baireuth konnte er dieselbe zwar nur durch gute Kupferstichsammlungen nähren, aber einige Reisen nach München erfüllten ihn mit dem Genusse der Wunder der Plastik und Malerei, so wie er in architektonischer Hinsicht unter den Städten Deutschlands Prag, das er auf der Rückreise von Wien besucht, und das ihm sehr heimliche Nürnberg hoch hielt. Und alle diese Kunsteinsichten waren, wie Alles bei ihm, gründliche Ergebnisse feiner Beobachtung und historischer Betrachtungsweise; sie waren sämmtlich geprüft und erwogen in Gesprächen mit seinem Bruder, der ein trefflicher Zeichner ist. Daß einem so umfassenden Geiste wie V. die philosophischen und theologischen Bewegungen der Zeit nicht fremd und ferne bleiben konnten, begreift sich von selbst. Nur aber bildete das theologische Wissen nicht bloß einen Gegenstand gelehrter Erkenntniß für ihn. Schon in seinem letzten akademischen Jahre hatte er sich für die biblischen Urkunden gründlich interessirt; sein Forschungsgeist, der es mit nichts leicht nahm, führte ihn bald zum Studium des griechischen N. Testamentes und sein Herz wurde von Liebe zum Evangelium erfüllt, dessen Tiefen sich seiner eben so demüthigen als tiefen Forschung willig erschlossen. Von nun an hing er, ohne sich um die Spottnamen zu kümmern, mit deren Hülfe sich der bequeme Unverstand selbst gegen die tiefste und reichste Erkenntniß behaupten zu können wähnt, in kindlichem Glauben

an der Gnade Gottes in Christo und bethätigte diesen Glauben in seinem Wandel und seiner Liebe und machte durch die Früchte seiner ächt evangelischen Gesinnung zuletzt auch allem unverständigen Gerede über sich ein Ende. Von demjenigen, was man mit Recht Mysticismus und Pietismus nennt, war Niemand weiter entfernt als er, der evangelische Christ und entschiedene, jedoch nicht einseitige Lutheraner. Aber auch in diesem Bereiche genügten ihm die gewöhnlichen Kenntnisse eines Laien nicht. Abgesehn vom Bibelstudium, das er wohl täglich trieb, studirte er die bedeutendsten der neuern Dogmatiken und Kirchengeschichten, las regelmäßig mehrere theologische Zeitschriften und sammelte sich, da ihm von dem, wofür er sich lebhaft interessirte, nicht leicht Vieles entschwand, allmälich einen solchen Schatz wohlbegründeter, theologischer Einsicht, daß einer seiner theologischen Freunde mit voller Berechtigung gesagt hat, es wäre der Kirche Glück zu wünschen, wenn alle Kandidaten so theologisch gebildet zum Examen und ins Predigtamt kämen, wie es dieser Arzt sey. Freilich war sein Streben in diesem Bereiche und seine Liebe zu christlicher Erkenntniß so groß, daß er einmal gegen Wagner äußerte, wenn er anfangen könne von vorn zu studiren, so würde er wahrscheinlich Theologie wählen. Es war aber seiner forschenden und zugleich auf alle bedeutenden Zeiterscheinungen historisch achtsamen Natur durchaus angemessen, sich mit den philosophischen Bestrebungen der Mitwelt bekannt zu machen und er hatte deswegen die Geschichte der neuern Philosophie in ihren Grundzügen und besonders die Principien der Hegel'schen Schule vollkommen gefaßt, ohne jedoch sich ihnen zu ergeben. Ueberhaupt war sein Denken ein durchaus wissenschaftliches und rang unermüdet nach Einheit und Zusammenhang der Erkenntniß; während er wohl äußerte, daß er für systematische Philosophie kein Organ habe, war dessen ungeachtet sein ganzes Streben unmittelbar auf das höchste Ziel wissenschaftlicher Erkenntniß gerichtet, auf die Aufhebung aller den erkennenden Geist vom Gegenstande der Erkenntniß trennenden Scheidewand. Das Studium des neuen Testamentes in der Grundsprache war ihm Veranlassung geworden, seine Kenntniß des Griechischen wieder aufzufrischen. Das aber mußte wiederum nicht oberflächlich geschehen. Er hatte bald seinen Buttmann wieder inne, schaffte sich das Passow'sche Wörterbuch an und in kurzer Zeit hatte er die Ilias, selbst mit Beachtung der feinern Spracheigenheiten, wieder durchstudirt. Noch auf seinem Todtenbette beschäftigte er sich mit dem Vorsatze, ein umfassendes Studium der griechischen Literatur zu beginnen,

ließ sich von einem Freunde Bericht über den jetzigen Standpunkt der griechischen Grammatik erstatten und forderte von diesem, der ihn nicht durch Einzelnheiten ermüden wollte, unablässig ein Eingehen ins Detail. Dafür theilte er diesem, was er im Gothischen gelernt hatte, mit, denn auch mit altdeutscher Grammatik hatte er sich mit Vorliebe einigermaasen bekannt gemacht. Und dieser Mann, der eine solche Fülle des gründlichsten und zwar verschiedenartigsten, aber geordnetsten und klarsten Wissens in sich vereinigte, war in den letzten 5 bis 6 Jahren seines Lebens ein vom Morgen bis zum Abend mit seiner Praxis beschäftigter, vielgesuchter Arzt. Es war ihm nicht allzuschnell gelungen, ein bedeutendes Publikum zu gewinnen, aber als er sich einmal festgesetzt hatte, genoß er das Zutrauen und die Liebe seiner Patienten in einem seltenen Grade. Leider kann Schreiber dieses über seine ärztliche Wirksamkeit nur als Laie berichten. Sein Heilverfahren ruhte durchaus auf physiologischer Anschauung des menschlichen Organismus sowohl, als der Krankheit insbesondere. Weil ihm der Verlauf derselben klar vor Augen stand und weil er den Grad der Wirksamkeit jener sogenannten vis naturae medicatrix genau zu bemessen suchte, so hatte sein Verfahren etwas Vorsichtiges, Zuwartendes, mit Mitteln Sparsames, gestaltete sich aber, wenn der rechte Zeitpunkt gekommen war, auch sehr energisch und durchgreifend. Er war ein entschiedener Allöopath; die Homöopathie hatte in ihm einen Gegner, jedoch einen billigen und gründlich prüfenden; denn er kannte nicht nur das System genau, sondern stellte auch an sich und an einigen Patienten mehrmals Versuche an. Auch als Geburtshelfer war er glücklich; man versprach sich von ihm in diesem Fache so viel, daß er einmal von der Universität Erlangen zum Professor der Entbindungskunde vorgeschlagen wurde. Der äußere Umstand, daß er aushülfsweise zuweilen am Baireuther Irrenhause beschäftigt war, führte ihn auf ein sehr genaues Studium der Psychiatrie und auf diesem Gebiete in die intensivsten philosophischen Studien. „Ich bin überzeugt," schreibt Rudolph Wagner, „daß er auch in diesem Fache, wo er übrigens den entschieden richtigen realistisch-somatischen Standpunkt einnahm, etwas Ausgezeichnetes würde geleistet haben. Ich kenne keinen Arzt der Gegenwart, der alles hierzu Erforderliche so beisammen gehabt hätte. Er hätte aber eines bestimmten Berufs, eines Instituts, eines äußern Anstoßes bedurft. Ich trieb und drängte ihn, seine Gedanken über Geisteskrankheiten aufzuzeichnen. „„Ist zu schwer,"" sagte er immer. Indessen glaub' ich doch, daß er noch dazu ge-

kommen wäre." Schreiber dieses glaubt ebenfalls nicht daran zweifeln zu dürfen, wiewohl er hierbei zu bemerken nicht unterlassen kann, daß die Gabe gewandter schriftlicher Darstellung vielleicht die einzige war, die V. nicht empfangen hatte. Diese leider sehr dürftigen Notizen über seine ärztliche Wirksamkeit möge die Bemerkung beschließen, daß er seinen Beruf liebte, der medicinischen Kunst mit Bescheidenheit vertraute, eifersüchtig auf Standesehre hielt und mit seinen Kollegen, deren Einer ihm besonders befreundet war, in Einigkeit und Frieden lebte. In den letzten Jahren seines Lebens war er Mitglied des Kreismedicinalkomitees für Oberfranken. — Es bleibt uns noch übrig, einen Blick auf sein häusliches Leben zu werfen. Seit dem August des J. 1834 lebte er in der glücklichsten Ehe mit Lyda geb. Wanderer, der zweiten Tochter des verstorbenen Pfarrers Wanderer zu Creußen. Er liebte und war geliebt wie der glücklichste Gatte und suchte deswegen und fand seine Erholung fast ausschließlich in seinem Hause. Nicht als ob er nicht mit den besten und gebildetsten Männern seiner Vaterstadt befreundet gewesen wäre, oder die Gesellschaft geflohen hätte; im Gegentheile offenbarte er auch hier seine Liebenswürdigkeit in vollem Maaße. Aber er liebte das nächtliche Ausgehen nicht, sondern saß lieber am Familientische lehrend, mittheilend, vergnügt, wie nicht viele Hausväter. Wer das Glück genoß, wie zuweilen einige seiner Schwäger bei Ferienbesuchen, wie noch in seinem letzten gesündern Halbjahre der Bruder seines ältesten Freundes, Pfarrer Emil Wagner, mit ihm in seinen Erholungsstunden, die ihm eine behagliche Pfeife Tabak würzte, in vertraulichem Gespräche zu verkehren, wo er fast immer der Gebende war, wo er den Reichthum seiner umfassenden Kenntnisse auf die anmuthigste wie belehrendste Weise entfaltete, wo der Adel seiner sittlichen Natur und die Tiefe seines Geistes in Form von wahrhaft kindlicher Gutmüthigkeit und Herzlichkeit hervortrat, wer ihn hier in der Vollkraft edler Männlichkeit, in der Blüthe der Gesundheit gesehen und geliebt hat, der zählt diese Stunden zu den schönsten und erquickendsten seines Lebens. Aber er sollte nicht lange der Stolz und die Krone seiner Familie bleiben; sein einziges, im J. 1838 gebornes, von ihm überaus geliebtes Söhnlein sollte den herrlichen Vater nicht bis zum Verständnisse seines Werthes kennen lernen. Die letzte ungetrübt schöne Zeit für ihn waren die Ostern 1836, wo Rudolph Wagner auf 3 Wochen sein Gast war; noch einmal ging an den Freunden alles Geistige, was ihre Vergangenheit und die Gegenwart bewegte, in der Fülle lebendiger

Mittheilung vorüber. Bald nachher machte V.'n die Gesundheit seiner Frau Sorge. Im Spätherbste 1836 wurde er mit seinem Kollegen und Freunde Dr. Falke von Regierungs wegen zur Beobachtung der Cholera nach München geschickt; Ende Januars 1837 rief ihn eine gefährliche Krankheit seines unterdessen in Schaffhausen angestellten Bruders in die Schweiz. Im Sommer desselben Jahres nahm er seinen jüngsten Bruder, der Kandidat der Theologie war und zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, aber bereits an einer peinlichen, unheilbaren Krankheit litt, zu sich ins Haus und pflegte ihn mit brüderlichster Sorgfalt bis zu dessen Tode im April 1838. Fast unmittelbar nachher warf ein langwieriges Leiden seine Schwiegermutter, die mit in seiner Familie lebte, auf ein schmerzliches Krankenbett. Nach deren im August 1838 erfolgten Tode war ihm noch, wie ein kurzer Sonnenblick, der Genuß der Vaterfreuden gegönnt; bald aber entwickelte sich die tödtliche Krankheit, welche das letzte Jahr seines Lebens ausfüllte, die Luftröhrenschwindsucht. Im Frühjahre 1839 war er gezwungen, seine Praxis aufzugeben und in mehreren Bädern Heilung zu suchen. Es war vergebens; auch täuschte er sich, wie es bei Krankheiten solcher Art selbst den erfahrensten Aerzten begegnet, über die Natur seines Leidens wenigstens zum Theile. Die sorgfältigste Pflege seiner Frau, deren Muth durch seine Hoffnungen aufrecht erhalten wurde, die treueste ärztliche Berathung seines Freundes Dr. Falke, der ihm und seiner Familie die wärmste Theilnahme widmete, eine heldenmüthig zu nennende Diät konnte nicht verhüten, daß der blühend schöne Mann bald zum bleichen Jammerbilde abzehrte. Aber die Frische seines Geistes, die Lust am Lernen und die geduldige Ergebung in den Willen Gottes verließ ihn nicht. Obwohl fast unausgesetzt ans Bette gefesselt, ergab er sich immer noch den gründlichsten medicinischen, historischen und theologischen Studien. Ranke's Geschichte der Reformation war eines der letzten Bücher, die ihm große Freude machten. Die vertrauteren Freunde, die ihn besuchten, hatten sich fortwährend seines geistigen Reichthums zu freuen; er war selbst auf dem Sterbebette stets der Mittheilende, der Gebende, wenn auch seine Stimme matt und fast ganz verfallen war. Er endete am obengenannten Tage in der ersten Morgenstunde. Die Trauer um ihn war bei Hohen und Geringen allgemein; hatten doch selbst die Israeliten in ihrer Synagoge für seine Genesung gebetet. Es starb in ihm nicht nur einer der geistreichsten und gelehrtesten, sondern auch einer der edelsten, reinsten Männer des Vaterlandes, der aber nicht

in seinen Gaben und Leistungen, nicht in seiner eignen Gerechtigkeit, sondern in einer Würde seine Ehre suchte, die von Vielen verachtet wird, in der Würde eines Kindes Gottes.

205. Emanuel Freih. v. Bretfeld-Kronenburg,

k. k. Feldmarschalllieutenant und Truppendivisionär, Inhaber des Dragonerregiments Großherzog von Toskana, Ritter des österr. Leopoldordens und Kommandeur des St. Georgsordens von Parma, zu Freiwaldau (österr. Schlesien);

geb. d. 3. Febr. 1774, gest. d. 7. Juni 1840 *).

Zu Prag geboren, trat der Verewigte schon mit 15 Jahren bei Graf Wurmser-Husaren als Kadet ein, indem er seine militärische Laufbahn bei der Belagerung Belgrad's unter Laudons, des ruhmgekrönten österr. Heerführers, eignem Kommando begann. Vorzüglich war es die Erstürmung von Lipnitza, wo der jugendliche Kadet, durch seine Tapferkeit und sein rasches Vordrängen in die Reihen der Feinde, wobei er eine leichte Wunde empfing, die Aufmerksamkeit seines Oberlieutenants, des Freiherrn von Wachenheim, auf sich zog und durch die besondere Verwendung desselben im J. 1790 zum Lieutenant befördert wurde. Die Beendigung des türkischen Feldzuges versetzte das Regiment, bei welchem Baron B. diente, in die Friedensquartiere nach Schlesien, in welchen dasselbe bis zu dem J. 1792 verblieb. In der Mitte dieses Jahres wurden 3 Divisionen von Wurmser-Husaren zur Kampagne nach Frankreich beordert, bei welcher Angelegenheit der nunmehr Verewigte nicht nur allen Mühseligkeiten jenes unheilschweren Feldzuges entgegen ging, sondern durch den ausgezeichnetsten Diensteifer zugleich den Grund zu jenem höhern Range legte, mit dessen Ehrenzeichen geschmückt derselbe am Schlusse seiner irdischen Laufbahn die Pforte nach dem Jenseits betrat. Muth, Entschlossenheit und die unerschrockenste Ausdauer bezeichneten stets die Wirksamkeit desselben in allen franz. Kriegen. Im Jahre 1806 zum Rittmeister befördert, ward ihm die ehrenvolle Bestimmung, als Kourier nach Posen in das damalige Hauptquartier Napoleons abzugehen, welcher Mission sich Baron B. mit einer so rühmlichen Wirksamkeit unterzog, daß ihm der Erzherzog Ferdinand seine höchste Zufriedenheit mit dem entsprechenden Resultate seiner Sendung durch ein höchst eigenhändiges Schreiben zu erkennen gab. Im J. 1809 zu

*) Zeitung für den deutschen Adel. 1840. No. 73.

dem Husarenregimente Graf Frimont als Major versetzt, erhielt derselbe die Ordre, mit einem Bataillon Triester, einem Bataillon Gränzer und einer Division Frimont-Husaren die Festung Gradiska zu überfallen und Palmanuova zu cerniren. Baron B. unterzog sich diesem Auftrage mit der thätigsten Umsicht; Gradiska wurde überfallen, eine Menge von Gefangenen gemacht und ein eben so bedeutender Vorrath von Kriegsmaterial erbeutet. Eben so gelungen gestaltete sich die Affaire bei Palmanuova, indem mehrere Ausfälle der dortigen Besatzung zurückgeworfen und der Feind fortwährend in Schach gehalten wurde. Leider traf jedoch denselben das Unglück, bei einem der letzten Ausfälle in Maria-Lunga schwer verwundet zu werden, was den Transport desselben in das Officierhospital nach Fünfkirchen veranlaßte. Allein seine Dienste blieben deswegen nichts weniger als verkannt oder unbelohnt, indem dem Geheilten bei seinem Einrücken in das Regiment die Beförderung zum Oberstlieutenant auf den ausdrücklichen Willen des Armeechefs, des Erzherzogs Karl, zu Theil wurde. Nach dem Frieden von 1809 in die Stationsquartiere nach Croatien und Ungarn versetzt, blieb das Regiment in diesen bis zum J. 1813, wo Baron B. als Oberstlieutenant mit seinem Regimente bei den Affairen Italiens zu Bassano, Caldiero, St. Michael, Mozambano ꝛc. ꝛc. den wesentlichsten Antheil nahm. Im J. 1814 zum Obersten und Kommandanten bei Erzherzog Joseph-Husaren ernannt, wurde demselben bei Gelegenheit seiner Durchreise von der italienischen Armee über Wien zur Uebernahme seines in Frankreich stationirten Regiments die Weisung, die bei dem Staatskanzler Fürsten von Metternich bereit liegenden Depeschen zu übernehmen und unverweilt nach Paris zu befördern. Schon am 6. Tage in Paris eintreffend, begab sich Baron B., nach Uebergabe sämmtlicher Briefschaften an den Völkerfeldherrn Fürsten v. Schwarzenberg, zu seinem Regimente nach Trier, bei welchem derselbe bis zu dem J. 1815 verblieb. Bei der Landung Napoleons zu Cannes am 1. März desselben Jahres wurde Baron B. zur Deckung des kaiserlichen Hoflagers beordert, mit welchem er von Mannheim nach Paris marschirte und daselbst die Dienste bei dem verewigten Monarchen, Kaiser Franz I.*) übernahm. Nach einem zweimonatlichen Dienste von Paris nach Mebau beordert, rückte das Regiment endlich bei dem letzten Friedensschlusse in seine Garnisonstation nach Nagy-Enyed in Siebenbürgen ein. Im J. 1819 in der gleichen

*) Dessen Biogr. s. im 13. Jahrg. d. N. Nekr. S. 227.

Eigenschaft eines Obersten von Erzherzog Joseph-Husaren zu dem in Böhmen stationirten Kaiser-Kürassierregimente versetzt, führte Baron B. dasselbe im J. 1824 dem um diese Zeit in Böhmen eben anwesenden Monarchen vor, der demselben schon wenige Jahre später, im J. 1827, seine Zufriedenheit durch die Beförderung zum General und Brigadier zu erkennen gab. Endlich im J. 1830 zum Divisionär und Feldmarschalllieutenant ernannt, schloß der Verewigte am obengenannten Tage nach 51jähriger ununterbrochener Dienstzeit seine irdische Laufbahn zu Freywaldau in österr. Schlesien, wohin er sich zur Herstellung seiner zerrütteten Gesundheitsumstände begeben hatte. — Die treueste Pflichterfüllung, die ausgezeichnetste Tapferkeit, gepaart mit der strengsten militärischen Umsicht, bezeichneten stets den Wirkungskreis des Verblichenen. Von der Würde seines Berufes auf das Innigste durchdrungen, suchte Baron B. die reiche Erfahrung seines Lebens und seine tiefe Menschenkenntniß nur zur Beförderung des Ruhmes seines militärischen Standes zu verwenden. Von dem regsten Soldatengeiste beseelt, durch eine seltene Religiosität gleich vortheilhaft ausgezeichnet, verliehen eben sowohl diese Eigenschaften, als sein hoher Biedersinn und seine allgemein geschätzte Humanität dem Verewigten jene Achtung, die selbst sein hoher Monarch ihm bei verschiedenen Gelegenheiten, vorzüglich aber durch die Verleihung des Leopoldordens, nur zu deutlich zu erkennen gab. Durch die in der frühesten Zeit erhaltenen Wunden oft schmerzlich berührt, führten diese auch sein Ende durch eine allgemeine Entkräftung herbei. Viel hat durch seinen Hintritt der Staat, mehr noch seine Familie verloren. Von dem tiefsten Schmerze gebeugt, beweinen eine Gattin, zwei Töchter und ein unmündiger Sohn den unersetzlichen Verlust des so sehr geliebten Vaters, den viel zu früh für sein unermüdetes Wirken ein unerbittliches Schicksal ihren Armen entriß. Ihn beweinen aber nicht allein die ihm Angehörigen, auch die Menschheit weiht ihm manche Thräne, die zum Perlenkranze auf dem Grabeshügel werdend, das schönste Denkmal des Verblichenen bildet, ein Denkmal, das sich seine Geradheit, seine strenge Liebe für Wahrheit und Recht, seine wohlwollende Güte und seine unermüdete Menschenfreundlichkeit in jeder Beziehung verdienten.

* 206. Dr. Gottlieb Ernst August Mehmel,

k. baierischer Hofrath, ordentlicher Professor der Philosophie und Aesthetik, Direktor der k. Universitätsbibliothek und Ehrenkreuz des k. Ludwigsordens, zu Erlangen;

geb. d. 21. Jan. 1761, gest. d. 7. Juni 1840.

Er war zu Winzingerode auf dem Eichsfelde bei Göttingen geboren und genoß seine Jugendbildung auf dem Pädagogium und der Universität zu Halle. Er hatte Theologie studirt, legte sich aber später mit allem Fleiße auf die Philosophie und schönen Wissenschaften. Bereits in seinem 19. Lebensjahre wurde er als Lehrer am Waisenhause zu Halle provisorisch angestellt, 1781 (den 29. März) aber zum ordentlichen Lehrer des k. Pädagogiums ernannt. Die Auszeichnung, mit welcher er hier in voller Kraft des jugendlichen Mannes, gleich schätzbar durch liebevolle Behandlung seiner Untergebenen, wie durch geistvollen, lebendigen und klaren Vortrag lehrte, erwarb ihm die besondere Achtung und Gewogenheit des damaligen Direktors des Waisenhauses, Kanzlers Niemeyer *). Als daher der dirigirende kön. preußische Staats- und Kriegsminister von Hardenberg für seinen einzigen Sohn aus erster Ehe mit der Gräfin von Reventlow einen Führer auf Reisen suchte und sich deshalb an den Direktor Niemeyer wandte, erhielt auf dessen Empfehlung M. den ehrenvollen Auftrag zu dieser Stelle. Er folgte diesem Rufe aus innerm Drange seines Herzens, obwohl er gerade damals nahe daran war, festere Verhältnisse zu begründen. Indem er nun seinen gräflichen Zögling auf Reisen begleitete und namentlich in Copenhagen, seiner Instruktion gemäß, 2 Jahre verweilte, darf man mit Recht seinen dortigen Aufenthalt, der ihn mit den feiner gebildeten Kreisen in beständige Berührung brachte, als die Schule bezeichnen, in welcher er sich das zu eigen machte, was die Verhältnisse des irdischen Lebens ziert und ihm jederzeit ganz besonders am Herzen lag, nämlich die achtungsvolle Scheu und den feinen Takt in Allem, was Sitte und Bildung im Umgange der Menschen fordert. Nachdem er im J. 1791 seinen Zögling auf die Universität Erlangen begleitet hatte, wurde er dort, in seiner Eigenschaft als Lehrer des kön. Pädagogiums zu Halle und in Rücksicht seiner Kenntnisse und Wissenschaften, durch Dekret vom 1. Juni 1792 zum außerordentlichen Professor der Philosophie und schönen Wis-

*) Dessen Biogr. siehe im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 544.

senschaften befördert. In demselben Jahre vermählte er sich mit Henriette geborne Deutsch, Predigerstochter aus Frankfurt a. d. O., welche, während sie nach dem Tode ihres Vaters mit ihrer an den Hofrath Keudel anderweit verehelichten Mutter zu Halle lebte, dort von ihm selbst unterrichtet und gebildet worden war. Sie beglückte ihn in dieser zärtlichen Ehe mit zwei Söhnen und einer Tochter, ging ihm aber bereits im J. 1800 in ihrem 28. Lebensjahre in die Ewigkeit voran, worauf er bis an sein Ende im Witwerstande beharrte. Eine Reise im J. 1793, die er mit seiner Gattin und seinem Erstgebornen nach Königsberg und über die Ostsee nach Hamburg und von da über Dresden nach Erlangen zurück machte, brachte ihn in genaue Bekanntschaft mit Kant, Hippel, Claudius und andern berühmten Männern jener Zeit. Im J. 1794 ward er zum Sekretär des kön. Instituts der Moral und schönen Wissenschaften ernannt, dessen Bibliothek er, nach erfolgter Auflösung des Instituts, der Universitätsbibliothek zuwandte und am 12. Okt. 1799 zum (dritten) ordentlichen Professor der Philosophie befördert. Vom Juli 1800 an war er, unter Meusel, Mitredakteur der Erlanger Literaturzeitung, vom 22. Febr. bis Ende Dec. 1801 alleiniger Redakteur und vom Jan. 1802 an wieder Mitredakteur neben Langsdorf. Seinem Eifer, mit welchem er den wissenschaftlichen Verkehr in dieser Zeitung betrieb, so wie der unnachsichtlichen Strenge, mit der er allen, vor der wissenschaftlichen Kritik nicht haltbaren literarischen Erzeugnissen die Anerkennung versagte, verdankte er nicht nur die briefliche, sondern später auch die persönliche nähere Bekanntschaft der ausgezeichnetsten Männer jener Zeit, eines Fichte, Jacobi, Jean Pauls *) und Anderer noch lebender, deren Achtung und Freundschaft ihn sehr beglückte. Im J. 1804, den 31. Dec., wurde er zum zweiten Universitätsbibliothekar und 1808, den 6. Juli, nach Fichte's Weggang von Erlangen, zum zweiten ordentlichen Professor der Philosophie mit bedeutender Gehaltserhöhung befördert und war von da an lange Zeit fast der einzige Vertreter der philosophischen Fakultät, indem er die Logik und Metaphysik, Moral, Naturrecht, Psychologie und Aesthetik, nebst der Geschichte der schönen Literatur viele Jahre allein las. In jener Periode des größten Druckes unter der französischen Zwingherrschaft trug er durch seine ausgezeichnete Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller viel dazu bei, daß der Ruhm der Universität nicht gesunken ist. Zugleich

*) Dessen Biogr. s. im 3. Jahrg. des N. Nekr. S. 1085.

ward ihm damals öfter Gelegenheit gegeben, jene Eigenschaft zu entwickeln, die sein Wesen recht eigentlich bezeichnet, nämlich den treuen Eifer und die unerschütterliche Hingabe an die Interessen der Universität, welcher er angehörte. Die Beharrlichkeit, Ruhe und Geistesgegenwart, mit der er dem französischen Gouvernement zu Baireuth gegenüber das Recht eines freien Wortes, wie die gerechten Ansprüche der Universität persönlich vertheidigte, zwangen selbst dem Gouverneur (Tournon) bei seiner Anwesenheit in Erlangen das Geständniß über ihn ab: „ma fois, c'est un homme respectable.“ Diese treue und uneigennützige Hingabe bewährte er unter andern auch dadurch, daß er zwei Anträge, unter vortheilhaften Bedingungen an andere Universitäten zu gehen und namentlich den, zum zweiten Male Fichte's Nachfolger zu werden, ohne die gewöhnliche Benutzung dieser Gelegenheiten zur Verbesserung seiner Lage, abgelehnt hat. Im J. 1817 wurde er nach Pfeiffers Tode (15. Juli) zum Direktor der Universitätsbibliothek ernannt, als welcher er bis 1819 zugleich alleiniger Bibliothekar war. Seinen Eifer für dieses Institut hatte er schon früher als zweiter Bibliothekar durch die patriotische Art, in welcher er 1806 die Ansbacher Schloß- und Schwaningerbibliothek von circa 14,000 Bänden für die Universität in Empfang nahm, ferner durch seinen Bericht an den akademischen Senat vom 29. April 1806 *), über die zweckmäßige Einrichtung der Universitätsbibliothek, so wie durch seine Vorarbeiten zu einem künftigen Wissenschaftskataloge sattsam beurkundet. Noch mehr aber hatte er von jetzt an Gelegenheit, denselben zu bethätigen, sowohl durch die Art und Weise, wie er im J. 1818 die Altdorfer Universitätsbibliothek für Erlangen erwarb und in Empfang nahm, als auch durch die schnelle und zweckmäßige Einrichtung des neuen ausgezeichneten Lokals der Erlanger Universitätsbibliothek in dem ehemaligen markgräflichen Schlosse, wohin unter seiner Leitung die vorher in verschiedenen Gebäuden aufbewahrt gewesenen Bibliotheken im Jahre 1825 translocirt und, mit einander verschmolzen, neu aufgestellt worden sind. Für die Erhaltung, zweckmäßige Vermehrung und Benutzung dieses ersten und vorzüglichsten Instituts der Universität war er bis an sein Ende unermüdet besorgt und beklagte nur das Eine, daß nicht auch zur endlichen Herstellung der innern Ordnung und der erforderlichen Kataloge die nöthigen Mittel gegeben seyen, um nunmehr dieser groß-

*) Abgedruckt in Irmischers diplomat. Beschreib. d. Manuskripte rc. Bd. I. S. 121—131.

artigen Büchersammlung den Charakter einer wahren Universitätsbibliothek verschaffen und ihren Gebrauch erleichtern zu können. Fünfmal ward M. von 1818 an durch das Vertrauen seiner Kollegen zum Prorektor und 1819 zugleich als Abgeordneter zur ersten und zweiten Ständeversammlung gewählt. Was er in dieser doppelten Stellung und zugleich als vieljähriger Protoscholarch für Aufrechthaltung der Universität und des mit ihr verbundenen Gymnasiums (dessen Auflösung 1819 so gut als beschlossen war), sodann für Erwerbung der ehemaligen markgräflichen Gebäude und des Schloßgartens, für glückliche und erfolgreiche Verfechtung bedeutender pekuniärer Ansprüche der Universität, persönlich und mit Hintansetzung jeglichen eignen Interesses gewirkt und durchgeführt hat, verdient zur dankbaren Erinnerung auch den Nachkommen überliefert zu werden. Der König bezeugte ihm schon am Ende des ersten Jahres seines Prorektorats seine besondere Zufriedenheit mit seiner Verwaltung; am Schlusse des zweiten Verwaltungsjahres dankte ihm auch der akademische Senat für die rastlose Thätigkeit und den ausgezeichneten Eifer, mit welchem er sich der Leitung der akademischen Angelegenheiten unausgesetzt widmete. Gleichen Dank erwarb er sich als Abgeordneter zur Ständeversammlung, nicht bloß von Seiten der Universität, sondern auch durch seine Thätigkeit und sein kluges Benehmen als zweiter Sekretär bei den Ständen und allerhöchsten Orts, wie das mehrere königliche Handschreiben beweisen. Auch Graf Bentzel-Sternau hat M.s Wirken in den zwei ersten Ständeversammlungen richtig erkannt und gewürdigt und ihm in seinen Baiernbriefen (Bd. 1 u. 2) manches ehrenvolle Denkmal gesetzt. Sein treuer Fleiß, sein Arbeitseifer und seine Verdienste um die Universität, der er angehörte, waren daher der Auszeichnungen wohl werth, womit sein König und die Universität ihn geehrt haben. Im J. 1821, den 22. Nov., ernannte ihn nämlich der König Maximilian Joseph *) zum Hofrathe; den 3. Mai 1828 überreichte ihm die Juristenfakultät zu Erlangen das Ehrendiplom eines Doktors beider Rechte und den 22. April 1831 begnadigte ihn König Ludwig I. mit dem Ehrenkreuze des für 50jährige treue Dienste gestifteten k. baier. Ludwigsordens. Auch die Achtung und Liebe der Bürger, in deren Mitte er 48 Jahre verlebte, waren seiner Freundlichkeit und Leutseligkeit nicht entgangen, wovon ihm öfter die erfreulichsten Beweise zu Theil geworden sind. Als akademischer Lehrer war M. sehr

*) Dessen Biogr. s. im 3. Jahrg. d. N. Nekr. S. 968.

beliebt durch seinen lebhaften, klaren und blühenden Vortrag, der ihm stets ein zahlreiches Auditorium sicherte, so daß ihm selbst in seinem 80. Jahre vergönnt war, das Kollegium über Logik und Metaphysik neben andern Lehrern gleichzeitig zu lesen. Ein Grund hiervon mag wohl mit Recht auch darin gesucht werden, daß M. unausgesetzt, selbst noch im Greisenalter, mit der wissenschaftlichen Fortentwicklung seiner Lehrfächer sich selbst fortbildete und eben so durch unverdrossene Umarbeitung seiner Hefte, wie durch gewissenhafte Vorbereitung sich von dem Vorwurfe frei erhielt, den man dem Alter sonst öfter macht, daß man für alle Zeiten seine Erkenntniß und Ueberzeugung abgeschlossen habe. Am beliebtesten waren seine Vorlesungen über Aesthetik und Geschichte der schönen Literatur. Hier war er ganz in seinem Elemente und es ist um so mehr zu bedauern, daß er diese Vorlesungen nicht zur rechten Zeit veröffentlichte, da er bereits vor 40 Jahren Grundsätze und Begriffe darin aufgestellt hat, welche erst in den beiden letzten Decennien der ästhetischen Literatur sich als neu und wichtig geltend machten. Die Aufforderung zur Herausgabe derselben lehnte er mit dem ihn sehr charakterisirenden Grunde ab: „die Wissenschaft des Schönen müsse auch in vollendeter Form dargestellt werden, wozu er jetzt zu alt sey.“ — Von seinen Schriften fanden besonders seine Logik, seine Sittenlehre und seine reine Rechtslehre Beifall. Von ersterer pflegte Jean Paul zu sagen, daß sie das einzige Lehrbuch der Logik sey, welches einen Styl habe, und von letzterm haben Kenner behauptet, daß der darin enthaltene Abschnitt „von der Ehe“ das Beste sey, was in der naturrechtlichen Literatur hierüber bis dahin erschienen war. — Ein Verzeichniß seiner Schriften möge hier noch eine Stelle finden: *Briefe eines Weltbürgers über die Regierungsveränderung in den Fürstenthümern Ansbach und Baireuth. 1792. — Rede über den Einfluß der schönen Wissenschaften auf die Veredlung der Menschheit. Erlangen (1792). — Maria u. Johannes. Eine Passionskantate von Ewald u. Schulz. 1793. — Diss. hist. philos. de officiis perfectis et imperfectis. Pars I. et II. Erl. 1795. — Progr. adit.: quid de academicarum dissertationum in adeundis docendi muneribus conscribendarum more statuendum sit. Erl. 1795. — Versuch einer kompendiarischen Darstellung der Philosophie. Erstes Heft: Theorie des Vorstellungsvermögens als elementare Grundlage der Philosophie. Erl. 1797. (Die angekündigt gewesenen drei übrigen Hefte, welche die allgemeine reine Logik, die Theorie des Gefühlvermögens und die Kritik des Geschmacks enthalten

sollten, sind nicht erschienen.) — Einige Nachrichten von dem Kunstmaler Jakob Bink. Aus d. Dänischen, in Meusels neuen Miscellaneen artist. Inhalts. St. 8, S. 1021—1039. (1798.) — Versuch einer vollständigen analytischen Denklehre als Vorphilosophie und im Geiste der Philosophie. Erl. 1803. — Ueber das Verhältniß der Philosophie zur Religion. Ebd. 1805. — Lehrbuch der Sittenlehre. Ebd. 1811. — Die reine Rechtslehre. Auch unter dem Titel: Die reine Staatslehre. Erster Theil. Ebd. 1815. — Rede bei der Jubelfeier der 25jährigen Regierung Sr. Maj. Maximilian Josephs, Königs von Baiern, am 17. Februar 1824. Ebd. 1824. — Zum Studium der philosophischen Wissenschaften. Ebd. 1832. (Die ersten 10 Seiten, — Weniges, aber gediegen!) — Recensionen in der Erlanger gelehrten und dann Literaturzeitung. (In seinem hinterlassenen Exemplare der Erl. Lit.-Zeit. sind allen Recensionen, die unter seiner alleinigen Redaktion erschienen, die Namen der Verfasser beigeschrieben.) — Ein Kenner und warmer Verehrer der Kunst in allen Formen ihrer Erscheinung, verband er mit wissenschaftlicher Tüchtigkeit einen fein gebildeten Geschmack, der sich in allen Beziehungen seines Lebens offenbarte. Von Natur mit reichlicher Körperkraft begabt, die er durch Strenge gegen sich selbst, wie durch Arbeitsamkeit und Mäßigkeit in allen Genüssen, — in den letzten 16 Jahren aber auch durch regelmäßigen Gebrauch des Bades Gastein zu erhalten wußte, glich er an Haltung, Gang und Lebhaftigkeit, noch im hohen Greisenalter, einem Manne in den Jahren der besten Kraft. Mit Recht haben ihn daher seine Kollegen bei Gelegenheit seines 50jährigen Dienstjubiläums (1831) beglückwünscht als einen „vere salvum, incolumem, cum ipsa juventute corporis animique viribus certantem,“ und es sind nicht bloße Redensarten gewesen, daß sie hinzufügten: „Nam sive vultum, habitum, incessum intuemur, sive facundiam in circulis familiarium, eloquentiam in conciliis collegarum, vigorem in institutionibus adolescentium spectamus, sive vividum animum et amicorum officiis, academiae commodis, reipublicae usibus omni tempore parem paratumque experimur, idem robur invictum pariterque versatile ad omnia ingenium nullo aetatis stadio vegetius apparet.“ Erst ein Jahr vor seinem Tode fühlte er die Beschwerden des Alters und nur zwei Monate vorher ward seine Kraft gebrochen. Am 6. April 1840, am Tage vor dem Schlusse seiner Vorlesungen, mußte er, von einem heftigen Fieberanfalle bezwungen, den Katheder verlassen, um ihn nie wieder zu betreten. Doch war er

nur vier Tage ans Lager gefesselt, als er am Pfingstfeste (den 7. Juni 1840), in Gegenwart seiner Kinder und Enkel, sanft und schmerzlos seinen Geist aushauchte.

207. Friedrich Wilhelm III.,
König von Preußen;

geb. den 3. August 1770, gest. zu Berlin den 7. Juni 1840 *).

Das Genie des großen Friedrich waltete noch über dem Reiche der Preußen, als Friedrich Wilhelm das Licht der Welt erblickte. Sein Vater, der damalige Kronprinz und nachherige König Friedrich Wilhelm II., war der Neffe Friedrichs, zum zweiten Male vermählt den 14. Juli 1769 mit der Prinzessin Friederike Luise von Hessen-Darmstadt, und in dieser Ehe ward Friedrich Wilhelm III. geboren. Als Friedrich, so erzählt man, ihn nach seiner Geburt zum ersten Male erblickte, glänzte in des Unvergleichbaren Auge eine Freudenthräne, weihte er ihn durch einen feierlichen Kuß seiner erhabenen Bestimmung. Schon in den Jahren seiner Kindheit zeigte der junge Prinz einen energischen Charakter, weshalb ihn Friedrich mit seiner vorzüglichen Zuneigung beschenkte. — Er spielte einst mit einem Balle in dem Studirzimmer seines unvergeßlichen Onkels, der sich diese Störung lange Zeit hindurch ruhig gefallen ließ; als aber der Ball zu wiederholten Malen auf den Schreibtisch gefallen war, ergriff ihn endlich der König und steckte ihn in die Tasche. — „Wollen mir Ew. Majestät meinen Ball wiedergeben, oder nicht?" fragte der Prinz, sich mit in die Seiten gestemmten Armen vor den König hinstellend. Lächelnd gab ihm Friedrich den Ball wieder, mit den Worten: „du wirst dir Schlesien nicht nehmen lassen!" Entwachsen dem Frauenkreise, in welchem man nur auf die Ausbildung seines Gemüthes hinwirkte, wurde der junge Prinz der Führung des geheimen Rathes Benisch anvertraut, welcher für seine wissenschaftliche Bildung sorgte und aus dessen Händen wieder empfing den Jüngling der nachmalige Generallieutenant von Backhoff, um ihn für den Kriegerstand zu erziehen, welchem alle preußische Prinzen sich zu widmen pflegen; denn schon seit Jahrhunderten war die Vorliebe für die Waffen ein Erbtheil der brandenburgischen Regenten. Schon von früher Jugend an war Friedrich Wilhelm, dem Gemeinnütziges mehr galt, als

*) Nach dem Regentenalmanach, der Beilage zur allgem. Zeitung und „der hochsel. König ꝛc." Berlin 1840.

Glänzendes, abgeneigt aller unnöthigen Pracht und der damit unzertrennlich verbundenen Verschwendung. Fern von allem Stolze und eitler Ziererei zeichnete er sich aus durch einen geraden Sinn, durch einen ernsten, richtigen Beobachtungsgeist, durch Thätigkeit und Ordnungsliebe in allen seinen Geschäften, durch unbegrenzte Ehrfurcht gegen seine Eltern, durch unwandelbare Freundschaft gegen seine Geschwister und durch dauernde Zuneigung gegen Alle, welche das Glück hatten, in seiner nächsten Umgebung zu seyn. Den jedem preußischen Prinzen angebornen persönlichen Muth zu bewähren, gab ihm der im J. 1792 ausgebrochene, durch die französische Revolution veranlaßte Krieg die erste Gelegenheit. Als damaliger Kronprinz befehligte er einen Theil der Avantgarde des preußischen Heeres und erkämpfte häufige Vortheile über den Feind. Pirmasens und Landau wurden Zeugen seiner Unerschrockenheit, Standhaftigkeit und Seelengröße, mit welchen ausgezeichneten Eigenschaften er noch die höchste Menschenfreundlichkeit verband. Nachdem Frankfurt am Main den Franzosen am 2. Dec. 1792 entrissen worden war, nahm König Friedrich Wilhelm II. sein Hauptquartier in dieser Stadt und der Kronprinz folgte ihm. Hier war es, wo Letzterer die verewigte Königin Luise kennen lernte, welche sich eine Zeit lang bei ihrer Schwester, der regierenden Herzogin von Sachsen-Hildburghausen aufgehalten hatte und nun, in Begleitung ihrer jüngern Schwester, der nachherigen Herzogin von Cumberland, zu ihrem Vater, welcher sich in Darmstadt aufhielt, zurückkehrte und im Monat März 1793 durch Frankfurt kam. Ihre Abreise von diesem Orte war des Abends nach dem Schauspiele festgesetzt; aber Friedrich Wilhelm II. ließ sie und ihre Schwester zur Tafel einladen; sie blieb also und erregte gleich beim ersten Anblicke die Aufmerksamkeit ihres nachmaligen Gemahls. Bald näherten sich beide. Nicht Staatsgründe oder Familienverhältnisse knüpften ein Bündniß, das sein Dasein einer reineren Quelle verdankte; der Harmonie gleicher, edler Gesinnungen und dem Einklange der Herzen. Am 24. April 1793 verlobte sich Friedrich Wilhelm III. in Darmstadt mit seiner Geliebten, wo sein königlicher Vater den Wechsel der Ringe in eigner Person verrichtete. Aber die kriegerischen Unruhen verhinderten die wirkliche Vermählung; erst, nachdem der Kronprinz seinem Vater im December dieses Jahres nach Berlin gefolgt war, traf auch Luise in Begleitung ihrer Schwester, welche gleichzeitig an den Prinzen Ludwig verlobt war, den 22. Dec. in Berlin ein, wo die Vermählung am 24. Dec. stattfand. Seit dem Jahre 1796 fing die Ge-

sundheit des Königs Friedrich Wilhelm II. zu wanken an; seine Hoffnung, sie durch den wiederholten Besuch des Pyrmonter Bades zu befestigen, ward nicht erfüllt. Er kehrte im Sommer 1797 kränkelnd von da nach Potsdam zurück, wo seine Schwachheit schnell zunahm und ihn eine Wassersucht befiel, welche die Kunst der Aerzte nicht zu heilen vermochte. Er starb am 16. Nov. 1797 nach einer 11jährigen Regierung im 53. Lebensjahre und der 27jährige Kronprinz bestieg den Thron seiner Vorfahren, empfing jedoch erst am 6. Julius 1798 die Huldigung seiner Unterthanen. Die Augen des ganzen Volkes richteten sich jetzt vertrauungsvoll auf den jungen König. Unter der vorigen Regierung waren die Hauptgrundpfeiler des Regierungsgebäudes, welches der große Friedrich errichtet hatte, erschüttert worden; den obersten Staatsbehörden fehlte es an übereinstimmendem Zusammenwirken und an innerer Kraft; die Armee, welche früher so ausgezeichneten Ruhm erfochten hatte, war gänzlich erschlafft; die höchsten Stellen waren in den Händen von Ausländern, vorzüglich Sachsen, für welche Friedrich Wilhelm II. eine besondere Vorliebe gezeigt; Verschwendungen aller Art hatten den Schatz, den Friedrich des Großen landesväterliche Sparsamkeit gefüllt hinterließ, gänzlich erschöpft und überdies noch die Finanzen auf das Höchste zerrüttet, den Staat mit Schulden *) überhäuft; selbst die Gewissensfreiheit war durch das Religionsedikt von 1788 gänzlich unterdrückt und immer mehr verbreitete sich die Unzufriedenheit unter dem Volke. Kurz, der Staat war seinem Verderben nahe und — Friedrich Wilhelm III. sollte ihn wieder herstellen. Schon als Kronprinz hatte er die uneingeschränkte Liebe und das Vertrauen der Unterthanen besessen. Seine glückliche Ehe führte durch ein erhabenes Beispiel zu den oft verkannten Tugenden des häuslichen und bürgerlichen Lebens zurück, welche das Wohl der Familien und dadurch das innere Glück der Staaten begründen. Der Muth und die beharrliche Tapferkeit, welche er in den Kriegszügen seines Vaters an der Spitze der preußischen Heere bewiesen hatte, erwarben ihm auf gleiche Weise nicht nur die Achtung und Ergebenheit seiner Kampfgenossen, sondern auch des ganzen Volkes, — und so trefflicher Eigenschaften bedurfte es, um gerade in der Zeit, wo er den Thron bestieg, den Blick in die Zukunft zu erheitern. Ueberdies erfreute den Vaterlandsfreund die Weisheit der Wahl der unmittelbaren Verkündiger und Vollstrecker des königlichen Willens, unter denen besonders der

*) 28 Millionen Thaler.

geheime Kabinetsrath Mencken sich das Vertrauen des Monarchen wie des Volkes erwarb. Bald nach seinem Regierungsantritte entfernte Friedrich Wilhelm III. mehrere Personen von der ehemaligen Umgebung seines Vaters, welche der allgemeine Unwille hinreichend bezeichnet hatte. Unter dem 23. Nov. 1797 erschien die erste Kabinetsordre des jungen Königs, in welcher er dem Staatsministerium und den Chefs der Regierungen den Befehl gab, streng auf den Dienst zu halten und alle Unwürdigen daraus zu entfernen. Die vorzüglichste Sorge Friedrich Wilhelm III. war, die zerrütteten Finanzen wieder herzustellen, die Staatsschulden nach und nach zu tilgen und einen neuen Schatz zu sammeln; doch verschmähte er es, ihn auf irgend eine Weise zu bereichern, welche Bedrückung der Unterthanen, besonders der ärmeren Klassen, veranlaßt haben würde. Daher hob er die unter der Regierung seines Vaters erst kürzlich aufs Neue eingeführte Tabaksadministration wieder auf und erhöhte sogar den kümmerlichen Sold des Heeres, ohne sich von diesen wohlthätigen Handlungen durch den Gedanken abschrecken zu lassen, wie viel dadurch den öffentlichen Einkünften entginge und daß die Ausgaben des Staats dadurch vermehrt würden. Allenthalben trat an die Stelle der Verschwendung und des Luxus eine weise Sparsamkeit und das königliche Paar selbst, welchem Leutseligkeit, Güte und Herablassung von beiden Seiten immer mehr die Liebe und Achtung der Unterthanen erwarben, gab das erhabene Beispiel der Einfachheit im häuslichen Leben, so wie einer auf den Thronen seltenen Gottesliebe. Mit gleicher Geistesgröße zerbrach der König die Schranken, wodurch die Duldung in Religionsangelegenheiten gehemmt worden war und stellte durch Aufhebung des schon oben erwähnten Religionsedikts die Geistesfreiheit wieder her, wodurch es der preußischen Nation früher gelungen war, den Ruhm eines hochgebildeten und aufgeklärten Volkes zu behaupten. Dagegen ließ er es sich angelegen seyn, wahre Religiosität und ungeheuchelte Frömmigkeit nicht nur durch sein eignes Beispiel zu befördern, sondern auch unter dem Volke zu erhalten und zu erheben, wohin mehrere Verordnungen seiner spätern Regierungsjahre leiteten. Ueberzeugt, daß strenge Ordnung, wie in jeder Haushaltung, so besonders im Staate die Seele der Verwaltung sey, gründete der König im J. 1798 ein neues höchstes Staatskollegium in der Generalkontrolle der Finanzen, welchem die Oberrechenkammer untergeordnet war. — Ueberall nur auf das Wohl seiner Unterthanen hinarbeitend, bestimmte er durch die Verordnung vom 1. Februar 1798, wie es künftig

mit der Prüfung der Aerzte und Wundärzte gehalten werden sollte; so wie die Inquisition über religiöse Meinungen verschwunden war, hörte auch alle Verfolgung wegen politischer Ansichten auf und die Censur wurde nach milderen Grundsätzen gehandhabt. Mit gleichem Erfolge sorgte der König gleich mit dem Antritte der Herrschaft für die Belebung der Wissenschaften und des Kunstfleißes seiner Unterthanen. Beweise dafür geben die Verbesserung und Vermehrung der öffentlichen Lehranstalten, die Errichtung öffentlicher Gebäude, von denen in der Hauptstadt des Reichs ein neues großes Schauspielhaus und ein zweckmäßiges Gebäude für die königliche Münze Werke seiner ersten Regierungsjahre sind. Ferner die Fortsetzung und Anlegung von Kunststraßen, die Errichtung der Bildsäule des Fürsten Leopold von Dessau durch Schadows Meisterhand, zum ehrenvollen Andenken an den Gründer der preußischen Kriegszucht unter Friedrich Wilhelm I. und den siegreichen Anführer der vaterländischen Heere in Friedrichs ersten Kriegen und mehrere andere nützliche und sinnvolle Anlagen und Einrichtungen. Gleich in dem ersten Jahre nach seinem Regierungsantritte machte der König eine Reise durch einen Theil seiner Staaten und setzte diese Reise in den folgenden Jahren fort. Die Königin begleitete ihn überall und allenthalben kamen dem hohen Paare die Liebe und die Bewunderung der Nation entgegen. Wie tiefe Wurzeln diese in den Herzen des Volkes getrieben, hat sich noch lange nachher erwiesen, nachdem manches Andere als unzuverlässig erkannt worden. So besorgt der König für die Wiederherstellung und Erhöhung der innern Kräfte des Staates war, eben so eifrig erhielt er ihm die Ruhe von außen. Noch wüthete der Krieg, der durch die französische Revolution veranlaßt worden war; Friedrich Wilhelm aber nahm keinen Theil an demselben und die russischer und österreichischer Seits an ihn abgeschickten Unterhändler mußten Berlin unverrichteter Sache verlassen. Weder Englands Versprechungen, noch die Schmeicheleien und hiernächst versuchten Drohungen Oesterreichs und Rußlands konnten ihn bewegen, das seit dem Baseler Frieden (5. April 1795) von Preußen angenommene friedliche System aufzugeben, vielmehr erklärte er auf eine deutliche und bestimmte Weise, daß er demselben treu bleiben und nichts in der Welt ihn davon abbringen werde. Man versicherte zu jener Zeit, daß der König, ermüdet von den Bestürmungen Rußlands, eines Tages mit Lebhaftigkeit gesagt haben soll: „Ich will neutral bleiben und wenn Paul mich zum Kriege zwingt, so könnte es nur gegen ihn selbst seyn.“ Dieselben Grundsätze be-

stimmten den König späterhin, der bewaffneten Neutralität beizutreten, welche im Norden von Europa Rußland, Schweden und Dänemark gegen jede Anmaaßung der kriegführenden Mächte und gegen die geringste Beschränkung der Handelsfreiheit, zur gegenseitigen Sicherstellung der Ruhe ihrer Staaten, im December 1800 geschlossen hatten. In Folge dieses Vertrags sah er sich im Frühlinge des Jahres 1801 zu der Erklärung genöthigt, daß Preußen die Mündungen der Weser, Ems und Elbe verschließen und die deutschen Staaten des Königs von England in Besitz nehmen werde. Wirklich erfolgte darauf die Besetzung der churhanöverischen Länder und der Reichsstadt Bremen; doch auf deshalb zu Hamburg geschehene Erörterungen zwischen preußischen, englischen und dänischen Abgeordneten wurden die preußischen Truppen wieder zurückgerufen, welches die Erhaltung der Ruhe von außen einstweilen sicherte. In Gemäßheit des Lüneviller Friedens vom 9. Februar 1801 (Art. VIII.) und der auf den Grund desselben mit andern Mächten gepflogenen weitern Unterhandlungen und getroffenen Verabredungen, nahm der König durch das Patent vom 6. Juni 1802 am 30. Juli desselben Jahres diejenigen Entschädigungsländer in Besitz, welche ihm für die schon von seinem Vater im Baseler Frieden 1794 provisorisch an Frankreich überlassenen und nachher abgetretenen Landstriche auf dem linken Rheinufer zugesichert worden waren. Die abgetretenen Länder, außer den ebenfalls überlassenen Rhein- und Maaßzöllen, jährlich ungefähr 300,000 Thaler, waren: das Herzogthum Geldern, ein Theil des Herzogthums Cleve und des Fürstenthums Mörs, die Bezirke von Sevenaer, Huissen und Malburg, zusammen 42 □M. mit 172,147 Einwohnern und 595,749 Thalern jährlicher Einkünfte. Dagegen nahm der König jetzt in Besitz: die Bisthümer Hildesheim und Paderborn, den östlichen Theil des Bisthums Münster, das Gebiet von Erfurt, das Eichsfeld, die Abteien Essen, Werden, Elten, Herford, Quedlinburg und Kappenburg; die untere Grafschaft Gleichen und die Reichsstädte Goslar, Mühlhausen und Nordhausen, zusammen 241 □Meilen mit 600,000 Einwohnern und 1,430,000 Thalern jährlicher Einkünfte. Hieraus ergibt sich ein Ueberschuß von 199 □Meilen, 427,853 Einwohnern und 534,251 Thalern jährlicher Einkünfte. Durch den Hauptabschluß der außerordentlichen Reichsdeputation vom 25. Febr. 1803 wurde der König in diesem Besitzstande bestätigt; die Organisation der Verwaltung dieser Entschädigungsländer nahm bald nach der Besitznahme ihren Anfang und dauerte bis ins folgende Jahr. Als im J. 1804 der

erste Konsul der französischen Republik, Bonaparte, durch einen Beschluß ihres Senats vom 18. Mai zum Kaiser der Franzosen, unter dem Namen Napoleon I., ausgerufen worden war, gehörte Preußen zu denjenigen Mächten, welche ihn in dieser Eigenschaft zuerst anerkannten. Ueberhaupt neigte sich die preußische Regierung scheinbar auf die Seite Frankreichs, wenigstens hatte es das Ansehen, als stehe sie mit dessen Regierung in gutem Vernehmen. So hatte der König schon früher den französischen Emigrirten den Eintritt in sein Reich verboten und sogar mehrere derselben in Baireuth verhaften lassen, welche verdächtig waren, mit den Royalisten in Frankreich in geheimer Verbindung zu stehen. Auch Ludwig XVIII., welcher bis zum Jahre 1804 in Warschau gelebt hatte, verließ jetzt die preußischen Staaten. Napoleon seinerseits verfügte, auf die Verwendung des Königs, die Freilassung des englischen Agenten Rumford, welcher, auf Antrieb des französischen Policeiministers Fouché, in der Nacht vom 24. auf den 25. Okt. 1804 in der Nähe von Homburg verhaftet worden war, und als er im Februar 1805 das große rothe Band der Ehrenlegion gestiftet hatte, ließ er es dem Könige und mehreren hohen preußischen Staatsbeamten überreichen. Friedrich Wilhelm III. nahm es nicht nur an, sondern übersandte auch eine gleiche Anzahl Dekorationen des großen schwarzen und rothen Adlerordens zur Verfügung des französischen Kaisers, welchem sie am 12. Mai 1805 durch den preußischen bevollmächtigten Minister Marquis von Lucchesini in Mailand, wo sich Napoleon gerade befand, um sich zum Könige von Italien krönen zu lassen, in feierlicher Audienz überreicht wurden. Der französische Kaiser trug den schwarzen Adlerorden an dem Tage beim Empfange zweier Deputationen und erschien auch, damit geschmückt, des Abends in der Oper. Der Wunsch des Königs, seinem Lande die ungestörten Segnungen des Friedens zu erhalten, zeigte sich unverkennbar, als Schweden sich zu einer näheren Verbindung mit England hinneigte, welches noch immer im Kriege gegen Frankreich begriffen war. Der damalige König von Schweden, Gustav Adolph IV., war nicht abgeneigt, den Engländern Hülfstruppen zu senden, zu welchem Zwecke im schwedischen Antheile von Pommern bedeutende Rüstungen geschahen. Friedrich Wilhelm erklärte dagegen, er werde durchaus nicht zugeben, daß schwedisch Pommern, seinen eignen Staaten so nahe, Schauplatz des Krieges werden solle und, wenn von schwedischer Seite Frankreich angegriffen und dadurch die bisher beobachtete Neutralität der nordischen Mächte verletzt würde, sähe

er sich genöthigt, die entscheidendsten Maasregeln zur Erhaltung derselben zu ergreifen, welche zunächst gegen schwedisch Pommern gerichtet seyn müßten. Gegen diese Erklärung that im Anfange des Jahres 1805 der russische Hof Vorstellungen und einige Zeit darauf erwiederte der schwedische Botschafter zu Berlin, daß die Rüstungen in Pommern keineswegs gegen Preußen gerichtet wären und diesem daher das Recht nicht zustände, Erklärungen darüber zu fordern. Sollte schwedisch Pommern jedoch angegriffen werden, so würde es dem Könige von Schweden zur Vertheidigung seiner Gerechtsame nicht an mächtigen Bundesgenossen fehlen. Mit diesen Verhandlungen ward die Verbindung mit Schweden fast gänzlich abgebrochen, welches letztere sich nun immer enger an England anschloß. Das Verhältniß des preußischen Staates zu den übrigen europäischen Mächten ward seit dieser Zeit immer bedenklicher, da im südlichen Deutschland und in Italien Alles zum Kriege gerüstet war, russische Heere sich den preußischen Grenzen näherten und die schwedischen Rüstungen nicht nur fortdauerten, sondern auch selbst noch vermehrt wurden. Im preußischen Kabinete zeigten sich zwei Parteien, von denen die eine für den Krieg gegen Frankreich, die andere für den Frieden stimmte. Auf die Seite der ersteren trat ein großer Theil des Heeres. Immer noch behielten indessen die Friedlichgesinnten die Oberhand; als aber der König zur Theilnahme an dem Kampfe gegen Frankreich, wenigstens zur Bewilligung des Durchmarsches russischer Truppen durch seine Staaten, gezwungen werden sollte, da befahl er, zur Behauptung der Neutralität und zum Angriffe derjenigen kriegführenden Mächte, welche diese zuerst verletzen würden, unter dem 8. September 1805 60 Bataillone und endlich am 28. desselben Monats das gesammte Heer auf den Kriegsfuß zu setzen, von welchem ein Theil sich in Schlesien und an der Weichsel zusammenzog, ein anderer gegen die fränkische Grenze vorzurücken bestimmt war. Der Krieg in Deutschland begann mit der Schlacht bei Ulm, am 14. Okt. 1805, und endigte mit dem auf die Schlacht bei Austerlitz, am 2. Dec., folgenden Frieden von Preßburg, vom 26. Dec., zum größten Nachtheile Oesterreichs. Ohne die von Napoleon selbst bisher anerkannte preußische Neutralität zu achten, waren auf seinen unmittelbaren Befehl französische Heere, ohne vorherige Anfrage, durch die Länder des Königs in Franken gedrungen, um desto schneller auf den Kampfplatz der wider sie vereinigten Oesterreicher und Russen zu eilen, und wirklich war es ihnen durch diese beispiellose Gewaltthätigkeit gelungen, den Oester-

reichern mit entscheidender Uebermacht in den Rücken zu fallen. Zwar suchte die französische Gesandtschaft in Berlin den geschehenen Gewaltstreich zu rechtfertigen; jedoch der damalige preußische Kabinetsminister, nachherige Fürst von Hardenberg, widerlegte im Namen des Königs die vermeintlichen Entschuldigungsgründe des französischen Machthabers und erklärte, daß Preußen sich gegenwärtig aller bisher im Vertrauen auf Treue übernommenen und redlich beobachteten Verpflichtungen gegen Frankreich für entbunden erkenne und, des festesten Wunsches nach Frieden ungeachtet, solche Maasregeln nehmen werde, welche für die Vertheidigung seiner Staaten nothwendig seyn würden. Der König ließ darauf seine Heere sich nach den südlichen und westlichen Grenzen in Bewegung setzen, rief die Abtheilungen, von welchen man anfangs glaubte, daß sie den Russen entgegengestellt werden würden, zurück und besetzte das Churfürstenthum Hanover, um hier die alte Regierung wieder herzustellen. Der russische Kaiser Alexander I. kam selbst nach Berlin, wo wenige Tage nachher auch der Erzherzog Anton von Oesterreich eintraf und, nachdem der König die schon im Jahre 1802 zu Memel mit dem russischen Kaiser geschlossene Freundschaft erneuert hatte, kam am 3. Novemb. 1805 zu Potsdam eine Konvention zwischen Preußen und Rußland zu Stande, nach welcher den russischen Truppen der Durchmarsch durch Schlesien gestattet wurde. Der König sandte den Staatsminister Grafen v. Haugwitz mit Vermittlungsvorschlägen nach dem Hauptquartiere des französischen Kaisers ab. Dieser hatte aber unterdessen Sieg auf Sieg erkämpft und ließ erst nach abgeschlossenem Waffenstillstande mit den Oesterreichern und Russen den Grafen v. Haugwitz vor sich. Da der Krieg bereits entschieden war, so mußten die Vorschläge und Forderungen, zu denen der preußische Minister früher bevollmächtigt und berechtigt war, jetzt ein ganz anderes Ansehen gewinnen. Es wäre unweise gewesen, den siegreichen Widersacher, der außerdem von der Stimmung Preußens gar wohl unterrichtet war, zu reizen und, ohne auf den Schutz geschlagener Bundesgenossen rechnen zu können, sich seiner Rache bloß zu stellen. Daher erfolgte am 15. Dec. eine Konvention zu Wien, nach welcher der Frieden zwischen Frankreich und Preußen erhalten, dieses Hanover förmlich in Besitz nehmen, dagegen Ansbach, Neufchatel und Vallengin und den Rest des Herzogthums Cleve nebst Wesel abtreten sollte. Die Lage der Dinge gebot Genehmigung dieser Verhandlungen, denen am 26. Dec. 1805 der Friedensschluß zu Preßburg folgte. In Gemäßheit der Wiener Konvention rief der

König seine Truppen von den Grenzen zurück und erklärte im Anfange des Jahres 1806, daß der Friede mit Frankreich fernerhin auf eine ehrenvolle Weise Bestand habe, worauf die Besitznahme der churhanöverischen Staaten und die Einrichtung der Regierung nach preußischen Grundsätzen erfolgte. Zugleich wurden den Engländern alle Häfen des preußischen Staates gesperrt, um vermittelst dieser Maasregeln, wodurch ihnen der Handel mit dem festen Lande erschwert ward, die Wiederherstellung des allgemeinen Friedens zu befördern. Dies veranlaßte aber die Engländer, so wie den König von Schweden, auf alle preußische Schiffe Beschlag zu legen und den Krieg gegen Preußen zu erklären. Zwischen den Schweden und Preußen, welche Letztere in das von den Ersteren besetzte Lauenburgische eingerückt waren, kam es am 23. April 1806 am Schaalsee, auf der lauenburgisch-mecklenburgischen Grenze, zu einem unbedeutenden Gefechte, nach welchem die Schweden sich zurückzogen. Die preußischen Häfen Memel, Pillau, Danzig, Kolberg und Swinemünde wurden von schwedischen Kriegsschiffen blokirt; aber schon im August desselben Jahres, nach der Stiftung des Rheinbundes, söhnte sich Preußen mit Schweden gänzlich wieder aus. Die Stiftung dieses Rheinbundes und die dadurch herbeigeführte völlige Zertrümmerung der bisherigen deutschen Reichsverfassung veranlaßte den König Friedrich Wilhelm zu neuen Unterhandlungen mit dem französischen Kaiser, in welchen nicht nur die Räumung Deutschlands von allen französischen Truppen verlangt wurde, sondern auch, daß Frankreich kein Hinderniß der Stiftung eines nordischen Bundes entgegensetzen, die Festung Wesel wieder von dem französischen Reiche, dem sie einverleibt worden war, trennen und die preußischen Abteien Essen, Elten und Werden zurückgeben sollte, welche der neue Großherzog von Berg, Murat, mitten im Frieden besetzt hatte. So geflissentlich indessen der König das friedliche Vernehmen mit Frankreich zu erhalten strebte, so wenig gelangen ihm seine Bemühungen und seine Nachgiebigkeit, die er zur Sicherstellung der Ruhe bewiesen hatte, schien von dem Kaiser Napoleon gemißdeutet worden zu seyn. Er erklärte sich auf alle diese Forderungen durchaus nicht entscheidend und außer mehreren anderen Beleidigungen und Täuschungen, deren er sich gegen den König schuldig machte, schloß er vielmehr einen Vertrag, nach welchem das Königreich Polen für den Großfürsten Konstantin wieder hergestellt, Oesterreich für die Herausgabe seines Antheils von Polen durch Schlesien entschädigt werden und England Hanover zurückerhalten sollte. Jetzt blieb dem

Könige zu seiner eignen Sicherstellung nichts Anderes mehr übrig als der Krieg und die Rüstungen dazu wurden sofort betrieben. Der König ging, in Begleitung seiner Gemahlin, nach Erfurt, wo er sein Hauptquartier nahm und am 9. Oktober ein Manifest gegen Frankreich erließ. Aber schon am 8. Oktober begann der Krieg (bei dessen Eröffnung 22,000 Sachsen zu dem preußischen Armeekorps des Fürsten von Hohenlohe gestoßen waren) durch den Uebergang des Großherzogs von Berg über die Saale, unweit Saalburg. Am 9. Okt. siegte Pontecorvo über den preußischen General Grafen Tauenzien *) bei Schleitz und am 10. fiel der Prinz Louis von Preußen an der Spitze der Avantgarde in dem unglücklichen Gefechte bei Saalfeld. Schon am 14. entschied die Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt über das Schicksal der preußischen Monarchie. Die Königin war am 13. nach Berlin zurückgegangen und der König hatte sich nach Sömmerda begeben, wo er noch am 14. Morgens um 9 Uhr, als die Schlacht schon angefangen war, ein Schreiben Napoleons aus seinem Hauptquartiere Gera vom 12. Oktober erhielt und es sogleich beantwortete; aber ohne Erfolg. Der blutige Kampf endigte sich mit der gänzlichen Auflösung des preußischen Heeres, ungeachtet der tapfersten Gegenwehr und der glänzendsten Beweise von persönlichem Muthe, welche der König und die Prinzen des Hauses gegeben hatten. Die Franzosen benutzten ihren Sieg mit unaufhaltsamer Schnelligkeit und es schien, als ob sich die preußischen Festungskommandanten und Heerführer verschworen hätten, die ihnen anvertrauten Plätze und Truppen ohne Schwertstreich zu übergeben. Den Anfang damit machte der Generallieutenant Graf von Wartensleben, welcher sich schon am 15. an die Reiterei des Großherzogs von Berg mit der Festung Erfurt und den Citadellen Petersberg und Cyriaksburg ergab. Am 16. Okt. kam der König in Begleitung seiner Adjutanten nach Sondershausen und folgte dann seiner Gemahlin nach Preußen, welche am 17. von Berlin aus dahin abgegangen war. Nach dem unglücklichen Gefechte bei Halle am 18. Oktober stand den Franzosen der Weg nach Berlin völlig offen und ihr Vortrab traf schon am 24. daselbst ein. Am 25. übergab der Major v. Benkendorf die Festung Spandau ohne Gegenwehr und an demselben Tage zog Davoust mit seinem Korps in Berlin ein, welchem Napoleon selbst am 27. Okt. folgte. Jetzt wetteiferten die Unglücksfälle, dem preußischen Staate sein gänzliches Verderben zu bereiten, und ein Truppenkorps, eine Festung nach der andern ging

*) Dessen Biogr. siehe im 2. Jahrg. des N. Nekr. S. 1077.

in die Gewalt des Feindes über. Am 28. Okt. kapitulirte der Fürst von Hohenlohe bei Prenzlau, am 29. streckte der Oberst von Hagen bei Pasewalk das Gewehr und am 31. der General von Bila bei Anklam. Die Festung Stettin wurde von dem Generallieutenant von Romberg und dem Generalmajor von Knobelsdorf *) auf die zweite Aufforderung einem unbedeutenden Trupp feindlicher leichter Reiterei am 29. Oktober übergeben und der Oberst von Ingersleben verließ sogar die Festung Küstrin, um sie dem Marschall Davoust förmlich anzutragen, der sie denn auch am 1. November besetzte. Am 3. Nov. kapitulirte Magdeburg unter dem Generallieutenant von Kleist, mit einer Besatzung von 20,000 Mann und ungeheuren Mund- und Kriegsvorräthen; der Generalmajor von Schüler übergab am 19. November Hameln, am 20. ging die Bergfestung Plassenburg bei Kulmbach unter dem Generalmajor von Uttenhofen und endlich am 25. auch Nienburg unter dem Generalmajor v. Strachwitz an die Franzosen über. Nur Blücher vertheidigte sich am 6. Nov. in Lübeck tapfer, wohin er sich, mit den ungeheuersten Mühseligkeiten kämpfend, von einer großen Uebermacht verfolgt, mit seinem Truppenkorps zurückgezogen hatte. Als aber die französische Mehrzahl, nach einem mörderischen Kampfe, von Lübeck Meister geworden war, wurde der heldenmüthige Blücher, dem es an allem Nothwendigen zur Fortsetzung des Streites fehlte, gezwungen, zu kapituliren. Nunmehr konnte der König nichts mehr sein nennen, was früherhin vom linken Ufer der Oder bis an den Rhein hin zu seinem Reiche gehört hatte. Das Kriegsunglück, welches er erfahren, ließ ihn Frieden wünschen; aber der am 16. Nov. in Charlottenburg von dem Generalmajor v. Zastrow und dem Staatsminister von Lucchesini mit dem Marschall Duroc unterhandelte Waffenstillstand konnte von ihm nicht genehmigt werden, da der französische Bevollmächtigte Einräumung mehrerer Gegenden und Festungen verlangte, die damals noch durchaus in preußischer Gewalt waren und überhaupt Forderungen machte, welche die Grenzen des Rechts und der Billigkeit überschritten. Es blieb jetzt nichts mehr übrig, als in dem fernern Erfolge des Krieges Genugthuung und Ersatz für die erlittenen großen Unglücksfälle zu erwarten. Um diesen desto sicherer zu erreichen, erinnerte der König alle höhern und geringern Anführer und Kriegsbeamten aufs Nachdrücklichste an ihre Pflicht, bestrafte diejenigen, welche bisher durch ihr beispiellos unverantwortliches Benehmen das Unglück des Vaterlandes herbeigeführt und

*) Dessen Biogr. s. im 4. Jahrg. des N. Nekr. S. 983.

beschleunigt hatten und stellte Mißbräuche im Heere ab, welche durch den Krieg selbst bemerklich geworden waren. Napoleon setzte indessen den Kampf mit den Hülfsmitteln fort, welche er in den eroberten preuß. Provinzen selbst vorfand, und begab sich nach Posen, wo er die bereits empörten Polen zur eifrigen Theilnahme noch mehr ermunterte, um ihre vormalige Unabhängigkeit wieder zu erlangen. Auch Schlesien, das bisher noch unangetastet war, wollte er jetzt erobern, und es gelang ihm, obgleich sich die ihr Vaterland liebenden Schlesier zu einer allgemeinen Landesbewaffnung verbunden hatten. Besonders thätig zeichneten sich hierbei aus ein Graf Pückler, späterhin, als dieser im Unmuthe fehlgeschlagener Hoffnungen und vereitelter Entwürfe freiwilligen Tod der Unterwerfung vorgezogen hatte, der Fürst Ferdinand von Anhalt-Pleß, der Major Graf von Götzen und der Freiherr v. Lüttwitz. Aber das schnelle Vordringen der Feinde machte ihre größeren Plane unausführbar; der von ihnen schnell gesammelte kleine Heerhaufen ward nach und nach zerstreut und vernichtet und einzelne Streifkorps, welche muthvolle jüngere Führer aus Freiwilligen zusammen brachten, vermochten nicht, wie sehr sie auch durch einzelne kühne Unternehmungen ausgezeichnet waren, einen entscheidenden Einfluß zu gewinnen. Zunächst ward die Festung Glogau belagert, welche der Generallieutenant v. Reinhart, nach einer Vertheidigung von einigen Wochen, am 3. Dec. übergab. Breslau, welches sich nicht länger halten konnte und unaufhörlich beschossen worden war, ging unter dem Generallieutenant v. Thile am 5. Jan. 1807 über, und die schwache Festung Brieg, nach einem Bombardement von einigen Tagen, unter dem Generalmajor v. Carneruth am 17. Jan. Die starke Festung Schweidnitz kapitulirte schon nach einem dreitägigen Bombardement, unter dem Oberstlieutenant v. Hacke und wurde am 16. Febr. vom Feinde besetzt. Mit mehr Erfolg hielten sich die übrigen schlesischen Festungen; doch ging auch Neiße, nach einer dreimonatlichen entschlossenen Vertheidigung, unter dem Generallieutenant v. Steensen, am 16. Juni über. Eben so tapfer vertheidigte sich der Graf v. Götze in Glatz und der Oberst v. Neumann in Kosel; doch wurden beide Festungen nur durch den eingetretenen Frieden gerettet. Von allen schlesischen Festungen blieb allein Silberberg unangetastet. Eben so muthig wurde in Pommern die Festung Kolberg unter dem Obersten v. Lukadou und später durch den damaligen Obersten von Gneisenau *)

*) Dessen Biogr. . im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 745.

vertheidigt; der tapfere Lieutenant v. Schill, vom Könige zum Major erhoben, errichtete ein Freikorps, welches bedeutend zur Erhaltung jener Festung beitrug und überdies dem Feinde auf verschiedenen Punkten großen Schaden zufügte. Auch in Graudenz, in Westpreußen, wurde die Ehre des preuß. Waffenruhmes erhalten und der 73jährige Kommandant, General der Infanterie v. Courbière, vertheidigte es so nachdrücklich, daß alle Angriffe des Feindes fruchtlos waren. Eben so, wie Kolberg und Graudenz, blieb auch Pillau unter dem Obersten von Herrmann unbezwungen. Unterdessen waren die Franzosen unter Napoleon in Preußen und Polen immer weiter vorgedrungen. In Preußen hatte sich aus den Resten des seit dem Ausbruche des Krieges zerstreuten Heeres, vereint mit den garnisonirenden Truppen, die bisher noch gar nicht Theil am Kriege genommen hatten, ein neues, zwar ungleich kleineres, aber von dem entschlossensten Muthe und dem feurigsten Wunsche nach Rache beseeltes Heer gebildet, welches den Befehlen des Generals v. L'Estocq unterworfen ward. In Polen waren die Russen, unter Benningsen, bis Warschau vorgedrungen und beide Provinzen wurden noch am Schlusse des J. 1806 blutige Schauplätze verheerender Kämpfe. Vor andern zeichnete sich das Gefecht bei Soldau in Ostpreußen und die Schlacht bei Pultusk in Neuostpreußen, beide am 26. Dec., aus und vorzüglich bewährte sich die Tapferkeit des neuen preuß. Heeres in der zweitägigen blutigen Schlacht bei Eylau am 7. und 8. Febr. 1807, nach welcher sich beide Parteien den Sieg zuschrieben. Mehrere mörderische Gefechte fielen hierauf noch im Monat Februar vor, unter denen die bei Dirschau und Braunsberg die bedeutendsten waren. Als aber auch Danzig, nach der muthigsten Vertheidigung unter dem General Grafen v. Kalkreuth *), wegen Mangel an Munition, gefallen war, machte endlich die französische Uebermacht dem Kriege, nach dem Treffen bei Heilsberg am 10. Juni, und nach der Schlacht von Friedland am 14. Juni zum Nachtheile der verbündeten Preußen und Russen, ein Ende. Am 21. Juni kam zu Tilsit zuvörderst ein Waffenstillstand zwischen den Russen und Franzosen zu Stande, dem am 25. deff. Monats ein gleicher auch für Preußen folgte und welchen der König am 26. in seinem Hauptquartiere zu Piktupöhnen ratificirte. An eben dem Tage hatte er in Tilsit eine Zusammenkunft mit den Kaisern Alexander und Napoleon, die indessen nur kurz war und nach welcher er wieder über den Niemen zurück ging. Alexander hingegen

*) Dessen Biogr. s. im 3. Jahrg. des N. Nekr. S. 1566.

blieb mit dem französ. Kaiser in Tilsit, welches von Abtheilungen der preußischen und russ. Garde, gemeinschaftlich mit der französ. Garde, besetzt wurde und wo endlich auch der König am 28. Juni eintraf. Wohl ahnend, daß er hier am Grabe der politischen Größe seines Reiches stehe, und mit zerrissenem Herzen das namenlose Unglück überdenkend, welches dieser Krieg über ihn und sein Volk gebracht, war sein Blick stets trübe und ernst. Dadurch schien er Napoleon zu mißfallen, welcher von ihm gute Miene zum bösen Spiele und die Heiterkeit verlangte, mit welcher Kaiser Alexander in jede seiner Forderungen einzugehen sich geneigt zeigte; allein gerade dies war wohl am wenigsten geeignet, auf Friedrich Wilhelm's bessere Stimmung zu wirken. Der rechtliche, billige Charakter des Königs fand sich empört durch den Mißbrauch, mit welchem der französ. Kaiser sein Glück und seine Macht ausübte und es erwachte in ihm ein edler Stolz, welcher dem Unglücke so wohl ansteht. Es wurde ihm nicht möglich, dem französ. Kaiser, der an Schmeicheleien aller Art gewöhnt war, nur im Geringsten zu huldigen; dieser fühlte sich beleidigt und verbarg seine Empfindlichkeit nicht. In dieser Lage der Dinge glaubten die Umgebungen des Königs, die Gegenwart der Königin im Hauptquartiere könne die Unterhandlungen erleichtern und einen minder unglücklichen Frieden bewirken. Sie wurde daher verlangt und sie kam. Mit der Ergebung eines frommen Gemüthes, welches in jeder Lage des Lebens nur seiner Bestimmung nachzukommen und seine Pflicht zu erfüllen strebt, trat sie die Reise von Memel aus nach dem Hauptquartiere an, wo sie am 5. Juli eintraf. Sie wurde zwar von Napoleon mit der ausgezeichnetsten äußeren Höflichkeit empfangen und speiste am folgenden Tage mit ihrem Gemahle, dem Kaiser Alexander, dem Großfürsten Konstantin, dem Prinzen Heinrich von Preußen und dem Kronprinzen von Baiern bei dem französ. Kaiser; aber die Erwartungen, die man sich von ihrer Gegenwart, in Absicht auf die Friedensunterhandlungen, gemacht hatte, wurden nicht erfüllt und sie kehrte nach 3 Tagen, in Begleitung des Königs, nach Memel zurück, da schon am 7. der für Preußen so schmachvolle Frieden zwischen Frankreich und Rußland unterzeichnet worden war. Am 9. Juli kam auch der Frieden mit Preußen zu Stande und die Aufopferungen, zu welchen sich der König durch die harten Forderungen des siegreichen französ. Kaisers genöthigt sah, waren unerwartet groß. Wir wollen an den Gräueln, die dieser Frieden für den preuß. Staat mit sich führte, kurz vorübergehen und nur anführen, daß sich der König, außer

zur Entrichtung einer Kontribution von 146 Millionen Franken, noch zur Abtretung aller Länder jenseits der Elbe, seines Antheiles von Polen, selbst der Stadt Danzig und des größten Theiles von dem bereits im J. 1772 erworbenen Westpreußen, so wie des Cottbusser Kreises, verpflichten mußte. So blieb dem Könige von 5829 Q. M. mit mehr als 10 Mill. Menschen nur ein Flächenraum von 2618 Q.M. mit 5 Mill. Einwohnern übrig. Der große Länderverlust, welchen Preußen erlitt, war nicht das einzige durch den Tilsiter Frieden auferlegte Unglück Preußens. Dem Könige von Sachsen ward eine freie Militärstraße durch die preuß. Staaten zur Verbindung mit dem neugebildeten und seiner Herrschaft unterworfenen Herzogthume Warschau eröffnet. Besonders drückend aber war die verzögerte Räumung der preuß. Staaten von den franzöf. Truppen. In Hinsicht dieser Räumung war durch eine besondere Uebereinkunft am 12. Juli die Zeit bestimmt worden, zu welcher die französ. Besatzungen aus jeder einzelnen Provinz zurückgezogen werden sollten, sobald nämlich die dem Lande auferlegten Kontributionen bezahlt, oder hinreichend sicher gestellt wären. Leider zeigte der spätere Erfolg, wie wenig Ernst es dem französ. Kaiser mit diesem Punkte des Friedensvertrages gewesen war. Das seit dem Ausbruche des Krieges wieder hergestellte freundschaftliche Verhältniß mit England ward völlig aufgehoben und der König machte sich anheischig, alle Handelsverbindungen mit den Engländern abzubrechen, keine Schiffe aus englischen Häfen in die seinigen aufzunehmen und eben so wenig Absendungen nach jenen zu gestatten. Friedrich Wilhelm that Alles, um die ihm auferlegten Verbindlichkeiten, mit gewohnter Treue, gewissenhaft zu erfüllen; aber dennoch erfolgte die völlige Räumung seiner Staaten immer noch nicht und das unglückliche Land mußte alle die Lasten im Frieden fort tragen, unter welchen es im Kriege geseufzt hatte. Der König, seiner Würde stets eingedenk, ertrug sein Unglück mit männlicher Standhaftigkeit und verschmähte es, durch Demüthigungen von dem Stolze des glücklichen Feindes Vortheile zu erlangen. Er wurde durch die Freude belohnt, mit welcher die preußisch gebliebenen Völker den hohen Werth ihres verehrten Herrschers anerkannten, so wie durch den unverhehlten Schmerz derjenigen, welche der Tilsiter Vertrag einer fremden Macht unterworfen hatte. Diese entließ der König ihres Eides in folgendem Abschiedschreiben aus Memel, den 24. Juli 1807. „Ihr kennt, geliebte Bewohner treuer Provinzen, Gebiete und Städte, meine Gesinnungen und die Begebenheiten der letzten

Jahre. Meine Waffen erlagen dem Unglücke, die Anstrengungen des letzten Restes meiner Armee waren vergebens. Zurückgedrängt an die äußerste Grenze des Reiches, und nachdem mein mächtiger Bundesgenosse selbst zum Waffenstillstande und Frieden sich genöthigt gefühlt, blieb mir nichts mehr übrig, als dem Lande Ruhe nach der Noth des Krieges zu wünschen. Der Friede mußte, so wie ihn die Umstände vorschrieben, abgeschlossen werden. Er legte mir und meinem Hause, er legte dem Lande selbst die schmerzlichsten Opfer auf Was Jahrhunderte und biedere Vorfahren, was Liebe und Vertrauen verbunden hatten, mußte getrennt werden. Meine und der Meinigen Bemühungen waren fruchtlos. Das Schicksal gebietet, der Vater scheidet von seinen Kindern: Ich entlasse Euch aller Unterthanenpflicht gegen mich und mein Haus. Unsere heißesten Wünsche für Euer Wohl begleiten Euch zu Eurem neuen Landesherrn; seyd ihm, was Ihr mir wart. Euer Andenken kann kein Schicksal, keine Macht aus Meinem und der Meinigen Herzen vertilgen."

Rührend und ein Beweis der treuesten Gesinnungen war die Antwort der niedersächs.-westphälischen Unterthanen auf dieses Schreiben. Sie war in plattdeutscher Sprache an den König Friedrich Wilhelm den Guten gerichtet: „Das Herz wollte uns brechen, als wir Deinen Abschied von uns lasen, und wir können uns noch heute nicht überreden, daß wir aufhören sollen, Deine Unterthanen zu seyn, wir, die Dich immer so lieb hatten. So wahr wir leben! es ist nicht Deine Schuld, daß Deine Generale und Minister, nach der Niederlage bei Jena, allzubetäubt und verwirrt waren, um die zerstreuten Schaaren zu uns her zu führen, und sie, mit unseren Landknechten vereinigt, zu einem neuen Kampfe aufzurufen. Leib und Leben hätten wir daran gewagt, denn Du mußt wissen, daß in unsern Adern das Blut der alten Cherusker noch feurig wallt, und wir noch stolz darauf sind, Herrmann und Wittekind unsere Landsleute zu nennen. Auf unserm Grund und Boden liegt das Siegesfeld, wo unsere Vorfahren die Feinde, welche das deutsche Gebiet verwüsten wollten, so schlugen, daß sie das Aufstehen vergaßen. Wir hätten sicher das Vaterland gerettet, denn unsere Landknechte haben Mark in den Knochen und ihre Seelen sind noch nicht verderbt. Unsere Weiber stillen selbst ihre Kinder, unsere Töchter sind keine Modeaffen und der Zeitgeist hat seine Pestluft nicht über uns ausgeströmt. Inzwischen können wir dem Willen des Schicksals nicht entgehen. O, lebe denn wohl, alter, guter König! Gott gebe, daß der Ueberrest Deines Landes Dich treuere Generale und klügere Minister

finden lasse, als die waren, welche Dich betrübten. Ihrem Rathe mußtest Du folgen, denn Du bist nicht allwissend, wie der große Geist der Welten. Können wir aufstehen gegen den eisernen Arm des Schicksals? Wir müssen mit männlichem Muthe alles geschehen lassen, was abzuändern nicht in unserm Vermögen ist. Gott stehe uns bei! Wir hoffen, daß unser neuer Herr auch unser Landesvater seyn und unsere Sprache, unsere Sitten, unsern Glauben und unsern Bürgerstand eben so erhalten und achten werde, als Du, guter, lieber König, es immer gethan hast. Gott gebe Dir Frieden, Gesundheit und Freude!" Das Elend, welches während des Krieges in den preuß. Ländern herrschte, wuchs im Frieden noch in mancher Hinsicht. Die fast gänzliche Stockung des Handels und der Gewerbe und die daraus hervorgegangene Nahrungslosigkeit, der im Auslande zerstörte Kredit und bedeutende Verluste in den abgetretenen, besonders polnischen Provinzen zogen nahmhafte Bankerotte nach sich, das baare Geld wurde immer seltener, die Gutsbesitzer, Pächter und Bauern verarmten nach und nach und die Armuth war der Verzweiflung Preis gegeben. Hauptsächlich litten die kleinen Städte auf und an den Militärstraßen und unter diesen besonders wieder die Etappenplätze. Je weiter nach Ostpreußen hin, desto sichtbarer war die Zerstörung alles früheren Wohlstandes. Ganze, sonst fruchtbare, Felderstrecken fand man unbebaut, weil es an Saatgetreide gefehlt hatte; gesundes Brod war nicht vorhanden, noch weniger hinreichende Nahrung für das Vieh. Die Menschen starben in ungewöhnlicher Zahl und eine allgemeine Seuche raffte das Vieh hinweg. Besonders groß war die Noth in und um Königsberg, welches sich mit ganzen Schaaren von Bettlern aus den benachbarten Dörfern füllte, deren Erhaltung durch die unentgeldliche Austheilung von Lebensmitteln, von Seiten der Regierung, nur mit Mühe bewirkt werden konnte. Feuersbrünste und andere Unglücksfälle vollendeten dies Gemälde einer grausenvollen Wirklichkeit. Um mögliche Milderung des großen Elendes in den Provinzen bittend, erschienen aus Ost- und Westpreußen, der Kur- und Neumark Abgeordnete des Adels und der Städte bei dem Könige. Wie tief mußte es den liebreichen Vater seines Volkes schmerzen, die gesuchte Hülfe nicht gewähren zu können! Nur zu rathen vermochte er für jetzt, Alles aufzubieten, um den Franzosen die rückständige Kontribution zu zahlen, weil davon alles abhänge, mit der Zusicherung, daß er seinerseits die von dem Lande zu diesem Zwecke zu machenden Schulden durch alle mögliche Einschränkung des Civil- und Militäretats nicht

nur gehörig verzinsen, sondern auch nach und nach tilgen wolle. Die Unfälle, welche den preußischen Staat so gewaltsam getroffen, machten fast in allen Zweigen der Verwaltung Aenderungen nöthig. Zuvörderst ward das stehende Heer vermindert, wie es der verengte Umfang des Reichs erforderte, und überdies sollte es auch, nach den von Napoleon vorgeschriebenen Verträgen, höchstens nur 42,000 Mann betragen dürfen. Alle durch das Schicksal des Kriegs dienstlos gewordenen, jedoch untadeligen Officiere erhielten bis zu ihrer Wiederanstellung in erledigten Stellen den halben Sold. Das Betragen aller Officiere war durch besonders angeordnete Ehrentribunale untersucht worden und demnächst wurden die beschlossenen nothwendigen Veränderungen im Kriegswesen, an dessen Spitze ein Mann, wie der General von Scharnhorst, gestellt ward, ins Werk gesetzt. So wie die Verpflichtung aller Eingebornen zum Kriegsdienste bestimmt ward, so wurde auch die Fähigkeit Aller, ohne besondere Begünstigung einzelner Stände, zu den höchsten Ehrenstufen im Heere zu gelangen, ausdrücklich anerkannt und festgesetzt. Zur Zeit des Friedens sollten nach dem Befehle des Königs zur Beförderung in Officierstellen nur geprüfte Kenntnisse und höhere Bildung berechtigen, im Kriege umsichtige Entschlossenheit und bewährte Tapferkeit. Zugleich wurden die seit alter Zeit bestehenden, oft entehrenden und grausamen körperlichen Bestrafungen völlig aufgehoben und geringere Züchtigungen nach richterlichem Erkenntniß nur für sonst unverbesserliche Frevler bestimmt. Eben so ward die innere Einrichtung des Staates überhaupt abgeändert und den Umständen gemäß verbessert. Fast sämmtliche bisherige Minister wurden entlassen und die oberste Leitung der Geschäfte dem Freiherrn von Stein *) als Premierminister übertragen, welcher sein wichtiges Amt unter dem uneingeschränkten Vertrauen aller Vaterlandsfreunde antrat, die seinen durchdringenden Geist, seine unbestechliche Redlichkeit und seine nie zu ermüdende Thätigkeit kannten. Bald zeigten sich willkommene Früchte der getroffenen Wahl des Königs. Die seit alter Zeit bestehende Beschränkung des Grundeigenthums hörte auf und eben so wurde jede persönliche Unterthänigkeit, ein Ueberrest der ehemaligen Leibeigenschaft, abgeschafft; nach der Erklärung vom 10. Okt. 1807 sollte von nun an nur das persönliche Verdienst bei der Anstellung im Staatsdienste entscheiden; unter dem 19. Nov. 1808 gab der König eine neue Städteordnung, nach welcher der Bürgerschaft selbst das

*) Dessen Biogr. siehe im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 572.

Recht bewilligt ward, die städtischen Verwaltungsbeamten zu erwählen und durch diese Theil an ihren inneren gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu nehmen. Eine Menge anderer Verordnnngen, welche auf die Belebung der Volkskraft, die Erhöhung des Gewerbfleißes, die Sicherstellung der inneren Festigkeit des Staates hinzweckten, wurden noch gegeben, wie z. B. die Aufhebung des Zunftzwanges vom 24. Okt. 1808 u. s. w.; aber der Minister von Stein hatte das Unglück, dem französischen Kaiser eben durch diese Beweise seiner Energie zu mißfallen und sah sich genöthigt, um seine Entlassung nachzusuchen, die ihm auch der König, um nicht in größere Mißhelligkeiten mit der französischen Regierung zu gerathen, am 26. Nov. 1808 bewilligte. Doch handelte sein Nachfolger, Hardenberg, welchen der König zum Staatskanzler erhob, in seinem Geiste fort und vollendete das segensreiche Werk der verbesserten Organisation des ganzen Landes. Endlich zeigte sich tief am politischen Horizonte die Morgenröthe besserer Tage. Der König hatte seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, als Abgeordneten nach Paris gesandt, um über die endliche Räumung des Landes nochmals zu unterhandeln, und dieser schloß, nachdem alle ihm in den Weg gelegten Schwierigkeiten nicht ohne große Opfer beseitigt waren, mit dem französischen Minister, Grafen Champagny, am 8. Sept. 1808 einen Vergleich ab, durch welchen der König von dem Beitritte zum Rheinbunde losgesprochen und die Räumung des Landes spätestens bis zum 15. Nov. festgesetzt wurde, wenn die Bezahlung von 146 Millionen Franken Kontribution, zur Hälfte in 20 Tagen nach erfolgter Ratifikation, theils baar, theils durch angenommene Wechsel zu 6 Millionen Franken, jeder einen Monat nach Sicht, erfolgt seyn würde. Die andere Hälfte sollte auf die königlichen Domänen eingetragen werden, bis zur Abtragung der ganzen Summe jedoch die Festungen Stettin, Küstrin und Glogau mit 10,000 Mann besetzt bleiben, deren Sold der Kaiser Napoleon bezahlen wollte, für deren Wohnung, Feuerung, Licht und Fourage aber der König zu sorgen übernahm u. s. w. Dieser Vertrag wurde durch einen neuen, zu Erfurt abgeschlossenen, wo eine Zusammenkunft des französichen und russischen Kaisers stattfand, und wo auch der Prinz Wilhelm sich eingefunden hatte, dahin abgeändert, daß an der Kontributionssumme 20 Millionen Franken erlassen und für die noch zu zahlenden 126 Millionen 36 von Monat zu Monat laufende Fristen bestimmt wurden, so, daß in jedem Monat $3\frac{1}{2}$ Million Franken zu entrichten wären. Zur Tilgung dieser fast unerschwinglichen Summe, von welcher

der König, als Domänenbesitzer, allein die Hälfte abzutragen übernommen, die andere Hälfte aber das Land aufzubringen hatte, war ihm, dem Vater seiner Unterthanen, kein Opfer zu groß. Pracht und Verschwendung hatten an seinem Hofe nie geherrscht, jetzt dachte man auf noch größere Ersparnisse; alles nur irgend Entbehrliche wurde abgeschafft; sogar das zum Kronschatze gehörende goldene Tafelservice, 1½ Million an Werth, ward nach Hamburg geschickt, dort verkauft und der Ertrag zur Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten verwendet. Solche Beweise von väterlichen Gesinnungen des Regenten mußten nothwendig die allgemeine Liebe zu ihm vermehren, das Volk unauflöslich an ihn fesseln. So lange der größte Theil des preußischen Staates noch von den Franzosen besetzt war, blieb der König mit seiner Familie in Königsberg, wohin er am 15. Jan. 1808 von Memel aus zurückgekommen war, und bewohnte im Sommer 1808 ein kleines Landgut in der Nähe der Residenz. Endlich erfolgte im December dieses Jahres die völlige Räumung des Landes, mit Ausschluß der schon oben genannten drei Festungen; am 3. Dec. verließen die Franzosen Berlin und am 10. dieses Monats rückten die ersten preußischen Truppen unter unbeschreiblichem Jubel in diese Hauptstadt ein. Man hoffte nun, auch der König werde bald in seine alte Residenz zurückkehren und schon wurden die Anstalten zu seinem feierlichen Empfange verabredet; doch sollte noch über ein Jahr vergehen, ehe jene Hoffnung erfüllt würde, wovon die Ursache wohl hauptsächlich in den Begebenheiten des folgenden Jahres lag. Noch im December des Jahres 1808 machte der König und die Königin eine Reise nach Petersburg, indem der Kaiser Alexander sowohl bei seiner Hinreise nach Erfurt, als bei der Rückreise, mehrere Tage in Königsberg verweilt und sie aufs Dringendste zu einem Besuche eingeladen hatte, ehe sie sich nach Berlin begeben würden. Am 27. December verließen sie Königsberg und wurden am 7. Januar 1809 auf das Glänzendste von Alexander I. in Petersburg empfangen. Der Kaiser bot Alles auf, seinen Gästen den kurzen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen; Feste aller Art, Paraden, Bälle, Opern u. s. w. wechselten täglich bis zur Abreise, welche unter gegenseitigen innigen Freundschaftsversicherungen am 31. Jan. erfolgte. Am 10. Februar trafen die hohen Reisenden in Königsberg wieder ein; von der früher versprochenen Rückkehr nach Berlin war aber nun die Rede nicht mehr. Schon im verflossenen Jahre hatten sich bedenkliche Spannungen in den politischen Verhältnissen Oesterreichs und Frankreichs geäußert, deren Folgen zu Anfange

des Jahres 1809 immer sichtbarer hervortraten. Preußen stand, von allen verlassen, aufgegeben, allein, in der augenscheinlichsten Gefahr gänzlicher Vernichtung, wenn es gezwungen wurde, in dem unvermeidlich bevorstehenden Kriege zwischen jenen beiden Mächten Partie zu ergreifen. Auf eine bewundernswürdige Weise aber bewahrte es seine Neutralität, als dieser Krieg im März wirklich ausbrach, ungeachtet dieses glückliche Verhältniß durch die bekannte Unternehmung des Majors von Schill, dieses jungen Helden mit einem feurigen, nur für die Befreiung Deutschlands vom französischen Joche schlagenden Herzen, beinahe gewaltsam zerstört worden wäre. Einzig und allein dem weisen, beharrlichen Benehmen und der männlichen Festigkeit des Königs, welcher nicht wankte in den Stürmen der jüngst vergangenen Zeit, verdankt es Preußen, daß jener Vorfall, welcher leicht seinen völligen Untergang hätte herbeiführen können, keinen nachtheiligen Einfluß auf seine politischen Verhältnisse hatte. Der vom König zum französischen Kaiser geschickte Oberst von Krusemark war am 25. Nov. 1809 von seiner Sendung nach Paris mit Versicherungen aufrichtiger Freundschaft nach Königsberg zurückgekommen und nun erst beschloß Friedrich Wilhelm, sich nach Berlin zu begeben. Er wollte diesen denkwürdigen Zeitabschnitt in der Geschichte des preußischen Staates durch die Ausübung des dem Throne vorbehaltenen, seinem Herzen immer theuern Begnadigungsrechts bezeichnen und erließ daher unter dem 9. Dec. einen Kabinetsbefehl, nach welchem alle, welche zu einer Einsperrung von 6 Monaten oder darunter verurtheilt wären, ohne fernere Haft bis zum Nachweis des ehrlichen Erwerbs, ingleichen alle, welche von härteren Strafen nur noch 6 Monate abzubüßen hätten, am Tage seiner Ankunft in der Residenz entlassen werden sollten. Diese Begnadigung wurde späterhin auch auf alle Geldstrafen bis zu 100 Thalern und auf die vor dem 23. Dec. 1808 begangenen leichteren Vergehungen ausgedehnt. Am 15. Dec. reiste der König und die Königin von Königsberg nach Berlin ab, wo sie am 23. Dec., nach einem fast immerwährenden Triumphzuge, ihren feierlichen Einzug hielten. Allgemein war das Entzücken der Bürger, nach einer dreijährigen Abwesenheit die königliche Familie wieder zu besitzen und die folgende Zeit hat bewiesen, daß es wahre Liebe und Anhänglichkeit war, womit sie empfangen wurden. Mit der Rückkehr des Königs nach Berlin erschienen mehrere neue wichtige Verfügungen. Zur Tilgung der Staatsschuld ward ein Verkauf königlicher Domänen beschlossen und deshalb mit Zuziehung der Prinzen des könig-

lichen Hauses und der Stände in den Provinzen eine alte Verordnung des Königs Friedrich Wilhelm I. aufgehoben, durch welche die Unveräußerlichkeit der Domänen festgesetzt worden war. Der Zunft- und Gewerbszwang hatte schon früher aufgehört und es ward nun eine allgemeine Gewerbesteuer eingeführt, wodurch sich das Einkommen des Staates ungemein erhöhte. Der König gab eine Urkunde über die Erweiterung und künftige Ertheilung der Orden und Ehrenzeichen und stiftete seit dem 18. Januar 1810 das Krönungs- und Ordensfest. Er setzte ferner den Staatsrath ein, gab dem Staatsministerium eine veränderte Einrichtung und erließ am 27. Okt. 1810 ein Edikt über die Finanzen des Staates und die neuen Einrichtungen wegen der Abgaben u. s. w. Durch das Edikt vom 28. Okt. wurde die Konsumtions- und Luxussteuer eingeführt, die Naturallieferungen für die Armee wurden aufgehoben, das Serviswesen erhielt eine neue Einrichtung, die Einziehung der geistlichen Güter wurde unter dem 30. Okt. verordnet und die Stempelabgaben wurden unter dem 20. Nov. einer zweckmäßigen Verwaltung und mäßigen Erhöhung unterworfen. Alle diese Einrichtungen hatten die segensreichsten Folgen; nur diejenigen, welche dadurch ihre Privilegien erloschen sahen, waren darüber höchst entrüstet; die Besitzer von Rittergütern besonders bildeten eine förmliche Opposition gegen die Regierung, welche man anfangs gar nicht zu achten schien, deren Umtriebe aber im nächsten Jahre wichtige Folgen hatten. Zu den ausgebotenen Domänen und geistlichen Gütern meldete sich eine Menge Käufer: dadurch kam Geld in die Staatskassen und der zufällige Umstand, daß ein Sturm eine große Masse von Kolonialwaaren in die preußischen Häfen jagte, half überdies einen bedeutenden Theil der Kontribution an Frankreich abtragen, dadurch, daß die nach den Gesetzen des Kontinentalsystems, dem der König hatte beitreten müssen, mit Beschlag belegten Waaren für 8 Millionen auf Abschlag angerechnet wurden. Unter so günstigen Umständen konnte Preußen allerdings hoffen, sich nach und nach wieder ganz zu erholen, wenn nicht ein neuer, verderblicher Krieg es ganz zu Grunde richtete; aber leider war bei den hochfliegenden Planen Napoleon's nicht zu erwarten, daß die Ruhe von langer Dauer seyn würde. So trübe daher dem Könige die Zukunft erscheinen mußte, wenn er seinen Blick nach außen wendete, so hörte er doch nie auf, für das Wohl seiner Unterthanen väterliche Sorge zu tragen. Auch in Beförderung der Wissenschaften und Aufklärung blieb er nicht hinter seinen großen Ahnherren zurück und da mit der

Stadt Halle die wichtigste preußische Universität verloren gegangen war, gründete der König eine neue Universität zu Berlin, stattete sie reichlich aus, berief zu ihr die trefflichsten Lehrer in allen Fächern der Wissenschaften und beschenkte sie mit dem stattlichen Palaste seines Großoheims, des verstorbenen Prinzen Heinrich von Preußen. Die feierliche Eröffnung dieser Lehranstalt erfolgte am 15. Okt. 1810. In jene Zeit ungefähr fällt auch die Errichtung einer allgemeinen Kriegsschule und ein Jahr später wurde die Universität Frankfurt nach Breslau verlegt, mit der dort bestehenden katholisch-theologischen Fakultät zu einer großen Lehranstalt vereinigt und am 19. Okt. 1811 in dieser Gestalt eröffnet. Durch die Kabinetsordre vom 13. April 1810 hob der König das bisher bestandene Verbot des Besuchens fremder Universitäten unbedingt auf und zerbrach so auch diese Fessel des geistigen Strebens. Je gewissenhafter Friedrich Wilhelm III. seinen hohen Beruf erfüllte, je fleckenloser sein ganzes Leben war, um so weniger verdiente er, durch so harte Prüfungen geführt zu werden, als ihm seit dem Tode seiner Mutter am 25. Februar 1805, auferlegt wurden. Und doch war sein böses Schicksal noch nicht versöhnt, doch sollte er auch noch das Schrecklichste erfahren, den Verlust einer über Alles geliebten und geschätzten Gemahlin. Sie war am 25. Juni 1810 vollkommen gesund von Berlin abgereist, um ihren Vater, den regierenden Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, auf seinem Lustschlosse Hohenzieritz zu besuchen. Im Begriff, mit dem Könige nach Berlin zurück zu gehen, wurde sie am 30. von einem Fieber befallen, welches nicht von so großer Bedeutung schien, daß der König seine Abreise deshalb hätte verschieben sollen. Aber am dritten Tage stellte sich ein Gefahr verkündender Lungenhusten ein. Es wurden die zweckmäßigsten Maasregeln mit aller Vorsicht angewendet; zu seiner Beruhigung sendete der König auch noch zwei seiner erfahrensten Aerzte, den geheimen Rath Dr. Heim *) und den Generalstabsarzt Dr. Görke, nach Hohenzieritz und begab sich, als die Nachrichten von dort her immer bedenklicher lauteten, selbst dahin, in Begleitung seiner beiden ältesten Söhne, des Kronprinzen und des Prinzen Wilhelm. Aber alle ärztliche Bemühungen, die zärtlichste Besorgniß für das theuere Leben der Geliebten vermochten es nicht zu erhalten; die Engbrüstigkeit nahm mit jedem Tage zu, bis sich endlich ein heftiger Brustkrampf einstellte, auf welchen bald der Tod erfolgte. Die Königin, eine der schönsten und

*) Dessen Biogr. s. im 11. Jahrg. des N. Nekr. S. 562.

liebenswürdigsten Frauen ihrer Zeit, ihrer hohen weiblichen Tugenden wegen der Gegenstand allgemeiner Bewunderung, Verehrung und Liebe, starb sanft und in ruhiger Ergebung, mit dem Ausrufe: Jesus kürze meine Leiden! im 35. Jahre ihres musterhaften Lebens, am 19. Juli 1810, zu früh für ihren königlichen Gemahl, ihre Kinder und ihr Volk. Ihr Leichnam ward nach Berlin gebracht, am 30. Juli Abends zuvörderst in der Sakristei des Doms beigesetzt und am 23. Dec., dem Tage, an welchem die Unvergeßliche zwei Mal, (1793 als Braut und 1809) in Berlin eingezogen war, zur letzten Ruhestätte in den neu erbauten Begräbnißtempel im Schloßgarten zu Charlottenburg gebracht. So war also das Jahr 1810 für Preußen in mehrfacher Beziehung höchst merkwürdig und es ist durch den Erfolg noch mehr geworden, da man es ganz unbedenklich als die Wiege der drei Jahre später in so hohem Grade entwickelten Volkskraft betrachten kann. Aber der Kastengeist hätte beinahe und ohne die kräftige Beharrlichkeit der Regierung das ganze segensreiche Werk schon in seinem Entstehen zertrümmert. Die Adlichen waren fast in allen Provinzen, vorzüglich aber in Schlesien und in der Mark, höchst mißvergnügt über die neuen Gesetze, wodurch sie ihre Befreiungen und anderen Vorrechte verloren hatten, die sie, in arger Selbstsucht befangen, nicht zu verschmerzen vermochten, ihre Verhältnisse und Pflichten als Staatsbürger ganz verkennend. Angesteckt durch solche Gesinnungen, glaubte wieder ein Theil des Bauernstandes, durch das Gesetz vom 9. Oktober 1807, die Aufhebung der Leibeigenschaft betreffend, mit dem Martinstage 1810 von allen Verpflichtungen gegen die Gutsherren entbunden zu seyn. In diesem tollen Wahne und von Uebelgesinnten noch mehr darin bestärkt und aufgehetzt, kündigten zu Anfange des Jahres 1811 nach und nach mehrere Gemeinden in Oberschlesien ihren Gutsherren alle Dienste auf. Einige Adliche ließen sich thörichter Weise einfallen, Gewalt zu gebrauchen, ja sogar unter die Bauern schießen zu lassen; ein solches Verfahren aber empörte diese nur noch mehr und nun wurden die Schlösser jener Gutsherren gestürmt, geplündert und deren Bewohner gemißhandelt. Indessen dauerte die Täuschung der Bauern, welche man überredet hatte, daß der König ihr Handeln billige, nicht lange und sie schwand augenblicklich, als sie Militär gegen sich anrücken sahen. Als man ihnen von Amtswegen bekannt machte, daß ihr Benehmen dem Willen des Königs geradezu entgegen sey, wurde die Ruhe ohne weiteres Blutvergießen wieder hergestellt. Eben so wenig erreichten aber auch die Gutsbesitzer ihren

Zweck, ihre Unterthanen von Neuem wieder zur Leibeigenschaft herabzuwürdigen; es wurde zur Feststellung der gutsherrlichen und bürgerlichen Verhältnisse durch das Edikt vom 14. Sept. für jede Provinz eine besondere Generalkommission angeordnet, welche die gegenseitigen Beschwerden untersuchen und vorzüglich dahin wirken sollte, daß die Auseinandersetzung durch gütliche Vereinigung der Interessenten und, wo solche Einigung nicht zu Stande kommen möchte, durch besondere Kommissarien erfolge. Noch im verflossenen Jahre hatte der König, auf den Antrag des Staatskanzlers Hardenberg, aus den verschiedenen Provinzen Repräsentanten zu einer Ständeversammlung berufen, um dadurch den neuen Gesetzen besseren Eingang zu verschaffen. Nach dem Wunsche des Königs sollten diese Stellvertreter einer großen Gesammtheit, bloß von dem Gedanken an Gemeinwohl beseelt, bei ihren Vorschlägen vergessen, daß sie aus einzelnen Provinzen gekommen, daß es Bürger und Bauern unter ihnen gebe, damit der Kastengeist nicht von Neuem sein Haupt erhebe und sein verderbliches Spiel treibe, sich vielmehr als Glieder einer großen Familie ansehen, zu deren Erhaltung alle unentbehrlich sind und in welcher alle ihr auferlegten Lasten gemeinschaftlich und gleich getragen werden müssen. Aber auch hier zeigte der Adel seine Selbstsucht, dessen größter Theil von je dem Bessern entgegen gestrebt, sobald dies Bessere auch nur das geringste Opfer von seiner Seite erfordert. Ein großer Theil desselben, welcher mit zu den Berufenen gehörte, oder noch auf seinen Antrag zugelassen worden war, hatte sich schon nicht mit dem besten Willen, jenen Wunsch des redlichen Monarchen zu erfüllen, in der Hauptstadt eingefunden und seine Stimmung wurde noch ungünstiger, als sich zeigte, daß man von oben herab bemüht war, den gefaßten Beschluß, die Wunden des Staates von Grund aus zu heilen, mit aller Kraft durchzuführen. Anfangs waren die Vorstellungen der adelichen Repräsentanten gegen die kräftigen Maasregeln der Regierung zurückhaltend und bescheiden; sie wurden angehört, man ließ sich sogar in Verhandlungen mit ihnen ein und der Staatskanzler eröffnete die Ständeversammlung am 23. Februar 1811 mit einer gewichtigen, vom Geiste der Zeit eingegebenen Rede. Aber alles dies vermochte nicht eine Abänderung in der Sinnesart der Abgeordneten des Adels hervorzubringen. Die bedrängte Lage des Staates kümmerte sie weiter nicht, wenn nur ihre Vorrechte erhalten wurden. Diese sahen sie angetastet, in ihren Grundfesten erschüttert; für alles Uebrige blind, widersetzten sie sich mit leidenschaftlicher Heftigkeit und als ihnen

mit Festigkeit erklärt wurde, daß man nicht gesonnen sey, den einmal betretenen Weg wieder zu verlassen, vielmehr ihn standhaft verfolgen werde, bis zum vorgesteckten Ziele, da richteten die Stände des lebusischen, storkowischen und beeskowischen Kreises der Kurmark eine höchst unehrerbietige Vorstellung unmittelbar an den König, in welcher sich jener Kastengeist, alles, was ihm nicht nützt, als gefährlich und verwerflich schildernd und mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffen bekämpfend, so rücksichtslos und erbittert aussprach, daß der sonst so gutmüthige König sich gezwungen sah, Ernst zu gebrauchen und die Widerspenstigen zu bestrafen. Nach gepflogenem Rathe mit dem Justizminister wurden in Folge einer Kabinetsordre vom 24. Juni zwei Gutsbesitzer nach der Festung abgeführt, zwei Landräthe suspendirt, der Hofmarschall des Königs aber, weil er, als zur unmittelbaren Dienerschaft des Königs gehörend, die Klagschrift mit unterzeichnet hatte, ohne Pension entlassen. Dieser von der dringendsten Nothwendigkeit gebotenen Strenge ungeachtet bewirkte das Geschrei der Feudalen doch so viel, daß Einige der schon angewendeten weisen, kräftigen Maasregeln in ihrer Ausführung gelähmt wurden; aber die Erbitterung gegen den Kastengeist, welcher sich so unumwunden geäußert hatte, stieg unter dem Volke aufs Höchste, wie einige damals erschienene Schriften über diesen Gegenstand beweisen. Im Sept. 1811 ging die Ständeversammlung, in demselben Sinne beharrend, in welchem sie zusammengetreten war, wieder aus einander. Am Schlusse des Jahres 1811 war schon kein Zweifel mehr übrig, daß Napoleon gegen Rußland den letzten Kampf zur Begründung einer Alleinherrschaft auf dem europäischen Festlande wagen werde und die Aussicht in die Zukunft wurde jetzt für Preußen, in seiner höchst gefährlichen Lage zwischen den beiden Riesenstaaten, immer bedenklicher. Es lag am Tage, daß Napoleon bei diesem Kampfe beschlossen hatte, auch die Streitkräfte Preußens für sich zu benutzen und zur Ausführung seines Planes war ihm kein Mittel zu schlecht; kein Opfer, fast möchte man sagen, keine Demüthigung der preußischen Regierung vermochte darin etwas zu ändern. Nicht eine der drei von französischen Truppen besetzten Oderfestungen wurde geräumt; im Gegentheil verstärkte man ihre Besatzungen weit über die vertragsmäßige Truppenzahl, obgleich Preußen die deshalb eingegangenen Verpflichtungen im strengsten Sinne des Wortes erfüllt hatte, so wie der gewissenhafte König allen gegen Frankreich übernommenen Verbindlichkeiten auf das Pünktlichste genügte. Die beständigen Märsche französischer und Rheinbundstruppen auf den

Militärstraßen richteten besonders die armen Bewohner der Etappenorte vollends zu Grunde. Diese mußten nicht nur, wider Recht und Billigkeit, die durchziehenden Truppen unentgeldlich bewirthen, sondern waren überdies noch den größten Mißhandlungen ausgesetzt. Wenn gleich der Unterhalt der drei Oderfestungen Preußen jetzt schon monatlich 25,000 Rthlr. kostete, so waren dennoch die Beschwerden, Forderungen und Erpressungen der französischen Commandanten ohne Ende, sie erlaubten sich sogar die schändlichsten Eingriffe in die innere Verwaltung. Unter andern erklärte der Commandant von Glogau die Stadt in Belagerungszustand, setzte preußische Polizeibeamten ab und verlangte die Ablieferung aller mit den preußischen Posten abgehenden und ankommenden Briefe. Der General Rapp, Gouverneur von Danzig, verstattete französischen Kaperern, von welchen einige ihm eigenthümlich angehörten, die ganze preußische Küste zu beunruhigen, Kauffahrteischiffe wegzunehmen und selbst aus dem Hafen von Swinemünde preußische mit preußischen Soldaten besetzte Schiffe fortzuführen. Der französische Kommandant von Stralsund schickte am 26. Februar 1812 sogar Abtheilungen seiner Besatzung nach Anklam, Demmin und Swinemünde, ließ dort Haussuchungen nach englischen Waaren halten und so die Einwohner zwei Tage lang mißhandeln. Kein Wunder, daß eine solche völkerrechtwidrige Tyrannei alle Gemüther empörte und erbitterte und in dem Volke der Preußen eine Stimmung erzeugte, welche nur den Augenblick erwartete, wo es möglich seyn würde, aller dieser Schmach mit einem Schlage ein Ende zu machen. Die Gefahr erkennend, welche mit dem Lautwerden solcher Gesinnungen verbunden war, suchte die Regierung zwar dieselben für jetzt noch, so viel sie vermochte, zu mäßigen, sie wenigstens den französischen Spionen zu verbergen; doch aber brachte sie mehrere Maasregeln in Ausführung, um die Streitkräfte des Staates in einen solchen Zustand zu setzen, daß das Heer, sobald der ersehnte Zeitpunkt erschien, gemeinschaftlich mit dem Volke zur Befreiung des unterjochten Vaterlandes kräftig wirksam seyn konnte. Neuausgehobene wurden täglich in den Waffen geübt und, wenn sie tüchtig befunden worden, immer wieder entlassen und durch andere ersetzt. Auf solche Weise war man schon im Jahre 1812 im Stande, 150,000 Mann wohlgeübter Truppen ins Feld zu führen. Die von den Franzosen nicht besetzten Festungen wurden in Vertheidigungszustand gesetzt und waren dazu bestimmt, die bewaffnete Macht für den Fall aufzunehmen, wenn das Land von Feinden überschwemmt werden sollte;

daher wurden auch in Pillau, Kolberg und Glatz verschanzte Lager angelegt. Während Frankreich und Rußland noch durch ihre Gesandten und Minister unterhandelten, rüsteten sich Beide auf das Furchtbarste zum neuen Kampfe. Für Preußen war unter solchen Umständen durchaus an keine Neutralität zu denken und dem Könige blieb in dieser schrecklichen Lage, wollte er noch die letzten Reste einer scheinbaren Selbstständigkeit retten, kein anderes Mittel übrig, als ein Bündniß mit Frankreich gegen Rußland. Als endlich die Spannung zwischen beiden Mächten, zu Anfange des Jahres 1812, so weit gediehen, daß an keine friedliche Ausgleichung mehr zu denken war, schloß der König wirklich eine Allianz mit Frankreich gegen Rußland durch seinen Gesandten in Paris, den General von Krusemark, ab, wovon die Ratifikationen schon am 5. März 1812 zu Berlin ausgewechselt wurden und nach welcher Preußen 20,000 Mann Hülfstruppen nebst 60 Stück Geschütz stellen sollte. Die von Preußen überdies zu leistenden Naturalienlieferungen an die durchmarschirenden französischen Truppen sollten auf Abschlag der rückständigen Kontribution angenommen werden. Sogleich zog auch die große französische Armee von allen Richtungen her, auf drei Straßen, über Magdeburg, Leipzig und Dresden durch die preußischen Staaten, der Weichsel zu, ohngefähr 500,000 Mann stark, mit 80,000 Pferden und in ihrem Gefolge ein bedeutendes Fuhrwesen, Brückengeräthschaften, Krankenwagen, Krankenwärter, Krankenwärterinnen, Handwerker aller Art, Fuhrwerke von eigener Erfindung, anzuspannen vorn und hinten, größtentheils nur von einem Ochsen gezogen, je drei und drei mit einem Führer versehen, Viehheerden, Kisten mit Sämereien und mit Tafelglas, um in den nordischen Steppen Wohnungen zu bauen und das Feld gleich zu bestellen, Mühlen, Feuerspritzen und eine unbeschreibliche Menge anderer Geräthschaften, das leibhafte Bild eines auswandernden, einen neuen Wohnplatz suchenden Volkes. Wie die preußischen Staaten durch den Zug dieses Heeres litten, ist leicht zu ermessen, wenn man bedenkt, daß die Kosten, welche das Korps des Herzogs von Abrantes (Junot), 69,000 Mann stark, Niederschlesien verursachte, jede 14 Tage zu 400,000 Thalern, und diejenigen, welche zum Unterhalte des in Westpreußen kantonirenden Korps des Fürsten von Eckmühl (Davoust) verwendet werden mußten, täglich zu 27,000 Thlrn. berechnet wurden. Außerdem führten die französischen und Bundestruppen bis zum September aus Preußen: 77,920 Pferde und 13,394 Wagen, wozu sie aus Ostpreußen 22,772 Ochsen raubten,

mit hinweg. Ueberall mußten die Bewohner die ärgsten Mißhandlungen erdulden und bei den häufigen thätigen Widersetzlichkeiten der hart Bedrückten konnten von Seiten der Regierung nur mit Mühe die Folgen der allgemeinen Erbitterung, welche schon auf einen hohen Grad gestiegen war, unterdrückt werden. Dessen ungeachtet hatte Preußen die ihm auferlegten Verbindlichkeiten so treu erfüllt, daß nicht nur im Mai der ganze Rückstand der Frankreich schuldigen Kontribution getilgt war, sondern jenes sogar am Schlusse des Jahres schon 94 Millionen Franken für geleistete Mehrlieferungen an Frankreich zu fordern hatte. Auf Napoleon's Einladung begab sich der König, wie schwer es ihm auch werden mochte, in Begleitung des Staatskanzlers nach Dresden, wo er am 26. Mai eintraf. Napoleon behandelte ihn überaus zuvorkommend und bezeigte ihm ganz besondere Achtung; doch konnte die Unterhandlung über die Erleichterung so vieler dem preußischen Staate aufgebürdeten Lasten keinen glücklichen Ausgang gewinnen. Der König ging von Dresden nach Böhmen und von dort in die Gegend Schlesiens, wohin keine französischen Truppen kommen durften, und übertrug dem Staatskanzler von Glatz aus unterm 12. August die Leitung des Ganzen an seiner Statt. Späterhin ging er indessen wieder nach Berlin zurück. Ohne hier weiter in die denkwürdigen Ereignisse des Jahres 1812 einzugehen, durch welche in Rußland eine der größten Armeen, die je ein feindliches Gebiet betreten hat, gänzlich vernichtet ward, erwähnen wir nur kurz, daß die Preußen, deren Hülfskorps sich anfangs unter dem General von Grawert, nachher unter dem General von York*), bei dem 10. Korps der großen Armee, vom Marschall Herzog von Tarent (Macdonald) befehligt, befand, in Rußland von Neuem ihren alten Waffenruhm bewährten. Als aber die große französische Armee, nach dem Brande von Moskau, in völliger Auflösung und mit der größten Eile fliehend, die Grenzen des russischen Reichs schon wieder im Rücken hatte, konnten auch die Riga belagernden Preußen sich in ihrer Stellung nicht länger halten und traten den Rückzug an. Im Rücken und an beiden Seiten von überlegenen russischen Korps verfolgt, schloß endlich der General von York jene denkwürdige Kapitulation vom 30. Dec. 1812, nach welcher er sich mit dem russischen Heere vereinigte. Wie gewagt auch das Verfahren des preußischen Heerführers erschien, zu einer Zeit, wo der größte Theil des Staates noch in den Händen der Fran-

*) Dessen Biogr. s. im 8. Jahrg. des N. Nekr. S. 721.

zosen sich befand und ihrer Willkür überlassen war, so rechtfertigte dennoch eine genauere Prüfung und der Erfolg selbst sein Unternehmen. Ohne dies wären die ihm untergebenen Truppen, bei dem unvermeidlichen Rückzuge des zehnten französischen Armeekorps, zur Sicherung desselben, aufgeopfert worden. Die Franzosen freilich nannten York's Trennung einen verabscheuungswerthen Verrath und dem König selbst blieb nichts übrig, als die von demselben abgeschlossene Kapitulation zu verwerfen, ihn vor ein Kriegsgericht zu fordern, dem Generallieutenant von Kleist an seiner Statt den Oberbefehl zu geben und von allen diesen Maasregeln die französische Regierung zu unterrichten. Zwar konnten die gegen den General von York gefaßten Beschlüsse nicht ins Werk gesetzt werden, da er sich mit seinem Korps unter dem Schutze der Russen befand, aber der König hatte dem genügt, was die Nothwendigkeit befahl und zugleich den Fürsten von Hatzfeld nach Paris gesandt, um dem französischen Kaiser von Neuem ein Hülfskorps von andern 20,000 Mann anzubieten. Es wurden nun sogleich Anstalten getroffen, welche auf Rüstungen von bedeutendem Umfange, überhaupt aber auf Ereignisse von der höchsten Wichtigkeit schließen ließen. Die königlichen Garden brachen nach Schlesien auf und der König selbst mit seiner Familie reiste am 22. Januar 1813 nach Breslau ab, wo er am 25. Januar eintraf. Alle bei dieser Gelegenheit wiederholten Versicherungen von Anhänglichkeit an Frankreich vermochten indessen das preußische Volk nicht über die wahren Gesinnungen seines Königs zu täuschen, um so weniger, da sich bald nach seiner Ankunft in Breslau Männer von der bewährtesten Vaterlandsliebe und voll bitteren Hasses gegen Napoleon um ihn sammelten, wie Blücher, welcher bei dem Ausbruche des Krieges mit Rußland den Abschied genommen, Scharnhorst, früher schon aus dem Dienste verdrängt, Gneisenau, gleichfalls in Zurückgezogenheit lebend, Knesebeck und mancher andere tapfere Krieger. Zu ihnen gesellten sich viele erprobte Staatsdiener und achtungswerthe Bürger, beseelt von dem Gedanken an eine bessere Zukunft; und, während der preußische Gesandte in Paris, General von Krusemark, dort das freundschaftliche Verhältniß zu erhalten suchte, der Staatskanzler in Breslau mit dem französischen Gesandten, Grafen St. Marsan, gütlich unterhandelte, wurde der Schriftwechsel mit dem Kaiser Alexander immer lebhafter, immer lauter der Wunsch, der König möge den Geist seines treuen Volkes würdigen und ergreifen. — Er ging alsbald in Erfüllung. Schon am 3. Februar wurde die Errichtung

der freiwilligen Jägerdetaschements befohlen, am 9. Februar forderte der König die ganze Nation zum Kriegsdienst auf, unter dem 18. Febr. gestattete er den Majors von Lützow, von Sarnowsky und von Petersdorf, vorzüglich aus Ausländern, Freikorps zu errichten und durch eine Verordnung vom 22. Febr. bestimmte er die schwarze und weiße Nationalkokarde zum schönen Zeichen der Vereinigung Aller in seinem Volke. Außer dem spätern Landsturmgesetze vom 21. April hat keine Verordnung auf die Franzosen einen tieferen Eindruck gemacht, als diese. Unter dem 10. März erschien ferner die Urkunde über die Stiftung des eisernen Kreuzes und den Hauptschritt zur Erreichung des vorgesteckten Zieles that der König dadurch, daß er unter dem 17. März die Bewaffnung des gesammten preußischen Volks durch die Errichtung der Landwehr zweckmäßiger anordnete. Noch war nicht wörtlich ausgesprochen, gegen wen solche Anstrengungen gerichtet seyn sollten, aber Niemand zweifelte daran, daß sie denjenigen gälten, welche seit Jahren das Unglück des gesammten Deutschlands bewirkt hatten. Das ganze Volk ergriff eine heilige Begeisterung in dem Gedanken, das Vaterland aus dem drückenden Joche fremder Zwingherrschaft zu retten oder ehrenvoll mit ihm unterzugehen. Männer, Jünglinge jeden Standes und Alters — auch aus andern Gegenden Deutschlands, eilten von allen Seiten her zu den Waffen und unter die Fahnen des Vaterlandes. Die Hörsäle der Universitäten und gelehrten Schulen, die Geschäftszimmer der Kaufleute, die Werkstätten der Fabrikanten, Künstler und Handwerker wurden fast öde. Freiwillig verließen Staatsdiener ihre Stellen, andere Geschäftsmänner Amt und Brod, Gelehrte ihre Einsamkeit, um die Feder mit dem Schwerte zu vertauschen; selbst Jungfrauen, ihr Geschlecht in Mannstracht verhüllend und verleugnend, traten gewaffnet in die Reihen der Vaterlandsretter ein und in Massen strömte die junge Mannschaft des Landvolks jubelnd nach den ihnen angewiesenen Versammlungsplätzen. Kein Opfer, dem Vaterlande dargebracht, ward zu groß erachtet; das Letzte gab der Vater her, den Sohn auszurüsten; wer keinen Sohn zu geben hatte, wer selbst nicht mitziehen konnte in den großen Kampf, steuerte bei nach Vermögen zur Ausrüstung unbemittelter Freiwilliger. Eheleute gaben selbst die goldenen Trauringe, Frauen brachten ihren Schmuck, Kinder leerten ihre Sparkasse, auch die dienende Klasse blieb nicht zurück und ein wahrhaft edles schlesisches Fräulein, zu arm, um irgend etwas von einigem Werthe geben zu können, verkaufte das lange, schöne Haar, um mit dem daraus

gelösten Gelde ein Scherflein für das Vaterland beizutragen. Für die Pflege der Verwundeten bildeten sich die Frauenvereine; Geldbeiträge wurden in Familienkreisen gesammelt, Frauen und Jungfrauen zupften Wundfäden und verfertigten Arbeiten aller Art, um den Ertrag den Vereinen zuzuwenden. Während auf solche Weise das preußische Volk eine Thatkraft entwickelte, welche Europa in Erstaunen setzte, hatten die Russen ihre Grenzen überschritten. Am 28. Febr. wurde zwischen dem König und dem russischen Kaiser ein feierliches Bündniß geschlossen; Berlin, wo die Franzosen in der Nacht zum 5. März vertrieben wurden, ward von den Russen besetzt; Alexander zog feierlich in Breslau ein; der König billigte das Betragen des Generals von York öffentlich und erließ endlich am 17. März den unvergeßlichen Aufruf an sein Volk und an sein Kriegsheer. Zu gleicher Zeit ward der französischen Regierung der Krieg förmlich angekündigt und die preußischen Truppen, deren gegen Ende des Monats März unter der Anführung Blücher's, York's und Bülow's schon 70,000 Mann aufgestellt werden konnten, rückten nebst den russischen in Sachsen ein. Am 21. März war der König mit dem Kronprinzen und einem kleinen Gefolge von Breslau abgereist und in der Nacht auf den 23. in Potsdam eingetroffen. Am folgenden Tage begab er sich nach Charlottenburg und hielt Mittags durch die von dort bis zu seinem Palaste in Berlin aufgestellten russisch-preußischen Truppen seinen Einzug in die Hauptstadt, von der außerhalb des Thores zahlreich versammelten Menge durch ein unaufhörliches Lebehoch herzlich begrüßt und begleitet. Am 29. ging der Kronprinz zur Armee ab und Tags darauf der König nach Breslau zurück, um von dort sogleich die Reise nach Kalisch zum Kaiser Alexander anzutreten. Unterdessen war schon auf der ganzen Linie der verbündeten Truppen, von der Nordsee bis nach Thüringen hin, der Krieg durch eine Menge größerer und kleinerer Gefechte eröffnet worden, unter welchen vorzüglich die bei Dannigkow, Leitzkau und Gommern am 5. April die wichtigsten und hartnäckigsten waren, wo ein Theil des York'schen Korps, unter Bülow und Borstell, die Franzosen unter dem Vicekönig von Italien völlig schlug und wo das neue preußische Fußvolk zuerst sein Probestück ablegte. Der König selbst begab sich nun zur Armee, indem er am 22. April von Breslau nach Dresden abging, wo er am 24. zugleich mit dem Kaiser Alexander eintraf. Auch Napoleon war bereits von Paris nun in Erfurt eingetroffen und rastete daselbst nicht lange, seinen nächsten Zweck verfolgend, Meister der Saale zu werden und

dann auf Leipzig und gegen die Elbe vorzudringen. Aller Anstrengungen ungeachtet konnte der Uebergang der Franzosen über den erstern Fluß nicht gehindert werden; sogleich aber ward beschlossen, sie anzugreifen und in einer offenen Schlacht das Kriegsglück zu versuchen. Bei Groß-Görschen, zwischen Lützen und Pegau, trafen die gegenseitigen feindlichen Heere auf einander und hier ward am 2. Mai die erste große Schlacht des Jahres 1813 geliefert, eine der hartnäckigsten und blutigsten, die je geschlagen worden sind und nach welcher sich beide Theile den Sieg zuschrieben. Die verbündeten Preußen und Russen hatten der 145,000 Mann starken französischen Armee nur 75,000 Mann entgegenzustellen; aber dennoch erkämpften ihre ungeheuren Anstrengungen und vorzüglich der Heldenmuth der Preußen, deren tapferer König selbst mitten in der Feuerlinie war, mehrere Vortheile. Während die Franzosen 15,000 Todte und Verwundete verloren und sich keines Siegeszeichens rühmen konnten, hatten die Verbündeten 6 Stück Geschütz erobert, 800 Gefangene gemacht und nur einen Verlust von 10,000 (8000 Preußen, 2000 Russen) an Todten und Verwundeten. Nur die Ueberzahl der Feinde machte es ihnen unmöglich, in ihrer Stellung zu bleiben und bestimmte sie, am folgenden Tage den Rückzug gegen die Elbe anzutreten, um sich ihren Verstärkungen zu nähern. Der König ging nach der Schlacht von Görschen nach Dresden, welches er am 8. Mai wieder verließ, da nun auch das Heer die Elbe überschritten hatte. Napoleon verkündete mit vieler Prahlerei: das preußisch-russische Heer sey in eilfertiger Flucht nach der Oder hin begriffen; doch seine Erwartungen blieben unerfüllt. Die verbündete Macht stellte sich längs der Spree wieder auf und lieferte den Franzosen eine zweite große Schlacht, in der Nähe von Bautzen, am 20. und 21. Mai, in welcher die Franzosen abermals einen weit größeren Verlust als die Verbündeten erlitten, nach welcher sich die letztern aber vorsichtig zurückzogen, um sich ihren Hülfstruppen und Verstärkungen zu nähern und nicht die ganze Entscheidung eines wichtigen Krieges auf den Ausgang einer einzigen Schlacht zu setzen. Ueberall fanden die Franzosen beim Nachrücken die entschlossenste und kräftigste Gegenwehr und erlitten unter andern noch einen bedeutenden Verlust durch einen ihnen von Blücher am 26. Mai bei Haynau gelegten Hinterhalt. Friedrich Wilhelm hatte sein Hauptquartier seit dem 23. Mai zu Löwenberg genommen und verlegte es, nachdem die Armee in ein verschanztes Lager bei Schweidnitz eingerückt war, nach Ober-Gröditz, wo er am 5. Juni den am Tage

vorher abgeschlossenen Waffenstillstand ratificirte, welcher bis zum 20. Julius dauern sollte, nachher aber noch bis zum 10. August verlängert wurde. Noch am 4. Juni hatte indessen der General Bülow den französischen Marschall Oudinot, welcher gegen Berlin vordringen wollte, bei Luckau aufs Haupt geschlagen. Der Waffenstillstand hatte für den späteren glücklichen Fortgang des Krieges, in Absicht auf die verbündeten Nationen, die segensvollste Wirksamkeit. Nach der Erklärung Friedrich Wilhelm's war er nur deshalb angenommen worden, damit die Nationalkraft, welche das preußische Volk bisher so ruhmvoll gezeigt hatte, sich völlig entwickeln könne; so ward dieses über die Unterbrechung des Krieges beruhigt und zeigte sich zu neuen, größeren Anstrengungen freudig bereit. Im preußischen wie im russischen Heere herrschte die größte Thätigkeit, um den Aufforderungen des Königs und den Erwartungen des Vaterlandes zu entsprechen; doch auch im französischen Lager ward nicht gefeiert und Napoleon setzte sich an dem Ufer der Elbe in eine furchtbare Stellung. Das wichtigste Ereigniß, welches dieser Waffenstillstand mit sich führte, war der Beitritt Oesterreichs zur allgemeinen Sache gegen den Unterdrücker Europa's; auch 30,000 Schweden standen bereits auf deutschem Boden zum Kampfe gegen Napoleon bereit und der Kronprinz, Karl Johann, welcher sie führte, kam am 9. Juli nach Trachenberg in Schlesien, um hier mit dem König und dem russischen Kaiser den Plan zum bevorstehenden Feldzuge zu verabreden. Da alle Unterhandlungen mit den französischen Bevollmächtigten, welche in Prag stattgefunden hatten, fruchtlos blieben, so wurde der Waffenstillstand am 10. August aufgekündigt und am 17., dem Todestage des großen Friedrich, sollten die Feindseligkeiten aufs Neue beginnen. Diesmal war die Ueberzahl bei Frankreichs Feinden und dazu kam noch, daß alle voll Kampflust und voll freudigen Glaubens an einen glücklichen Ausgang waren. In Schlesien, wo Blücher befehligte, brach der Kampf zuerst los und nach einer Menge von blutigen Gefechten vernichtete er endlich die ihm gegenüber stehende, gegen 90,000 Mann starke französische Armee unter dem Marschall Ney in der Schlacht bei Wahlstadt und an der Katzbach, am 26. August, fast gänzlich. In der Mark Brandenburg wurde der französische Marschall Oudinot mit einer Armee von ebenfalls 90,000 Mann am 23. August bei Groß-Beeren, nur 2 Meilen von Berlin, aufs Haupt geschlagen und aus Böhmen stieg der Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg mit dem Hauptheere der Verbündeten, bei welchem sich die drei Monarchen be-

fanden, nach Sachsen herab. Nach der Schlacht bei Dresden, am 26. und 27. August, mußte dieses Heer zwar nach Böhmen zurückweichen und hatte bedeutenden Verlust, der vorzüglich die Oesterreicher traf; aber schon am 30. August wurden bei Kulm diese Nachtheile durch die gänzliche Aufreibung des französischen 42,000 Mann starken Heerhaufens unter Vandamme wieder gut gemacht, welcher General dabei selbst in Gefangenschaft gerieth. Unverwelklichen Ruhm erwarb sich von den Preußen hier der General Kleist, welcher im Rücken des Feindes auf den Paß von Nollendorf vordrang und ihm dadurch den Rückzug unmöglich machte. Aber auch Preußens heldenmüthiger König gab hier von Neuem nicht nur einen Beweis seiner persönlichen Tapferkeit, sondern auch seines militärischen Ueberblicks, indem er allein durch seine Anordnungen diesen herrlichen Sieg vorbereitete. Wohl erkennend, daß die ganze verbündete Armee in die größte Gefahr gerathen würde, wenn der russische General Ostermann aus seiner Stellung bei Zehist, unweit Töplitz, zurückgedrängt würde, forderte er nicht nur diesen dringend auf, sich bis auf den letzten Mann zu wehren, sondern sandte ihm auch noch den österreichischen Obersten Sück mit einer Reiterschaar zu Hülfe. Hierdurch und durch die äußerst umsichtigen, dem General Kleist ertheilten Befehle für die Marschrichtung seines Armeekorps wurde der König der eigentliche Urheber des am folgenden Tage erfochtenen herrlichen Sieges, so wie ihn auch die Böhmen von nun an als ihren Retter verehrten. Der König hatte um diese Zeit fortwährend, nebst den beiden mit ihm verbündeten Kaisern, sein Hauptquartier in Töplitz. Napoleon hatte unterdessen dem Marschall Ney die Führung der bei Groß-Beeren unter Oudinot geschlagenen Armee übertragen, mit dem ausdrücklichen Befehle, es koste, was es wolle, die Oberhand zu gewinnen und Berlin zu nehmen. Aber es ging ihm nicht besser, als seinem Vorgänger und er wurde am 6. Sept. mit 70,000 Franzosen und 10,000 Mann Bundestruppen von 20,000 Mann Preußen unter Bülow und Tauentzien in einer entscheidenden Schlacht bei Dennewitz besiegt. Die herbeigeeilten russischen und schwedischen Heeresabtheilungen vollendeten darauf die Niederlage der Franzosen, deren Rückzug bald in eine wilde Flucht ausartete. Nach einer Menge von hitzigen Gefechten bei den verschiedenen Heeresabtheilungen waren die Verbündeten gegen Ende des Monats September auf allen Punkten im Vordringen begriffen und schon am 3. Oktbr. ging Blücher mit seiner Armee bei Elster über die Elbe, worauf an demselben Tage der General York mit sei-

nem Korps die sich ihm bei dem Dorfe Wartenburg entgegenstellenden 25,000 Mann Franzosen unter dem General Bertrand nach einem hartnäckigen Kampfe besiegte und so den Besitz des linken Elbufers sicherte. Dem heldenmüthigen Blücher folgte der Kronprinz von Schweden mit der Nordarmee sofort über die Elbe und Napoleon, der sich immer noch in Dresden befunden hatte, sah sich jetzt gezwungen, diesen Punkt zu verlassen und sich seinen Hülfsquellen mehr zu nähern; aber er hatte noch ein streitbares Heer von 200,000 Mann und darauf gestützt, war er fest entschlossen, seinen Gegnern nur Schritt vor Schritt zu weichen, wenn es ihm etwa nicht gelänge, sie einzeln zu schlagen und sie nach und nach aufzureiben. Diesem Entschlusse gemäß versammelte er jetzt alle seine Streitkräfte in der Gegend von Leipzig und dies führte zu jener ewig denkwürdigen Völkerschlacht, am 16., 18. und 19. Oktober, in welcher er völlig besiegt, seine Armee fast gänzlich vernichtet wurde und wo er sich selbst, bei der Erstürmung der Stadt Leipzig, nur mit Mühe der Gefahr entzog, gefangen zu werden. Diesem Schicksale konnte aber der König von Sachsen, welcher sich ebenfalls in Leipzig befand, nicht entgehen; er wurde unter starker Bedeckung nach Berlin abgeführt. Freilich wandte Napoleon Alles an, seine Niederlage zu verbergen, sich sogar den Sieg zuzuschreiben; aber die Folgen bewiesen nur zu deutlich die Wahrheit, indem die Franzosen ihre Flucht ohne Aufenthalt bis jenseits des Rheines fortsetzten. Ueberdies hatte die verbündete Armee nach einer ungefähren Berechnung in dieser dreitägigen Völkerschlacht 30,000 Gefangene gemacht, worunter 15 Generale, über 250 Stück Geschütze, 900 Pulver- und Gepäckwagen, 7 Adler, 21 Fahnen und 40,000 Gewehre erbeutet; an Todten und Verwundeten hatten die Franzosen 13,000 verloren und außerdem fielen noch in Leipzig 23,000 Kranke und Verwundete in die Hände der Sieger. Friedrich Wilhelm, welcher nebst dem russ. Kaiser am 19. Morgens von Rötha her bei der Armee eingetroffen war, hielt, in Begleitung seines kaiserl. Freundes, Mittags um 12 Uhr seinen feierlichen Einzug in Leipzig, unter dem lauten Jubel der Einwohner und dem Hurrahgeschrei der Truppen. Herrlich strahlte jetzt der Glanz des preuß. Volkes und seines hochherzigen Königs, denn der alte Ruhm der preuß. Waffen war wieder gewonnen, ja fast noch übertroffen und blutige Rache an dem übermüthigen Feinde geübt, der noch vor kurzer Zeit die preuß. Staaten als abhängig von seinen Befehlen und nur durch seine Gnade fortdauernd, angesehen hatte. Während dieser in schimpflicher Flucht den deutschen

Boden zu verlassen eilte, ging König Friedrich Wilhelm einige Tage nach der Einnahme von Leipzig in seine Heimath zurück, um dem Höchsten in der Hauptstadt seines Reiches und in der Mitte seines treuen Volkes Dank zu sagen für die gnadenvolle Erhörung der innigen Gebete von Millionen, die nach Befreiung geseufzt und sie durch die Tapferkeit ihrer fechtenden Brüder, durch die Einsicht der Feldherren und das weisheitsvolle, landesväterliche Streben ihres heldenmüthigen Herrschers errungen hatten. Am 24. Okt., an demselben Tage, wo vor 7 Jahren die französ. Heere zuerst feindlich in Berlin eingezogen waren, traf der König dort ein, empfangen von dem frohen Zurufe des Volkes, um in der Domkirche mit und unter den Seinen an der Feier des Gottesdienstes Theil zu nehmen. Als am Ende der Predigt der Geistliche in einem Gebete die Gefühle des Dankes gegen den Allmächtigen aussprach und ihn anflehte, auch fernerhin die Waffen der für Freiheit und Recht kämpfenden Preußen und ihrer Bundesgenossen zu segnen, sank der König mit der ganzen versammelten Gemeinde anbetend auf die Kniee und gab seinem Volke dadurch das herzerhebende Beispiel frommer, aufrichtiger Andacht, wie er ihm bisher ein Vorbild der Redlichkeit und dem Heere Muster ritterlicher Tapferkeit gewesen war. Nach einem Aufenthalte von einigen Tagen reiste er darauf nach Breslau, kehrte von dort am 5. November zurück und begab sich am 8. desselben Monats wiederum zur Armee, indem er sein Hauptquartier in Frankfurt am Main nahm, wo die beiden mit ihm verbündeten Kaiser schon am 5. und 6. Nov. eingetroffen waren. Unterdessen hatten die Heerführer der verbündeten Truppen die glorreich erfochtenen Siege mit Einsicht benutzt und die gesammte deutsche Nation trat jetzt zu einem allgemeinen Bunde wider Frankreich zusammen. In Kurzem war ganz Deutschland, bis auf die vom Feinde vertheidigten Plätze, geräumt und die Provinzen, welche früher zu dem preußischen Staate gehört hatten, wurden von ihrem rechtmäßigen Landesherrn wieder in Besitz genommen. Mitten in dem Gedränge kriegerischer Unternehmungen vergaß der König dennoch Nichts, was für die Beförderung der innern Wohlfahrt seines Reichs ersprießlich seyn konnte und selbst die Pflege der Wissenschaften entging seiner landesväterlichen Aufmerksamkeit nicht. Die Universität zu Halle, welche von dem ehemaligen Könige von Westphalen aufgehoben worden, ward auf seinen Befehl, von Frankfurt am Main aus am 19. Nov., von Neuem wieder in ihre vorige Wirksamkeit eingesetzt, woneben die königliche Erklärung auch den übrigen

hallischen Lehr- und Bildungsanstalten, welche der fromme Sinn der Vorfahren vor länger als einem Jahrhunderte gegründet, fernere Erhaltung und Unterstützung verhieß. Nach und nach fielen auch mehrere der von den Franzosen noch besetzten festen Plätze, wie Dresden am 11. Nov., Stettin am 21. Nov., Zamosc und Modlin in Polen am 22. und 25. Nov., Torgau am 26. Dec., Danzig am 2. Jan. 1814 und Wittenberg wurde durch Sturm am 13. Jan. genommen. In ganz Deutschland geschahen neue Truppenaushebungen und nur allein die Kriegsmacht, welche von den Staaten des ehemaligen Rheinbundes gestellt wurde, betrug 143,000 Mann, zu deren Unterstützung dieselben Staaten außerdem eine eben so starke Landwehr aufgeboten hatten, so daß, in Verbindung mit den preußischen, russischen, österreichischen, schwedischen, dänischen und englischen Truppen eine Million Menschen von den Ufern des Rheins her gegen Frankreich vordrang, oder vorzudringen bereit war. Dieser Fluß wurde von dem Feldmarschall Blücher an der Spitze der schlesischen Armee in der Mitternachtsstunde des scheidenden Jahres überschritten und der König empfing ebenfalls bereits auf dem linken Rheinufer die Glückwünsche zum neuen Jahre von den Officieren des Sackenschen Korps, eben als dieses unter seinen Augen die französischen Verschanzungen am Einflusse des Neckars in den Rhein erstürmt hatte. Das Korps des Generals von Bülow, welches durch Holland gegangen war, setzte am 6. Januar über die Waal und drang weiter gegen Antwerpen und Brüssel vor. Die Hauptarmee, bei welcher sich die preußischen Garden befanden, zog, dem entworfenen Plane gemäß, den Rhein aufwärts durch die Schweiz und ging, sich des Juragebirges versichernd und Genf am 30. Dec. in Besitz nehmend, bei Söllingen, oberhalb Fort Louis, über den Rhein. So geschah jetzt, was Napoleon früher nie für möglich gehalten hatte, daß er im Innern seines Reiches angegriffen wurde. Bei den siegreichen Schlachten und Gefechten von La Rothiere, am 1. Februar 1814, von Bar am 27. und von La Ferté am 28. Februar war Friedrich Wilhelm selbst zugegen; zwar erlitten die verbündeten Armeen dadurch, daß sie sich in einem großen Halbkreise gegen Paris bewegten, mehrere Niederlagen, da Napoleon sich in der Mitte dieses Halbkreises befand und, auf kürzeren Linien sich bewegend, alle einzelnen Heerhaufen der verbündeten Armeen mit Uebermacht erreichen und einzeln schlagen konnte; allein die Einsicht und muthige Beharrlichkeit des Königs rettete den Erfolg der guten Sache. Nach den unglücklichen Gefechten vom 11. bis 18. Februar

war im versammelten Kriegsrathe der Verbündeten davon die Rede, eine rückgängige Bewegung nach Chaumont zu machen, die ohne Zweifel bis über den Rhein zurückgeführt und Napoleons Herrschaft aufs Neue befestigt haben würde; Friedrich Wilhelm setzte sich mit Festigkeit gegen die Ausführung dieses Beschlusses. Jetzt oder nie, dies war die Alternative, welche der König sehr wohl erkannte und wovon der gänzliche Sturz des französischen Usurpators abhängig war. Mit dieser Einsicht verband er seinen persönlichen Muth und sein Vertrauen auf die Tapferkeit seiner heldenmüthigen Preußen; als sein alter Feldmarschall Blücher sich daher erbat, Paris zu nehmen, gab er ihm freudig dazu die Erlaubniß und die Hauptarmee der Verbündeten, unter Schwarzenberg, konnte nun nicht anders, als wenigstens ihre jetzigen Stellungen zu behaupten suchen. Blücher hielt Wort; er schlug den Kaiser Napoleon am 9. März bei Laon aufs Haupt und näherte sich darauf mit starken Schritten Paris; auch die Hauptarmee, bei welcher der König blieb, ging nun angriffsweise zu Werke. Bei Fere Champenoise am 25. März hatte Friedrich Wilhelm Gelegenheit, von Neuem die glänzendsten Beweise seiner persönlichen Tapferkeit zu geben; die Schlacht von Paris, am 30. März, und die Erstürmung des Montmartre durch die Preußen machte diesem ewig denkwürdigen Kriege ein Ende und Napoleon sah sich gezwungen, am 11. April zu Fontainebleau seinen Thronen in einer Urkunde förmlich zu entsagen. In Paris selbst zogen der König Friedrich Wilhelm und der Kaiser Alexander, an der Spitze ihrer Garden, am 31. März um 11 Uhr siegreich ein und setzten dadurch das Haus der Bourbonen wieder in den Besitz des französischen Thrones. Jetzt gingen auch die letzten, von den Franzosen noch besetzten preußischen Festungen über. Küstrin schon am 7. März 1814, Glogau am 10. April, Magdeburg am 6. Mai, Wesel an demselben Tage, die Citadellen von Erfurt, der Petersberg und die Cyriaksburg, aber erst am 16. Mai. Zu Paris dauerten indessen die Verhandlungen über den allgemeinen Frieden ununterbrochen fort und der Abschluß desselben erfolgte endlich am 30. Mai, worauf er am folgenden Tage öffentlich verkündigt wurde. Dieser Friede genügte aber weder den Franzosen, noch den Völkern, welche ihnen bisher feindlich gegenüber gestanden. Jene, und unter ihnen vorzüglich die Soldaten, fanden es in ihrem gekränkten Stolze unerträglich, daß die von Frankreich in 25 blutigen Jahren gemachten glänzenden Eroberungen bis auf eine Kleinigkeit herausgegeben werden sollten, daß sie nicht einmal selbst wieder ihren

König auf den Thron berufen, sondern wirklich von den Siegern zurück empfangen hatten und, vor Kurzem noch die Herren der Welt sich wähnend, sich so gedemüthiget sehen mußten; diese hingegen waren unmuthig darüber, daß man, ihrer schweren Leiden uneingedenk, das Recht der Wiedervergeltung in Händen, es nicht ausgeübt, die Franzosen nicht gehörig gezüchtigt habe für den an ihnen geübten Uebermuth und Frevel jeder Art. Ganz besonders äußerte sich die Unzufriedenheit im Allgemeinen bei den Bewohnern Preußens. Mit Recht am meisten erbittert gegen die Ueberwundenen, weil durch sie ihr ganzer Wohlstand war vernichtet worden, hatten sie bestimmt darauf gerechnet, man werde wenigstens die Truppen gleichfalls mehrere Jahre hindurch in Frankreich stehen und auf Kosten des Landes ernähren und kleiden lassen, die Zerstörung der, als Denkmal des unglücklichen 14. Okt. 1806 in Paris erbauten, Brücke von Jena und die Herausgabe aller ihnen geraubten Gegenstände der Kunst fordern. Keine dieser Erwartungen war aber erfüllt worden und nur die Viktoria, der Schmuck des brandenburger Thores zu Berlin, sollte auf ihren früheren Platz zurückgebracht werden. König Friedrich Wilhelm erließ unter dem 3. Juni von Paris aus eine Danksagung an sein Heer und sein Volk, nahm auch durch einen Kabinetsbefehl von dem nämlichen Tage auf eine dem neuen Friedenszustande angemessene Organisation der Staatsverwaltung Bedacht, wozu er, unter der Oberleitung des Staatskanzlers, sechs Ministerien anordnete, nämlich: der auswärtigen Angelegenheiten, der Justiz, der Finanzen und des Handels, des Krieges, der Policei und des Innern. Hierauf folgte er der Einladung des Prinzen Regenten von England zu einem Besuche dahin und traf den 5. Juni nebst dem russischen Kaiser, beide begleitet von ihren berühmtesten Feldherren und mehreren Staatsmännern, in Boulogne ein. Am folgenden Abende um 6 Uhr landeten sie, am Bord des englischen Admiralschiffes Impregnable und im Geleite eines von dem Bruder des Prinzen Regenten, dem Herzoge von Clarence angeführten Geschwaders, zu Dover, unter Kanonendonner und dem Jubelrufe einer unermeßlichen Menschenmenge. Das laute Getöse dauerte die ganze Nacht hindurch und mehrte sich noch mit Tagesanbruch; beide Monarchen beschlossen daher, den Weg nach London so unerkannt als möglich zu machen und es gelang ihnen, ohne daß es das Volk auch nur ahnte, dort anzukommen. Desto glänzender war ihr Empfang von Seiten des Prinzen Regenten; eben

so festlich wurden sie bewirthet und überall, wo sie sich hinbegaben, begrüßte und begleitete sie das Freudengeschrei des zahllos versammelten Volkes. Am 9. Juni wurde Friedrich Wilhelm unter großen Feierlichkeiten in die Zahl der Ritter des blauen Hosenbandes aufgenommen und der Kanzler des Ordens las das deshalb erlassene Statut vor, Kraft dessen der König wegen seines Heldenmuthes, militärischen Talents und seiner persönlichen Tapferkeit, durch welche er sich in dem durch einen siegreichen Frieden beendigten Kriege allgemeine Bewunderung erworben, diesen Orden erhielt. Bald darauf machten beide Monarchen eine Reise nach Oxford, wo sie die ihnen am 15. Juni angetragene Doktorwürde, so wie das Bürgerrecht von Oxford annahmen. Nach einem Aufenthalte von 3 Wochen verließen sie am 23. Juni London wieder, trafen am 26. in Calais ein und der König ging darauf über Paris nach Neufchatel, welches Fürstenthum er wieder in Besitz genommen hatte. Mit der größten Feierlichkeit und unter allgemeinen Freudenbezeugungen des Volkes traf er hier am 12. Juli ein, gab dem Fürstenthume eine neue Verfassung und kehrte dann unter dem Namen eines Grafen von Ruppin nach seiner Hauptstadt zurück, wo er am 5. August ganz unvermuthet eintraf. Von Natur ein abgesagter Feind jeder Anmaaßung und jeder öffentlichen Feierlichkeit, seiner Person wegen angestellt, erklärte der König den sogleich um sich versammelten Ministern, obersten Militär- und städtischen Behörden, daß er die angeordnete Friedensfeier, insofern sie mit Glanz und Siegesgepränge verbunden sey, nur in Beziehung auf das tapfere Heer und dessen sich so rühmlich ausgezeichnete Führer gut heißen könne und beschränkte auch in den getroffenen Vorkehrungen Manches, was vielleicht Stolz oder eine gewisse Eitelkeit hätte verrathen können. Dessen ungeachtet war der Einzug, welchen er am 7. August, umgeben von den Prinzen seines Hauses und seinen Feldherren, an der Spitze der Garden in Berlin hielt, so einzig in seiner Art, so reich an herzerhebenden Augenblicken, als je einer. Abends um 9 Uhr, nach der Oper, nahm er, in Begleitung des Fürsten Blücher, der Grafen Tauentzien von Wittenberg und Bülow von Dennewitz und mehrerer anderer Officiere u. s. w., die allgemeine Erleuchtung in Augenschein. Eine solche Erleuchtung hatte Berlin noch nie gesehen. Alle öffentliche Gebäude waren auf das Geschmackvollste und Kunstreichste mit glänzenden Sinnbildern und Inschriften versehen; aber auch die Wohnungen der Reichen wie der Armen stellten ein lebendi-

ges Bild der Freude und des Glückes dar. Die Stadt glich einem Feuermeere und in diesem auf und ab wogte in Wagen, zu Roß und zu Fuß eine unabsehbare Menschenmasse, aus welcher, als der König mit seinem Gefolge durch die Reihen ritt, ein tausendfaches Lebehoch durch die Luft ertönte. Lange nach Mitternacht erst verhallte der Jubel des Volkes, welchen kein Unfall gestört hatte. Nachdem nun Preußen sich von allen äußern Banden befreit, seine Selbstständigkeit errungen und den alten Kriegsruhm hergestellt hatte, bewegte sich auch im Innern des Staates Alles bei weitem freier und den besseren Verhältnissen angemessen. Als eine Folge davon ergingen jetzt eine Menge Verordnungen, wovon die wichtigern hier ausgehoben werden, nämlich: die Abschaffung der Luxussteuer, schon am 2. März 1814, und der Abgaben auf den Transitohandel; die Vereinigung des Etatsjahres mit dem Kalenderjahre; die Stiftung des Luisenordens, am 3. August, das Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienste vom 3. Sept.; das Edikt wegen der Tresor- und Thalerscheine vom 7. Sept.; die Stiftung der Bibelgesellschaft u. s. w. Bei der Nothwendigkeit, die allgemeinen Bestimmungen des Pariser Friedens noch näher festzustellen, wurde am 1. Oktober zu Wien der denkwürdige Kongreß eröffnet, bei welchem sich eine große Anzahl von Fürsten persönlich einfand; auch Friedrich Wilhelm begab sich dahin und wurde nebst dem russischen Kaiser vom Kaiser Franz *) selbst am 25. Sept. mit großer Pracht feierlich eingeholt. Die Geschäfte nahmen aber erst am 1. Nov. ihren Anfang und nach mancherlei Schwierigkeiten und Hindernissen wurde endlich in Ansehung Preußens durch diesen Kongreß bestimmt, daß es einen Theil von Sachsen erhalten, ihm ein Theil von Polen zurückgegeben werden und es an den beiden Ufern des Rheins einen Gebietszuwachs erhalten solle. Den von Hanover erhaltenen Theil von Lauenburg trat der König an Dänemark ab, erhielt aber dafür schwedisch Pommern und die Insel Rügen, mit der Bedingung, an Dänemark 2 Millionen Thaler und die von Schweden schuldige Summe von 600,000 Thalern, an letztere Macht aber noch außerdem 3½ Million Thaler zu zahlen. Mitten unter diesen Verhandlungen erscholl plötzlich der Ruf von Napoleons Wiederkehr von Elba nach Frankreich, wo er am 1. März gelandet war und schon am 20. März in Paris eintraf, ohne irgend einen Widerstand gefunden zu haben. Der König Ludwig XVIII. hatte erst den-

*) Dessen Biogr. siehe im 13. Jahrg. des N. Nekr. S. 227.

selben Morgen die Hauptstadt verlassen. Diese Nachricht wirkte wie ein Donnerschlag auf die Theilnehmer des noch versammelten Wiener Kongresses, alle kleinern Rücksichten, welche bisher dem Fortgange der Verhandlungen so große Hindernisse in den Weg gelegt hatten, verschwanden jetzt auf ein Mal und da die verbündeten Monarchen fühlten, wie dringend eine neue Anstrengung sey, wenn nicht alle früheren Opfer fruchtlos bleiben sollten, so erneuerten sie am 25. März 1815 den schon am 1. März 1814 zu Chaumont unter Preußen, Oesterreich, Rußland und England geschlossenen Bundesvertrag, welchem auch die übrigen Mächte beitraten. Neue kräftige Rüstungen wurden überall angeordnet und Preußen allein stellte 236,000 Mann zu dem jetzt abermals nothwendig gewordenen Kriege, obgleich es vertragsmäßig nur zu 150,000 Mann verpflichtet war. Von Neuem wurden freiwillige Jägerdetaschements gebildet, die Landwehr zusammengerufen und außerdem durch eine Verordnung aus Wien vom 15. Mai das zweite Aufgebot der Landwehr, so wie der Landsturm aufgeboten. Erst am 26. Mai verließ der König Wien, kehrte auf kurze Zeit nach Berlin zurück und reiste am 22. Juni von Potsdam aus nach dem Rheine ab. Unterdessen war aber in Frankreich schon das Schicksal Europa's entschieden. Die in der Gegend des Rheines stehen gebliebenen preußischen Truppen waren im April gegen die französische Grenze aufgebrochen und durch aus Deutschland nachfolgende Heeresabtheilungen zu einer Armee von 120,000 Mann verstärkt worden, über welche der Fürst Blücher den Oberbefehl führte. Gleicherweise war eine englische Armee in Belgien gelandet, hatte sich mit der neu gebildeten niederländischen Armee vereinigt und stand ebenfalls nahe an den französischen Grenzen. Sie bestand aus 40,000 Engländern, 25,000 Hanoveranern, 10,000 Braunschweigern und 20,000 Niederländern und hatte den Herzog v. Wellington zum Oberbefehlshaber. Der Feldzug sollte nach dem Plane der Verbündeten erst mit dem 1. Juli eröffnet werden; aber Napoleon erzwang plötzlich am 15. Juni mit einer Armee von 150,000 Mann den Uebergang über die Sambre bei Thuin und Charleroi und drängte die preußischen Vorposten bis Ligny zurück. Hier kam es am folgenden Tage zu einer blutigen Schlacht zwischen den Preußen und Franzosen, in welcher die Erstern mit einem fast beispiellosen Heldenmuthe kämpften und, ungeachtet ihrer nur 80,000 Mann gegen 130,000 Franzosen waren, dennoch bis zum Anbruche der Nacht das Schlachtfeld behaupteten. Sie mußten sich zwar zurückziehen und hatten den Tod des heldenmüthigen Herzogs

von Braunschweig zu beklagen, aber schon zwei Tage nachher, am 18. Juni, wurde der Krieg durch die Schlacht bei Belle-Alliance so gut wie beendigt. Die hier schon fast geschlagene Wellingtonsche Armee wurde zu rechter Zeit von den herbeieilenden Preußen unterstützt, zu denen das Bülowsche Korps, welches bei Ligny nicht mitgefochten hatte, gestoßen war, und die Franzosen erlitten eine so große Niederlage, daß ihre Armee völlig aufgelöst ward und in wilder Unordnung, in noch größerer Verworrenheit und Bestürzung als vor den Mauern von Leipzig die Flucht ergriff. Kaum 40,000 Mann derselben, zum Theil ohne Gewehre und nur mit 27 Stück Geschütz, eilten am folgenden Morgen durch Charleroi und über 300 Kanonen, 500 Pulverwagen, der ganze Proviantwagentrain und anderes Gepäck fielen in die Hände der Sieger. Rasch benutzten diese die errungenen Vortheile; besonders blieben die Preußen dem Feinde stets auf den Fersen und sie zogen nach mehreren Gefechten, unter denen die bei Sevres und Issy am 2. und 3. Juli die hitzigsten waren, zum zweiten Male siegreich, an der Spitze ihren unsterblichen Blücher, am 7. Juli in Paris ein, wohin ihnen schon am 9. Juli Ludwig XVIII. folgte. Am 10. Juli Abends trafen auch die verbündeten Monarchen, Friedrich Wilhelm, Franz und Alexander in Paris ein und da sie sich sehr bald von der gefährlichen Stimmung des französischen Volkes überzeugten, so ließen sie ihre rückwärts stehenden Heere in das Innere des Landes nachrücken und dasselbe nach allen Richtungen hin besetzen, während die Festungen theils beobachtet, theils belagert wurden. Der Druck, welchen das verwöhnte Frankreich dadurch erlitt, war nicht gering und ward durch das aus dem Gefühle der Wiedervergeltung hervorgehende, nicht eben freundliche Benehmen der Fremden noch vermehrt und täglich drückender. An Widerstand war nicht weiter zu denken, denn mehr als eine Million Krieger überschwemmte das Land; daher mußten auch die Franzosen nur mit verbissenem Ingrimme alle gegen sie angeordneten Maasregeln in Ausführung bringen sehen. Den Anfang damit machte die verlangte Auslieferung aller seit dem Beginne des Revolutionskrieges geraubten Kunstschätze. Schon bei der wegen der Räumung von Paris geschlossenen Uebereinkunft waren die Franzosen darauf bedacht gewesen, sich den Besitz derselben zu sichern, aber Blücher erklärte gleich damals, daß er Alles, was davon preußisches Eigenthum sey, zurücknehmen werde. Ein preußischer Freiwilliger, Namens Groote, aus Cöln gebürtig, machte zuerst Anstalt, in Folge der von Blücher in Auftrag seiner Vaterstadt erbe-

tenen und erhaltenen Erlaubniß, das einst Geraubte wieder fortzuführen. Die Nationalgarde, welche die Wache im Louvre hatte, wehrte ihm zwar den Eingang; bald darauf aber marschirten preußische Truppen auf, der sie befehligende Officier gab 10 Minuten Bedenkzeit und unterdessen erging Befehl von Ludwig XVIII. selbst, nachzugeben. Sobald nur der erste Schritt geschehen war, ging es weiter. Die Preußen, wie im Kriege, so auch hier, Allen voran, besetzten die Museen und nahmen zuerst heraus an Kunstwerken, nicht nur was den Stammländern, sondern auch den neu erworbenen Ländern war entrissen worden; dem guten Beispiele folgten nach und nach die betheiligten Fürsten alle und selbst der Papst. Nur auf die Verwendung des Königs Ludwig wurde die Brücke von Jena, deren Sprengung der Fürst Blücher schon befohlen hatte, erhalten, vertauschte jedoch ihren Namen und hieß von nun an Brücke der Invaliden (da sie unweit des Pariser Invalidenhauses liegt). Am 6. Oktober erst reiste Friedrich Wilhelm von Paris ab, die Friedensunterhandlungen dauerten jedoch noch bis zum 20. November, an welchem Tage der Hauptvertrag abgeschlossen und unterzeichnet wurde. Nach demselben sollten Frankreichs Grenzen im Ganzen, jedoch mit einigen Abänderungen, bleiben, wie sie im J. 1790 gewesen waren; es mußte aber 700 Millionen Franken Kriegskontribution zahlen und 5 Jahre lang 150,000 Mann verbündete Truppen innerhalb des Landes als Besetzung aufnehmen, ernähren und unterhalten, wozu jährlich 50 Millionen Franken gezahlt werden mußten. Preußen erhielt hiervon, mit den andern drei großen Mächten zu gleichen Theilen, 100 Millionen Franken, außerdem 20 Millionen zur Anlegung von Befestigungen am Niederrheine und 25 Millionen für seine größere Anstrengung voraus. Von den jährlichen Unterhaltungskosten für das Besatzungsheer in Frankreich bezog Preußen, welches 30,000 Mann zu stellen übernommen hatte, 10,714,285 Franken. Auch an Länderbestand erhielt es, in den von Frankreich losgerissenen Bezirken der Saar und Mosel, einen bedeutenden Zuwachs. Durch diesen Frieden wurde ferner noch die ewige Ausschließung Napoleons und seiner Familie vom Throne festgesetzt, nachdem schon vorher die Monarchen Oesterreichs, Preußens und Rußlands persönlich die Urkunde des heiligen Bundes (den 26. Sept. 1815) unterzeichnet hatten, ohne daß ihre Minister sie kontrasignirten. Unterdessen waren im Innern des preußischen Staates mehrere Veränderungen eingetreten. Die Patente zur Besitzergreifung der Länder Jülich, Cleve, Berg und des Großherzogthums Niederrhein

hatte der König am 3. April 1815 ausgestellt und unter dem 20. April erließ er eine Verordnung wegen verbesserter Einrichtung der Provincialbehörden, welche im J. 1816 völlig ins Leben trat. Von nun an gab der König noch eine Menge Verordnungen und Gesetze, die auf eine bessere Verwaltung des Landes, auf die Beförderung und Erhaltung der Sicherheit und des Glücks der Unterthanen abzweckten; wir wollen die wichtigeren davon ausheben: das Edikt wegen der künftigen Repräsentativverfassung vom 22. Mai 1815; die Landwehrordnung vom 21. Nov. 1815; die Eröffnung des Staatsraths am 31. März 1817; die Gründung einer künftigen preußischen Seemacht im J. 1818; die Aufhebung aller innern Zoll- und Accisellinien unterm 26. Mai 1818; die Stiftung der Universität Bonn unter dem 18. Oktober 1818; die Schließung der Turnplätze im J. 1819; das Gesetz wegen der Besteuerung inländischer Gegenstände vom 8. Febr. 1819; die Errichtung eines Revisions- und Kassationshofes für die Rheinprovinzen, welcher am 15. Juli 1819 ins Leben trat; die Censurverordnung vom 18. Okt. 1819; das Gesetz wegen des Salzmonopols vom 17. Jan. 1820 und wegen Regulirung und Feststellung der Staatsschuld und Staatsausgaben, von demselben Tage; die Anordnung der Mahl- und Schlachtsteuer vom 30. Mai 1820 und unter demselben Tage auch die Instruktion über die Verhältnisse der Mediatisirten; die Gemeinheitstheilungsordnung vom 7. Juni 1821; das neue Münzgesetz vom 30. Sept. 1821; die Bestätigung der päpstlichen Bulle de salute animarum, vom 23. August 1823, wobei aber der König ausdrücklich sagte: unbeschadet Meinen Majestätsrechten, wie auch allen Meinen evangelischen Unterthanen und der evangelischen Kirche des Staates; die Bestätigung der rheinisch-westindischen Handelsgesellschaft vom 7. Nov. 1821 und endlich das Gesetz wegen Anordnung der Provincialstände vom 5. Juni 1823. Im J. 1817, den 13. Juli, genoß der König die Freude, seine älteste Prinzessin, Friederike Luise Charlotte Wilhelmine, mit dem damaligen Großfürsten Nikolaus von Rußland vermählt zu sehen, worauf dieselbe den Namen Alexandra Feodorowna annahm. Um dieser geliebten Tochter einen Besuch abzustatten, reiste der König im folgenden Jahre, den 27. Mai, mit dem Kronprinzen nach Rußland, hielt am 16. Juni in Moskau seinen feierlichen Einzug und begab sich von dort nach Petersburg, von wo aus er den 16. Juli in seine Staaten zurückkehrte und den 30. Juli in Berlin wieder ankam. Unterdessen war schon im J. 1817, auf Frankreichs Unterhandlungen, ein Fünftheil von dem in diesem Lande zurückgeblie-

denen Beobachtungsheere zurückgekehrt und zur Erörterung der Frage über Frankreichs völlige Räumung, so wie über mehrere andere politische Gegenstände, ward nun ein neuer Monarchenkongreß zu Aachen festgesetzt, der am 9. Okt. 1818 eröffnet wurde. Bei seiner Reise dahin stattete der russische Kaiser in Berlin einen Besuch ab, kam am 19. Sept. dort an und legte am 19. Sept. (?) den Grundstein zu einem großen preußischen Volksdenkmale aus Gußeisen, welches der König auf einer Anhöhe bei Berlin errichten ließ und späterhin, nach seiner vollendeten Aufstellung, am 30. März 1821 feierlich einweihte. Nach der Abreise des russischen Kaisers trat auch der König, in Begleitung seines dritten Sohnes, des Prinzen Karl, am 22. Sept. von Potsdam aus seine Reise nach Aachen an und traf daselbst am 27. Sept. ein. Auf diesem Kongresse wurde die gänzliche Räumung Frankreichs festgesetzt und diese Macht wieder in die Reihe der 5 Hauptmächte Europa's (am 12. Nov.) aufgenommen. Vor der Rückkehr des Beobachtungsheeres beschlossen aber der König und der russische Kaiser, dasselbe eine Musterung passiren zu lassen und Ersterer ging deshalb mit dem Prinzen Karl am 20. Okt. von Aachen ab. Beide Monarchen trafen in Valenciennes zusammen und hielten am 22. und 23. Okt. bei dem Lager von Famars Musterung über die dort versammelten verbündeten Truppen, worauf ein Gleiches am 26. Oktober bei Sedan über das preußische Armeekorps geschah. Von hier aus ging der König mit dem Prinzen Karl nach Paris, hielt sich dort vom 28. Okt. bis 3. Nov. auf und traf den 5. Nov. wieder in Aachen ein. Da der Kongreß schon am 15. Nov. geschlossen wurde, reiste er am 21. über Cöln und Mainz nach Berlin zurück, wo er am 29. Nov. ankam. Im folgenden Jahre beschloß der König, den Herbstübungen der in Schlesien garnisonirenden Truppen beizuwohnen und ging daher am 2. Sept. 1819 dahin ab, kam aber schon am 10. nach Charlottenburg zurück. Auf seiner Reise nach Pommern, im Juni 1820, besuchte er auch die merkwürdige Insel Rügen und auf der, bald nach seiner Rückkehr angetretenen Reise nach Töplitz, um die dortigen Bäder zu gebrauchen, hielt er sich einen Tag lang in Pillnitz bei dem Könige von Sachsen auf. Noch waren die Beschlüsse der Wiener und Karlsbader Ministerkongresse im J. 1819 nicht in volle Wirksamkeit getreten, als die Ereignisse in Spanien und Neapel im März und Juli 1820 abermals einen Kongreß der Monarchen veranlaßten, der den 20. Okt. 1820 in Troppau eröffnet und sodann nach Laybach, den 6. Jan. 1821, verlegt ward. Nach Troppau ging

auch der König, hielt sich daselbst vom 7. bis 21. Nov. auf und traf den 25. in Berlin wieder ein. Die anfangs beschlossene Reise nach Laybach unterblieb aber; dagegen bereiste er im Juni und Juli 1821 die Provinzen Westphalen und Niederrhein, musterte die daselbst zusammengezogenen Truppen und stattete bei dieser Gelegenheit dem Könige der Niederlande einen Besuch ab. Die Vermählung seiner zweiten Tochter, der Prinzessin Friederike Wilhelmine, Alexandrine Marie Helene, mit dem Erbgroßherzoge von Mecklenburg-Schwerin, Paul Friedrich, war im folgenden Jahre ein frohes Ereigniß für den König und wurde in Berlin am 25. Mai 1822 feierlich vollzogen. Für die griechischen Angelegenheiten und die in Spanien fortdauernde Bewegung versammelte sich in Verona noch am Ende des Jahres 1822 ein neuer Kongreß, dessen Ergebnisse in einer Cirkulardepesche, unterzeichnet von den preußischen, österreichischen und russischen Ministern, mitgetheilt wurden und worauf Frankreich im April 1823 den Krieg gegen Spanien begann. Der König hatte beschlossen, sich ebenfalls nach Verona zu begeben und zugleich eine Vergnügungsreise durch Italien zu machen; er reiste daher den 20. Sept. von Berlin ab, nachdem er den Kronprinzen zum Stellvertreter während seiner Abwesenheit ernannt hatte, und ging über Frankfurt, Darmstadt, Karlsruhe, Straßburg, Freiburg, Neufchatel und Mailand nach Verona, wo er am 15. Okt. ankam. Am 23. begann der König von hier aus seine Lustreise, besuchte zuerst Venedig und kehrte zwar am 28. über Padua nach Verona zurück, verließ es aber am 5. Nov. wieder, hielt sich 8 Tage lang in Rom auf, wo er dem Papste einen Besuch abstattete, und kam den 21. Nov. zu Neapel an, wo er bis zum 7. Dec. die Merkwürdigkeiten der Stadt und Gegend besichtigte. Am 4. Jan. 1823 traf er in Potsdam wieder ein. — Das Ende des Jahres 1823 krönte Friedrich Wilhelm durch das höchst glückliche Ereigniß der Vermählung seines Kronprinzen (am 29. November) mit der Prinzessin Elisabeth Ludovike, Tochter des Königs von Baiern. Im J. 1825 vermählte sich die Prinzessin Louise mit dem Prinzen Friedrich der Niederlande; der Prinz Karl 1827 mit der Prinzessin Maria von Sachsen-Weimar; der Prinz Wilhelm 1829 mit der Prinzessin Auguste von Sachsen-Weimar; der Prinz Albrecht 1830 mit der Prinzessin Mariane, Tochter des Königs der Niederlande. Zahlreiche Kinder gingen aus diesen Verbindungen hervor. Der König selbst, in seinen älteren Tagen einsam stehend, verband sich 1824 in morganatischer Ehe mit der Gräfin Auguste von

Harrach, deren stille Tugenden geeignet waren, ihm den Verlust des geselligen und häuslichen Umganges weniger fühlbar zu machen. Die väterliche Fürsorge, mit welcher der König seine ganze Familie umfaßte, erstreckte sich in gleichem Maaße über alle seine Unterthanen, die er als seine Kinder betrachtete, über sein ganzes Land, das er stets zu verbessern und zu verschönern bemüht war. Als ein Beweis seiner Wohlthätigkeit mag hier unter unzähligen andern nur angeführt werden, daß der König bloß für die Armenpflege von Berlin allein jährlich 75,000 Rthlr. zahlte. Er hat mehr Chausséen gebaut, als alle seine Vorfahren zusammengenommen; die Gründung einer Menge von Anstalten für Wissenschaft, Kunst und Gewerbe, die Schiffbarmachung der Lippe, der Hafenbau von Swinemünde, der ungeheure Festungsbau am Rhein, an der Weser u. s. w., die Aufstellung der aus Erz gegossenen Bildsäule Luther's in Wittenberg (am 31. Okt. 1821) und unzählige andere solcher Werke, worunter auch die mehrere Millionen kostenden Verschönerungen von Berlin zu nennen sind, bezeichnen ihn als einen wahren Vater des Vaterlandes und die weise Reform der Staatsinstitution, die glückliche Einführung neuer machen ihn dem Volke auf immer unvergeßlich. Die angenehmste Genugthuung war wohl dem Könige in seinen letzten Tagen das Bewußtsein: das Schiff des Staates durch alle politischen Stürme der neueren Zeit glücklich hindurch gebracht und seinem Volke den Frieden bewahrt zu haben, der dem Menschen allein ein genußreiches Leben sichert. Noch konnte er das 25jährige Jubelfest dieses Friedens feiern; an diese Feier aber schloß sich eine Handlung der Gerechtigkeit, die die allgemeine Stimme und der Moment erheischten: es war die Verherrlichung des Andenkens des großen Friedrich's, der vor nun 100 Jahren den Thron bestieg und den Grundstein legte zu dem heutigen Ansehen des preuß. Staates. Eine Reiterstatue des großen Königs wird in Berlin emporsteigen und den Platz am Eingange der Linden schmücken. Aber schon an dem heitern, von ganz Berlin gefeierten Tage, an welchem der Grundstein zu diesem Denkmale, unter wehenden preuß. Siegesfahnen, gelegt wurde (1. Juni), hatte die Abwesenheit des Königs Besorgnisse erregt und der erhebenden Feier einen Anklang von Wehmuth verliehen, den damals noch Niemand sich mit ganzer Aufrichtigkeit gestehen mochte. Immer mit einer dauerhaften Gesundheit begabt, schien der König, wenn auch leidend, doch noch lange Jahre unter uns weilen zu können. Aber schon 2 Tage nach jenem Nationalfeste verbreitete sich die Kunde von der dringend ge-

fährlichen Wendung seiner Krankheit. Da zog das Volk in trauriger Ahnung wogend um die Wohnung des Monarchen; allgemein war die Besorgniß um den geliebten König; Jedermann, ohne Unterschied, theilte sie und die Vermischung von Personen aller Stände und Beschäftigungen vor den Pforten des Palastes, wo Jeder an dem Munde des Andern hing, um neuere, vielleicht beruhigendere Kunde zu erhalten, gab den rührendsten, eindringlichsten Beweis von jener alle Herzen mit gleicher Kraft und Fülle durchdringenden Liebe. Lange schwankten die Herzen zwischen Furcht und Hoffnung, denn noch mehrmals flammte die alte Lebenskraft wieder auf und ließ Jeden dasjenige hoffen, was er so gern wünschte. Nicht aber auf die Hauptstadt allein beschränkte sich die sorgenvoll aufgeregte Bewegung: überall, auch in den entferntesten Provinzen war es, wie man erfuhr, der Gedanke an den König, der einzig und ausschließlich die Gemüther beschäftigte. Die Gnade Gottes, die den Monarchen durch so lange Jahre begleitet, verließ ihn auch in den letzten Tagen nicht. Ihm wurde das seltene Glück zu Theil, alle Familienglieder um sein Sterbelager versammelt zu sehen. Noch am Morgen des Todestages traf der Kaiser Nikolaus von Warschau in Berlin ein; kaum in die Stadt gelangt, stieß er — was man gleich anfangs für eine üble Vorbedeutung hielt — auf einen Leichenzug, der ihn nöthigte, Schritt vor Schritt zu fahren. Sofort eilte er an das Krankenlager des verehrten Königs, der ihn anfangs nicht mehr erkannte. Indem der Kaiser aber, lange betrachtend, am Bette stand, drückte plötzlich der hohe Kranke durch Mienen, wie durch eine Bewegung mit der Hand aus, daß er den kaiserl. Gast erkenne. Auch beantwortete er dessen theilnehmende Fragen nach seinem Befinden noch mit matter Stimme. Es waren dies die letzten Worte, die der König sprach, nachdem ihm schon lange vorher die Rede versagt hatte. In allen Kirchen bat man mit Inbrunst um die Erhaltung des theuren Lebens. Nach dem Gottesdienste in der Domkirche, den der Hofprediger, Oberkonsistorialrath Strauß hielt und bei welchem die Gemeine auf eine tiefe, der Wichtigkeit des Momentes angemessene Weise angeregt und erschüttert war, fand in dem königl. Palais ein besonderer Familiengottesdienst statt, welchem die gesammte königl. Familie beiwohnte. Nicht lange nach dieser religiösen Feier nahte der verhängnißvolle Augenblick, welcher den Landesvater seiner Familie, so wie dem ganzen Lande, entreißen sollte. Der Hofprediger Strauß sprach die letzten Worte des Segens über das königliche Haupt und weihte den Monarchen zu seinem Eingange

in die Wohnungen des ewigen Friedens. Der Kronprinz drückte dem geliebten Vater die Augen zu und die Mitglieder der königlichen Familie sanken, von ihren Gefühlen und den Empfindungen des Augenblickes überwältigt, laut weinend einander in die Arme und dann im stummen Gebete auf die Kniee. Eine Regung, welche die Größe des unwiederbringlichen Verlustes auf die Herzen der tieffühlenden, dem Verewigten mit so inniger Liebe anhangenden nächsten Verwandten nothwendig in ihnen hervorbringen mußte. Das Gerücht von dem großen Ereignisse verbreitete sich bald von Mund zu Mund und scharenweise strömte die Bevölkerung aus den entferntesten Theilen der Stadt herbei. Anfänglich wurde Jedem der Eintritt in die Gemächer verstattet, um die entseelte Hülle des theuren Herrschers zu betrachten. Späterhin ließ die Unzahl der Andringenden dies nicht mehr zu. Kein lautes Wort vernahm man in den dicht gedrängten Massen, sondern nur ein dumpfes Murmeln, das einen beklemmenden Eindruck hervorbrachte. Abends verkündigte das Trauergeläute der Glocken des Doms, gefolgt von denen der übrigen Kirchen, den Bewohnern der Residenz die Gewißheit von dem großen Ereignisse. Der Platz, der noch vor wenigen Tagen Zeuge einer der freudigsten, begeisterten und nur durch die Abwesenheit dessen, der sie hervorgerufen hatte, ihres schönsten Glanzes beraubten Handlung gewesen war, hatte einen durch den Gegensatz der Wehmuth und Theilnahme, die sich auf den Gesichtern aller nach dem Pallaste sich hindrängenden Bewohner abspiegelte, doppelt erschütternden Anblick erhalten. Am 11. Juni Vormittags wurde das Leichenbegängniß mit königlicher Pracht gefeiert. In der darauf folgenden Nacht aber bewegte sich der Zug, der die sterbliche Hülle zur letzten Ruhestätte geleiten sollte, aus dem Dome der Residenz in feierlicher Stille nach dem Mausoleum im Schloßgarten zu Charlottenburg, welches die irdischen Ueberreste der verewigten Königin Louise umschließt. Eine dicht gedrängte Volksmasse — vielleicht von 200,000 Menschen — bildete ein langes Spalier, durch welches sich der Zug in ernster Feier bewegte. — Zum Schlusse theilen wir noch einige interessante Charakterzüge des verstorbenen Königs mit. Friedrich Wilhelm ward nicht weniger von seinen Unterthanen, als von seiner Familie verehrt. Nie offenbarte sich eine lebhaftere Sympathie zwischen dem Fürsten und seinem Volke, als zur Zeit, da die Krankheit des Königs bedenklich wurde, nie zeigte sich größerer Schmerz, als bei der Nachricht seines Todes. Seine Regierung war zwar fast völlig unumschränkt, doch dabei

nicht weniger väterlich. Er hörte jede Bitte, jede Forderung an; der letzte seiner Unterthanen konnte sich, mit fester Zuversicht, gehört zu werden, direkt an ihn wenden; er öffnete und las alle an ihn gerichteten Briefe und ließ fast keinen ohne Antwort, falls dieselben nicht anonym waren, was oft geschah, oder falls nicht die Vernunft des Verfassers ihm in gestörten Zustande zu seyn schien, was auch zuweilen vorkam. Diese Schriften zu lesen, war jeden Tag seine erste Beschäftigung; er widmete ihr 2 ganze Stunden. Um 10 Uhr kamen seine Minister, mit denen er bis Mittag arbeitete, dann machte er täglich eine Promenade. Wer hat in Berlin nicht jene alte und unscheinbare gelbe Kalesche gesehen, die, mit zwei kräftigen Rappen bespannt, von einem einfach gekleideten Hofkutscher geführt und nur selten von einem Bedienten begleitet war? Wer hat nicht in diesem altmodischen Wagen einen noch kräftigen Greis, im Militärüberrocke, ohne Auszeichnungen und Epauletten erblickt, eine blaue, mit rothen Streifen umgebene Mütze tief in die Augen gedrückt und neben diesem Greise einen einzigen Ordonanzofficier? Diese Kalesche war der Wagen des Königs von Preußen, des Fürsten, der vielleicht die schönsten Pferde in Europa besaß. Der Greis war der König selbst, weniger glänzend in seinem Anzuge, als der geringste Unterlieutenant seiner Armee. Diese Einfachheit war aber bei Friedrich Wilhelm nie affektirt, denn sie war bei ihm nicht bloß äußerlich. Er stand früh auf und kleidete sich sogleich für den ganzen Tag, mit Stiefel und Sporen und einem langen enganschließenden Uniformüberrocke, der den hohen Wuchs des Fürsten noch mehr hervorhob, nachdem er seit einigen Jahren sein früheres Embonpoint verloren hatte. Seine Haltung war ganz militärisch, sein Gesicht ziemlich hart, obgleich es oft seine natürliche Güte hindurchblicken ließ; sein Blick war lebhaft, doch nicht sehr fest; seine Worte kurz und abgebrochen, zuweilen selbst schwer sogleich zu fassen, was ihn ungeduldig und verlegen zugleich machte; er sprach das Französische vorzüglich gut und sogar leichter, wie man sagt, als das Deutsche. Er hatte es sehr gern, wenn man das Gespräch nicht fallen ließ; und wenn auch in solchem Falle die Ehrfurcht will, daß derjenige, der mit einem Könige spricht, nicht selbst fragt, sondern nur antwortet, so war es doch Friedrich Wilhelm sehr angenehm, wenn man ihm ohne Zwang und Vorbereitung offen Fragen vorlegte. Der König konnte sogar gegen einen Menschen eine Abneigung fassen, der, durch seine Gegenwart in Verwirrung gebracht, die Ruhe und Sammlung in der Rede verloren hatte; dagegen zeigte er denen sicht-

bares Wohlwollen, die durch fließende beredte Sprache ihn zu unterhalten wußten. — Friedrich Wilhelm trieb die Liebe für das militärische Gedeihen seines Reiches bis auf den höchsten Grad. Alle Regierungsformen haben in Preußen einen gewissermaasen soldatischen Charakter. Auch die Civilangelegenheiten werden mit militärischer Disciplin geleitet. Selbst die königl. Theater in Berlin unterliegen diesem Kasernengeiste. — Friedrich Wilhelm besaß im höchsten Grade das, was man Gedächtniß des Auges nennen könnte, oder, um uns deutlicher auszudrücken, wenn er das Gesicht irgend Jemandes gesehen hatte, so vergaß er seine Züge nie wieder. Ein Sergeant der Garde, auf den der König ein Auge geworfen hatte, desertirte. Man fing ihn auf und verurtheilte ihn; aber Friedrich Wilhelm begnadigte ihn und befahl sogar, daß der Sergeant wegen einiger guten Antecedentien, die er erfahren, wieder in sein Regiment aufgenommen wurde und seinen Rang behielt. Dessen ungeachtet desertirte der unverbesserliche oder vielmehr verliebte Sergeant noch einmal und diesmal entging er allen Nachforschungen. Das geschah in den Jahren 1803 und 1804. Darauf kam der russ. Feldzug und Frankreichs Unglück. Der König von Preußen kehrte als Sieger nach Berlin zurück und kam durch Frankfurt a. M., wo große Festlichkeiten vorbereitet waren. Eine ungeheure Masse drängte sich in den Straßen und der Zudrang von außen und innen war ungeheuer. Umgeben von seinem Generalstabe durchzog der König die Hauptstraße Frankfurts, als plötzlich seine Aufmerksamkeit auf den Giebel eines hohen Hauses gerichtet wurde und er zu dem ihm zunächst reitenden Generale in die Worte ausbrach: „Das ist er, das ist er gewiß! Merken Sie sich die Nummer dieses Hauses.“ Darauf kaum in seinem Hotel angelangt, ließ er den General kommen, dem er jene Weisung gegeben, und befahl ihm, sich nach dem ihm bezeichneten Hause zu begeben und sich zu unterrichten, ob nicht ein Mann daselbst wohne, der den und den Namen trüge und in diesem Falle, ihn zu ihm zu führen. Der Adjutant erfuhr in der That, daß der in Frage stehende Mann seit 12 Jahren in Frankfurt verheirathet sey und als Schuhmacher hier lebe. Es war wirklich unser armer Sergeant — vielleicht weniger verliebt, als früher, aber Vater mehrerer Kinder — der die Bürger Frankfurts seit seiner heimlichen Entfernung aus der preuß. Armee beschuhte. Zitternd wurde er vor den König geführt. „Da bist du ja, Sergeant,“ rief ihm der König zu, ihn bei seinem Namen nennend, mit jener Strenge im Blicke, die diejenigen, welche ihn gesehen haben, wohl kennen. „So

vergilst du die Gnade, die ich dir angedeihen ließ?" Der arme Mann stammelte eine Entschuldigung, die Niemand verstand. „Du bist verheirathet, angesessen, hast Kinder — wenn ich dich erschießen ließe ...." „Ew. Majestät hat das Recht," entgegnete der Schuhmacher, der sich wieder gesammelt hatte. — „Du weißt wohl, daß ich es nicht thun werde; nicht deinetwegen, denn du bist undankbar und ehrlos, aber deiner Frau und Kinder wegen." — Darauf wandte er sich an seine Officiere und sagte: „Man gebe dem armen Teufel 25 Friedrichsd'or für die Angst, die ich ihm gemacht habe und dann mag er nach Hause gehen." — Vor einigen Jahren fuhr Friedrich Wilhelm, wie gewöhnlich, im Thiergarten spazieren, als seine Blicke auf eine Familie fielen, die ruhig in einer der Alleen wandelte. Die kräftigen Pferde der gelben Kalesche hatten schon die langsamen Spaziergänger weit hinter sich gelassen, deren Haupt, ein ehrwürdiger Greis, ehrfurchtsvoll vor dem Könige den Hut gezogen hatte. Dieser, der seit dem Begegnen im Nachdenken versunken schien, gab plötzlich Befehl umzukehren und so wie er bei den Leuten angelangt war, stieg er aus und ging gerade auf den alten Mann los. „Sind Sie nicht der und der aus Königsberg?" fragte er ihn. „Ja, Ew. Majestät," antwortete dieser. „Das sind Ihre Frau und Kinder?" „Zu Befehl, Ew. Maj." „So erlauben Sie mir, Sie als alte Bekannte und alte Freunde zu bewillkommnen." „Ew. Maj. geruhen der Ehre zu gedenken, die Sie uns früher machten?" „Sagen Sie lieber, der trefflichen und herzlichen Gastfreundschaft, die ich in den Tagen meines Exils in Königsberg von Ihnen erfuhr. Sie halten sich in Berlin nur einige Zeit auf? Und wo wohnen Sie?" „In der Stadt Rom, Ew. Maj." „Leben Sie wohl," sagte Friedrich Wilhelm, „Sie sehen, ich vergesse keinen meiner Freunde." Und er bestieg wieder seinen Wagen. Bei ihrer Rückkehr ins Gasthaus fanden die Königsberger einen Bedienten des Königs, der die ganze Familie auf den andern Tag zur Tafel einlud und da er voraus sah, daß es den Damen auf der Reise vielleicht an der nöthigen Toilette fehlen möchte, um der Einladung Folge zu leisten, schickte er zugleich den Putzhändler der Prinzessinnen mit einer großen Auswahl fertiger Kleider und andern Putzsachen mit der Bitte, Mutter und Töchter möchten ohne Umstände seine Galanterie annehmen. Am folgenden Tage empfing der König zur festgesetzten Stunde seine Gäste oben an der Treppe, wie er es bei Fürsten gemacht hätte, ließ die Mutter und die älteste Tochter neben sich setzen, erzählte

seiner ganzen Familie den Grund seiner Dankbarkeit und entließ die Reisenden mit Geschenken überhäuft und ihrerseits von der lebhaftesten Dankbarkeit durchdrungen. — Seines Verstandes und seiner religiösen Ueberzeugung ungeachtet war der verewigte König von Preußen doch nicht frei von gewissen geistigen Schwächen, die ihn ein wenig zum Fatalisten machten. Seit langer Zeit war er überzeugt, daß er 1840 sterben würde. Er wiederholte oft, daß der erste König von Preußen, Wilhelm, der Vater Friedrich's des Großen, 1740 gestorben sey und dieses Todesjahr werde auch das seine seyn. Noch ein anderer Grund bestärkte ihn in diesen trüben Vorgefühlen. Als er sich 1815 in Paris befand, kam er auf den Gedanken, Mlle. Lenormand zu sehen, der die Leichtgläubigkeit eine so seltsame Berühmtheit gegeben hat. Man behauptet, daß diese Pythia gesagt habe, Napoleon würde 1821, er aber 1840 sterben. Unglücklicherweise traf die Voraussagung für den Kaiser ein und je mehr der König von Preußen den Zeitpunkt herannahen sah, den ihm die sogenannte Prophetin als Endpunkt seines Lebens bezeichnet hatte, gewann der Gedanke an Kraft, daß er ihn nicht überleben würde. Noch ein dritter Umstand, der seltsamste von allen, trug mächtig bei, das Gemüth des Königs zu erschüttern. In Berlin herrscht ein zwar sehr lächerlicher, aber sehr populärer Glaube an die Erscheinung einer weißen Frau. Die Geschichte dieses Mährchens ist, daß in sehr alten Zeiten die Gemahlin eines Landgrafen aus der Familie der Hohenzollern eines Todes verblich, dessen geheimnißvolle Umstände man sehr falsch auslegte; ihr Körper verschwand, ohne beerdigt worden zu seyn. Seit dieser Zeit, behauptet man, erscheint die weiße Dame jedesmal, wenn ein Glied der Familie der Hohenzollern, aus der das preuß. Königshaus hervorging, sterben soll; und im Januar 1840 verbreitete sich durch ganz Berlin die Sage, die weiße Dame habe sich in den Gemächern des alten Schlosses sehen lassen. Wie sorgfältig man auch dieses abgeschmackte Gerede vor dem Könige zu verbergen suchte, so erfuhr er es doch und wenn er auch der Sage selbst keinen Glauben beilegte, so regte sie doch immer seine früheren Gedanken auf. Friedrich Wilhelm hielt sich sehr gern in Potsdam, diesem Wohnsitze, den der große Friedrich seit lange schon berühmt gemacht hatte, auf. Selbst mitten im Winter brachte der König mit der Fürstin Liegnitz einige Tage in jeder Woche daselbst zu. Da kamen der Reihe nach seine Söhne, um ihn auf dieser kleinen Reise zu begleiten; und da alle seine Söhne verheirathet sind, so versteht es sich von selbst, daß die

Schwiegertöchter des Königs diese Pflicht auch theilten. Am meisten unter diesen Fürstinnen war der verst. König der Prinzessin Wilhelm zugethan. Im letzten Winter gab ihr Gemahl einen glänzenden Ball, zu dem alle preußischen und fremden Notabilitäten eingeladen waren. Dieser Abend, an welchem die größte Pracht entfaltet wurde und allgemeine Freude herrschte, ward durch ein Ereigniß getrübt, das leicht die entsetzlichsten Folgen hätte haben können und das im verst. König manche düstere Gedanken über die Ahnung hervorgerufen haben soll, die ihn seit dem Beginne des J. 1840 beschäftigte. Im Hauptsaale des Palastes, einer herrlichen Rotunde mit Marmor und Stukkatur verziert, gab man lebende Bilder, eine Art der Unterhaltung, die in Berlin sehr beliebt ist und hier besser ausgeführt wird, als irgendwo anders. Die unbeweglichen und stummen Personen dieser Gemälde gehörten dem preuß. Adel und dem diplomatischen Korps an. Plötzlich löste sich von der Decke, in einer bedeutenden Höhe, ein Stein los und fiel mit großem Geräusche zu den Füßen des Königs nieder. Der Schreck war allgemein, wie man leicht denken kann. Man versichert, daß der König nicht berührt worden wäre, doch machte dieser Umstand einen düstern Eindruck auf alle Gemüther; man begriff sogleich, daß der König, bei seiner vorherrschenden Gedankenrichtung, dies als ein Unglück weissagendes Zeichen nehmen würde.

* 173. Johann Friedrich Gustav Reiche,

Oberlandesgerichtsassessor zu Kinderode (Hanover);

geboren den 27. April 1803, gestorben den 7. Juni 1840.

Reiche, ältester Sohn des k. preuß. Landraths Reiche, war zu Magdeburg geboren. Seine erste Jugendbildung empfing er in Gemeinschaft mit zwei jüngern Brüdern durch Hauslehrer in Kinderode, einem in der Grafschaft Hohenstein belegenen Landgute, dem spätern Wohnsitze seiner Eltern. Von 1821 bis 1824 besuchte er die k. hanov. Klosterschule zu Ilfeld und von 1824 bis 1827 das kön. Gymnasium zu Erfurt. Von Ostern 1827 ab bezog er die Universität Göttingen auf ein Jahr und hörte, dem Grundsatze getreu, daß eine allgemeine geistige Ausbildung dem eigentlichen Fachstudium zur Basis dienen muß, mit Eifer philosophische und schönwissenschaftliche Vorlesungen, namentlich besuchte er mit großem Interesse die Vorlesungen Blumenbach's, des großen Koryphäen der Naturwissenschaften, und des berühmten Chemikers Stromeyer. Doch versäumte er auch nicht, durch Besuch der Vorlesungen über römische Rechtsgeschichte bei

Hugo und der römischen Institutionen, so wie des Naturrechts bei Bauer, einen tüchtigen Grund zu seinem aus Neigung erwählten Fachstudium der Jurisprudenz zu legen. Das juristische Studium wurde später 2 Jahre lang auf der Universität zu Berlin fortgesetzt, wo Reiche sich vorzüglich der durch v. Savigny begründeten historischen Schule anschloß und sämmtliche Vorlesungen des hochberühmten Lehrers mit unermüdetem Eifer besuchte. Nach wohlbestandener Prüfung trat er in die Geschäftslaufbahn als Auskultator beim kön. Kammergerichte ein und nach bestandener zweiter Prüfung arbeitete er 3 Jahre als Referendar beim Oberlandesgerichte zu Naumburg. Vielfach durch zunehmende Kränklichkeit behindert, vollendete er die Vorbereitungen zur dritten Prüfung, behufs Erlangung des Assessorgrades, und wurde, nachdem er noch eine Zeitlang bei dem Oberlandesgerichte zu Ratibor mit Anfertigung von Probeinstruktionen beschäftigt gewesen und die dritte mündliche Prüfung zu Berlin bestanden, zum königl. Oberlandesgerichtsassessor ernannt. Aber leider sollte er die Früchte seines Fleißes nicht genießen, denn durch die stete Beschäftigung am Schreibtische, welche durch die juristische Laufbahn geboten ist, hatte sich die Schwäche seiner Brust, welche ihn schon früher von dem Militärdienste befreit hatte, bedenklich vermehrt und endlich zur Lungenschwindsucht ausgebildet, an welcher er, nachdem er mehrere Bäder ohne Erfolg besucht hatte, endlich trotz der Bemühungen der geschicktesten Aerzte und der aufopfernsten Pflege seiner vortrefflichen Mutter langsam hinschwand und im Schooße der Seinigen zu Kinderode am obengenannten Tage verschied. — Der Verewigte zeichnete schon als Knabe durch ein stilles, sanftes Wesen sich aus und beschäftigte sich, abgewandt von den lärmenden Spielen der Jugend, am liebsten mit Musik, welches Studium, unverdrossen fortgesetzt, ihn zu einem ausgezeichneten Klavierspieler machte. Diese schöne Gabe, verbunden mit einem ansprechenden Aeußeren und feinem geselligen Anstande, machte ihn zu einem beliebten Gesellschafter und gab ihm, unter Beihülfe der Verbindungen seiner Familie, eine höchst angenehme Stellung in den besten Gesellschaften in Berlin und Naumburg. Freilich ist zu befürchten, daß die häufigen mit dem gesellschaftlichen Verkehre verbundenen Anstrengungen, namentlich Tanz und Nachtwachen, Vieles zu der Entwickelung des verborgenen Leidens beigetragen haben mögen, welches durch eine bleiche Gesichtsfarbe mit wechselnder plötzlicher Röthe sich verrathend, schon früh seine Gesundheit bedrohte und ihn von aller körperlichen Anstrengung und von den Vergnügungen der Ju-

gend zurückhielt. Zu spät entschloß er sich, durch den Eifer, in seiner Laufbahn zu einem erfreulichen Ziele zu gelangen, über seinen körperlichen Zustand getäuscht und fern von der fürsorgenden Aufmerksamkeit der Seinigen zu einer ernstlichen Kur; die Lungen waren von der tödtlichen Krankheit ergriffen und es lag außer dem Bereiche menschlicher Kunst und Wissenschaft, die heißersehnte Gesundheit ihm wieder zu geben. Er starb ruhig und ergeben in den Willen der Vorsehung, gerade zu der Zeit, als sich ihm eine freie und schöne Laufbahn eröffnete. Die unermüdliche Pflege des geliebten ältesten Sohnes und der bittere Schmerz, das hoffnungsvolle Leben desselben von Stunde zu Stunde unrettbar hinschwinden zu sehen, hatte die Kraft der treusten Mutter erschöpft; sie sank nach seinem Tode ebenfalls auf das Krankenlager und folgte dem Sohne nach 6 Monaten zu einem höheren Dasein.

* 209. Friedrich Federau,

emer. Gymnasialprofessor zu Lübeck;

geb. den 20. Mai 1755, gest. den 8. Juni 1840.

Er war der Jüngste von 6 Geschwistern und in Lübeck geboren. Die sonst oft vorkommende Erfahrung, daß dem ruhigen und sorgenfreien Alter drückende und sorgenvolle Jugendjahre vorangehen, hatte er nicht gemacht; denn seine Eltern befanden sich in einem gewissen Wohlstande, der Frucht ihrer Betriebsamkeit und einer löblichen Einfachheit ihrer Lebensweise. Der aus Königsberg gebürtige Vater, Georg Federau, ein Kuchenbäcker, lebte mit C. J. Hoppe in anderer Ehe, als ihnen Friedrich, ihr zweiter Sohn, geboren wurde. Jemehr sich derselbe schon als Knabe durch Wißbegierde und Fassungskraft auszeichnete, desto weniger nahmen seine Eltern Anstand, ihm alle Mittel zu seiner Ausbildung zu verschaffen. Er ward 1767 dem unter J. D. Overbeck's Rektorate höchst blühenden Lübecker Gymnasium übergeben, in welchem er alle 7 Klassen besuchte, bis er im 21. Jahre seines Lebens tüchtig befunden wurde, die Akademie zu beziehen, um sich dem theologischen Studium zu widmen. Seinen akademischen Lehrern durch ein Schulzeugniß empfohlen, in welchem Overbeck schreibt: eum juvenem fuisse testor, ingenio, pietate, diligentia, modestia, obedientia omnique morum suavitate, cui me discipulos pares habere meminerim modo paucissimos, bezog er Ostern die Universität Jena. In jeder Hinsicht wohl vorbereitet, insonderheit mit gründlichen philologischen Kenntnissen aus-

gerüstet, konnte er den gelehrten Vorträgen der berühmten Männer, welche damals die Jenaische Hochschule schmückten, mit großem Nutzen beiwohnen. Hätten auch nicht die damals mitstudirenden Landsleute den ausgezeichneten Fleiß ihres Freundes so oft mündlich und schriftlich gerühmt und nach der Vaterstadt berichtet, wie er sich durch die Reinheit seines Wandels und das angestrengteste Bemühen, den Umfang seines Wissens zu erweitern, die allgemeinste Liebe und Achtung dort erworben habe, so würde man schon aus der Freundschaft, mit der ihn Männer, wie Eichhorn, Wiedeburg, Ulrich beehrten, die vortheilhafteste Meinung von ihm haben fassen müssen. Diese ausgezeichneten Gelehrten sahen ihn nicht bloß in ihren Hörsälen, sondern zogen ihn auch in ihr Haus und setzten die angeknüpfte Verbindung noch lange nach seinen beendigten akademischen Studien schriftlich mit ihm fort. Sie, sammt Griesbach und Walch, waren in Jena seine vorzüglichsten Lehrer. Bereits im J. 1777 gab er einen öffentlichen Beweis seines Fleißes durch Herausgabe einer kleinen Schrift unter dem Titel: Optica quaedam, womit er den Dr. C. N. Bagge zu seiner Superintendentur in Coburg Glück wünschte. Umfassender und ein Zeugniß seiner Kenntniß orientalischer Sprachen war die Arbeit, der er sich 2 Jahre darauf unterzog, indem er „John Richardson's Abhandlung über Sprache, Literatur und Gebräuche morgenländischer Völker" aus dem Englischen übersetzt und mit seinen Anmerkungen begleitet, herausgab. (Lpzg. 1779.) Richardson hatte diese, einen tiefen philosophischen Blick in den Genius der morgenländischen Sprachen beurkundende Abhandlung zuerst als Vorrede zu seinem persischen und arabischen Wörterbuche geschrieben. Ihr Inhalt verschaffte ihr aber bald einen so starken Eingang in England, daß er sie in kurzer Zeit in 2 vermehrten Ausgaben besonders müßte ans Licht treten lassen. An die letzte dieser Ausgaben hielt sich F. und gab sie in einer umarbeitenden Uebersetzung, indem er zum großen Vortheile der Leser die polemischen Ausfälle R.'s wegließ, in einer so fließenden Sprache wieder, daß man ein Original zu lesen glaubt. In manchen gelehrten Blätttrn ward der Wunsch geäußert, alle Uebersetzer ausländischer Werke möchten mit so vieler Einsicht und nach so richtigen Gesichtspunkten für ihre Landsleute arbeiten, als es hier geschehen sey. Eichhorn hielt diese Uebersetzung nicht unwerth, sie mit einer Abhandlung über die verschiedenen Mundarten der arabischen Sprache zu begleiten. Obgleich Wiedeburg, der indessen nach Helmstädt versetzt war, Alles aufbot, seinen gelehrten Freund auch dorthin zu ziehen, so

fand dieser es doch zweckmäßiger, seine Studien in Göttingen fortzusetzen und ging, nachdem ihn kurz vorher die deutsche Gesellschaft in Jena zu ihrem Mitgliede ernannt hatte, im J. 1779 dahin ab. Auch hier fehlte es seinem Streben nach höherer Ausbildung nicht an der gewünschten Befriedigung. Obgleich Theologie und Philologie seine Hauptstudien waren, so fand doch kein Fach des menschlichen Wissens an ihm einen Gleichgültigen. Er betrieb nicht bloß mit Eifer sondern auch mit Glück Mathematik und Physik und erwarb sich schätzenswerthe astronomische Kenntnisse, die er bis an sein Lebensende mit besonderer Vorliebe zu erweitern suchte, verschaffte sich einen Reichthum historischer und statistischer Kenntnisse und brachte es sowohl im Reden als Schreiben neuerer Sprachen, besonders der französischen und englischen, zu einer Fertigkeit, welche ihm in seinen späteren Lebensverhältnissen die ersprießlichsten Dienste leistete. Um sich des mannichfaltigen Stoffes, den ihm seine ausgebreitete Lektüre zuführte, sicherer zu bemeistern und denselben zur eigenen weiteren Verarbeitung stets gegenwärtig zu haben, hatte er schon damals die Gewohnheit, nur mit der Feder in der Hand zu lesen. Da er dieses bis an sein Lebensende fortsetzte, so entstand eine Sammlung von Excerpten aus den wichtigsten theologischen, philologischen, physikalischen, mathematischen, astronomischen, auch belletristischen Werken, welche, da sie bei erweiterten Einsichten und mannichfaltigen Lebenserfahrungen mit seinen eigenen Reflexionen begleitet wurden, überaus viel Schätzbares enthalten. Von Zeit zu Zeit pflegte er auch in Göttingen beim akademischen Gottesdienste die Kanzel zu betreten und sich auch dadurch auf den Stand vorzubereiten, dem er in seiner Vaterstadt entgegensah. Nachdem er noch im J. 1781 Gelegenheit gefunden hatte, eine kleine, seinem Verstande und Herzen Ehre machende Abhandlung vom Wohlwollen drucken zu lassen und eben im Begriffe war, in seine Vaterstadt zurückzukehren, erhielt er auf Empfehlung des Prof. Wiedeburg, Direktors der pädagogischen Anstalt in Helmstädt, den unerwarteten Antrag, als einer der ersten Lehrer diesem neugegründeten Institute beizutreten. Nach einigem Schwanken entschied indessen die Liebe zu seiner Vaterstadt und der Wunsch seiner hochbejahrten Eltern, ihn in ihrer Nähe zu sehen. Er lehnte daher diesen Antrag ab, der ihm ohne Zweifel den Weg zu höheren akademischen Lehrämtern würde gebahnt haben und sah sich bald darauf in Lübeck mit hoher Freude empfangen. Was der Rektor Overbeck, in richtiger Beurtheilung seines Schülers, ihm hatte in sein Schulzeugniß geschrieben: erit aliquando de

quo Patriae gratulandum sit! das traf aufs Vollkommenste ein. Er ward nicht nur sogleich unter die Kandidaten des Ministeriums aufgenommen und predigte mit Beifall, sondern sah sich auch vielfach aufgefordert, in den ersten Familien der Stadt Unterricht zu ertheilen. Je mehr die Liebe seiner Schüler zu ihm wuchs und je unzweideutiger sich die Zufriedenheit der Eltern mit seinem Unterrichte aussprach, desto lebendiger ward bei ihm der stets genährte Wunsch, sich ganz und auf immer dem Lehrfache widmen zu können. Ueber alle Erwartung schnell sah er diesen Wunsch in Erfüllung gehen. Als er sich nämlich bei Wiederbesetzung des vakant gewordenen Subrektorats den Scholarchen empfohlen hatte, erließ der Senat schon am folgenden Tage, den 11. Juli 1783, ein Dekret, in welchem er ihm, nach einhelliger Wahl, dieses Amt und zugleich die damit verbundenen Geschäfte eines Bibliothekars der öffentlichen Stadtbibliothek unter Aeußerung nicht gemeiner Hoffnung für die Jugend überhaupt, als besonders für die Gymnasiasten übertrug. Noch in den spätesten Lebensjahren erinnerte er sich mit Rührung dieses seltenen Beweises von Zutrauen, das die Väter der Stadt einem jungen Manne gaben, der erst seit 2 Jahren von der Universität zurückgekehrt war. Die Einführung zu seinem Amte geschah mit den gewöhnlichen Solennitäten am 24. August, wobei er mit einer Rede auftrat: De doctore scholae praestantiori, sapiente discipulorum amico. Er war nun der nächste Kollege seiner vormaligen Lehrer, des Rektors Overbeck und des Konrektors Behn geworden und es eröffnete sich ihm im Vereine mit diesen Männern, denen der größere Theil damaliger Lübecker Gelehrten seine Bildung verdankte, ein Wirkungskreis, der seinen bisherigen Studien ganz entsprach. Rührend waren die Beweise der Liebe, mit denen die Schüler ihrem neuen Lehrer entgegenkamen, deren er sich auch stets durch die angestrengteste Sorge für ihr Wohl würdig bewiesen hat. Das Lübecker Gymnasium behauptete damals freilich noch immer den hohen Ruf, den es sich seit langen Jahren durch die gründliche Bildung seiner Schüler überall erworben hatte, allein die volle Anerkennung seines Werthes war doch, wie dieses Schicksal so viele gelehrte Schulen in den bedeutendsten Städten unseres Vaterlandes gegen Ende des vorigen Jahrhunderts traf, durch die Zeitverhältnisse mehr und mehr geschwächt worden. Zu läugnen ist es auch nicht, daß sich viele der noch zu Lübeck bestehenden Einrichtungen längst überlebt hatten und daß das hohe Alter mehrerer Lehrer, und namentlich die vorgerückten Jahre des einst hochverdien=

ten Oberhauptes dieser Anstalt, den Fortschritten zum Besseren, welche die Zeit verlangte, Hindernisse in den Weg legte, die sich augenblicklich nicht beseitigen ließen. Unter diesen Umständen bildete sich um den neuen Lehrer ein Kreis der besseren Schüler und machte sich besonders den Privatunterricht zu Nutze, den er nach beendigten öffentlichen Lehrstunden zu geben sich bereit finden ließ. Für den öffentlichen Unterricht waren ohnehin nur 4 Stunden täglich bestimmt und diese wurden noch zur Hälfte durch religiöse, eine wahre Religiosität aber wenig fördernde Uebungen verkürzt. Hier in diesen häuslichen Unterweisungen war es nun, wo er den Reichthum seiner Kenntnisse entfalten und besonders durch philologischen, mathematischen und geschichtlichen Unterricht seine Schüler an sich fesseln konnte. Eine ungemeine Freundlichkeit, welche sein ganzes Wesen beherrschte und die daraus hervorgehende Herablassung zu seinen Schülern machte ihn denselben überaus werth und sicherte ihm ihre Liebe für seine ganze Lebensdauer. Alle Zeit, welche dieser Unterricht und die ihm stets vorangehende sorgfältige Vorbereitung nicht in Anspruch nahm, widmete er damals der Sorge für die öffentliche Bibliothek. Das schon an sich schwierige Geschäft eines Bibliothekars hatte dadurch einen bedeutenden Zuwachs erhalten, daß dem neuen Bibliothekar aufgegeben wurde, von einem Theile derselben, der sogenannten Scharbau'schen Bibliothek, einen umfassenden Katalog anzufertigen. Er unterzog sich indessen dieser mühevollen und zeitraubenden Arbeit mit großer Gewandtheit und vollendete sie, von einigen seiner besseren Schüler dabei unterstützt, zur vollen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten. Bald nach seiner Anstellung hatte er auch am 11. Dec. 1783 sein häusliches Glück gegründet, indem er sich mit einer nahen Anverwandtin, Margarethe Euphrosyne, der 17jährigen Tochter des Kaufmanns Kröger, verheirathete. Die glückliche Ehe dauerte aber nur bis zum Jahre 1806, wo ihm am 16. August ein schleuniger Tod die Gattin entriß, nachdem sie ihm 6 Kinder geboren hatte, von denen ihm aber 3, zum Theil im blühenden Alter und nach langen und schmerzlichen Leiden, durch den Tod geraubt wurde. Die ihm übrig gebliebenen 2 Söhne, wie auch eine Tochter, waren dagegen seine Freude im 34jährigen Witwerstande. Entbehrte er gleich das Glück, die Söhne in seiner Nähe zu sehen, so milderten sie ihm doch die Härte der Trennung durch häusige Zuschriften und die Versicherung ihres Wohlergehens, als dessen ersten Begründer sie ihren Vater dankbar verehrten. Der älteste Sohn lebt seit vielen Jahren in Memel als Kaufmann und königl. portugiesischer,

wie auch großh. oldenb. Konsul, der jüngere hat eine Handlung in London. Die Tochter sah er an den Pastor der Lübecker St. Lorenzkirche, J. C. J. v. Melle, glücklich verheirathet und erfreute sich, sowohl von ihr, als dem Sohne in England mehrerer Enkel. An der neuen Organisation der Schule, welche im Jahre 1800 unter dem Rektorate des M. Bahn zu Stande kam, hatte F. keinen unbedeutenden Antheil. Der Senat hatte ihm den Auftrag gegeben, ohne vorherige Rücksprache mit seinen Kollegen, ein Gutachten über den Zustand der Schule einzureichen und Vorschläge zu dessen zeitgemäßer Verbesserung zu machen. Er entledigte sich dieses Auftrags durch eine ausführliche Erörterung dieses wichtigen Gegenstandes und hatte die Freude, daß ein großer Theil seiner Vorschläge Beifall fand und zur Ausführung gelangte. Von nun an konnte er der ihm so theuren Anstalt freier und segensreicher seine Kräfte widmen, als das bisher möglich gewesen war. Im Jahre 1801 ward er zum Prorektor ernannt und stand als solcher, nach dem 1804 erfolgten Tode des verdienstvollen Rektors Behn, eine Zeitlang an der Spitze der merklich gehobenen Anstalt. Aller unläugbaren Verbesserungen der Schule ungeachtet glückte es derselben aber dennoch nicht, das Vertrauen des Publikums in dem Maase zu gewinnen, wie es die für dieselbe getragene Sorge von Seiten der Lehrer und die darauf verwandten Kosten des Staates wünschen ließen. Nur durch eine noch mehr umfassende Umgestaltung, als man ihr bisher zu geben gewagt hatte und durch Berufung eines Direktors für dieselbe aus der Fremde ward dieser Zweck vollkommen erreicht. M. Masche aus Frankfurt a. M. erhielt das Direktorat und F. am 7. Februar 1806 zum Professor ernannt, griff mit gewohntem Eifer in die neue Ordnung der Dinge ein. Zu den bisher von ihm behandelten Lehrgegenständen kam von nun an auch die Handlungswissenschaft, die noch bisher kein Gegenstand des öffentlichen Unterrichts gewesen war, aber nach der neuen Einrichtung der Schule unumgänglich nothwendig wurde, da sie die Bestimmung erhielt, nicht bloß Gelehrte zu bilden, sondern auch künftigen Kaufleuten und Allen, welche auf einige Bildung Anspruch machten, den Weg zu ihrem Berufe zu bahnen. F. war auf den Vortrag dieses Gegenstandes längst vorbereitet und hatte in den Programmen, die er bei neuen Rathswahlen schreiben mußte, bereits oft neben historischen und moralischen Gegenständen auch Merkantilisches behandelt. So schrieb er, z. B., über Geldmangel; über Giro und Zettelbanken; über die englische Nationalschuld und Aehnliches. Seine zahlreichen Schüler

dankten ihm fortdauernd ganz besonders für diesen Unterricht und bekannten gern, wenn sich ihnen auch späterhin in der Praxis Manches anders gestaltet hatte, daß sie zu schätzbaren theoretischen Kenntnissen in diesem Fache durch ihn gelangt seyen. Diese Vorliebe für das Handlungsfach hatte ihn schon früher bewogen, eine Privatanstalt für junge Leute zu gründen, welche sich der Handlung widmen wollten. Der Umstand, daß es ihm vergönnt war, die beschränkte Amtswohnung verlassen und ein eigenes Haus beziehen zu können, begünstigte sein Unternehmen. Mehrere Jahre sah er sich in demselben von jungen Engländern und Schweden umgeben, die er in der Handlungswissenschaft unterwies und welche eine Anhänglichkeit an ihn zeigten, die sich noch lange nach ihrer Rückkehr ins Vaterland durch Briefe kund that. Die unglücklichen Verhältnisse Lübecks seit dem Ende des Jahres 1806, die starken Einquartierungen und veränderten häuslichen Umstände hoben unerwartet eine Verbindung auf, welche sonst von beiden Seiten noch gern länger wäre fortgesetzt worden. Der plötzliche Tod des unvergeßlichen Masche, im December 1815, brachte unsern F. wieder ein sehr geschäftsvolles Jahr. Er stand nun zum zweiten Male an der Spitze einer Anstalt, deren Leitung, bei einer Schülerzahl von fast 300 und einem dem angemessenen Lehrerpersonale, für den schon alternden Mann nicht ohne Schwierigkeit war. Durch Berufung des Dr. Göring zum Direktorate ward ihm diese Last im November 1816 wieder abgenommen und es fand zu gleicher Zeit sein Wunsch Berücksichtigung bei den höher steigenden Jahren eines Theiles seiner bisherigen Schularbeiten überhoben zu werden. Nur den immer mit besonderer Liebe ertheilten und dankbar benutzten Unterricht in den Handlungswissenschaften setzte er noch einige Jahre fort, bis er sich 1822 durch ein zunehmendes Gehörübel bewogen fand, um gänzliche Entlassung von der Schule nachzusuchen. Das so oft erprobte und stets von ihm dankbar erkannte Wohlwollen seiner Oberen bewährte sich ihm auch jetzt. Der Senat versetzte ihn mittelst Dekrets vom 20. März mit Beibehaltung seines Gehaltes und aller mit seinem Stande verbundenen Emolumente in Ruhe. Von nun an verlebte der Greis den Rest seiner Tage in ungestörter Muße und so glücklich, daß ihm bei seinen geringen Ansprüchen fast nichts zu wünschen übrig blieb. Obgleich sein Wohlstand durch unglückliche Ereignisse in seiner Familie schon vor Jahren vom Grunde aus erschüttert war, so drückte ihn doch kein Mangel und seine Bedürfnisse waren so einfach, daß sie sich leicht befriedigen ließen. Seine Hausgenossen hatten früher-

hin schwere und langwierige Krankheiten erlitten, welche nur mit ihrem Tode zu Ende gingen; er selbst aber wußte, bis in den letzten Monaten seines Lebens, aus eigener Erfahrung nicht, was Krankheit sey und war sogar mit den gewöhnlichen Kinderkrankheiten verschont geblieben. Durch eine ungemeine Mäßigkeit in jedem Genusse und eine alle grämlichen Sorgen abweisende Heiterkeit des Gemüthes bewahrte er sich diese Gesundheit bis ins hohe Alter. Ein täglicher Gang ins Freie, wo er dann seine Lieblingsorte besuchte, oder in der ländlichen Wohnung seines Schwiegersohnes einkehrte, gehörte zu seinen Haupterholungen. War er so glücklich gewesen hier oder dort einen seiner vormaligen Schüler anzutreffen und das begegnete ihm oft, da er einen großen Theil des Senats, fast alle Geistlichen, die mehrsten Rechtsgelehrten und Aerzte der Stadt und viele Kaufleute zu seinen Schülern rechnen durfte, so war er doppelt erfreut und kehrte in der frohesten Stimmung in seine einsame Wohnung zurück. Daß das Andenken an seine früheren Verdienste durch die Länge der Jahre in den Herzen seiner Schüler nicht erloschen sey, davon erhielt er auch am 11. Juli 1833, dem Tage, an welchem ihm vor 50 Jahren sein Lehramt war übertragen worden, einen öffentlichen und höchst ehrenvollen Beweis. Von einem seiner ehemaligen, nunmehr die höchste Staatswürde bekleidenden Schüler war die Anregung ausgegangen, ihn an seinem Lieblingsorte, der Lachswehr, einem Gartenhause vor der Stadt, zu einem festlichen Mahle einzuladen und dort seine sämmtlichen hier anwesenden Schüler um ihn zu versammeln. Mit tiefgerührtem Herzen wohnte der Greis diesem Feste bei und zählte den Tag, der ihm diese Freude brachte, zu den glücklichsten seines Lebens. Auch der Senat hatte ihm durch einen seiner Sekretäre seine Theilnahme zu erkennen geben lassen und sein Kollege, Professor Kunhardt, ihn im Namen der Schule in einer lateinischen Zuschrift begrüßt. Mit unveränderter Heiterkeit des Geistes verlebte er nunmehr noch einige Jahre und fand einen sich immer verjüngenden Genuß in der Freude der Natur, des Umganges und der Wissenschaften, bis er im Sommer 1838 das Unglück hatte, bei der Leichenbegleitung einer vormaligen, von ihm sehr hochgeschätzten Schülerin sich durch einen Fall den Fuß zu verletzen. War das daraus erwachsene Uebel auch nicht gerade gefahrdrohend, so sah er sich doch verhindert, von nun an das Haus verlassen zu können. Auf den Genuß der Natur und des Umganges mußte er fortan verzichten, aber den Wissenschaften entsagte er auch jetzt so wenig, daß er schon von frühen Morgen an sich mit

ihnen beschäftigte und auch bei aller äußerlicher Abgeschiedenheit von der Welt doch im Geiste mit ihr fortlebte und an Allem, was sich in derselben ereignete, besonders insofern es Kunst und Wissenschaft betraf, den innigsten Antheil nahm. Mit Geduld, der Frucht eines unerschütterlichen Gottvertrauens, ertrug er die in den letzten Wochen sich mehrende Schwäche des Alters, bis ihn am Morgen des obengenannten Tages ein sanfter Tod von hinnen rief. Bei seiner Bestattung auf dem Lorenzkirchhofe sprach außer seinem Schwiegersohne auch sein ältester Kollege, Prof. Kunhardt, Worte freundlichen Andenkens.

Lübeck. v. M.

* 210. Konrad Melsbach,

Landrath zu Crefeld;

geb. d. 12. Juni 1785, gest. d. 10. Juni 1840.

Geboren zu Crefeld, widmete er sich frühzeitig dem Kaufmannsstande. Nach Abtretung der diesseitigen Provinzen an Frankreich wurde er von der damaligen Regierung zum Kapitän der Nationalgarde und später zum Beigeordneten des Municipalrathes ernannt. Bei der Wiedervereinigung mit der Krone Preußens übertrug ihm der Generalgouverneur Sack die Stelle eines Kantonskommissärs, so wie er auch im nämlichen Jahre 1814 zum Adjutant des Bataillonchefs der Bürgermiliz in Crefeld ernannt wurde. Im Sept. 1814 erhielt er die Stelle als Kommunal- und Steuerempfänger der dasigen Gemeinde und wurde im Jahre 1828 auch Mitglied des Kreisstandes. Obige Steuerempfangsstelle verwaltete er so lange, bis er, im Jahre 1833 durch das Vertrauen der Kreisstände erwählt, vom Könige zum Landrathe des Crefelder Kreises ernannt wurde. Mit einem leichten Fassungsvermögen und glücklichem Gedächtnisse begabt, wußte er sich schnell in seinem neuen Amte zu orientiren und durch Eifer und Gewissenhaftigkeit, so wie durch eine stets heitere Umgangsweise sich die Zufriedenheit und das Vertrauen der höhern Behörde sowohl, als auch die Hochachtung und die Liebe der Kreiseingesessenen zu erwerben. Thätig und ordnungsliebend, suchte er die Verwaltung in einem stets lebhaften und geregelten Gange zu erhalten und war dabei unausgesetzt bemüht, neue Einrichtungen hervorzurufen und bessere einzuführen. So hat er in kurzer Zeit viel Gutes gewirkt und sich ein schönes und bleibendes Andenken erworben. Seit längeren Jahren litt er an einem Unterleibsleiden; doch sein kräftiger Körper über-

wand immer sehr schnell die sich wiederholenden Krankheitsanfälle. Anfangs Juni 1840 erkrankte er wieder, doch bedeutender; dies hinderte ihn aber nicht, seine Dienstgeschäfte selbst unter großen Schmerzen zu verrichten. Am Morgen des 9. Juni's noch ließ er sich alle Berichte und Briefe vorlegen, welche er durchlas und unterschrieb, und schon um 1 Uhr Mitternacht machte ein Gehirnschlag seinem thätigen Leben ein Ende.

* 211. Joh. Herrmann Gottfried zur Mühlen,

Hauptpastor u. Ritter vom Dannebrog zu Eckernförde im Schleswig'schen; geb. d. 24. Aug. 1762, gest. d. 10. Juni 1840.

Die Stadt Rendsburg in Holstein war zur Mühlen's Geburtsort. Sein Vater, Franz Gottfried, war zur Zeit, als ihm dieser Sohn geboren wurde, Archidiakonus daselbst, ward aber später Hauptpastor und starb 1788. Seine Mutter, Elsabe Anna Maria, geb. Berends, starb als verwitwete Pastorin zu Hadersleben den 19. Jan. 1796, in einem Alter von 71 Jahren. Unser zur Mühlen ward nach vollendeten theologischen Studien zu Kiel und nachdem er einige Jahre Hauslehrer gewesen war, im J. 1791 zum Prediger auf der Hallige (d. h. einer kleinen unbedeichten Insel an der schleswig'schen Westküste) Nordmarsch zum Prediger bestellt und 1799 als Pastor an die alte Kirche auf Pellworm versetzt, welche Insel gleichfalls an Schleswig's Westküste belegen ist. Hier blieb er bis 1811, wo er zum Hauptprediger in Eckernförde befördert wurde. Hier zeichnete er sich bald so aus, daß er zu Anfang der zwanziger Jahre zum Mitgliede der dort errichteten Kommission zur Verbreitung des wechselseitigen Unterrichts in den Herzogthümern Schleswig und Holstein ernannt wurde und 1826 auch das Ritterkreuz des Dannebrogordens erhielt. Am 21. Novemb. 1836 hatte er das Unglück, seine treue Lebensgefährtin durch den Tod zu verlieren. Er folgte ihr am obengenannten Tage, nachdem er fast volle 49 Jahre Prediger gewesen war. Viel bewegt war sein Leben, ohne Kampf und Schmerz sein Tod. Er hinterließ Kinder, Schwiegerkinder und Enkel. — Folgendes hat er in Druck gegeben: Leitfaden für seine Konfirmanden beim Unterrichte in der christlichen Religion. Schleswig 1814. — Worte der Belehrung und Beruhigung über die bisherige Glaubensfehde. Altona 1819. — Nachricht von dem Uebertritte eines Katholiken zur lutherischen Kirchengemeinschaft, geschehen in der Kirche zu Eckernförde am Sonntage Okuli im J. 1820. In den schleswig-holstein-lauen-

burgischen Provincialberichten von 1822, H. 3; Antwort auf einige diesem Aufsatze zugefügte Fragen. Ebd. H. 4.
Crempdorf. Dr. H. Schröder.

212. Johann Gottlieb Bujack,

Gymnasialprofessor zu Königsberg in Preußen;

geb. in Wehlau d. 17. Jan. 1787, gest. d. 12. Juni 1840 *).

Er genoß das Glück, von seinem treuen, liebreichen Vater, der dem Handelsstande angehörte, in den Anfangsgründen unterrichtet zu werden und besuchte nach dem frühzeitigen Tode des Vaters die Stadtschule seines Geburtsortes. Hier gewann er die ihm sein Leben hindurch eigen gebliebene Liebe zu geistigen Beschäftigungen und erwarb sich das Wohlwollen seiner Lehrer. Der treuen Fürsorge seiner Mutter, die im hohen Alter am Grabe ihres Sohnes unter den Leidtragenden gestanden hat, gelang es, die Aufnahme desselben in das königl. Waisenhaus zu Königsberg am 29. März 1799 in seinem 12. Lebensjahre auszuwirken. Diese damals als gelehrte Schule eingerichtete Erziehungsanstalt unter 4 Lehrern für 30 Waisenzöglinge nahm den blühenden Knaben in die 3. Klasse auf und er zeichnete sich die 5 Jahre seines Aufenthaltes im Waisenhause hindurch durch seine musterhafte Ordnungsliebe und durch seinen Fleiß, so wie durch ein gesetztes, stillheiteres Betragen vor Allen aus. Mit dem Zeugniß der Reife am 30. März 1804 auf die vaterländische Universität entlassen, widmete er sich anfangs der Rechtsgelehrsamkeit, aus Mangel an Mitteln aber ging er nach einem halben Jahre zu dem seinem Gemüthe und Geiste so heilsamen Studium der Theologie über, ergriff bald nach diesem Entschlusse eine günstige Gelegenheit, Mitglied des unter dem Konsistorialrathe und Direktor Dr. Wald stehenden Lehrerseminars im Friedrichskollegium zu werden und da die Uebungen in demselben philologischer und pädagogischer Art waren, so fand er Veranlassung, seine Geistesthätigkeit auf die Philologie, worin Dr. Hasse sein Lehrer war, und zugleich auf die Pädagogik zu lenken. Mit Freuden übernahm er auch die ihm übertragenen Lehrstunden und benutzte die philosophischen Vorträge der von ihm sehr geachteten Professoren Pörschke und Kraus. Im zweiten Universitätsjahre führten ihn in das mannichfaltige Gebiet der Theologie die durch ihre ausgezeichneten Verdienste wohlbekannten Theologen Ernst Schulz, Hasse, Gräff und Wald ein. Die

*) Preußische Provincialblätter. 24. Bd. Oktoberheft.

philosophischen Vorlesungen des in damaliger Zeit in Königsberg lehrenden, heute noch in Leipzig lebenden Professors Krug gewährten dem nach Erkenntniß so eifrig Strebenden den Beleg, daß auch ein Philosoph, selbst in den abstraktesten Gegenständen, sich doch zu hoher Deutlichkeit erheben könne. Schon Michaelis 1806 wurde ihm ein ordentliches Lehramt am Friedrichskollegium übertragen und bald ward ihm die Freude zu Theil, die Entwicklung eines richtigen und glücklichen Verhältnisses zwischen sich und seinen Schülern zu sehen. Seine Lehrstunden veranlaßten ihn damals, seinen Fleiß besonders auf die Philologie zu richten und die theologischen Studien führte er daneben so weit fort, daß er zu Ostern 1808 durch eine wohlbestandene Prüfung die Erlaubniß zum Predigen sich erwerben konnte. Von dieser Erlaubniß hat der Verstorbene in jener Zeit mehrmals, namentlich für den nachmaligen Erzbischof v. Borowski *), in der neuroßgärtschen Kirche Gebrauch gemacht. Aus seinem nicht unangenehmen amtlichen Verhältnisse trat er im Frühlinge 1809, da ihm auf den Vorschlag des Erzbischofs v. Borowski eine Stelle als Lehrer und Prediger am königl. Waisenhause zu Königsberg interimistisch übertragen worden war. Aus Liebe zu dieser Anstalt, der er seine Erziehung zum Theil verdankte, nahm er diese Stelle an und begann sein neues Amt mit so viel Liebe und Sorgfalt, daß die damaligen Zöglinge mit freudigem Lobe des neuen Lehrers immer erwähnt haben. Doch mußte er mit den übrigen Lehrern und Schülern noch vor Michaelis diese Anstalt verlassen, weil das Waisenhaus in ein Normalinstitut mit einer von seiner bisherigen Verfassung ganz abweichenden Einrichtung umgewandelt wurde; leider nicht so glücklich wie seine Amtsgenossen, die sofort in eine andere amtliche Stellung übergingen. B. hatte nämlich sich unverhohlen als einen Freund Schönherrs bekannt und er erklärte sich, daß die vorurtheilsfreien Gerüchte gegen die Religionsansichten dieses Mannes seiner eignen fernern Anstellung entgegen getreten seyen, ja daß man ihm und einigen andern Kandidaten, die als Schönherrs Freunde bekannt waren, durch ein Cirkulär an die Königsberg'schen Geistlichen die Kanzel zu verbieten sich habe bestimmen lassen. Der Verstorbene behauptete, daß durch den Umgang mit Schönherr nicht nur eine felsenfeste und unerschütterliche Ueberzeugung von der Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums in ihm begründet worden sey, sondern daß er sich auf diese Veranlassung hin bewogen gefun-

---

*) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 952.

den habe, mit besonderer Liebe die Zeit dieser Muße vorzüglich auf die Naturwissenschaften, namentlich Experimentalphysik, Chemie und Botanik zu verwenden, zu welchem Ende er die Vorlesungen des Medicinalraths Hagen und Professors Schweigger besucht hat. So ist das anscheinende Unglück, ohne amtliche Wirksamkeit leben zu müssen, wahrscheinlich die heilsame Veranlassung geworden, daß der Verstorbene werden konnte, wodurch er seinen Freunden so theuer geblieben ist und als Lehrer sich ausgezeichnet hat, nämlich gottesfürchtiger Mensch und Naturkenner. Für das ganze ausgebreitete und mannichfaltige Gebiet der Naturwissenschaften auf immer gewonnen, wurde er im J. 1810 als Hülfslehrer beim neu organisirten Friedrichskollegium und auf den Vorschlag des Regierungsschulraths Delbrück *), nach erfolgter Prüfung, im J. 1811 als ordentlicher Lehrer angestellt, woselbst ihm sofort der Unterricht in einigen naturwissenschaftlichen Fächern anvertraut wurde. — So weit reichen die im Programme des Friedrichskollegiums vom Jahre 1814 vom Verstorbenen aufgesetzten autobiographischen Nachrichten, das erste schriftstellerische Produkt desselben. Im J. 1817 hielt B. zur Feier des 300jährigen Reformationsjubelfestes am 1. Nov. im Friedrichskollegium eine Rede, welche in der Geschichte der dritten Jubelfeier des Reformationsfestes zu Königsberg, vom Direktor Struve herausgegeben, abgedruckt worden ist. Im J. 1818 wurde ihm die hohe Freude zu Theil, eine Reise nach Deutschland machen zu können, auf welcher er seine Kenntnisse in den Naturwissenschaften bedeutend erweiterte, mehrere Gebirge, besonders den Harz durchwanderte und überall interessante Bekanntschaften anknüpfte. In dem Programme des Friedrichskollegiums von demselben Jahre finden wir ihn als vierten Oberlehrer bei dieser Anstalt aufgeführt und wir hören, daß er überhaupt der erste Oberlehrer für die Naturgeschichte in Ostpreußen und als solcher auch Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungskommission gewesen seyn soll. Mit ganzer Hingebung, Kraft und Liebe widmete er fortan unausgesetzt seinem Lehramte und den Naturwissenschaften sein Leben; durchdrungen von dem regen Sinne für das Vaterland, durchwanderte er die Fluren desselben fast jährlich in den Ferien, ein genauer Beobachter aller Erscheinungen in Bezug auf Zoologie, Botanik und Mineralogie. Anfängern in der Kenntniß der Natur wurde er ein liebreicher Wegweiser, mit Aufopferung an Zeit und Kraft ein stets bereitwilliger Lehrmeister und wohl man-

*) Dessen Biogr. s. im 8. Jahrg. des N. Nekr. S. 543.

cher Freund der Natur und Lehrer der Naturwissenschaften an hohen und niedern Schulen Preußens weiß ihm noch heute für seine Belehrung, Anregung und wohlwollende Hülfeleistung bei naturhistorischen Bestrebungen innigen Dank. Bei pünktlicher und sorgfältiger Erfüllung seiner Amtspflichten, bei aller gefälligen zeitraubenden Belehrung, die er Anfängern in der Naturkenntniß, auch wenn sie nicht unmittelbar zu seinen Schülern gehörten, gern gewährte, ging er dennoch so haushälterisch mit seiner Muße um, daß er ein fruchtbarer Schriftsteller werden konnte. Die Belege seines ausdauernden Fleißes, die Proben seiner Liebe zur Natur und zum Vaterlande, die Beweise seiner gelehrten und reichen Kenntniß in den Naturwissenschaften hat er in zahlreichen Aufsätzen und Nachrichten gegeben, die in den preuß. Provincialblättern ihre gebührende Stelle gefunden haben. Es hatte den Anschein, als ob B. durch diese Beiträge zur vaterländischen Naturbeschreibung eine Art von Großthuerei sich hätte zu Schulden kommen lassen und er mußte es erleben, daß der Pfarrer Kähler in Mehlsack in einem recht gehaltreichen botanischen Aufsatze (Prov.=Bl. 14. Bd. S. 449 und 566) sein allseitiges Ergehen in den drei Reichen der Natur rügte; wogegen B. erst durch den Redakteur der Prov.=Bl., dann durch einen Ungenannten (Prov.=Bl. 15. Bd. S. 39 und S. 134) in Schutz genommen worden ist und er selbst mit Mäßigung und mit Uebersehung aller Persönlichkeiten sich vertheidigt hat. Was ein Streit hätte werden können, wurde glücklich durch einen Aufsatz des Professors Dr. Meyer, im höhern Gesichtspunkte gehalten (Prov.=Bl. 15. Band, S. 235. 1836), ruhig beseitigt und beigelegt. Im J. 1837 erschien das erste und einzige größere Werk des Verstorbenen unter dem Titel: Naturgeschichte der höheren Thiere, mit besonderer Berücksichtigung der Fauna Prussica (von Dr. Loreck). Ein Handbuch für Lehrer der Jugend, Oekonomen, angehende Forstmänner und Freunde der Natur. Mit 2 Kupfertafeln. Ueber die gediegene Arbeit des Verstorbenen haben sich Meister auf diesem Felde, der Medicinalrath Professor Dr. Rathke (Prov.=Bl. 18. Bd. S. 497) und Dr. Karl Theodor v. Siebold (Prov.=Bl. 18. Bd. S. 596. 1837) vortheilhaft ausgesprochen. Aus dem pädagogischen Gesichtspunkte ist rühmlich anzuerkennen, daß dieses Werk zur Grundlage des zoologischen Unterrichtes auf Schulen sich vortrefflich eignet, weil es dem Einheimischen sein Recht widerfahren läßt, nicht eine zu große Zahl von Thieren aufführt, aber das Leben der einzelnen Thiere mit Genauigkeit angibt und selbst charakteristische Anekdoten und sagenhafte Erzählungen

von Thieren, wodurch die Jugend so leicht gefesselt werden kann, nicht verschmäht. Als ein Zeichen, daß auch höheren Ortes seine Berufstreue und sein unermüdlicher Fleiß gebührend anerkannt worden sey, ist noch zu erwähnen, daß er im J. 1839 zum Gymnasialprofessor ehrenvoll ernannt wurde. — So viel von dem öffentlichen, verdienstvollen Leben und Wirken des Entschlafenen. Was sein häusliches Leben betrifft, so ist uns bekannt, daß er im J. 1811 zum ersten Male mit Wilhelmine geb. Ebel sich verheirathet hat. Diese seine treue Gattin hat ihm 5 Kinder geboren, von denen die 4 jüngern ihm in die Ewigkeit vorangegangen sind; das älteste Kind aber, sein Sohn Sigesmund, hat Kameralia studirt, war Referendarius und lebt gegenwärtig als Gutsbesitzer auf Auerfluß in Litthauen. Nachdem der Vielgeprüfte auch am Grabe seiner Lebensgefährtin gestanden hatte, trat er im J. 1827 zum zweiten Male in den Ehestand mit Johanna geb. Becker. Diese seine treffliche, ihn in tiefer Trauer überlebende Gattin gebar ihm 3 Kinder, deren jüngstes, gleichfalls ein Knabe, als vaterlose Waise zurückgeblieben ist. Der Abgeschiedene hat am Grabe von sechs ihm vorangegangenen Kindern und einer Gattin geweint, aber mit hohem, tiefinnern Gottvertrauen als Christ in voller Ergebung diese Verluste ertragen. Nachdem der Entschlafene seit Jahr und Tag an einem, bald hier, bald da sich festsetzenden rheumatischen Uebel, dessen baldige, gänzliche Entfernung er immer voraussah, gelitten hatte, griff ihn in den letzten Tagen vor seinem Ende ein Fieber an, verzehrte die gebrochenen Lebenskräfte mit Schnelligkeit und unerwartet kam seinen Freunden und Bekannten die Kunde seines sanften Todes. An seinem Begräbnißtage (15. Juni) hielt der Prediger Voigdt in der Kirche des Friedrichskollegiums vor den Leidtragenden, vielen Theilnehmenden, den Kollegen des Abgeschiedenen und allen Schülern die ergreifende Leichenpredigt. Der Zug der Trauernden begleitete den Sarg auf den roßgärtschen Gottesacker und der Leib des Heimgegangenen wurde nach Worten der Weihe, vom Superintendenten Kahle gesprochen, mitten im Kreise seiner vollendeten Lieben in die Gruft gesenkt.

Königsberg. J. A. Steger.

* 213. Ernst August Funke,

Schullehrer zu Vörstel (Fürstenthum Osnabrück);

geb. d. 8. März 1816, gest. d. 16. Juni 1840.

Von seinem Vater gebildet, trat er 1832 als Organist und Schullehrer an die Stelle desselben in seinem Geburts-

orte Börstel. Im J. 1837 ward er Seminarist zu Osnabrück. Aber schon im Juni 1838 mußte er Krankheits halber das Seminar wieder verlassen und hat seit dem bald mehr, bald weniger mit einem siechen Körper zu kämpfen gehabt, bis ein sanfter und ruhiger Tod ihn von allen Leiden erlöste. — Es lag eine ungemeine Milde und Freundlichkeit in seinem Wesen, er war ganz Liebe und heilige Begeisterung für seinen Stand hatte ihn durchglüht. Trotz seiner Kränklichkeit versäumte er nicht das Osnabrücker Lehrerfest; er war ein thätiger Beförderer desselben in seinem Kreise. Wie sehr ihm der pädagogische Verein am Herzen lag, dessen höchste Blüthe er zu erleben wünschte, das hat er durch seine eifrige Wirksamkeit für die Berger Konferenz und durch die Verbindung, in die er sie mit dem Vorstande zu Osnabrück zu setzen wußte, aufs unwiderleglichste bewiesen. In seinem Amte war er ein treuer Lehrer, der auch in der Krankheit noch stets gern bei den Kleinen war.

Dr. Arendt.

214. Dr. Karl Gottlob Kühn,

ordentl. Professor der Medicin zu Leipzig;

geb. d. 13. Juli 1754, gest. d. 19. Juni 1840 *).

Er war zu Spergau, einem zum Stifte Merseburg gehörenden Dorfe, geboren, wo sein Vater, ehe er Konsistorialrath in Merseburg wurde, Prediger war. Im väterlichen Hause sorgfältig vorbereitet, erhielt er auf der Fürstenschule zu Grimma seine wissenschaftliche Vorbildung und bezog dann die Universität Leipzig. Unter Ernesti und Morus die liebgewonnenen Studien des klassischen Alterthumes forttreibend, zeigte er gleich in seinen ersten schriftstellerischen Arbeiten, de via ac ratione qua Aelianus sophista in historia animalium conscribenda usus est (1777) und schediasma de causa mortis aqua submersorum eosque in vitam reducendi ratione veteribus Graeciae medicis usurpata (1778), gründliche Bekanntschaft mit den griechischen Aerzten. Nachdem er 1779 Magister geworden und sich 1781 durch die Abhandlung de philosophis ante Hippocratem medicinae cultoribus das Recht, Vorlesungen zu halten erworben hatte, wurde er 1783 Doktor der Medicin (Inaug. Dissert. de forcipibus obstetriciis recens inventis) und gab 1783—1785 seine „Geschichte der medicinischen und physikalischen Elektricität und der neuesten Versuche in dieser Wissen=

*) Hall. allg. Lit.-Ztg. August 1840.

schaft" in 2 Bänden heraus. 1785 wurde er außerordentlicher Professor, 1801 ordentliches Mitglied der medicinischen Fakultät (Abh. de exanthemate vulgo variolarum vaccinarum nomine insignito, dann auch deutsch „die Kuhpocken, ein Mittel gegen die natürlichen Blattern," 1801), 1810 Professor der Anatomie und Chirurgie, 1819 Professor der Physiologie und Pathologie. Seine literarische Thätigkeit war sehr groß; man verdankt ihm viele Uebersetzungen medicinischer Werke, ihm den Wiederabdruck der Schriften berühmter Aerzte neuerer Zeit und vor allem die große Ausgabe der Opera medicorum graecorum, von denen er Hippocrates, Galen und Aretäos besorgt hat, ihm eine neue sehr vermehrte Ausgabe von Blancardi lexicon medicum (1832). Seine akademischen Schriften (er war ein unermüdlicher Programmatarius) sammelte er unter dem Titel: Opuscula academica medica et philologica (2 Bde. 1827 u. 1828), in denen auch sein Bildniß sich findet. Er war ein vortrefflicher Vater, ein ausgezeichneter Kollege, überaus genau und pünktlich in der Erfüllung aller seiner Amtspflichten, von größter Menschenfreundlichkeit und hatte sich bis zu seinem Tode eine Geistesheiterkeit zu erhalten gewußt, die ihn an allen Bewegungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, wie an den Begebenheiten des Tages den thätigsten Antheil nehmen ließ. — Außer den genannten Werken erschien noch von ihm: Progr. de recentiorum physicorum circa aërem doctrina in re medica magnae utilitatis. Lips. 1784. — Mit Zwierlein: Taschenb. f. Brunnen- und Badegäste. Ebend. 1794. — *Etwas über die Kuren des Grafen von Thun. Ebend. 1794. — Die neuesten Entdeckungen in der physik. u. medic. Elektricität. 2 Thle. Ebd. 1796—1797. — *Ueber d. China- oder Fieberrinde in chemischer und therapeutischer Hinsicht. Ebend. 1804. — Samml. f. sächs. Medicinalgesetze. Ebend. 1809. — Briefe üb. d. Mittel, die atmosphär. Luft, besonders bei allgemein verbreiteten ansteckenden Krankheiten, zu reinigen. Ebend. 1813. — Galeni de optimo docendi genere libellus. Ibid. 1818. — Prospectus commentationum Galeni in Hippocratis librum de humoribus. Ibid. 1819. — Pr. de medicis nonnullis graecis in Coeli Aureliani de acutis morbis libro I. cap. 12—17 occurrentibus. Ibid. 1820. — Continuatio 1—4. Ibid. 1820. — Commentatio de Praxagora Cav. P. 1—3. Ibid. 1820. — Cornelii Celsi editio nova exoptatur. P. 1—4. Ibid. 1821. — De venenatis botulorum comestorum effectis. P. 1. 2. Ibid. 1824. — De venenatis casei comesti effectis. P. 1—4. Ib. 1824. — Mit O. B. Kühn: Versuche u. Beobachtungen üb.

die Kleesäure, das Würst- und das Käsegift; a. d. Engl. u. Latein. Ebend. 1824. — Lexicon medicum propediem proditurum indicatur. P. 1—6. Ibid. 1824—1828. — De femina Hamburgensi, quae combustionis spontaneae exemplum nuper prabuisse credita est. P. 1—5. Ibid. 1825—1826. — De necessitate legis, qua omnes terrae cujusdam incolae, qui variolis nondum laborarunt, vaccinationi subjici debent. P. 1. 2. Ibid. 1826. — Pr. de medicinae militaris apud veteres Graecos Romanosque conditione. Sect. 1—10. Ibid. 1826—1827. — Pr. additamenta ad elenchum medicorum veterum. Sect. 1—15. Ibid. 1826—1828. — Pr. de additamentis quibusdam, quae in codice manuscripto Pauli Aegineta a Scaligero reperta fuerunt, nunc ad hujus medici secundam editionem ab auctore ipso factam concludi possit quaeritur. Idid. 1828. — Hatte Antheil an verschiedenen Inauguraldissertationen, lieferte einige Beiträge zu Zeitschriften, gab heraus mit E. Benj. Gli. Hebenstreit: *Neue Sammlung der auserlesensten und neuesten Abhandl. für Wundärzte, aus verschiedenen Sprachen übersetzt, seit 1783; *Commentarii de rebus in scientia naturali et medicina gestis, seit Vol. 31. 1789. — Magazin für die Arzneimittellehre, Bd. 1. St. 1. Chemnitz 1793. — Mit C. Weigel: Italienische medic. chir. Bibl. Bd. 1. 1793. Bd. 2. St. 1. 1794. — Setzte fort: J. J. Römer Annal. der Arzneimittellehre. Bd. 2. H. 1. 1799. — Repertorium der neuesten Erfahrungen englischer Gelehrten aus dem Fache der Physik, Medicin u. Chirurgie, 1803. 6 Bde. — *Sammlung auserlesener Abhandlungen für prakt. Aerzte, seit Bd. 25. 1815. (Auch unter d. Titel: Neue Samml. rc. Bd. 1.) — Er besorgte *Leipziger gelehrte Zeit. 1783 bis zu Ende 1784. — Ferner gab er heraus: Cl. Aeliani, Sophistae, Varia historia et fragmenta; curavit indicemque graecitatis adjecit. Lipsiae 1779. — C. Chr. Krausii Opuscula academica. Vol. 1. Ibid. 1786. — Friedr. Gotthilf Voigtel vollständiges System der Arzneimittellehre. Ebd. 1816. 17. 2 Bde. in 4 Abtheilungen. — Phil. Gabr. Hensler allg. Therapie. Ebend. 1817. — Th. Sydenhami Opera universa medica; editionem reliquis omnibus emendatiorem et vita auctoris auctam curavit. Ibid. 1826. — Jo. Huxhami Opera. Ibd. 1827. — Geo. Baglivi Opera. Ibd. 1827. — Er übersetzte: M. Troja Versuche über Regeneration der Knochen; aus dem Latein. Straßburg 1780. — Will. Hunter medic. chir. Beobachtungen; aus dem Engl. mit Anmerkungen. Leipzig 1784. 85. 2 Bde. — *Galerie der berühm-

testen Wundärzte Frankreichs (Lecat. u. David). Bd. 1. Ebd. 1787. — Bertholon du St. Lazare über Anwendung der Elektricität; aus dem Französ. mit neuen Erfahrungen bereichert. Weißenfels u. Leipzig 1788. 89. 2 Bde., nebst Kpfrn. — *H. Callisen System der neuern Wundarzneikunst; aus dem Latein. Copenhagen und Leipzig 1788. 91. 2 Bde. N. Aufl. Ebd. 1798. 1800. 2 Bde. Mit neuem Titelblatte. Copenhagen 1820. 2 Bde. — Jo. Ad. Kulmus anat. Tabellen. Nach dem Latein. umgearbeitet und mit 27 neuen Kpfrn. versehen. Leipzig, 1789. Neue wohlfeilere Aufl. Leipz. 1814, m. 27 Kpfrn. — John Brooks Erfahrungen über Elektricität, Luftpumpen und Barometer; aus dem Englischen. Leipzig 1790. — E. Pearts über Urstoffe der Natur und ihre Gesetze; aus dem Engl. mit Vorrede und Anhang über die doppelte elektrische Materie. Ebd. 1791. — Patr. Russel über die Pest; aus dem Engl. Ebd. 1792. 93. 2 Thle. — N. Fr. Rongnon pathol. semiot. Betrachtungen aller Verrichtungen des menschlichen Körpers; aus dem Latein. mit Vorrede, welche einige Verbesserungen der Hippokratischen Lehrsätze enthält. Ebd. 1793. 94. 2 Thle. — J. R. Deiman von der Wirkung der Elektricität; aus dem Holländ. mit Zusätzen. Copenhagen 1793. 2 Thle. — Jo. Carl Gehler kleine geburtshülfliche Schriften; aus dem Latein. mit Zusätzen. Leipzig 1797. 98. 2 Thle. — Rich. Pulteney Geschichte der Botanik; aus dem Engl. mit Anmerk. Ebd. 1798. 2 Bde. — Jos. Flajani medic. chir. Beobachtungen; aus dem Ital. Ebd. 1798. 99. 2 Thle. Der zweite Theil auch unter dem Titel: Flajani über Schlagadergeschwulst ꝛc. Ebd. 1799. — De Loys Geschichte der Naturlehre; aus dem Französ. Ebd. 1798. 99. 2 Bde. — John Abernethy chirurg. und physiol. Versuche; aus dem Engl. mit Zusätzen. Thl. 2. Ebd. 1798. Vergl. Bd. 1. No. 43 b. — Benj. Lara Taschenbuch der Wundarzneikunde; aus dem Englischen mit Zusätzen. Ebend. 1799. 1800. 2 Thle. Auch mit andern Titeln. — Physisch-medicinisches Journal, nach Bradley und Willich, für Deutschland bearbeitet und mit Originalbeiträgen vermehrt. Ebd. 1800—1802. 3 Jahrg. in 6 Bdn. nebst Kpfrn. Nachher unter dem Titel: Repertorium. — Ed. More Noble über Augenentzündung; aus dem Engl. mit Anmerkungen. Ebd. 1802. — Th. Beddoes über Schwindsucht; aus dem Engl. mit Anhang. Ebd. 1803 und 1810. — Arzneimittellehre oder natürliche pharmac. u. medic. Geschichte der wirksamsten, in der Medicin gebrauchten Substanzen; aus dem Engl. Ebd. 1807. — Mit C. G.

Eschenbach: Andr. Dunkan N. Apothekerbuch; aus d. Engl. berichtigt und vermehrt. Ebd. 1807—1810. 3 Bde. — Jak. Wardrop über Fungus haematodes; aus dem Engl. Ebd. 1817. — Rich. Reece der Gesundheitsfreund; aus d. Engl. Ebd. 1817. — Rich. Carmichael über den Unterschied der venerischen Krankheiten; aus dem Engl. Ebd. 1819. — J. Armstrong über den Typhus; aus dem Engl. Ebd. 1821.

* 215. Karl Christian Ferdinand Chop,

Geheimerath zu Sondershausen;

geb. d. 18. Juni 1767, gest. d. 21. Juni 1840.

Ch. wurde in Sondershausen geboren und war der älteste Sohn (zweiter Ehe) des gewesenen Hof-, Konsistorial- und Kabinetsraths Friedrich Hieronymus Chop. Von der Natur mit trefflichen Anlagen und Geistesfähigkeiten ausgerüstet, genoß er eine denselben entsprechende Erziehung und wurde früh durch geschickte Lehrer auf die Bahn, die er künftig betreten sollte, hingeleitet. Von Jugend an belebte ihn ein feuriger Eifer für Sprachkunde und für alle Zweige der römischen und griechischen Literatur. Besonders wurde er später ein inniger Freund und Verehrer der lateinischen Dichtkunst. Horaz war und blieb bis in sein spätestes Alter sein Liebling und viele seiner lateinischen in Druck gegebenen und mit allgemeinem Beifalle aufgenommenen Gedichte bezeugen, wie glücklich er im Nachahmen jenes liebgewonnenen Dichters war. Doch außerdem blieb ihm kein Fach der Wissenschaftskunde fremd. Auch mehrere neuere Sprachen, besonders die französische und englische, waren ein Gegenstand seiner Bestrebungen und vorbereitenden Studien. So gingen eine Reihe von Jahren unter steter Beschäftigung mit den klassischen Werken des Alterthums und der neuern Zeit fruchtbar und angenehm für ihn vorüber. Leider! traf ihn kurz vor dem Antritte seiner akademischen Laufbahn das traurige Schicksal, seinen edlen, von Fürst und Land verehrten Vater durch den Tod zu verlieren. Doch durch dieses schmerzliche Ereigniß nicht entmuthigt, im Vertrauen auf Gott und mit allen erforderlichen Vorkenntnissen ausgerüstet, bezog er die Universität Göttingen, die gerade damals einen Verein der trefflichsten Lehrer, besonders in der Rechtswissenschaft, der er sich widmen wollte, umfaßte. Hier fand er, was er suchte, Nahrung für seinen wißbegierigen Geist und die Zeit seines akademischen Aufenthaltes wurde von ihm zum Einsammeln aller auf Rechts- und Staatskunde und damit

verwandte Wissenschaften sich beziehender Kenntnisse mit unermüdetem Fleiße benutzt. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland suchte er sich zuerst in praktischer Hinsicht zu bilden. Unter die Zahl der Advokaten aufgenommen, unterzog er sich dieser Geschäftsführung mit rühmlichem Eifer. Doch nach einer kurzen Dauer wurde er von dem damaligen Fürst Christian Günther, der ihn von Seiten seiner Talente und Brauchbarkeit kennen gelernt hatte, als Amtsverweser oder Gerichtshalter in dem nicht weit von Erfurt entfernten Gerichtsorte Haßleben angestellt, wo er, wie sein letztes lateinisches Gedicht bezeugt, alles, was kurz vorher ein großer Brand in diesem Orte verwirrt hatte, möglichst wieder herzustellen suchte und sich durch seine unpartheiische Gerechtigkeitspflege allgemeine Liebe und Hochachtung erwarb. Nach einem Aufenthalte von 3 Jahren rief ihn der Fürst nach Sondershausen zurück, um ihn in einen seinen Einsichten angemessenern Wirkungskreis zu versetzen. Er wurde zuerst in dem Kammer- und Finanzdepartement als Assessor und nicht lange darauf bei dem Regierungskollegium in gleicher Eigenschaft angestellt. Schon hier fand er Gelegenheit, seine ausgebreiteten Rechtskenntnisse zum Besten seines Vaterlandes anzuwenden und sich binnen Kurzem so auszuzeichnen, daß er schnell zur Würde eines Hof- und Konsistorialraths und zuletzt eines wirklichen Geheimeraths und Mitglieds des geheimen Kabinets erhoben wurden. Inzwischen trat jene schreckensvolle Kriegsperiode von 1806 — 1815 mit allen ihren harten Bedrängnissen für das Land ein und es bedurfte, um die in tausendfachen Beziehungen sich häufenden Forderungen, Einquartirungslieferungen, Vorspannungsleistungen u. s. w. gehörig zu regeln und zu ordnen, eines Mannes, der diesem vielseitigen, oft mit großer Gefahr für Gesundheit und Leben verbundenen Geschäfte völlig gewachsen war. Dem nun Verewigten wurde die Leitung dieses mühevollen Gegenstandes fast einzig und allein übertragen. Und mit welcher Treue, Sorgfalt, Umsicht und nach den Zeugnissen aller Gemeinheiten bewiesener Gewissenhaftigkeit hat er dieses Geschäft in seinem ganzen Umfange vollbracht! Ja er hat mehrere Reisen ins Ausland und unter andern kurz nach der Leipziger Völkerschlacht eine höchst drohende und gefahrvolle nach diesem Schauplatze der Menschenvertilgung, wie er sich damals dem Auge darstellte, unternommen. Waren sie endlich vorüber und glücklich überstanden, die Jahre des Drucks, der schweren Prüfung für das ganze Land, so hätte man mit Recht erwartet, daß der Mann, dem man so viel verdankte, seine übrigen Lebenstage in ungestörter Ruhe und

Amtsthätigkeit zubringen werde. Aber wie ganz anders gestaltete sich sein Schicksal. Kaum 5 — 6 Jahre nach der Wiederkehr des Friedens erhob sich gegen ihn einer der ungerechtesten Angriffe und Verfolgungen. Mißgunst, Neid, Eifersucht über seine hervorragenden Verdienste und die Furcht, ihn durch sie zu einer noch höhern Auszeichnung emporsteigen zu sehen, vereinigten sich zu dem verwerflichen Plane, ihn zu stürzen — eine Menge von Anklagen und Beschuldigungen gegen ihn aufzustellen, die sämmtlich ungegründet, aber doch scheinbar von der Art waren, daß sie ihm eine Verantwortung, die ihm leicht geworden seyn würde, zuziehen konnten. Doch — ohne diese abzuwarten, ward er sofort (mit Beibehaltung seines Gehaltes) seines Amtes entsetzt und dadurch dem Lande ein überaus brauchbarer, geschickter und thätiger Mann entrissen. Von nun an häuften sich Leiden, Bedrängnisse und Anfechtungen jeder Art über diesen Mann. Er sah sich zu seiner Ehrenrettung und Rechtfertigung in einen vieljährigen kostspieligen Proceß gegen seine Gegner verwickelt und entwarf eine mehrere Foliobände umfassende Widerlegung jener verläumderischen Anklagen. Sie ward auf allen Fakultäten, wohin sie kam, als durchaus gegründet und siegend und die Wiedereinsetzung des Mannes als die gerechteste anerkannt — und doch erfolgte letztere nicht — und doch blieb der brauchbare Mann von aller ferneren Theilnahme an der Staatsverwaltung ausgeschlossen. Welchen nachtheiligen Einfluß mußte ein so unverdientes Zurücksetzen und Verkennen einer dem Lande früher gewidmeten Amtstreue auf die Gesundheit, auf den ganzen Wohlstand und das häusliche Glück dieses Mannes haben. Umringt von Sorgen, Verlegenheiten und Bekümmernissen gingen seine Lebenstage traurig vorüber und mitten unter diesen Bedrängnissen ward ihm seine zärtlich liebende Gattin durch den Tod entrissen. Wie vieles, das dieser Mann zum Besten des Landes in öffentlichen Schriften mitzutheilen gesonnen war, blieb unvollendet oder in einzelnen Aufsätzen zerstreut unter seinem Nachlasse. Im Verein mit seinem Freunde, dem gelehrten Alterthumsforscher und Schwarzburgs Geschichtskenner, dem Hofrath Hellbach in Arnstadt, wollte er eine Menge gesammelter Urkunden und Nachrichten in Bezug auf des Landes Gerechtsame, Gesetze und Alterthümer — begleitet mit seinen Bemerkungen und Ansichten — herausgeben, als ihn jener Schlag des Schicksals — bis auf einige frühern Versuche — daran verhindert. Die letzten Jahre seines Lebens wurden durch die Schmerzen der Gicht getrübt und er dadurch in einen höchst leidensvol-

len Zustand der Schwäche und Hinfälligkeit versetzt. Zwar genoß er noch kurz vor seinem Ende die seltene Freude, sein 50jähriges Amtsjubiläum von einem Theile seiner Verehrer gefeiert zu sehen, wozu er selbst ein lateinisches Gedicht, das seine Lebensschicksale schildert, fertigte und wo ihm die unerwartete Auszeichnung zu Theil ward, daß der jetzt regierende Fürst ihm glückwünschend eine werthvolle goldene Dose überreichte. Doch nicht lange dauerte diese frohere Lebensansicht: durch Altersschwäche und Krankheit erschöpft, sank er plötzlich in die Arme des Todes, um jenseit des Grabes den Frieden zu finden, der ihm hier nur zu lange und widerrechtlich entzogen worden war.

* 216. Friedrich Christian Franz Anton Schumacher,

großh. oldenb. Regierungssekretär und Advocatus piarum causarum catholicarum in Birkenfeld, zu Oberstein;

geb. den 3. Dec. 1804, gest. den 21. Juni 1840.

In Vechta geboren, wo sein Vater, der Dr. jur. Clemens August S., Advokat, seine Mutter Karoline geb. Keppel war, wurde er schon früh Waise, denn seine Mutter starb am 8. Juni 1808, sein Vater am 9. Nov. des folgenden Jahres. Zwei ältere Schwestern theilten mit ihm dasselbe Schicksal. Seinen ersten Unterricht genoß er in der Bürgerschule zu Vechta, besuchte dann einige Jahre das dortige Gymnasium und später das Gymnasium zu Oldenburg. Mit dem Zeugnisse der Reife versehen, ging er von da im April 1825 auf die Universität Bonn, die Rechte zu studiren. Nachdem er hier Mackeldey, v. Droste, Pügge, Hüllmann, Haas, Hasse, Heffter und Walter gehört hatte, ging er Ostern 1827 nach Göttingen, wo er besonders die sogen. praktischen Kollegia hörte. Er beabsichtigte, um Ostern 1828 in die Heimath zurückzukehren, aber eine Krankheit, welche ihn befiel, hielt ihn so lange in Göttingen zurück, daß er erst im Febr. 1829 von dort abgehen konnte. Er meldete sich nun sofort zur ersten Prüfung, welche im November desselben Jahres mit ihm angestellt wurde. Durch eine Resolution vom 9. Jan. 1830 erhielt er den zweiten Grad mit Auszeichnung und schon am 15. März desselben Jahres wurde er zum Amtsauditor ernannt und beim Amte Wildeshausen angestellt und noch am 17. Okt. desselben Jahres als Amtsverwalter nach Oberstein im Fürstenthume Birkenfeld versetzt. Nachdem er im Hauptexamen am 2. Nov. 1835 den

zweiten Charakter erhalten hatte, wurde er am 14. April 1837 zum Sekretär der Regierung zu Birkenfeld und am 5. Sept. desselben Jahres zugleich zum Advocatus piarum causarum catholicarum in diesem Fürstenthume ernannt. Seine Kränklichkeit verließ ihn selten während seiner kurzen Lebensbahn und nach langen Leiden an der Schwindsucht entschlief er zu Oberstein. — Er war zweimal verheirathet. Seine erste Gattin, Eva Christine Dorothea geborne Wild, verlor er am 4. Mai 1835 nach zweijähriger Ehe durch den Tod, die zweite, Philippine geb. Cäsar, trauert an seinem Grabe.

* 217. Johann Franz Cappell,

Justizrath zu Hamm;

geb. d. 15. April 1774, gest. d. 23. Juni 1840.

Cappell, Sohn des Bergraths Cappell bei dem Bergamte in Hagen, demnächst in Wetter, wurde am letztern Orte von Hauslehrern unterrichtet und erhielt seine weitere Ausbildung für die Universität auf dem Gymnasium in Dortmund. Er studirte vom Herbst 1793 bis Herbst 1795 die Rechte in Erlangen und Halle, machte sein erstes und zweites juristisches Examen bei der vormaligen cleve-märkischen Regierung und arbeitete eine Zeit lang bei dem Bergamte in Wetter, demnächst bei dem Stadtgerichte zu Hamm. Am 1. Nov. 1800 wurde er zum Justizkommissarius und Notarius in Soest ernannt. Im J. 1805 erhielt er die Ernennung zum Kriminalrichter in Paderborn, konnte aber diese Stelle nicht antreten, weil der unglückliche Krieg von 1806 Paderborn unter französische, resp. westphälische Herrschaft brachte. Vom Anfange des Jahres 1812 bis zum 1. Jan. 1815 fungirte er als Advokatanwalt bei dem Tribunal in Hamm, demnach vom J. 1815 bis zu seinem Tode bei dem cleve-märkischen Oberlandesgerichte, welches zunächst in Emmerich, demnach in Cleve und seit 1820 in Hamm seinen Sitz hatte. Er wurde am 10. Febr. 1823 zum Justizkommissionsrath ernannt und starb am obengenannten Tage nach langjährigen körperlichen Leiden an der Wassersucht. Bei ausgezeichneten Talenten und einer sehr großen ununterbrochenen Thätigkeit hatte er sich vielseitige Kenntnisse erworben, genoß als Jurist einen vorzüglichen, weit verbreiteten Ruf und war, trotz seines kränklichen Körpers, unermüdlich, wo es darauf ankam, seine Partheien zu vertreten, wenn nach seiner Ansicht das Recht auf ihrer Seite war.

